Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PGoun 2[illegible]

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Siebenter Jahrgang 1913

Dritter Band

(Juli bis September)

März-Verlag

G. m. b. H.

München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes 1913

Hauptteil

Seite

Alafberg, Friedrich: Der Bankrotte der Literarhiſtorie . . . 153
Binding, Rudolf G.: Amelias Angedenken 333
Brod, Max: Gedichte 246
Caſtell, Alexander: Die Hinrichtung 193
Charmatz, Richard: Oeſterreichs gute, alte Zeit 406
Dünwald, Willi: Beethoven 347
Eick, Hugo: Ueber Friedrich Huch 64
Erkelenz, Anton: Hochſchulen für Arbeiter 243
Farga, Franz: Revanchehetze in Frankreich 162
Fernau, Hermann: Die weibliche Erwerbsarbeit 9
Fiſcher, Eugen: Luther 373
Flachs, Adolf: Bulgariſch-rumäniſche Feindſchaft 331
Frank, Ludwig, M. d. R.: Der badiſche Großblock 145
Godwin, Catharina: Selbſtmörder 159
Gothein, Georg, M. d. R.: Der internationale Warenboykott . 109
Gottſchalk, Hermann: Gefahr vorüber! 273
Großmann, Stefan: Lenchen Demuth 191
Haas, Ludwig, M. d. R.: Die Löſung des Deckungsproblems . 37
Freie Advokatur oder numerus clausus? 399
Harnack, Otto: Die Auflöſung des Panſlavismus 181
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Der Kronprinz 1
Bebel 255
Hecht, Georg: Bismarck und Carlyle 439
Helmolt, Hans F.: Die Legende von Springe 370
Heſſe, Hermann: Die Oſtindienreiſe 116
Regentage 390
Heuß, Theodor: Ein Gruß an Roſegger 150
Der deutſche Chauvinismus 269
Das Kartell der ſchaffenden Arbeit 327
Holz, Arno: Phantaſus 380
Horn, Hermann: Die erſten Abenteuer 15

Digitized by Google

Seite

Hutter, Heinrich: Die Rüstungsindustrie vor dem Kriegsgericht. 217
Koch, Hermann: Der Tod des Edgar Allan Poe 412
Korn, Georg: Mecklenburg 112
Kreowski, Ernst: Ueber Martin Greif 315
Lambertz, Hans: Mexiko 4
Lepsius, Sabine: Ueber das Aussterben des Salons 223
v. Liszt, Franz, M. d. R.: Die Reform des Militärstrafrechts . 83
Loerke, Oskar: Ausflug aus der Großstadt 21
v. Mehrn, Adolf: Armee und Politik in Oesterreich 291
Michaelis, Sophus: Die Aya Sofia 295
Michels, Robert: Adel und Aristokratie 60
Mohrat, E.: Die „Neue Armee" 363
Payer, Friedrich, M. d. R.: Die politische Bedeutung der Reichsfinanzreform 73
Pernerstorfer, Engelbert: Das glorreiche Königreich . . . 261
Picard, Jakob: Hymne 321
de Pouvourville, Graf: Mischehen und Mischlinge 43
Rauscher, Ulrich: Novelle der Schauspielerin 91
Reicke, Ilse: Die Bogenlampen 422
Reisinger, Hans: Maternitas 234
Schmidt-Bonn, Wilhelm: Der König von Münster 456
Schücking, Lothar Engelbert: Die Demokratisierung der Justiz 459
Specht, Richard: Der Haß gegen Schönberg 417
Spier, J.: Das Taylorsystem 131
Stübe, R.: Die chinesische Revolution 203
Thoma, Ludwig: Abwärts! 78
Verkehr in Bayern 148
Die Schande 189
Der Fall Münsterer 404
Thomas, Albert: Die dreijährige Dienstzeit und die französische Volkswirtschaft 435
Traub, Gottfried, M. d. A.: Die Internationale des religiösen Fortschritts 185
Ullmann, Regina: Gedichte 260
v. Westenhof, A.: Der Legionär 55
Voß-Zietz, Martha: Ungeeignete Frauenberufe 387
Walser, Robert: Helblings Geschichte 301
Whitman, Walt: Aussöhnung 352
Wichert, F.: Die Mannheimer Bewegung 442
Windholz, J. L.: Die von dreißig Jahren 167

Digitized by Google

Glossen

Seite

Absalon: Rosa mystica 470
Adler, Max: Prügel-Enthusiasten 25
Fuselplebiszite 322
Balticus: Dorpat 212
Behne, Adolf: Die Botschaft für Washington 429
Benn, Joachim: Die Goethegesellschaft 283
Blaich, Dr. med.: Infallible Aktenreiter 141
Brandenburg, Hans: Sema 253
„Orpheus" in Hellerau 143
Anna Pawlowa in München 359
Busch, Erich: Das Gemeindebestimmungsrecht 393
Carnifex: Sydow 463
Despoten 355
Eißler, Franz: Der energetische Imperativ 356
Emanuel: Justiz und Kinderstube 142
Fischer, Johannes: Ein Novum in der Unternehmersozialpolitik 101
Flachs, Adolf: Kutzowlachisches 214
Franz, Erich: Heine und die Frauen 361
Fridolin: Alles für drei Mark 141
Der Portepeekaufmann 171
Man kanns nicht besser nachmachen 358
Amerikanischer Zirkus 428
Friedemann, Hermann: Die Statistik des Angeblichen . . . 211
Zigaretten-Koghen 100
Illusionisten 395
Fürth, Henriette: Friedensbewegung und Menschenökonomie . 27
Glaser, Friedrich: Gummi-Greuel 102
Gottschalk, Hermann: Menschen und Heimat 23
Der denkende Mörder 425
Großmann, Stefan: Herrenhausmitglied Rosegger 248
Hamecher, Peter: Der Mythos vom dritten Reich 34
Die Augen der Angelina Perza 325
Haußmann, Conrad: Adrianopel 215
Hecht, Georg: „Trastevere" 179
Knoops Roman des Niedergangs 359
Hesse, Hermann: Schöne Bücher 208
Deutsche Bibliothek 285

Digitized by Google

Seite

Heuß, Theodor: Das Urteil von Erfurt 66
Die Mißverstandenen 392
Massenstreik 462
Hoeber, Fritz: Peter Behrens 173
Kaiser, Rudolf: Kokoschkas Selbstporträt 144
Kersten, Kurt: „Brüderlich in Herz und Hand —" 67
Kjaer, Nils: Altersbazillus 29
Die Prämie auf Idealismus 285
Klette, Werner: Das Pastiche 104
Pariser Künstlerromane 398
Koch, Hermann: Die Erdenschwere der Phantasie 325
Kölwel, Gottfried: Im Trödlerladen 180
Diebstahl 326
Koester, Reinhard: Abkehr 216
Kranold, Hermann: „Gebärstreik" 424
L.: Klerikales 355
Bayern und das Reich 392
Langer, Felix: Ueber Buchkritik 32
Das Unbezahlbare 289
Lapp, Adolf: Die preisgekrönten Dichter 70
Lehmann, Wilhelm: Chesterton und Meredith 36
Leybold, Hans: Schwefelblüte 254
Liffchitz, F.: Das schweizer Beispiel 431
Mayer, Paul: Monte Carlo 72
Peregrin: Lieber Herr Hillger! 252
Pernerstorfer, Engelbert: Englische und deutsche Erziehung 68
Ein Franzose über Rosegger . . 466
Potthoff, Heinz: Jubiläumsausgabe des Alten Fritzen 251
Rauscher, Ulrich: Kelheimer Festspiele 353
Rieß, Richard: Besinnung 434
Rubiner, Ludwig: Lyrische Erfahrungen 71
v. S.: Balkangloſſe 139
König Ferdinand 281
Die politische Blamage der U. S. o. A. 391
„Die Zeitung der Zeitungen" 427
Sänger, Fritz: Vorschlag zur Kriegsverhütung 249
Schmidt, Paul F.: Das Museum als Kunstwerk 287
Schwarzschild, Leopold: Der Weg des Felix Holländer . . . 464
Serner, Walter: Das Freilichttheater 175
Sinsheimer, Hermann: Das Theatergesetz 210
Steinitzer, Erwin: Der angestellte Erfinder 433

Digitized by Google

Seite

Stieve, Friedrich: Der große Krieg 105
Sulla, M.: Der Landrat und die Damen 28
Tagger, Theodor: Orthodoxie 178
Teutenberg, Adolf: Der fünfzigjährige Bahr 136
Vefferkorn, Jan: Der wehrlose Luther 396
Wagschal, Friedrich: Ueber das Sonett 468
Wantoch, Hans: Superlativ zur Dritten 250
Wattenbach, Augustus J.: M. Moskowitsch 107
Westheim, Paul: Ein neuer Wertheim 397
v. Wymetal, Wilhelm: Wien eine Musikstadt? 177

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kronprinz

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Kronprinz von Preußen ist aufs neue schroff in die Öffentlichkeit getreten. Es steht ihm das frei. Aber wenn er die Öffentlichkeit nachdrücklich zu beschäftigen vorzieht, so steht es der Öffentlichkeit nicht minder frei, sich ein Urteil zu bilden. Die öffentliche Meinung fängt an, dieser Beschäftigung so lebhaft nachzuhängen, daß diejenige Presse, die weder schönreden noch poltern will, Ohr und Mund nicht verschließen darf.

Der Kronprinz hat der Stadt Breslau gedroht, das Protektorat über die Jahrhundertsjubiläums-Veranstaltungen zu entziehen, wenn sie das Festspiel Gerhart Hauptmanns nicht untersage. Das ist ein höchst ungewöhnliches Hervortreten. Der Beschützer einer öffentlichen Feier droht diesen „Schutz" zu entziehen als Strafe für die Weiteraufführung eines Dichtwerks, dessen Annahme und Aufführung er zugelassen hatte. Der Akt setzt sich mit der bisherigen Duldung in plötzlichen Widerspruch. Was sind die Gründe? Das Kunstwerk entspricht nicht dem Geschmack des Kronprinzen. Aber darf er wegen Geschmacksfragen die Androhung einer Protektoratsentziehung ergehen lassen? Und das gegenüber einem Dichter, der unstreitig die deutsche Literatur mit Werken von dichterischem Wert bereichert hat. In welche Lage bringt sich der Thronerbe, wenn er Kunstkritiker mit Veto zu werden beginnt? Ich gehöre nicht zu Hauptmanns blinden Bewunderern und die dichterische Gestaltungskraft belebt nicht alle Teile seines literarisch und bühnenmäßig interessanten Festspiels. Aber Festspiele haben es auf sich, dem Dichter oft über die Kraft zu gehen. Goethe war einzig, aber viele seiner Festspiele sind mäßig und seine Symbolik im Faust zweiter Teil hat in Sinn, Handlung, Vers und Reim Partien, die schwer verdaulich sind. Reißt man Einzelstellen aus einem Festspiel, so ist es nicht allzu schwer, zu ironisieren,

Digitized by Google

und auch die dramatischen Spiele von Hans Sachs lassen sich leicht banalisieren. Hauptmanns Stück suchte halb faustisch und halb Hans Sachsisch die schwere Aufgabe zu bewältigen, pathetische Zusammenhänge unpathetisch schauen zu machen, Entwicklungsmomente zu personifizieren und zugleich ein kritisches Riesentheater zu unterhalten. Versuche das einmal einer von denen, die aburteilen, weil sie anderes in dem Festspiel finden, als bloß konventionellen Schuljugendinhalt. Hauptmanns Spiel bringt, im Zusammenhang genossen, jedenfalls mehr poetischen Gehalt als Kerkyra; sein Bekenntnis und sein Glaube an den „deutschen Gedanken" und nicht an die mechanischen Mittel ist eine Tat persönlicher Kraft und dichterischer Unabhängigkeit. Der Eingriff des Kronprinzen ist ein mechanisches Mittel gegen Gedanken. Der Kronprinz ist selbst Autor, er hat ein Jagdbuch und ein Leitwort zu einem militärischen Waffenbuch verfaßt und er gibt in beiden unverwickelte Eindrücke und Stimmungen wieder. Der Kronprinz ist der jüngste deutsche Schriftsteller. Er kennt als solcher die Schwierigkeiten des Schreibens, er weiß aber auch, daß ein besonderer Wert jedes Buchs in der Wahrhaftigkeit seines Verfassers liegt. Das ist die literarische Legitimation des kronprinzlichen Jagdbuchs. Aber der Kronprinz sieht nicht oder anerkennt nicht, daß sein Kollege Hauptmann ein Autor ist, der auch im Festspiel Wahrheit zu geben sucht so wie er sie dichterisch schaut und zu gestalten vermag. Dieser Wert wird nicht dadurch eliminiert, daß der unaufdringliche Patriotismus in Hauptmanns Werk nicht den Klang einer Militärkapelle hat.

Vergegenwärtigt man sich all dies, so darf man fragen: Besitzt der Kronprinz keine Ratgeber oder hat keiner von ihnen gesprochen: Der künftige Kaiser soll in literarischen Dingen nicht Partei ergreifen und in intellektuellen Fragen des individuellen Geschmacks nicht Recht sprechen wollen. Vielleicht war der Kronprinz nur geschoben. Dann ist es unverantwortlich von den unverantwortlichen Schiebern, den Thronfolger mit dem Odium einer antiliterarischen Gesinnung zu belasten. Eine Entlastung ist das nicht. Auch nicht die Tatsache, daß er geneigt scheint, sich leicht hinreißen zu lassen.

So, als er die heftige antienglische Rede des Herrn v. Heydebrand und der Lasa im Reichstag öffentlich mit Zustimmungsgesten applaudierte, so, als er der Sehnsucht deutscher Reiteroffiziere

Digitized by Google

nach einer attaque im Ernstfall Worte verlieh in der Vorrede des dem Kaiser gewidmeten und von diesem angenommenen Waffenbuchs, so, als er dem Staatssekretär des Auswärtigen während des Italienisch-Türkischen Kriegs einen verblüffenden Plan unterbreitete, dessen Unannehmbarkeit jeder erkennen würde, dem er bekannt wäre; und so, als er eine Parsivalpetition an den Reichstag mitunterschrieben hat, die ohne Debatte abgelehnt werden mußte.

Es wäre hochwillkommen, wenn sich die Beispiele nicht mehren würden.

Der Kronprinz wird von den Alldeutschen als ihre Hoffnung in Anspruch genommen und er ist der Gastfreund des Herrn v. Oldenburg-Januschau, der die Schließung des Reichstags durch einen Leutnant und zehn Mann, als staatsrechtlich und militärrechtlich zulässig, an die Wand gemalt hat.

Die kaiserliche Jubiläumsfeier hat die überraschende Eröffnung gebracht, daß ein früherer preußischer König ein geheimes Testament errichtet hat, wonach jeder Kronprinz vor der Thronbesteigung gegen die Verfassung scharf gemacht werden solle; der gegenwärtige Kaiser hat selbst als Kronprinz dieses verfassungswidrige Testament eröffnet erhalten und späterhin — wann wissen wir nicht — vernichtet, weil er die Wirkung auf künftige Kronprinzen habe ausschalten wollen.

Wer den deutschen Kronprinzen kennt und beobachtet, der versichert, daß „ihm Hintergedanken fern liegen" und daß er „eine gerade Natur" sei. Aber die Vordergedanken gerader Naturen können von einseitigen Richtungen okkupiert werden, wie die Geschichte der Könige lehrt. Aus Gedankenrichtungen sich später wieder frei zu machen, ist nicht immer leicht, selbst für einen Prinzen nicht, und namentlich nicht, wenn er öffentlich Stellung genommen hat. Darum ist es ein staatliches und ein deutsches Interesse, daß der preußische Kronprinz, der Kaiser werden wird, jedesmal kluge Ratgeber haben möge, wenn er in öffentlicher Angelegenheit persönlich hervortritt. Es ist Anlaß vorhanden, diesen Wunsch öffentlich auszusprechen.

Digitized by Google

Mexiko

Von Hans Lambertz (Yokohama)

Ein Deutscher, der fünf Jahre in Mexiko gelebt, schickt dem März diese fesselnden Äußerungen.

Mexiko! Eines der reichsten, eines der schönsten Länder der Erde! Und eines der unglücklichsten. Denn wohl kein Staat hat eine so turbulente innere Geschichte aufzuweisen, ist so von Parteien zerrissen, wie dieses Land, das die Natur zu einem der glücklichsten bestimmt hat, das die Menschen zu einem der unglücklichsten gemacht haben.

Was sind die Ursachen dieser ewigen Bürgerkriege? Worin liegt der Grund dieser endlosen Revolutionen?

Wenn wir die inneren Umwälzungen anderer Staaten auf ihre Beweggründe untersuchen, so werden wir in der Regel eine Idee finden, die sich als logische Folge der Entwicklung des Volkes herausgebildet und verschärft hat, bis das Für und Wider der Meinungen sich in einer Explosion entlud.

Die gracchischen Unruhen: eine rücksichtslose Raub- und Eroberungspolitik hat die Schätze einer Welt in den Händen einer kleinen, oligarchischen Minorität vereinigt, der eine überwiegende Majorität von Proletariern, — der Populus Romanus, — gegenübersteht. Ein unhaltbarer Zustand, der sich in zuckenden Unruhen äußert.

Die englische Revolution von 1649: Um die Frage „königliche Prärogative oder demokratische Selbstbestimmung handelt es sich hier.

Die große Revolution Frankreichs: Überlebtes Mittelalter und machtvoll aufblühende Neuzeit — Gottesgnadentum und Contrat social — ringen miteinander um die Herrschaft.

Überall eine geschichtlich begründete Ursache, deren zwingende Logik sich nicht hinwegleugnen läßt.

Digitized by Google

Ganz anders in Mexiko. Revolution folgt hier auf Revolution, und die eine ist ebenso unbegründet, überflüssig möchte man sagen, wie die andere.

Im September 1810 hob Miguel Hidalgo y Costilla, der Pfarrer von Dolores, sein Freiheitsbanner gegen Spaniens Tyrannei. Ein Kampf, dem sich die geschichtliche Berechtigung nicht absprechen läßt. Das war vor 100 Jahren. Und seither ist das Land, die Regierungszeit des Diaz ausgenommen, nie wieder auf längere Zeit zur Ruhe gekommen.

Was war der Grund?

Rücksichtslosester Egoismus des einzelnen, absolute Mißachtung des Gemeinwohls.

Die aztekischen Vorfahren der heutigen Mexikaner waren nicht so. Heldenhaft sehen wir sie den letzten Blutstropfen einsetzen im Kampfe gegen die „Gachupines", die spanischen Conquistadoren.

Auch die Spanier, die zweite Wurzel, der der Baum der modernen mexikanischen Rasse entsproß, dachten anders. Und der Sohn der beiden Heldenrassen, der Mexikaner, weist alle Merkmale des Degenerierten, weist das Brandmal des von der Weltgeschichte Gezeichneten auf. Drei Jahrhunderte unerhörten Zwanges haben diese Frucht gezeitigt, 300 Jahre der Sklaverei, der Verachtung, des Mißbrauchs.

„Zeus allwaltender Rat nimmt schon die Hälfte der Tugend
Einem Manne, sobald er die heilige Freiheit verlieret!"

Damals wie heute haben die Worte des alten Eumaeos ihre Gültigkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dieses Frühjahr hat die letzte heftige Revolution gesehen.

Madero wurde in den Straßen seiner Hauptstadt niedergeschossen. Ein typisch mexikanisches Leben hat hier sein Ende gefunden.

Wer war dieser Madero? Ein Schwärmer, ein Wortheld. Kein Mann der Wahrheit. Ein Mann der Illusion, der Selbsttäuschung. Kurz das Prototyp eines Mexikaners.

Womit nicht gesagt sein soll, daß die von ihm vor Jahr und Tag ins Leben gerufene Bewegung gegen Diaz ganz unberechtigt war.

Dem greisen Diaz waren die Zügel der Herrschaft, die er ein Menschenalter lang mit eiserner Faust gehalten hatte, entglitten. Seine alten An-

Digitized by Google

hänger hatten sich zum großen Teile vom öffentlichen Leben zurückgezogen, um auf wohlverdienten Lorbeern auszuruhen. Was den Greis umgab, das junge Volk, das als »Amigos del Presidente« eine Art allmächtigen Klubs bildete, war selbstsüchtiges Parvenügesindel, nur bestrebt, die letzten Lebensjahre des Alten zum eigenen Vorteil möglichst auszunützen. Räuber der ärgsten Sorte. Die den Staat aussaugten bis aufs Blut; Vampyren gleich, die in ihrer Verblendung selbst mit der Armee, ihrer einzigen Stütze, ein geradezu frevelhaftes Spiel trieben. 40000 Mann wurden in den Listen des Kriegsministeriums geführt und — 15000 waren de facto vorhanden..... Die für den Rest der Armee — 25000 Mann — bestimmten Steuergelder teilten sie unter sich.

Diese Koterie zu werfen lag im Interesse des Landes. Und vielleicht wäre der von Diaz selbst zu seinem Nachfolger erkorene Vizepräsident Ramon Corral der Mann gewesen, das Reinigungswerk zu vollbringen. Madero war es sicher nicht! Der besaß gerade genügend staatsmännische Fähigkeiten, um die Massen in Bewegung zu setzen und das Alte über den Haufen zu werfen. Nicht genug aber, um auf den Ruinen Neues, Besseres zu errichten.

Schon die Art, wie er das Volk zum Kampfe gegen Diaz rief, zeigt den Schwärmer ohne jede Menschenkenntnis. Die „politische Freiheit" versprach er einem Volke, das, seit seinem Bestande als unabhängige Nation zwischen Despotismus und Anarchie hin- und hertaumelnd, wahre Bürgerfreiheit überhaupt nie kennen gelernt hatte. Sein Appell an das Volk verpuffte denn auch vollkommen wirkungslos.

Und nun griff Madero zu einem anderen Mittel, das mehr noch als das ebengenannte den Phantasten kennzeichnet: Er versprach dem Volke nicht mehr und nicht weniger als eine grundstürzende Agrarreform, eine »Lex Sempronia« in neuer Auflage!

Es ist ja wahr, die agrarischen Zustände im heutigen Mexiko erinnern tatsächlich an die Roms in den letzten Tagen der Republik. Eine kleine Koterie von Hacendados, steinreich, die das ganze Land im Besitze hat; ihr gegenüber ein nach Millionen zählendes Proletariat, auf das mit geringer Änderung die Worte des Tiberius Gracchus passen: „Herren des Staates heißen sie und nennen keine Scholle ihr Eigen!" Diesen erschreckend armen „Peones" versprach nun Madero, daß die siegreiche Re-

Digitized by Google

volution das jetzt in wenigen Händen vereinigte Ackerland unter sie aufteilen würde. Wie? das sagte er nicht und — wurde auch nicht danach gefragt. Der Peon, als echter Mexikaner, machte sich über diese Frage blutwenig Gedanken. Er, der bisher das Leben eines Hundes geführt hatte, — in elenden fensterlosen Hütten aus ungebranntem Lehm lebend, starrend von Ungeziefer, auf eine aus Maiskuchen (Tortillas) und Chilepfeffer bestehende Kost angewiesen, ohne Hoffnung, ohne Zukunft, — er sah sich nun plötzlich als millionenreichen Hacendado, Besitzer fruchtbarer Farmen, ergiebiger Minen, zahlloser Herden. Und von allen Seiten strömten die Peones zu Maderos Banner. Damit war das Schicksal des alten Diaz entschieden.

Madero war Herr der Republik. Aber vom ersten Tage seiner Herrschaft an hatte er mit den Folgen seines unüberlegten „Pronunciamiento" zu kämpfen. Der Peon verlangte die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens. Verlangte sie um so stürmischer je klarer sich zeigte, daß die Regierung außerstande sei, auch nur den allerkleinsten Teil ihrer Versprechungen zu halten. Einige verzweifelte Versuche wurden ja gemacht. Das Regierungsland wurde zunächst mal verteilt: ein Tropfen Wasser auf einen glühenden Stein.

Nun wurde die durch den Bürgerkrieg erschöpfte Staatskasse in Kontribution gesetzt, um Land aufzukaufen. Eine Fehlspekulation, die nicht dem Proletariat sondern den Plutokraten zugute kam. Die verkauften natürlich ihre Haciendas zu Wucherpreisen, um nach kurzer Zeit von den in Schulden geratenen Peones die Grundstücke zu Schleuderpreisen wieder zurück zu erhalten.

Maderos agrarische Versprechungen hatten sich als Truggebilde erwiesen und damit war das Schicksal seiner Herrschaft besiegelt.

Sein persönliches Schicksal freilich hätte sich nicht so tragisch zu gestalten brauchen. Es hätte bei ihm gestanden, sich denselben Komödienabgang zu sichern, der bei gestürzten Präsidenten dortzulande üblich ist: Abreise nach den Vereinigten Staaten in Begleitung der Staatskasse. Sein Ende war die logische Folge seines Charakters. Eitel, empfindlich, wankelmütig, launenhaft stieß er heute seine besten Freunde vor den Kopf, schmeichelte morgen seinen Feinden. Seine Herrschaft, ja sein Leben vertraute er General Huerta

Digitized by Google

an, einem typisch-mexikanischen Revolutionsgeneral, gewissenlos, jederzeit bereit, den ihm Vertrauenden zu verraten. Madero wußte das und vertraute sich ihm dennoch bedingungslos an, trotzdem er ihn ganz kurze Zeit vorher noch als einen „Bluthund" und „Mörder" vor der Öffentlichkeit gebrandmarkt hatte.

Und eines Morgens klirren Gewehrkolben vor der Türe seiner „Presidencia" und Huerta tritt ein und erklärt ihn für abgesetzt und gefangen. Und auf dem Wege nach dem Gefängnis streckt ihn hinterrücks die Kugel eines seiner eigenen Offiziere zu Boden. . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das sind jetzt ein paar Monate her; Madero ist fast schon wieder vergessen.

Wie aber wird sich Mexikos Zukunft nun gestalten?

Präsident der Republik ist General Huerta, ein Bandenführer ohne die geringste Eignung zum Staatsmann. Anwärter auf den kurulischen Stuhl ist Felix Diaz, Neffe des Alten, der es unter dem Regime seines Onkels nicht weiter als bis zum — Infanteriehauptmann gebracht hatte, politisch nie tätig gewesen, vom alten Diaz stets im Hintergrunde gehalten worden war.

Er selbst, der alte Diktator, ist 83 Jahre alt. . . . . .

Die Vereinigten Staaten mögen offiziell den Gedanken einer Intervention mit noch so gut gespielter Entrüstung zurückweisen: die Zeit ist nahe, wo die mexikanische Nation, unfähig sich selbst zu regieren, ihre Gesetze von Washington erhält.

Digitized by Google

Die weibliche Erwerbsarbeit und ihre Folgen

Von Herm. Fernau (Paris)

Deutschland vergrößert seine Heereseffektiven und wird in Zukunft wahrscheinlich über ein stehendes Heer von über 800000 Mann verfügen. Diese Nachricht hat bei unseren Vogesennachbarn eine ungeheure Wirkung ausgelöst. In der Presse und im Parlament wurde die Regierung aufgefordert, auf diese deutsche „Herausforderung" zu „antworten". Nachdem sich aber der erste Sturm der Entrüstung gelegt hatte und man das Problem ruhiger, zu betrachten begann, mußte man sehen, daß diese Antwort nicht leicht sein werde. In der Tat: um Deutschlands Beispiel nachzuahmen, das heißt um auch fernerhin mit den deutschen Kriegsrüstungen Schritt zu halten, müßte man über die gleichen Menschenmassen verfügen wie Deutschland. Der deutschen Bevölkerung von rund 65 Millionen stehen aber bekanntlich nur etwa 39 Millionen Franzosen gegenüber und während sich Deutschlands Volkszahl jährlich noch um 700000 bis 800000 Einheiten vergrößert, ist Frankreichs Bevölkerung seit etwa 10 Jahren stationär geblieben.

Damit ist für unsere Nachbarn aufs neue das Bevölkerungs- oder vielmehr das Entvölkerungsproblem in den Vordergrund des Interesses gedrängt worden. Alle Welt ergeht sich in Betrachtungen über die Ursachen der geringen Geburtenziffern und hundert Mittel zur Abhilfe werden vorgeschlagen. Die Patrioten jammern: Finis Franciae! Wenn die Frauen nur wollten, die Patrioten würden das Land mit Gewalt bevölkern. Unter den zahlreichen Ursachen, mit denen man die geringen Geburtenziffern in Frankreich erklärt, erwähne ich hier nur einige: Der Egoismus der Reichen, die Furcht der Armen vor Schicksalsschlägen, die ungenügenden Löhne der Beamten, die allzuleichten Möglichkeiten der Ehescheidung, die in Frankreich ziemlich große Zahl der „wilden Ehen", die Prostitution, der Alkoholismus(?), der Feminismus, die Religionslosigkeit, die ungenügenden Löhne der Frauen, die teuren Lebensmittel und Wohnungsmieten, die hohen Steuern, die falsche Erziehung der jungen Mädchen, die neumalthusianische Propaganda, die große Kindersterblichkeit, die zahlreichen Fruchtabtreibungen, die Verachtung der unehelichen Mutterschaft usw.

Ohne Zweifel tragen alle diese Dinge (der Alkohol ausgenommen, denn er ist leider nicht ein geburtenhindernder, sondern ein geburtenfördernder Faktor) auf die eine oder andere Weise zur Abnahme der Geburten bei. Aber sie alle zusammengenommen erklären uns die Geburtenabnahme nicht so überzeugend

Digitized by Google

wie die eine große Hauptursache, von der man sonderbarerweise am wenigsten redet: Ich meine die soziale Frauenarbeit, und die durch sie bedingte gänzlich veränderte soziale Lage der Frau in der heutigen Gesellschaft.

Der französische Arbeitsminister hat kürzlich im Parlament auf eine ihm gestellte Frage einige Angaben über die Zahl der für Rechnung anderer Personen erwerbstätigen Frauen und ihre Durchschnittslöhne gemacht. Bei näherer Betrachtung dieser Statistiken lassen sich daraus wie gesagt interessante Rückschlüsse auf die tiefgreifenden Wirkungen ziehen, die die vermehrte soziale Frauenarbeit auf unsere gesamte Kulturentwicklung auszuüben beginnt.

Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1906 gab es in Frankreich insgesamt 4150000 angestellte Frauen. Davon waren in der Landwirtschaft 949000, in der Industrie und im Transportwesen 1133700 Arbeiterinnen, 540000 Heimarbeiterinnen und 48000 kaufmännisch angestellte Frauen beschäftigt. Der Handel beschäftigte andererseits als Angestellte 296000 und als Arbeiterinnen 208000 Frauen. Als Dienstboten und sonstiges Hauspersonal waren 772000 Frauen tätig.

In diesen Ziffern finden sich nur diejenigen Frauen einbegriffen, die für Rechnung Dritter arbeiten. Neben diesen 4150000 Frauen aber gibt es in Frankreich noch rund 3 Millionen Frauen, die für eigene Rechnung arbeiten. Die Gesamtzahl der in Frankreich erwerbstätigen Frauen beträgt demnach auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung von 1906 nahezu $7^1/_2$ Millionen oder auf eine Gesamtbevölkerung von $38^1/_2$ Millionen nahezu ein Fünftel. Kein anderes Kulturland weist heute einen gleichhohen Prozentsatz arbeitender Frauen auf. Die Frau hat in Frankreich heute schon nahezu alle Erwerbsmöglichkeiten erobert. Wir sehen sie als Advokat am Gericht, als Arzt im Krankenhaus, als Professor in den Lehrstühlen der Universität (Mme. Curie), als Architekt, Ministeriumsangestellte, Kutscher, Automobilführer, Maurer, Schmied, Affischenkleber und sogar als städtischer Straßenkehrer, kurzum in Berufen, die bisher als ausschließliche Monopole für männliche Arbeitskräfte galten.

Diese überaus starke und alljährlich wachsende Beteiligung der französischen Frauenwelt an der sozialen Arbeit ist ohne allen Zweifel die unmittelbarste Ursache für den so sehr beklagten beständigen Geburtenrückgang. Die moderne Frau, durch die wirtschaftliche Entwicklung gezwungen, ihren Lebensunterhalt durch eigene Arbeit selbständig zu verdienen, hat naturgemäß nicht mehr so viel Zeit und Kraft für die Mutterschaft auszugeben, wie die Frau von ehedem, deren hauptsächlichster Ehrgeiz die Heirat und der Hausfrauenberuf an sich war. Niemand, der die innerwirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs und die Eigenart seiner Bewohner auch nur einigermaßen kennt, wird die Tatsache bestreiten, daß mit der beständigen Verteuerung der Lebensmittel und Wohnungsmieten einerseits, mit der immer fortschreitenden Aufklärung in Frauenkreisen anderer-

Digitized by Google

seits, die heutige Frau den Hausfrauen- und Mutterberuf schon lange nicht mehr als einziges Lebensziel erstrebt. Sie zieht es vielmehr vor, selbst zu erwerben und dergestalt langsam von jener wirtschaftlichen Bevormundung durch Mann und Ehe loszukommen, die bisher als die Norm der Frauenexistenz gegolten hat und die Ibsen in „Nora" so treffend kritisiert.

Vergleichen wir, um dies auch zahlenmäßig zu beweisen, Frankreich mit Deutschland: Wir haben gesehen, daß in Frankreich ein Fünftel der Gesamtbevölkerung erwerbstätige Frauen sind; in Deutschland dagegen gab es 1905 auf eine Bevölkerung von rund 60 Millionen erst 5 Millionen arbeitende Frauen, das heißt etwa ein Zwölftel. (Meistens findet in Deutschland die Frauenarbeit noch mit der Verheiratung ihren Abschluß, in Frankreich aber nicht.) Und damit eben erklären wir am deutlichsten den Unterschied in der Mutterschaftsleistung der französischen und der deutschen Frau. Wir können also, wenn wir die beständige Zunahme der Frauenarbeit mit der beständigen Abnahme der Geburten vergleichen, den unanfechtbaren Satz aufstellen: Die soziale Frauenarbeit steht in einem direkten und umgekehrten Verhältnis zur Mutterschaftsleistung. Je mehr sich die Frau dem selbständigen Gelderwerb widmet, umso lebhafter muß ihr Wunsch nach Vermeidung einer allzu häufigen Mutterschaft werden. In Staaten, wo die Frauen am meisten arbeiten (Frankreich, Nordamerika, Australien) sind daher die Geburtenziffern viel geringer als dort, wo die Frauenarbeit noch nicht im gleichen Maße in die sozialen Sitten übergegangen ist.

Gesetzt nun, daß es uns widerstrebt, die an sich selbstverständliche Forderung der Frau nach eigenem Erwerb und wirtschaftlicher Selbständigkeit zu bekämpfen, so müssen wir auch mit den Folgen dieser Frauenemanzipation einverstanden sein. Einmal die Frage: Hat die Frau ein Recht auf Arbeit? mit „ja" beantwortet, dann lautet die Hauptfrage des Problems so: Liegt in der durch die Zunahme der Frauenarbeit bedingten Geburtenabnahme eine Gefahr?

Ich habe eingangs diese Gefahr bereits erwähnt: Sie ist in der Hauptsache militärischer Art: Augenscheinlich befindet sich ein Volk, bei dem die Geburten abnehmen, gegenüber seinen Nachbarn, die sich ihrerseits stark vermehren, in einem Zustande der Minderwertigkeit. In diesem Falle ist in der Tat die Gefahr vorhanden, daß die stationär bleibende Bevölkerung der Invasion einer doppelt so starken und folglich expansionsbedürftigen Nation nicht wird standhalten können. Frankreich ist heute bereits, wie seine gegenwärtigen verzweifelten Anstrengungen zeigen, an die äußerste Grenze seiner militärischen Leistungsfähigkeit gedrängt worden. Infolge seiner nichtwachsenden Bevölkerung kann es in der Tat die Zahl seiner Soldaten nicht mehr vermehren. Die Franzosen werden also, wenn sie auch fernerhin den Ehrgeiz haben, mit den (immer zunehmenden) Rüstungen der Nachbarn auf gleichem Fuße zu bleiben,

Digitized by Google

entweder gezwungen werden, die Dienstzeit ihrer permanenten Kasernenarmee von zwei auf drei und später auf vier Jahre usw. zu erhöhen (was natürlich auch wieder nur eine Zahlenillusion ist) oder sie werden, wenn sie diesen Ehrgeiz im Interesse der Verwirklichung einer höheren Kultur endlich fallen lassen, zu jenem Verteidigungssystem der Volksmiliz übergehen müssen, das von dem Sozialistenführer Jaurès vorgeschlagen wird. Der Übergang zur Volksmiliz in Frankreich aber wäre ein erster Ansatz zur Möglichkeit der Abrüstung überhaupt.

Diesem Nachteil der nichtwachsenden Bevölkerung (den streng genommen nur kriegsfreudige Patrioten als Nachteil empfinden können) aber stehen vom Standpunkt der Kultur aus nicht minder große Vorteile gegenüber:

Zunächst wird dort, wo ein Volk keine unverhältnismäßig starke Nachkommenschaft mehr zu ernähren hat, der Nationalreichtum schneller wachsen und sich allmählich gleichmäßiger unter die Volksgenossen verteilen, als dort, wo alle von der sozialen Arbeit erzielten Mehrwerte von dem übergroßen Nachwuchs der Nation sofort wieder verbraucht werden. Wir brauchen nur Frankreichs mit Deutschlands Wirtschaftspolitik und Finanzverhältnissen zu vergleichen, um hierfür einen klaren Beweis zu finden: In Frankreich ist seit einem Jahrhundert der Besitz in viele kleine Hände zerteilt und das Kapital hat sich durchaus nicht in der von Marx prophezeiten Weise „konzentriert" um die Massen allmählich zu „verelenden". Im Gegenteil: Die kleinen Rentner sind nach wie vor Frankreichs Lebensmark und ihre Zahl ist in beständigem wenn auch sehr langsamen Wachstum begriffen. Das gleiche läßt sich von den Kleinbauern sagen, die hauptsächlich deshalb so vorsichtig in der Kinderzeugung sind, weil sie ihr Fleckchen Erde nicht an viele Erben aufteilen möchten. Die Folge dieses Egoismus (der in dem begreiflichen Wunsche der meisten Eltern, ihren Kindern eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten seine Erklärung findet) ist der Reichtum und die erstaunliche Kreditfähigkeit Frankreichs. Paris ist der erste Finanzmarkt der Welt. Ist also Frankreich (vom militärischen Standpunkt aus) im Vergleich mit anderen Nationen numerisch geschwächt, so gleicht es andererseits diese Minderwertigkeit der Zahl spielend leicht durch die Allmacht seiner Kapitalien aus und wird in der Weltpolitik als erster Kreditgeber außerordentlich geachtet. — In Deutschland liegen die Verhältnisse just umgekehrt: Unser beständiger Bevölkerungszuwachs ist zwar die Hauptursache für die großartige Entwicklung unserer Industrie und unseres Handels, aber diese Zunahme ist leider allzu ausschließlich auf den Kredit gebaut und vollzieht sich allzu ausschließlich auf Kosten der proletarischen Klassen, so daß für Deutschland die Marxsche Theorie von der Verelendung der Massen insofern zu Recht besteht, als sich die Lage der arbeitenden Klassen durchaus nicht in dem gleichen Maße bessert als die Gesamttätigkeit und der Gesamt-

Digitized by Google

reichtum der Nation zunimmt. Aus begreiflichen Gründen: Die proletarischen Klassen tragen wie überall so auch in Deutschland die Hauptkosten der Bevölkerungszunahme. Käme es nämlich nur auf die besitzenden Klassen Deutschlands an, dann würde sich unsere Bevölkerung ebensowenig vermehren wie die Frankreichs, denn die besitzenden Klassen aller Länder sind heute außerordentlich egoistisch in der Kinderzeugung geworden. Was immer also die deutsche Arbeiterklasse an Mehrwerten durch ihre Arbeit erwirbt, das muß sie für ihre Nachkommenschaft ausgeben und der deutsche Arbeiter lebt dergestalt nach wie vor „aus der Hand in den Mund". Das ganz gleiche Bild bietet die deutsche Landwirtschaft: die Kleinbauern verschwinden mehr und mehr und das Großkapital industrialisiert die Landwirtschaft immer deutlicher bis zu jenem Zustand, in dem es schließlich nur noch Gutsherrn und „Gesinde" gibt. Großindustrie, industrielle Landwirtschaft, Massenumsatz und Riesenunternehmen sind aber an sich noch keine erstrebenswerten Ideale für ein Volk. Sondern alles kommt darauf an, was wir mit unserem Fleiße verdienen und wie sich der von einem Volke erarbeitete Mehrwert unter die Volksgenossen verteilt.

Dem objektiven Beobachter aber steigen, trotz aller Lobsprüche, die er zu hören bekommt, doch immer wieder gewichtige Zweifel auf über die gründliche Gesundheit unserer deutschen Volkswirtschaft. Denn warum sind wohl die deutschen Reichsfinanzen andauernd in einem so beklagenswerten Marasmus, warum ist der für die gesunde Fortentwicklung unseres Handels so wichtige Bankdiskont beständig teurer als anderswo, warum gehört die deutsche Rente zu den billigsten aller Staatsrenten, und warum auch erreichen die Lebensmittelpreise bei uns heute eine Höhe, wo die armen Klassen bereits ernsthaft mit dem Konsum von . . Hundefleisch begonnen haben usw. usw.? Warum? Weil der Volksreichtum in den unteren Schichten auf Grund der starken Volksvermehrung nicht so gleichmäßig zunehmen kann, wie er infolge der erstklassigen deutschen Arbeitsorganisation und des nationalen Gewerbefleißes zunehmen sollte und könnte, wenn wir weniger Menschen zu ernähren hätten. — Wenn also unsere Nachbarn auch unsere einzig dastehende technisch-kommerzielle Entwickelung ebenso bewundern, wie sie auf der anderen Seite unsere gewaltige Armee fürchten, so wissen sie nichtsdestoweniger recht gut, daß die verwundbare Ferse des deutschen Kolosses seine kapitalistische Kurzatmigkeit ist. Diese Kurzatmigkeit aber und alle aus ihr entstehenden Übel (insonderheit das Elend der proletarischen Klassen) kann man letzten Endes nur durch den zu starken Bevölkerungszuwachs erklären.

Ein anderer Vorteil der nichtwachsenden Bevölkerung ist oder kann wenigstens rassenhygienischer Art sein. Bei geringerer Kinderzahl wird es auch den ärmeren Familien ermöglicht, ihre Kinder besser fürs Leben zu erziehen, als dies bei zahlreichen Familien gemeinhin der Fall sein kann. Wenige Geburten ver-

Digitized by Google

ringern die Säuglingssterblichkeit, verbessern infolge der besseren Pflege nicht nur das kommende Menschenmaterial, sondern auch die Lage der Frau, indem sie zunächst ihr Ansehen als Mutter erhöhen und den Staat allmählich zwingen, für ausreichenderen Mutterschutz als bisher zu sorgen. Unter allen Kulturstaaten kommt Frankreich heute der Mutter (der ehelichen sowohl als der unehelichen) am wirksamsten zu Hilfe. Es wäre dem französischen Gesetzgeber wohl nie eingefallen, einigermaßen wirksam für Frau und Kind zu sorgen, wenn die Geburten nicht abgenommen, wenn er in dieser Abnahme nicht eine „nationale Gefahr" erblickt hätte. — Es steht daher zu hoffen, daß die Regierungen der Kulturländer (und die Geburten gehen heute in allen Kulturländern zurück) mit ein wenig Einsicht und Großzügigkeit in der Gesetzgebung jene wissenschaftlichen Forderungen der allmählichen Rassenverbesserung werden verwirklichen können, die die sogenannten „Eugenists" auf ihrem letztjährigen Londoner Kongreß aufgestellt haben und die eben nur dort möglich werden, wo die Bevölkerung nicht mehr unverhältnismäßig stark wächst.

Ziehen wir die Kreise dieser flüchtigen Betrachtungen ein wenig enger: Die zunehmende soziale Frauenarbeit verursacht die abnehmenden Geburten; je nach dem Standpunkt, von dem aus wir diese Geburtenabnahme betrachten, liegt in ihr entweder eine Gefahr oder ein Fortschritt: Frankreich zum Beispiel besitzt wenig Menschen und viel Geld. Deutschland viele Menschen und wenig Geld, Rußland dagegen (das in Europa die höchsten Geburtenziffern zählt) besitzt nur Menschen, lebt in der Hauptsache von gepumptem Geld und schafft daher überhaupt noch keine Kultur. Und so fort: Die Volkszahl steht überall in einem deutlichen Verhältnis zur erreichten Höhe der allgemeinen Kultur.

Von der heutigen Frauenbewegung sollte man nun ein wenig mehr Klarheit und Logik in der Erkennung des Zieles verlangen, dem sie zustrebt: Entweder sie betont und fordert die soziale Erwerbsarbeit der Frau als deren unveräußerliches Recht. In diesem Falle muß sie auch die Folgen dieser Entwicklung vorhersehen, fördern und verteidigen, nämlich: Numerische Schwächung der Nation (damit zusammenhängend allmähliche Zerstörung des übertriebenen Militarismus) auf der anderen Seite dagegen moralischer Kräftezuwachs des Volks, Höherwertung der menschlichen Individualität, volle Anerkennung der weiblichen Persönlichkeit und Leistung, andererseits auch Zunahme und gesündere Verteilung des Nationalreichtums (davon ausgehend Anbahnung einer gesünderen und demokratischeren Volkswirtschaft) usw. usw.

Oder aber die Frauenbewegung will gemäß der Königsberger Rede unseres Kaisers die traditionellen Ideale nicht zerstören, sie will für das kriegsrüstende Vaterland arbeiten, die Klassengegensätze nicht ausgleichen, sondern sie im Marxschen Sinne verschärfen helfen. In diesem Falle sollten die Wort-

Digitized by Google

führerinnen der Frauenbewegung von vornherein die Frauenarbeit als gründlich antinational und „zersetzend" brandmarken und der Frau jedes Recht auf Selbständigkeit absprechen (wohlgemerkt: die gefährlichste Selbständigkeit der Frau wäre noch nicht ihr politisches Wahlrecht, sondern ihre sexuelle Selbständigkeit im Ehebett, in dem sich bekanntlich das Schicksal der Völker entscheidet).

Was wir heute in Frankreich sehen, das ist nicht, wie so viele behaupten, eine Dekadenz, sondern nur ein Übergang zu einer höheren Gesellschaftsreform, ein Loskommen von der behexenden Zahl und zu guter Letzt eine Umwertung unserer kläglichen Massen- und Klassenwerte in gesündere Menschenwerte. — Ohne es zu wissen und zu wollen, arbeiten Frankreichs Frauen mit allen Kräften an der Geburt einer neuen Gesellschaft. Die Frauenbewegung als solche ist freilich in Frankreich bis auf den heutigen Tag fast ganz unorganisiert geblieben. Aber die Französin hat sich trotzdem individuell emanzipiert. Da man sie im Parlament und in der Werkstatt daran verhindert, betont sie ihre Rechte zunächst im Ehebett. Auch ohne Frauenvereine und Zeitungen hat sie bereits begriffen, wo ihre wahren Interessen liegen: nämlich in einer Verewigung ihres sozialen und sexuellen Sklaventums.

Ich habe hier andeuten wollen, wohin unsere durch die wirtschaftliche Entwicklung bedingte Frauenemanzipation uns langsam führt, nämlich zu Zuständen, die heute noch von den meisten Frauenrechtlerinnen selbst als beklagenswert bekämpft werden. Es handelt sich darum, die „zersetzenden Folgen" des Feminismus in ihrer wahren Gestalt zu erkennen, sie nicht länger als Dekadenzträger zu beklagen, sondern sie als notwendige Entwicklungsphasen zur höheren Kultur hin zu propagieren.

Die ersten Abenteuer / Von Hermann Horn

Der junge Leichtmatrose war schon, vor die andere Mannschaft angemustert wurde, an Bord geholt worden. Er arbeitete da allein am Schiff und in den Wanten umher, während der Steuermann das Laden beaufsichtigte. Er erwies sich als fleißig und geschickt, und am Samstag Abend durfte er an Land.

Die Schauerleute, lauter ehemalige Matrosen, lachten ihm zu und machten ihre Scherze, ohne etwas zu denken: „Donner, die Dearns, heut abend; — und vergiß den Taler nicht, Karl!" und dergleichen mehr.

Der Steuermann, ein schwerer Mann, guckte ihn von der Seite an und sagte: „Laß du die Dearns man in Ruh, sonst hau ich dich die Jacke voll!"

Das sagte er ernst und väterlich, daß sich die Schauerleute zurückzogen.

Digitized by Google

Aber den Karl wurmte das, und nun ging er gerade in die Straße, wo sie alle standen oder aus ihren Fenstern guckten.

Er hatte sich noch nie zu ihnen getraut. Voriges Jahr, als er von einem Großmaul aus seiner Schlafstelle hingeführt worden war, hatte er im letzten Augenblicke doch nicht mehr gewollt. Er war sehr ernst geworden und hatte erklärt, nein, mit solchen wolle er nichts zu tun haben, und war allein heim.

Heute ging er stracks in die nächste Türe hinein. Da stand eine schlanke Blonde vor einer offenen Kommode und drehte sich etwas erstaunt um, und fragte, was er wolle.

„Pah," machte er, was man wohl bei ihr wolle. Dann schwatzte er vor Aufregung, die er an sich hielt, albern daher, schoß in der Stube umher und beleidigte das junge Ding.

Als er wieder zum Gehen fertig war, noch ebenso voll angehaltener Aufregung, sagte sie zu ihm: „Es wäre viel schöner gewesen, wenn du nicht so dumm gewesen wärst!" Und weil er ein hübscher Mensch war, strich sie ihm über das Haar, und guckte dann sein goldenes Hemdknöpfchen an, und meinte, wie hübsch das sei.

Da schämte er sich auf einmal und ward sehr verlegen, und merkte nun erst, wie weich und warm ihre Hand und wie jung sie war. Und er sah draußen dann wohl ein, daß das nichts gewesen und er so klug war wie zuvor.

Auf dieser Reise sproßte ihm ein schwarzes Bärtchen. Die Matrosen meinten, das käme vom Teer und Hühnerdreck, den sie ihm bei der Taufe unter der Linie um das Maul geschmiert hätten und lachten ihm freundlich zu; denn man sah ihn gern, weil er wuchs und gedieh und voll freudiger, innerer Kräfte war. Seine Haut straffte sich und ward weich und dunkel von Sonne und Passatwinden, und seine Augen bekamen etwas Sicheres und Warmes.

Viele Wochen segelte das Schiff durch Hitze und Kälte, und die Aufregung kam über sie, daß nun bald das Land kommen sollte; Briefe von zu Hause, frisches Essen und Dearns.

Karls Freund, der junge Matrose, meinte, Junge, was er Angst habe, daß ihm seine Letzte mit einem Kind käme. Nach der letzten Reise, wo er die Achthundert ausbezahlt bekommen habe, sei er einmal vier Wochen mit einer zusammen gewesen, die habe ihm sogar sparen geholfen. Das sei das richtige gewesen. Und der Segelmacher, der nur englisch konnte, erzählte von seiner, die platt wie ein Pfannkuchen gewesen sei, aber ein goddam Satan im Bett. Jeder wußte etwas anderes.

Dem lauschte der Junge und errötete, und die anderen freuten sich daran.

Endlich durften sie an Land, nachdem sie die Häuser der peruanischen Stadt lange, wie aus einer Spielzeugschachtel weiß und rot den Berg hinan hatten liegen gesehen. Der Wind blies über eine eiserne Pear, die sie erklettern mußten, und am Strande hockten schwarze Geier oder hopsten im Unrat herum. Sie gingen ehrbar in ein Hotel, wo man hinter verdunkelten Fenstern Eislimonade trank. Dann bummelten sie umher, gingen durch lange Straßen mit Lagerschuppen, sahen in Höfe, in denen gelbbäuchige Kinder umherwatschelten,

Digitized by Google

tranken bei einem Wirt Löwenbräubier und kegelten dazu; und als sie an Maultierfuhrwerken vorbei in ein Wäldchen gekommen waren, wo große Eidechsen mit seltsam wechselnden Farben über die Wege huschten und stehen blieben und schier drohend nach ihnen guckten, kam plötzlich mit tiefer Dunkelheit die Nacht.

Das alles hatte ihre Phantasie aufgeregt, und als sie jagend nach den Lichtern der Stadt eilten, schwur der junge Matrose, der noch allein mit Karl war, heute ginge er nicht an Bord, jetzt müsse eine her. Sie begannen eine lachende Jagd nach allen Gestalten, die sie sahen. Jedoch die erste war ein altes Weib, das sich ängstlich an die Wand eines Hauses drückte, und bei der zweiten, die davon lief, tauchte ein brauner Umbri mit einem weißen Bart auf, der ihm wie einem Araber vom Gesicht stand, und drohte mit einer blanken Axt. Sie liefen, was sie konnten, von Hundegebell verfolgt, und hielten erst in einer hellerleuchteten Straße an. Als sie hier an einem halbhellen Laden vorbei über einen freien Platz gehen wollten, stand plötzlich eine an einer Stange gelehnt. Sie hatte ein Tuch über die braunen Schultern geschlagen, die man weich und rund halb sah, und ihre schönen Arme waren nackt. Groß war sie nicht.

Der Matrose musterte sie einen Augenblick und sagte: „Aber, die ist doch ... verdammt ok!" und ging weiter.

Karl zögerte noch und betrachtete sie neugierig. Er sah ihr schönes Gesicht ganz nahe, und auf einmal verzog sie den Mund und lächelte ihn mit einem geheimnisvollen Kinderlächeln harmlos und freundlich an. Und ihr Gesicht blieb voll und gerundet dabei. Ihr Arm war weich und kühl, als er ihn berührte.

Dann rief ihm der andere und er sprang nach.

Der Matrose schwur, alles, was recht sei, aber in einem solchen Zustande, wenn eine Frau sei, dann erfasse ihn ein Ekel, da sei nichts dagegen zu machen.

So gingen sie an Bord.

In den Nächten, wenn er auf Ankerwache war, und über das dunkle Meer nach dem Lande sah, wo zuweilen die Brandung weiß leuchtete, stellte er sich gern dies Lächeln vor. Das weiche Gesicht voll zarter Wärme, die dunklen Augen, von denen man ein wenig das Weiße gesehen hatte — das genügte, um ihn mit Freude und Glück anzufüllen.

In einem andern Ländchen an der gleichen Küste luden sie Zedernholz. Da durfte er wieder an Land.

Hier mußten sie am blanken Strande landen. Die Brandung warf sie den Ufersand hinauf, und sie zogen das Boot soweit sie konnten noch weiter aufs Trockene, wo sie es verankerten, damit die Flut es nicht mitnähme, falls sie früher kommen sollte als sie selbst.

Sie gingen in den Wald, wo die Arbeiter hausten, die die Zedern fällten und an Bord floßten.

Die Sonne glühte und zitterte durch die Kronen der Bäume, die mitunter

Digitized by Google

ihre Wurzeln mit in die Höhe genommen hatten, daß man zwischen ihnen hindurch konnte. Große Papageien schwangen sich kreischend umher; an den Stämmen sah man grauschwänzige Eichhörnchen klettern, und einmal erscholl ein heißeres, wildes Bellen, und eine Schar Affen raste durch die Zweige.

Vor ihnen her ging mit Schritten, die sich wiegten wie wichtigtuende Kinderbeine, der eingeborene Lotse. Die Hosen hatte er aufgekrämpelt, daß man die braunen, zierlichen Beine sah, die vom Wasser weiße Stellen hatten; und im Arm trug er ein großes Messer gegen die Schlangen.

Tief im Wald kamen endlich die Hütten. Vor einer standen die Weiber und schlugen Brotteig. Der Steuermann saß schon dabei und trank lang entbehrte Milch.

Das jüngste der Weiber hob die eine vom Teige weiße Hand und schob sich das Haar aus der Stirne. Ihre Haut leuchtete rot in der Sonne und aus ihrem Hemd traten prall die Brüste hervor.

Die heiße Glut stieg diesem jungen Leichtmatrosen in die Augen und die ihrigen wurden so gezwungen, sich auf ihn zu richten. Es ging ein leichtes Zusammenzucken durch ihren Körper und dann blieben ihre Augen in den seinen, und sie blickten sich beide ernst und schweigsam an.

In diesem Augenblick kam gerade der Lotse dazu. Er sah das, fletschte seine Zähne und ließ ein Gelächter und Geschrei vernehmen, daß alle zusammenliefen.

Aber der junge Mensch bekam Mut und sagte verächtlich zu dieser braunen Respektsperson: „Go to hell!“

Als nun die anderen lachten, begehrte der Lotse gewaltig auf, er sei ein Mann und das sei ein Boy, und der Capitano müsse ihn strafen.

Der Kapitän, der mit dabei war, um nach dem Holze zu sehen, zauderte auch, was er tun sollte, bis Karl verächtlich sagte: „Dat is doch man bloß en Op (Affe)! Und darüber mußte er lachen und beruhigte den Lotsen.

Als sie dann aber wieder an den Strand kamen, war das Boot schon ganz von schmutzigen Wellen der Flut umleckt und der Leichtmatrose mußte bis an den Leib ins Wasser, um es flott zu kriegen. Da blinzelte der Kapitän mit einem Auge und sagte: „Das kühlt ab, was?“

Später mußten sie ihre Ladung in England löschen. Des Abends gingen sie in einen Tanzsalon. Da gab es Warmbier und Whisky und allerhand Mädchen. Karl hatte auf einmal gar keine Scheu mehr vor ihnen. Vom Segelmacher hatte er englisch gelernt, und in diesem fremden Sprachgewässer schwamm er umher, wie noch einmal einer und hofierte mit allen. Die Wirtin war eine große, schlanke Norwegerin. Mit der trieb ers immer; und als sie fragte, was er wolle, erklärte er keck, nichts andres als bei ihr schlafen. „Ei,“ sagte sie, und faßte ihre Überraschung mit Anmut in ein lächelndes englisches Gesicht, „du bist mir kein schlechter Junge, du gehst aufs ganze!“ Darüber wurde er so ausgelassen, daß er sie rasch umfing und küßte, und sie gab ihm eine sanfte Ohrfeige.

Digitized by Google

Ein übermütiger Herrscher kitzelte er nun eine Schwarze mit gelblich-bleichem Gesicht und dunkelblauen Augen, die neben seinem Freund, dem Matrosen, in eifrigem Gespräch saß. Die drehte sich sofort um und schlug ihm kräftig auf die Finger, daß er sich ganz erstaunt und plötzlich still geworden zu den beiden setzte. Er hörte zu, wie sie seinem Freunde etwas beweisen wollte, wozu der verächtlich lachte.

Er mußte ihr immer zuhören; ihr Mund erschien ihm schön, wenn sie sprach, und ihre Augen leuchteten so traurig-schmerzlich, weil man ihr nicht glaubte, obwohl sie sich so bemühte.

Er hörte ihr auch noch zu, als sich ein zierliches kleines Nähmädchen zu ihm setzte und ihn nach seiner Reise, nach seinen Eltern und diesem und jenem fragte; denn sie schien ihm anzumerken, daß er von besserer Herkunft und liebte das, sagte ihm 's auch und seufzte dabei leise, sie sei ja freilich nicht gut genug für ihn. Trotzdem verschränkte sie die Arme im Nacken, beugte sich weit zurück und lächelte ihm sanft zu. Wie eine Engländerin eine Zange in die Höhe hielt und lachend schrie: „Look here, that is ‚Baissange'!" lachte sie plötzlich hell hinaus.

Auf dieses wandte sich der Matrose, der schon lange auf sie gehört hatte, ihr zu und sagte ihr auf den Kopf zu, sie sei eine Deutsche.

Sie aber ließ ihn nun abfahren, sah ihn von Kopf bis zu Füßen an und sagte wegwerfend: „No".

Darüber ward nun der Matrose still und betrachte sie mit eifrigen Blicken. Bald saßen sie aber doch alle vier verkehrt gefahren da und schwiegen.

Die Schwarze benützte das und erhob sich ohne Gruß und ging. Als sie nicht wieder kam, nahm Karl seine Mütze und lief auf die Straße.

In der Ferne sah er eine gehen, hinter der lief er drein.

Sie war es auch wirklich. Er holte sie ein, als sie mit den Armen schlenkernd an einem Dock stehen blieb und hinunter sah. Keuchend erreichte er sie.

Es machte ihr Spaß ihn mit scharfen Hieben von sich zu halten.

Was willst du?

Dich selbst!

Aber ich dich nicht!

Warum bist du so?

Weil mir's Spaß macht!

Er ergriff ihre Hand. Aber sie schüttelte ihn von sich und stellte sich in Boxerstellung. So sei sie denn doch nicht, wie der andere fellow das meine. Aber als er anfing alles durcheinander zu werfen: suite harte, my beloved, my darling, I love you, und alles, was er wußte, da mußte sie lachen, sagte aber trotzdem zu allem „no, no" und ging weiter. Irgendwo tauchten ein paar dunkle Gestalten auf, mit denen verlor sie sich.

Mühsam fand sich Karl wieder zum Salon zurück. Da trat ihm die Kleine aus einer Dunkelheit entgegen. Jetzt sprach sie plötzlich deutsch. Sie warnte ihn vor der Schwarzen. Das sei eine ganz Verkommene, und um so ein hübsches

Digitized by Google

junges Blut aus guter Familie, wie ihn, sei's schade. Dann erzählte sie ganz traurig, wie einsam man in der Fremde sei, wie selten einem eine wirkliche Freude blühe, und wie sie allmählich eingesehen habe, daß man sich die nicht entgehen lassen dürfe, wenn man überhaupt etwas vom Leben haben wolle. Und als er dazu schwieg, sagte sie nach einer Weile und seufzte dabei: „Nicht wahr, jetzt willst du überhaupt nichts mehr von mir wissen? — Ja, ja, so ist das, aber man kann nichts dagegen tun!" Noch drückte sie ihm die Hand, sagte ihm, er solle ihr nur nicht böse sein, und fort war sie.

Gleich kam jetzt der Matrose an, ob er die Kleine nicht gesehen habe? Das sei so recht das solide, das er sich wünsche, die andere, das sei so recht ein Rabenaas, ihm hätte sie weis machen wollen, sie hätte einen Bruder, der sei Offizier bei der amerikanischen Marine, und mehr so Zeug. Darauf meinte Karl, daß sei möglich, und sie sei ein herrliches Weib. Der Matrose lachte dazu. Schließlich gingen sie stumm nebeneinander her, jeder ausgefüllt mit seinen Empfindungen.

Das kleine Nähmädchen fügte sich in sein Schicksal und nahm doch den Matrosen, und der erzählte, sie sei sanft wie ein Lamm und feurig. Wenn sie Karl sah, seufzte sie ein wenig. Der machte gar keine Fortschritte mit der seinen. Sie sah stets mit Gleichmut über ihn weg, geflissentlich nach anderen und ließ ihn nicht heran, daß er ganz wild wurde.

Den Abend vor der Abreise hatte er sich von seiner Heuer fünf Pfund geben lassen. Als sie an der Bar stand, drängte er sich an sie und zeigte ihr in der Hand das Gold. „Willst du das?" — „Ach," sagte sie da, „das meinst du?" Und sie sah ihn prüfend einen Moment an, guckte kurz in die Luft und sagte dann: „Komm".

Sie führte ihn in ein Hotel, das gegenüber lag, in ein rotes Zimmer, in dem ein Feuer brannte. Gleichgültig zog sie sich die Bluse aus und setzte sich am Feuer nieder.

Als sie der junge Mensch so sitzen sah, dünkte sie ihm wunderbar schön, wie das rote Feuer auf ihren Armen leuchtete und ihr schön geschnittenes Gesicht geisterhaft bleich im Schatten erschien.

Ein wilder Schmerz überkam ihn, daß sie so teilnahmslos dasaß, und er warf sich vor ihr nieder und schluchzte: „Du liebst mich nicht . . . du liebst mich nicht!"

„Komm," sagte sie, „du dummer Junge, ich mag dich ja!" Und schloß ihre Arme über ihn.

Das hörte er gerne, und es genügte ihm. Und was er jetzt erlebte, erschien ihm das schönste seines jungen Lebens.

Sie zwang ihn bald zu gehen, und als er ihr das Geld geben wollte, nahm sie es nicht und war auch nicht zu bewegen. Er bettelte lange, endlich sprang er auf und lief in den Salon. Dort bekam er die Wirtin in einem Lauf zu packen, zeigte ihr die fünf Pfund und fragte sie, ob sie ihm dafür das Armband mit der Uhr gäbe, das sie am Arm trüge. Sie faßte sich wieder zu

Digitized by Google

ihrem englischen Lächeln, und meinte, ihm könne man nichts abschlagen, ein Stürmer wie er sei.

Er erwischte die Schwarze denn auch glücklich noch und drückte ihr mit einem „Da" den Schmuck in die Hand. Sie nahm ihn ans Gesicht und sagte: „Du bist ein verrückter Junge". Sie behielt aber beides.

Als sie wieder in See waren mit Kohlen nach der Westküste Südamerikas, da ruhte der Matrose nicht eher, bis Karl zum Steuermann gegangen war und schimpfte gewaltig auf das Aas von einer Dearn. Der Steuermann fluchte nicht, daß er's nun doch bis zur venerischen Krankheit gebracht habe. Die Mannschaft lachte und meinte, das gehöre nun einmal dazu, und er solle nur nicht den Wehleidigen spielen, und erzählten Geschichten, wie energisch andere sich geheilt hätten.

Karl blickte finster vor sich hin und ging seiner Arbeit nach.

Als er des Abends in seiner Koje lag, dachte er an das Lächeln der dunklen Peruanerin, an die Rote in der Sonne, und als er an die Engländerin am Kaminfeuer kam, mußte er heulen. Aber darüber mußte er nun weg.

Den nächsten Morgen auf der Frühwacht, gedrückt und traurig, bekam er auf einmal ein bitteres Heimweh, und dachte lange an seine Mutter, die eine liebe Dame war.

Trotzdem, es war ein trauriges, wehes Gefühl und nicht zu vergleichen mit jener Freude, mit der er an das Lächeln der Peruanerin gedacht hatte.

Und diese Freude kam nicht wieder.

Ausflug aus der Großstadt / Von Oskar Loerke

Er: Das Hechtpaar sieh im Glasbassin.
Sie: Die armen Todeskandidaten!
Er: Wie Nicolette und Aucassin
verliebt und jung —
Sie: doch bald gebraten.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Er: Mein Hirn ist dumpf, mein Hirn, es schwirrt
von schweren Zentnern von Problemen.
Sie: Laß: jeder grüne Grashalm wird
gern einen Zentner auf sich nehmen.

Digitized by Google

Er: Der ganzen Wiese, Halm an Halm,
wird einer angehängt zum Wiegen.
Sie: Und wir, wir werden auf der Alm
bei unseren Gehenkten liegen.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Er: Begleiten unsren Stadtbahnzug
die Gasometer ferner Gassen?
Sie: Sind wir erst einmal weit genug,
so werden sie's schon bleiben lassen.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Er: Wie, Schattenschwarm an Schattenschwarm,
die Kiefern durch den Abteil schwanken!
Sie: Wir werden, draußen Arm in Arm,
den großen Sonnenwedlern danken.

Sie: Schatz, weißt du noch, das Fischbassin?
Er: Die armen Todeskandidaten!
Sie: Wie hieß er doch, der — —?
Er: Aucassin,
Sie Nicolette — — —

Digitized by Google

Menschen und Heimat

Von Zeit zu Zeit regen sich gewisse Leute über Zerstörung von Heimatwerten auf und es gelingt ihnen auch, die Erhaltung eines Bauwerkes, eines Straßenabschlusses, eines Wasserlaufes durchzusetzen. Sie glauben damit den Menschen wirklich ein Stück Heimat zu erhalten. Dank ihnen steht nun das alte, geschwärzte Kloster zwischen ein Warenhaus und ein Hotel eingepreßt; verhindert das „schöne", zur Absperrung der Stadt erbaute Tor den Zweck der neuen Straße, den Verkehr zu vermitteln; und der krumme Wasserlauf, der zwar aus hygienischen Gründen am sauberen Pflastersteinen ausgebettet werden mußte, ist wenigstens krumm geblieben. Oder es werden gar, wie in Frankfurt, ganze Gassen — nach vorn heraus — für alt erhalten und hinter den Fronten modern ausgebaut. Damit soll nicht nur eine Pflicht der Pietät erfüllt, ein Protest gegen den nivellierenden Geschäftsgeist (den jeder Heimatbeschützer haßt!) erhoben, eine Beschämung vor der Nachwelt verhindert, nein, es sollen sogar Werte erhalten werden, Heimatwerte! Als ob ein leeres Schneckenhaus noch ein Schneckenhaus wäre. Als ob die Umgebung eines Menschen, der nicht mehr existiert, einen anderen als eingebildeten Wert haben könnte.

Heimat! Welch ein Unfug wird mit diesem Worte getrieben. Es wird dem Ordnungssinn einer in mechanischen Nützlichkeitszwecken aufgehenden neuen Generation als reelleres Grundkapital entgegengehalten, mit dessen Verschwendung Unwiederbringliches zusammenbrechen müsse. Gut! Verflucht sei der mechanische Zweck und Ordnungssinn, aber er ist doch das Leben, die Gegenwart, und deshalb auch des neuen Menschen Heimat. Gepriesen und willkommen sei je der, dessen Inneres sich gegen diesen Sinn auflehnt und der am Sturze des Schönen seinen eigenen Schmerz erlebt, aber er ist doch der Rückständige, Konservativ-lebensfremde und gerät mehr und mehr in die Minderheit. Über diese innere Auflehnung hinaus, die eine ganz persönliche Angelegenheit ist, wird jede Demonstration unecht. Wenn die Menschen noch lebten, denen jene umstrittenen Altertümer die Heimat waren, würden sie sie nicht zerstören. Und den neueren diese Heimat erhalten, in der sie nicht mehr leben, die ihnen nur im Wege ist, das ist Lebenspfuscherei, Spezialmarke Historicitis.

Kann ein wirklich ästhetisch erzogener Mensch selbst an einem schönen alten Bauwerk, das zwischen häßlichen modernen erhalten wurde, eine ehrliche Freude haben? Ich betone „ehrlich". Auf keinen Fall. Nichts verlangt mehr nach allseitigem Zusammenhang, als das Bauwerk. Für den, der den Heimatwert über alles setzt, erst recht. Die Ästhetik des Heimatwertes ist also doppelt auf die Vorbedingung des erhaltenen Zusammenhanges gebaut. Und so ein konservierender Kunstschulmeister will an seinen Heimatsinn glauben machen, weil es ihm an Ästhetik gebricht? Weil ihm die doppelte Geschmacklosigkeit nicht dämmert, zu der ihn die Liebe zu einer Heimat treibt, die gar nicht da ist, an Dingen ausgeübt, die gar nicht erhaltenswürdig sind? Man sollte diese Herren nur veranlassen, sich mit alledem, was die Heimat jener Zeit umschloß, zu begnügen und sich in ungemischter Gesellschaft in ein kleines, in Mauern gebettetes, von keiner Bahn, keinem Auto berührtes Städtchen zurückzuziehen (so manches in Schönheit steckengebliebene wäre heute noch in Pausch und Bogen zu haben). Ob sie dort ihre Heimatgefühle erschöpfend ausleben könnten?

Schade, daß sich nicht die Probe darauf

Digitized by Google

machen läßt, was diese konservierenden Herren von den Herrlichkeiten, die sie heute erhalten möchten, ihrerzeit verhindert hätten. Vielleicht stünde an Stelle des Kölner Domes eine römische Garnisonsbäckerei, und die vielbeweinte Augustusbrücke müßte eigentlich heute noch von Holz sein. Oder hört die Historicitis auf, ein Übel zu sein, wenn sie sich auf den lebendigsten Teil der Kunst wirft, auf die Ausgestaltung der unmittelbaren Lebensformen? Wenn sie dilettantische Gefühlsansprüche in die rein ästhetische Wertung hineinträgt? Wenn sie solchen Gefühls- und Urteilsmischmasch einer Generation aufdrängen will, der selber an ihren Gefühlen gar nichts liegt und zum Urteil die einfachsten Bedingungen fehlen?

Der Einwand, es handle sich meistens um Verdrängung des Besseren durch das Schlechtere, hält nicht Stich. Denn es handelt sich nicht um die Güte, sondern meistens nur um den Widerstreit der Zwecke. Ein großer Teil des an unsern alten Baudenkmälern geliebten Schönen ist aus der zeitweiligen Zweckmäßigkeit entstanden, und mit der Zweckmäßigkeit ändert sich auch der Empfindungswert. So eine altfrankfurter Gasse hat Schönheitswert nur noch für das Malerauge, kann positiv, an den ewigen ästhetischen Gesetzen gemessen, auch nie einen anderen gehabt haben. Keiner von denen, die sie bewundern, möchte sie als „Heimat" bewohnen, und keiner, der darin zu wohnen gezwungen wäre, sie schön finden. (Nebenbei bemerkt, ist gerade der deutsche Drang nach der Enge, der nicht nur die großen Kasernen aufführt, sondern auch die alten Stadtkerne zerstört, indem er den Bodenwert in die Höhe treibt, statt durch bessere Verkehrsmittel zu dezentralisieren.) Der „Römer" ist bereits weniger, als ein Heimatstück, seitdem uns das Wahlkaisertum kaum noch dem Namen nach bekannt ist, und sein berühmter Krönungssaal kann keinen lebendig empfindenden Menschen mehr mit angenehmen Eindrücken irgendwelcher Art entlassen. Und wer es hier noch nicht verspürt, wird es am Heidelberger Schlosse innewerden, daß gewaltsame Erhaltung noch tausendmal barbarischer ist, als gewaltsame Zerstörung.

Wir hatten einmal eine Zeit, da man die Ästhetik der Eisenbahnschiene und dergleichen entdeckte. Man hatte das Bedürfnis, etwas Neues zu machen, und nahm sich — erste Bedingung des Erfolges — furchtbar ernst dabei. Man glaubte, die neue Zeit gegen den Kunstkonservatismus verteidigen zu dürfen, mithin pries man ihre ästhetischen Werte. Da aber Ästhetik gar nicht in ihrer Absicht lag (so wenig, wie in der der schlechten alten Maurermeister, die keine gerade Wand aufführen konnten und deshalb heute des immensesten Schönheitssinnes bezichtigt werden), so ging die Zeit spurlos über solche Unterschiebungen hinweg. Um nicht beschäftigungslos zu werden, wandten die ästhetischen Wetterfähnchen ihren Steiß in die Vergangenheit zurück, die sie nun gegen das Eindringen der Gegenwart ebenso mannhaft verteidigen. Ich weiß von mehr als einem Eisenkonstruktionsrhapsoden, der seine Heimat in einem Museum gefunden hat und sich seitdem an dem Geräusch der Heimaterhalter lebhaft beteiligt.

Viel wichtiger und auch zuweilen von Erfolg begleitet ist das Streben, dem mechanischen Zweckmäßigkeitssinn in der Vereinfachung unsrer Bauweise gerecht zu werden. Hier findet, wenn man durchaus von Heimat reden muß, der moderne Mensch wirklich eine von Historicitis unbeschädigte, seinem Gegenwartssinn genugtuende Hülle, die sich so nennen ließe — wenn ... Aber man darf sich nicht darüber hinweg-

Digitized by Google

täuschen, daß weder sein Heim, noch seine Arbeitsstätte, noch irgendein Verband, dem sie angehören, in einen ästhetisch erscheinbar werdenden Heimatbegriff einpressen läßt. Die Sozialisierung des Lebens hat der Persönlichkeit ganz andere Bezüge zur Umwelt verschafft, als in den vorangegangenen Jahrhunderten bestanden. Nicht der zehnte Teil von ihr gehört noch ihr selber, gegen jene Zeit gemessen, da sich die Gesellschaft in erster Linie aus persönlichen Beziehungen aufbaute. Und die deshalb dem einzelnen wiederum persönliche Werte zurückgab, Dinge, mit denen er sich gefühlsmäßig abfinden konnte. Das machte die räumliche Enge weltenweit nnd gab dem kleinen Kreise so viel, daß der größere nichts dazu geben konnte. Der kleinere Kreis umfaßte die volle Wirklichkeit, alles darüber war Sage. Das war Heimat! Aber das hat sich aufgelöst. Wäre es nicht Wortfälschung, so könnte man sagen, die Heimat des heutigen Menschen sei unbegrenzt. Die ganze Erde sei seine Heimat. Doch wie gesagt, es ist etwas anderes. Der Heimatbegriff hat seinen Sinn verloren.

Für wen nun sollen die Trümmer der nicht mehr existierenden Heimat zwangsweise erhalten werden? Sollen sie einer späteren Zeit als treu verwaltetes Erbe überliefert werden? Die Dinge, die uns schon tot sind? Das wäre ein Mißtrauensvotum für unsre Nachkommen. So gewiß, wie unsre Zeit genau so schön und so häßlich aussieht, wie sie ist, wird die spätere sich ihr Kleid wirken. Bewahrt, was wirklich unzweifelhafte, große Kunstwerke sind, doch alles andere — laßt fahren dahin! So traurig das Versinken einer traulicheren und schöneren Welt auch ist, ihre zwangsweise äußerliche Erhaltung ist schäbigster Snobismus.

Hermann Gottschalk

Prügel-Enthusiasten

Durch die moderne Kulturwelt geht eine mächtige Sehnsucht nach Prügeln. Das offenkundige Fiasko des Versuchs, den Ursprung aller verbrecherischen Anlage in die Schädelhemisphäre zu verlegen, führte zu dem polar entgegengesetzten Extrem. England begann schon vor einem halben Jahrhundert auf den Spuren solch künftiger Entdeckergröße zu wandeln, indem es für garroters und andere Mitbürger ähnlichen Kalibers die Prügelstrafe wieder einführte. Und in Dänemark hat man erst ganz kürzlich eine sechsjährige Prügelprobezeit absolviert: mit dem Erfolge, daß der vom sittenstrengen Justizminister Alberti und einigen hysterischen Männerhasserinnen propagierte Rückfall in den Exorzismus nunmehr endgültig der Geschichte angehört.

Aber was ein satter, im Rohr sitzender Philister ist, hört nicht so leicht auf, Rohrstöcke zu schneiden. Von zwei Seiten her beweist heute wieder die anglikanische Welt ihre Tauglichkeit zu kulturschöpferischer Tat. Da ist der Gouverneur von Connecticut, der jüngst in Richmond, auf der Jahresversammlung der Gouverneure, die Wiedereinführung der Prügelstrafe für eine große Anzahl von Verbrechen forderte; und ihm sekundierte der von Süd-Karolina, der es sehr gerne sieht, wenn Nigger, die für weiße Frauen schwärmen, gelyncht werden. Männer und Stimmen des Volks! brüllt es begeistert aus den Biernebeln des Teutonenlagers. — Nur verzichtet man leider darauf, sich die Prügler und Lyncher genauer anzusehen.

Aber den Gipfel des cants erklimmt Albion. Das englische Unterhaus hat eine Vorlage angenommen, die erstens der Polizei die Befugnis erteilt, Zuhälter und Mädchenhändler ohne Arrest-

Digitized by Google

befehl zu verhaften, und zweitens über derartige Verbrecher im Wiederholungsfalle die körperliche Züchtigung verhängt. Reminiszenzen an „Frau Warrens Gewerbe" tauchen auf; an die arme, von ihrer Weltpfiffigkeit betrogene Törin, die zwar eine musterhafte Kupplerin, aber auch eine schwache, gütige Mutter ist — ein Mensch, nehmt alles nur in allem! Und nun versuche man sich gefälligst einmal die Scheußlichkeit der Szene auszumalen, wie dies Pelikanweibchen, dies gehetzte, brünstige Muttertier ausgepeitscht wird — vielleicht gerade in dem Moment, da ihre wohlerzogene Tochter in ihrem wunderschönen vornehm-schlichten Boudoir mit einem jungen Gentleman flirtet oder sich zum Wohltätigkeitstee bereit macht! Es könnte kaum eine blutrünstigere Satire auf die verrückte Konsequenz und Selbstgenugsamkeit des kapitalistisch-bourgeoisen Kulturpharisäertums erdacht werden. Man wähnt die Krapüle zu treffen, das sorglosverlumpte Laster, das seinen schmutzigen Gewinn noch nicht in Kulturgüter umzusetzen weiß, dem noch nicht die Erkenntnis dämmert, daß um Geld für jede Unzucht ein gnädiger Schleier, ein repräsentatives System der Konturenverwischung und Perspektivenverrenkung käuflich ist. Und trifft am Ende manch wohledles Glied des Bürgerstandes, manch vielbewundertes, vielbeneidetes Familienidyll . . .

Aber nein — man wird sich wohlweislich hüten, sie zu treffen, die Nutznießer der Lasterrenten, denen wiederum Bernhard Shaw, der Pharisäerschrecken, die schützende sittenrichterliche Toga vom Leibe reißt, wenn er in „The Awakener" warnend ruft: „Täuscht euch nicht; die meisten von denen, die von den Gewinnen der Prostitution leben, werden nicht geprügelt werden; sie befinden sich im Gegenteil schon unter den entrüsteten Befürwortern der Prügelstrafe. Es sind Damen und Herren, Geistliche, Bischöfe, Richter, Parlamentsmitglieder, Damen mit hohen Verbindungen, die Führer der hohen Gesellschaft in Bischofssitzen, adlige Herren und Damen und die Stützen des soliden bourgeoisen Puritanismus. Diese Leute besitzen Anteilscheine von industriellen Unternehmungen, wo Frauen und Mädchen beschäftigt werden. Tausende dieser Frauen und Mädchen erhalten Löhne, von denen sie sich nicht ernähren können, und werden mit geringerem persönlichem Respekt behandelt als irgendeine Prostituierte . . . So wird denn die Kraft und Energie der Frau erhalten durch das, was sie auf der Straße verdient, und diese Kraft und Energie wird dazu benutzt, um Dividenden für reiche Aktienbesitzer zu schaffen, die die öffentliche Aufmerksamkeit von ihrer Mitschuld ablenken wollen, indem sie laut nach der Prügelstrafe für ein paar Zuhälter schreien".

Immerhin: Die Aktion der britischen Pritschenverehrer hat auch diesseits des Kanals ein freudiges Echo geweckt. Man macht die unbestreitbare aber lückenhafte (weil nicht auf Selbsterkenntnis basierte!) Tatsache geltend, daß auch in Deutschland viele Menschen prügelreif sind. Man wittert allen Ernstes Morgenluft. Schon im ersten Frühschein dieses so hoffnungsvoll sich entfaltenden Säkulums durfte ein Justizminister im preußischen Abgeordnetenhause ahnungsfroh verkünden: „Die Abneigung gegen die Prügelstrafe ist bei vielen Leuten im Schwinden begriffen . . ."

Und der letzte Deutsche Juristentag hat mit seinen Resolutionen über die Einführung strafverschärfender Bestimmungen vielen, teils kriminalistischen, teils kriminellen Scharfmachern liebliche Hoffnungen im Busen geweckt. Gleichwohl hat sich der Vorentwurf

Digitized by Google

zum neuen Strafgesetzbuch dem terroristischen Geschrei der Prügel-Enthusiasten, die in der Prügelstrafe angeblich eine Konzession an das allgemeine Rechtsbewußtsein des Volkes erblicken wollen, nicht gebeugt.

Die Gefahr droht aber nicht so sehr vom „Rechtsbewußtsein des Volkes" als von dem der Justiz. Jeder Kulturmensch hat ja in der Regel ein sicheres Gefühl dafür, ob ein vor ihm Stehender ein geeignetes Prügelobjekt ist oder nicht. In der Regel, aber nicht immer. Wer bürgt dafür, daß ein Richter nicht irgend einmal seinen Gefühlen Zwang antut und seine diskretionäre Gewalt gegenüber dem Angeklagten — die bei gegebener Prügelvollmacht in Wahrheit eine Gewalt über Leben und Tod sein könnte! — in blindem Paragraphenfanatismus mißbraucht? Bei Tendenzprozessen ist der Fall leider gar nicht so selten, daß der Richter in der ganzen Art seiner Prozeßführung die unerschütterliche Meinung durchblicken läßt, der Angeklagte dürfe als ein Mensch zweiter Ordnung behandelt werden. Wie weit ist es in Wirklichkeit von solch systematischer Demütigungsgier zur Praktizierung des raffiniertesten Mittels sozialer Rachsucht? Ist einmal dem Prügelprinzip durch die gesetzgebende Gewalt Einlaß in die Hallen der Rechtsprechung gewährt, so kommt es der Themisblindheit und ihrem polizeilichen Vollzugsorgan auf einige Rutenhiebe mehr oder weniger auch nicht mehr an. Roheitsakte gegen Frauen — gegen die gesellschaftliche Moral — gegen den Bestand der Gesellschaft überhaupt: die Skala hat die Tendenz, sich ins Unendliche zu erweitern, sobald einmal die erste Sprosse betreten ist.

Daß aber diese erste gefährliche Sprosse überhaupt betreten wird — dagegen streitet glücklicherweise mit Erfolg der peinliche Rest einer instinktartigen Furcht vor der immanenten Bosheit der Prügeldialektik. Ein jäher politisch-sozialer Stimmungswechsel, wie ihn heute etwa die in die Anfänge ihrer Organisation eingetretene Antitrustbewegung der neuen und alten Welt bereits deutlich ankündigt, könnte sehr leicht die Rufer im Streit, die gegenwärtig noch auf Grund ihres metallischen Schwergewichts die Vorderplätze des sozialen Lebens und der Legislative einnehmen dürfen, etwas weiter in den Hintergrund abschieben: in die Gegend der Opposition und der Gesetzgebungsobjekte. Dann aber wäre es vielleicht nicht unmöglich, daß gerade sie, die sich vordem für das Geprügeltwerden ihrer Nebenmenschen so außerordentlich enthusiasmierten, hinterdrein die Segnungen der neuen Zucht aus Gründen der persönlichen Sicherheit verwünschen lernen . . .

Max Adler

Friedensbewegung und Menschenökonomie*)

In einem kleinen Büchlein hat Goldscheid, der bekannte Wiener Soziologe, zu ihnen Stellung genommen. Er verzichtet darauf, den Völkerfrieden auf Grund ethischer Postulate zu fordern. Aber er schlägt die Brücke von dem, was er den Menschen als Individuum, als Volksglied und als Mensch nennt, zu der Nötigung des Verzichtes auf den menschenmordenden Krieg. Er zeigt die allgemeine Nutzlosigkeit der Kriege auf. Sie stehen, auch wirtschaftlich und handelspolitisch gesehen, nicht für das, was sie kosten. Der Krieg ist die Lebensluft unkultivierter Völkerschaften, bei denen die einen auf

*) Rudolf Goldscheid. Verlag der „Friedenswarte". Berlin 1912.

Digitized by Google

Kosten der andern arbeitslos leben. In unserer Kulturwelt ist der industrielle und handelspolitische Wettbewerb an ihre Stelle getreten. Das legt uns die Verpflichtung auf, nicht für den Krieg, sondern für den Frieden zu arbeiten und uns zu-rüsten. Wir müssen das im Menschen vorliegende organische Kapital vor jeder Art von Ausbeutung schützen und es dadurch zu besserer Ausnutzbarkeit befähigen, daß wir für Versicherungen, soziale Fürsorge werbende Kapitalien aufwenden, dazu bestimmt, das organische Kapital zu erhalten und zu erneuern. „Die Konsumtion, die Muße, der Schlaf ist organische Produktion." Wir aber „greifen alle Reserven unseres Habens an und geben uns namentlich nicht darüber Rechenschaft, was die organischen Reserven für ein Volk bedeuten". Goldscheid geht aber weiter. Seine Friedenssehnsucht, sein Verlangen nach vernunftgemäßer Menschenökonomie weist über das Einzelvolk und seine geographische Begrenztheit hinaus. Er verlangt nicht nur die Verhütung atavistischer Kriege, sondern er fordert im Namen der Kultur und des Menschenfriedens internationalen Menschenschutz. „Auswärtige Ämter, die einheitlichen internationalen Arbeiterschutz, einheitliche internationale Sozialpolitik und Sozialhygiene zu pflegen und zu fördern suchen." Im Zusammenhang damit beklagt er, „daß unser kulturelles Ehrgefühl noch sehr schwach entwickelt ist. Es beleidigt unsre nationale Ehre nicht, daß unzählige unserer Mitbürger in menschenunwürdigen Verhältnissen leben, unser nationales Prestige findet sich nicht verletzt, wenn unsre Nationsgenossen im Ausland Arbeits- und Existenzbedingungen hinnehmen müssen, die ihre Lebenskraft innerhalb kürzester Frist aufbrauchen. Die Machtstellung der europäischen Nationen scheint niemandem dadurch als eine höchst unvollkommene, daß Jahr für Jahr ungezählte Auswanderer nach Amerika abströmen, um dort in der großen Menschenmühle zerrieben zu werden. Der Raubbau, den Amerika an unserer Menschenkraft treibt, wen rührt dieser, wer fühlt sich durch ihn ökonomisch beunruhigt? . . . Schreit das Auswandererelend nicht zum Himmel, ohne daß dieser gellende Notschrei des vergeudeten lebendigen Nationalkapitals auch nur im geringsten Maße an unser nationales Empfinden rührt! Drohte schon jemals in unserer modernen Zeit ein Krieg, weil Nationsgenossen im Ausland allzu gewissenlos ausgebeutet wurden, fühlte sich durch deren Schicksal jemals die nationale Ehre getroffen? . . . Europas gleichgültig ertragener Aderlaß an Menschen, das ist das, was heute als amerikanische Gefahr zu uns zurückkehrt! . . . Wann werden die Menschen den Wert des Menschen erkennen!" Aber er getröstet sich, daß die Entwicklung selbst es ist, die durch Überspannung des bewaffneten Friedens zu einer Umkehr im Sinne des Pazifismus führen muß. „Der Hochdruck der Tatsachen und der Menschheit Hochgedanken, sie wirken gemeinsam an dem großen Befreiungswerk, das in der sozialistischen wie in der pazifistischen Bewegung zur Erfüllung drängt!"

Henriette Fürth

Der Landrat und die Damen

Lötzen ist eine Stadt und liegt in Ostpreußen. Fährt man mit der Bahn von Königsberg gen Südosten und steigt sechs Meilen vor der russischen Grenze aus, so ist man ungefähr in Lötzen. Um dem unwissenden Zeitgenossen eine Vorstellung von Lötzen zu geben, sei ihm bedeutet, daß Lötzen außer 5826 Einwohnern eine Kirche, ein Schloß, eine Präparandenanstalt,

Digitized by Google

ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, einen Vorschußverein und einen Landrat hat. Ersteres sind Beigaben; der Landrat ist der Zweck, um dessentwillen Lötzen seinerzeit gegründet wurde, gerade zwischen Littauen und Masuren. Wenn man der Existenz des Landrats nachspüren will, gräbt man, sofern man nicht auf das Lötzener Kreisblatt abonniert ist, im Preußischen Hof- und Staatshandbuch umher, wo alle Staatsmänner registriert werden, solange sie noch nichts geworden sind. Als Charakteristikum des Lötzener Landrats — seinen Namen will ich diskret verschweigen — finde ich hier verzeichnet, daß er den Roten Adlerorden 4. Klasse und die Landwehrdienstauszeichnung 2. Klasse besitzt, von altem Adel und Ehrenritter des Johanniterordens ist. Also ein Mann von vielen Graden, der, ich zweifele nicht daran, auf der Leiter zum preußischen Minister des Innern, wo zurzeit Herr v. Dallwitz bekanntlich obenauf sitzt, noch einmal eine gute Strecke emporklettern wird. Aber ebenso wie es für einen konservativen Pfarrer in Ostpreußen seine Schwierigkeiten hat, nach Berlin ins Café National zu gelangen, um dort Material zu einem Vortrag über die moderne Frauenbewegung zu sammeln, wenn ihm seine Parteifreunde nicht durch Zuwendung eines Landtagsmandats dabei behilflich sind, so hat ein Landrat an der russischen Grenze seine Not, seine Talente der maßgebenden Stelle zur gebührenden Beachtung vorzuführen. Man soll ihm dabei behilflich sein, das ist die Pflicht des Stärkeren. Vor mir liegt eine Nummer des „Lötzener Kreisblattes", also des amtlichen landrätlichen Organs, und darin lese ich folgendes Inserat:

„Junge Leute — auch Damen — mit guter Handschrift finden gegen eine monatliche Entschädigung von 20 Mark in meinem Bureau von sofort Beschäftigung.

Lötzen, den 20. Mai 1913.

Der Landrat."

Die ostelbische Kulturechtheit dieses Dokuments ist nicht anzuzweifeln. Es ist so echt wie ein Dunghaufen, auf dem die Spatzen picken. Aber was haben die Lötzener Damen dem Herrn Landrat getan, daß er sie so in Verlegenheit bringen muß? Ein bekümmerter Bürger Lötzens schreibt mir dazu, daß im Bureau des Landrats, der als „strammer Verfechter des guten, alten Preußens" bekannt ist — wer wagt daran zu zweifeln? — die Arbeitszeit von 8—12 und von 2—6 Uhr dauert, daß also für die Stunde Arbeit 10 Pfennig Lohn gewährt werden. Aber wie mögen die Lötzener Damen, die dem Herrn Landrat für 10 Pfennig pro Stunde ihre Schreibkraft zur Verfügung stellen, den am Ultimo erhaltenen Mammon auf die 30 Tage des Monats verteilen?

Diese Frage erstickt den „Klassenhaß" und paralysiert jede Aufhetzung zur Begehrlichkeit. Kein Wort weiter!

M. Sulla

Einige Betrachtungen über den Altersbazillus

Ich gehe die Landstraße dahin und gedenke jenes großen und berühmten Mannes der Wissenschaft. Wieder hat er aller Welt und meine Gedanken in Bewegung gesetzt . . .

Wir alle wollen gern lange leben, aber keiner will gern alt werden. Als ich im letzten Frühjahr Hamsuns Artikel über Junge und Alte las, war ich tief verstimmt und persönlich bekümmert, bis ich zum Schlusse entdeckte, daß er der Jugend genügende Elastizität zuspricht, um sich bis auf die Fünfzig

Digitized by Google

auszudehnen. Da fühlte auch ich mich wieder mit einem Male elastisch. Dann eilt es ja gar nicht so sehr, die Jungen, wie er uns rät, zu ehren. Man kann getrost damit warten, bis sie silberne Hochzeit halten. Der Teufel ist alt, sagt Holberg. Die Jugend läuft uns nicht davon, meine Herren. Und nun höre ich aus Paris, daß die Hamsunsche Jugendgrenze, die Jahrhunderthälfte, noch viel zu voreilig gezogen wurde und für die Zukunft gar nicht passen wird. Wer in diesem Alter schon zu altern beginnt, hat es eben verabsäumt, seinen Dickdarm zu pflegen. Was wir Alter nennen, ist nämlich in seiner Wurzel ein rein lokales Übel. Der Altersbazillus kann wie alle anderen Bazillen bekämpft werden, und wir können es mit der Zeit erleben, anderthalb Jahrhunderte auf Erden zu wandeln und uns solange als Junge ehren zu lassen, bis wir nach jetziger Rechnung den Rang von Jubelgreisen erreicht haben. Der berühmte Metchnikoff, der diese Entdeckung gemacht hat, nennt sich Optimist. Erst wenn das menschliche Lebensalter sich verdreifacht hat und die Erde von rührigen Ururgroßeltern wimmelt, sieht dieser große Mann sein Glücksideal für die Menschheit verwirklicht.

In seinen phantastischen Reisen erzählt Swift auch von einem Besuch in Lagado, wo er die Ehre genoß, dem größten Gelehrten der dortigen Akademie, der auf Grund einer von ihm gemachten Erfindung mit dem Namen „Wohltäter der Menschheit" ausgezeichnet worden war, vorgestellt zu werden. Dieser große Mann hatte ein langes Leben hindurch mit Lämmern experimentiert, und nach mannigfachen fruchtlosen Versuchen war es ihm endlich gelungen, ein Präparat aus Vegetabilien und Mineralien herzustellen, das, äußerlich angewendet, die Wollebildung an den Körpern der Lämmer verhinderte. Und es war seine Zukunftshoffnung, im Verlaufe einer entsprechenden Zeit im ganzen Reiche eine splitternackte Schafrasse zu entwickeln — he hoped, in a reasonable time, to propagate the breed of naked sheep all over the kingdom. Wir hegen glücklicherweise, ebenso wie die Bürger von Lagado, genügende Ehrfurcht vor der Wissenschaft, um nicht mit der futilen Einwendung zu kommen, daß die Realisation der lagadischen wissenschaftlichen Idee die Wollindustrie lähmen würde. Die Wissenschaft vor allen Wollspinnereien! Aber ich kann mich, der hinreißenden Zukunftsperspektive eines genialen Gelehrten gegenübergestellt, denn doch nicht aller menschlichen Vorurteile entschlagen, und wenn Metchnikoff uns die Aussicht auf eine Lebenszeit von anderthalbhundert Jahren eröffnet, so spähe ich vergebens nach der Wolle aus: was soll uns während dieses langen, langen Lebenslaufes wärmen? Was soll auf uns wachsen? Wozu sollen wir dienen? Wen sollen wir erwärmen?

Eine Verschiebung der herrschenden Naturordnung in Bezug auf Lebensverlängerung wäre vielleicht zur Not zu ertragen, wenn es bliebe wie jetzt, daß die älteste Generation von den wesentlichen Lebensfunktionen ausgeschlossen wäre und eben nur schlecht und recht existieren würde. Beabsichtigte diese jedoch aktiv und jugendlich aufzutreten, wollten achtzigjährige Eltern ihren sechzigjährigen Kindern noch neugeborene Geschwister und ihren Urenkeln aus erster Ehe noch gleichaltrige Spielkameraden schaffen, so könnte das Familienleben sich doch ein bißchen zu kompliziert gestalten. Es ist nicht schwer, sich das Imbroglio vorzustellen, das die Folge solcher Veränderungen wäre, und verhält es sich wirklich so, daß im Dickdarm jene unerbittlichen Bazillen hausen, die unserer

Digitized by Google

Zähigkeit eine vernünftige Grenze setzen, dann sage ich: Alle Hochachtung vor dem Dickdarm.

Es liegt etwas Rührendes in dem Vertrauen, das die Menschheit ihren großen Gelehrten entgegenbringt, sowohl denjenigen in Lagado wie in Paris. Eines alten Mannes Lebensappetit setzt sich in System und nennt sich Optimismus, und alle Zeitungen der Welt verbreiten die frohe Botschaft, daß Metchnikoff den Kampf mit dem Alter aufgenommen habe. Es handelt sich ja nur darum, mit einem Bazillus fertig zu werden. Mundus vult: Schafe ohne Wolle. Werden nicht spätere Zeiten unseren hellen Obskurantismus belächeln, sowie wir die Finsternis des Mittelalters belächeln? So lange und so beharrlich haben die Ärzte nun die Bakterienfurcht in das Bewußtsein des Volkes gehämmert, daß man sich in unseren Gegenden der Errichtung von Schwindsuchtssanatorien widersetzt. Soll nun auch das Alter als eine Bakterienkrankheit gelten, so wird man sich konsequenterweise in denselben Distrikten jede Art von Greisenheimen verbitten.

Bazillen! — Ich habe mir sagen lassen, daß der alte Professor Pettenkofer, der ein Gegner Kochs war, während der Choleraepidemie in Hamburg angesichts eines Auditoriums deutscher Mediziner ein von virulenten Kommabazillen wimmelndes Seidelglas leerte. Und er befand sich nach diesem Genusse vollkommen wohl. So unschädlich sind diese kleinen gefürchteten Spukgeister für einen vorurteilslosen Magen. Ohne irgendein Pettenkofer zu sein, würde ich mit Vergnügen einen Becher reingezüchteter Metchnikoffscher Altersbazillen auf das weitere Wohlergehen meiner Jugend leeren, in der festen Überzeugung, daß dieser Erfrischungstrunk nicht ein einziges meiner Haare anspornen würde, ohne dringende Notwendigkeit zu ergrauen. Man muß seine Überzeugungen demonstrieren.

Wer da sagt, daß wir infolge eines Bazillus altern, hat eine ebenso gründliche und gefällige Erklärung des Alterphänomens geliefert, wie ein anderer berühmter Komödiendoktor von den einschläfernden Eigenschaften des Opiums: Virtus dormitiva. Wir altern, weil wir mit den Jahren widerstrebend diese Virtus in uns aufnehmen. Statt ohne Aufhebens zu verschwinden, solange alles noch gut und schön ist, neigen die meisten unter uns zu dem Wunsche, den Abschied in die Länge zu ziehen: aber glücklicherweise sind doch nur die allerwenigsten von dem Zauber ihrer Gesellschaft und der Unschätzbarkeit ihrer Bedeutung so sehr überzeugt, daß sie mit Metchnikoff sagen: Bitte, ich möchte gern noch hundert Jahre hier kleben bleiben.

Den jungen Leuten erscheint Julie und Ophelia tragisch, den Älteren aber bedeutet nicht der Tod, sondern die abgeschiedenen Außengelände des Lebens das Tragische: das Alter, die einsame, die winterliche Öde. Und dennoch würde nicht einmal die Tragödie König Lears sich mit der der langen unverdrossenen Jugendlichkeit messen können, die der Optimist Metchnikoff den Menschen in Aussicht stellt. Man denke sich einen Achtzigjährigen mit einem unverändert lebensfrischen Herzen, immer noch verheißungsvoll, nachdem er die Verheißungen seiner ersten Jugend längst eingelöst oder enttäuscht hat, immer noch Liebhaber, nachdem seine Söhne Väter blühender junger Mädchen geworden sind. Er würde Übelkeit erregen wie ein unauslüftbarer Gestank, und seine ganze Nachkommenschaft würde sich versammeln und Harakiri begehen, um auf Dickdarmbazillen subskribieren und seine Arterienverkalkung beschleunigen zu können.

Digitized by Google

Unsere gelehrten und berühmten Männer vertiefen sich in ihr Werk. Sie leben eingehegt von ihren Kulturen, sie gucken durch ihre Gläser und machen wunderbare Entdeckungen, die uns allen zugute kommen. Sie züchten zwei Bazillen, wo früher nur einer gewachsen ist, und die Welt stutzt. Sie machen Fortschritte, immer neue Fortschritte — und das Leben bleibt dasselbe. Sie besiegen Krankheit um Krankheit — und der Tod, er tut sein Werk. Aber diese gelehrten und berühmten Männer bestimmen unsere Gedanken über Leben und Tod. Ein zufälliger und überflüssiger Bazillus in unserem Dickdarm ist schuld daran, daß wir alt werden und vorzeitig sterben. Hinaus mit dem Bazillus, und uns allen ist eine hundertfünfzigjährige Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit garantiert. Daß bei diesem durchschnittlichen Lebensalter die Individuen sich selbst zur Qual und zum Abscheu würden, daß die Familie sich auflösen, die Gesellschaft zugrunde gehen und die ganze Menschheit faulen müßte — dieser Gedanke streift nicht einmal das Gehirn des gelehrten und berühmten Mannes. Er ist zu glückselig ob seiner großen Entdeckung, er lebt in einem chronischen Rausch und sieht hoch und niedrig Bazillen.

Während ich so über die Landstraße der Insel schlendere und diese Dinge hin und her bedenke, begegnet mir ein alter Einheimischer mit Stock und Holzeimer. Ich kenne ihn, er hat eine ältliche perlsüchtige Kuh oben auf der Alm, deren schwieligem Euter er irgendwie mit seinen steifen Fingern täglich ein paar Milchspritzer abringt. Ich preie ihn laut an, und da ich gerade mitten in meinem Metchnikoffschen Gedankengang bin, frage ich ihn, ob er nicht glaubt, daß seine Bleß Amalie Tuberkeln hat. Ja, — antwortet er, als er mich endlich verstanden hat — ja, fell hat sie wohl! Aber er sagt es in einem so selbstgefälligen und triumphierenden Ton, daß ich ganz gut verstehe, was er im Grund meint: 's ist wohl nur ein simples altmodisches Vieh, aber Tuberkln, die hat der Racker doch — kommt ja nicht zu nahe!

Er ist sichtlich gealtert seit dem letzten Mal, da ich ihn traf. Das Augenlicht ist schwächer und das Gehör noch schwerer geworden. Aber sein Gesicht hat die friedliche Abendstimmung, wie nur die richtigen Alten sie haben, und kein Metchnikoff würde ihn überzeugen können, daß das Leben besser wäre, wenn man noch weiter zum Grabe hätte.

Nils Kjær (Christiania)

Über Buchkritik

Man hört oft sagen, Buchkritiken werden fast nur von Unberufenen geschrieben. So möchte ich fragen: Wer sind die Berufenen?

Hier kann es sich nicht darum handeln, den einen oder den anderen zu designieren, sondern bloß darum, den Typus des Buchkritikers zu umreißen. Wie muß der Mann beschaffen sein, der zum Publikum über Bücher sprechen soll, welches sind die Pflichten und die Ziele seines Berufes?

Es drängt sich zunächst die Frage auf: Welche Stellung nimmt der Kritiker dem Dichter, welche dem Publikum gegenüber ein? Ist er zwischen beiden ein selbständiges Drittes oder ist er bloß Vermittler zwischen beiden? Ich glaube, er ist keines von beiden, ich glaube er ist nichts anderes als das Publikum selbst, er repräsentiert es bloß dem Dichter gegenüber. Er ist einer aus der Mitte des Publikums, der sich erhebt und die Leute auf etwas Schönes aufmerksam macht oder vor etwas Häßlichem warnt. Wenn Peter

Digitized by Google

Altenberg den Dichter das tönend gewordene Herz der Menge nennt, so könnte man variierend den Kritiker ihr tönend gewordenes Hirn nennen, denn seine Aufgabe ist es, die Gedanken auszusprechen, welche der Leser (auch hier ist der Typus gemeint) bei der Lektüre eines Buches sich macht. Gibt er Empfindungen wieder, die ein Buch auslöst, so wird er zum Repräsentanten des Dichters im Publikum und bringt auf den Gedanken, daß der Dichter eigentlich gar keinen Gegensatz zum Publikum bedeutet, sondern ein Teil von ihm ist und mit ihm zusammen dem Werke gegenübersteht.

Die Menge sagt bloß: das Buch hat mir gefallen, es hat mir nicht gefallen, ohne daß es darum auch feststeht, daß das Buch wirklich gefallen oder mißfallen hat, weil sie zu zwei Drittel nicht imstande ist, Eindrücke präzise zu erfassen und ihre Gesamtwirkung festzulegen. Aus dem einen restlichen Drittel geht der Kritiker hervor. Er besitzt soviel Scharfsinn, um den gedanklichen Gehalt eines Buches zu erfassen und soviel Seele, um den Gefühlen, die es auslösen will, genügende Resonanz zu bieten. Was die Menge unklar, verschwommen in sich auslösen fühlt, das soll in ihm in vollster Klarheit sich einstellen. Und da es ihm gegeben ist, Gedanken und Gefühle in Worten auszudrücken, so soll er eben das, was der Menge unklar ist, undeutlich vorschwebt, aussprechen. Und das ist zumeist das Gute, das in einem Buche steckt, zuerst das ethisch, dann das ästhetisch Gute. Es ist vor allem Aufgabe des Kritikers, auf die Schönheiten eines Buches aufmerksam zu machen, dann erst auf seine Mängel. Im ersten wie im zweiten Falle aber darf er seinen Blick nur auf das Werk richten, nicht auf die Person, die es schuf. Denn wenn es auch dem Dichter als Person, als Personifikation schaffender Kraft und im besonderen als Auslöser menschheitsfördernder Wirkungen, wie Freude, Erschütterung, Mitgefühl, Begeisterung gefeiert zu werden gebührt, so ist es ja schließlich doch nur ein Zufall, daß gerade er dieses oder jenes Werk geschaffen hat. Es hätte doch ebensogut einem anderen einfallen können. Deshalb sind Anzüglichkeiten auf die Person des Dichters, Witzeleien, Sticheleien nicht nur unsachlich und unanständig, ein Beweis für das geringe Verständnis, das der Kritiker seinem Metier entgegenbringt, sondern geradezu lächerlich.

In vielen Fällen aber ist die Buchkritik von heute bloß Mittel zur Befriedigung persönlicher Gehässigkeiten, eine Revanche für dies und das (und es braucht sich dabei nicht einmal um Literarisches zu handeln), eine Kautel vor materiellen Gefahren. Denn mancher Kritiker verreißt ein Buch, um eine „Konkurrenz" nicht aufkommen zu lassen, und mancher, weil er darin die Beantwortung von Fragen findet, um deren Lösung er sich selbst vergebens bemüht hat. Der banalste Witz ist für solche Zwecke oft nicht zu schlecht. Und das Publikum schreit Bravo, denn es glaubt in der Stimme des zur Kritik Berufenen die eigene undeutlich wahrgenommene zu vernehmen. Wenn der größere Teil des Publikums der Literatur fremd, verständnislos, höhnisch gegenübersteht, so sind in den meisten Fällen die Kritiker daran schuld, mit der Weiheloſigkeit, mit der sie ihres Amtes walten, die Wißbegierde und Respekt in dem Berichtempfänger nicht aufkommen lassen kann. Conditio sine qua non des Kritikers ist das Verstehenwollen, und zwar Verstehen mit einer gewissen Ehrfurcht vor der dichterischen Tat, wenn auch sie keine dichterische Tat ist.

Der Kritiker vergibt sich nichts mit dieser Ehrfurcht vor dem Werke, er

Digitized by Google

ehrt ja nur sich selber mit dieser Ehrfurcht, denn er selbst ist ja, wenn wir bei der Variation des Altenbergwortes bleiben, eine Art Dichter, tönend gewordenes Hirn und Herz der Menge, ein Dichter mit begrenzterem Wirkungskreis. Sein Ehrgeiz müßte es sein: diese Ehrfurcht vor der dichterischen Tat die Menge zu lehren.

Nicht jeder kann und nicht jeder soll über jedes Buch schreiben, und über schlechte Bücher sollte man überhaupt nicht schreiben. „Man muß jetzt gar keine Bücher verbieten, das ist das beste Mittel, daß sie sich selber vernichten." Das steht bei Kant. Man übergehe sie mit Stillschweigen, womit man ihnen am wenigsten schadet, den guten am meisten nützt. Denn die schlechte Kritik der schlechten Bücher erhöht nicht den Wert der guten, sondern löst bei der Menge Zweifel an ihnen aus. Ihr ist Buch Buch, sie unterscheidet Qualitäten nicht so scharf. Aber dazu soll der Kritiker sie erziehen. Er soll Maßstäbe für gut und schlecht finden lehren und lehren, im Buche nicht bloß ein Mordinstrument für langweilige Stunden zu suchen, sondern den Quell der Erkenntnis des eigenen Ichs. Dann erst ist die Aufgabe des Kritikers gelöst. Die Wirkung seiner Tätigkeit aber wird sich darin zeigen, daß das Publikum bewußter von geistiger Kultur Besitz ergreifen, dem Wort des Dichters williger sich hingeben wird, weil es mit dem Glauben daran sich selbst stärkt und erhöht.

Felix Langer

Der Mythos vom dritten Reich.

Ist der Sozialismus wirklich und ausschließlich wissenschaftliche Folgerung? Ist er, in Ausgang und Mündung, nicht doch wieder ein Mythos, den die Glückssehnsucht der Menschheit als ihr Sinnbild an den Himmel schlagen möchte, und der nur wissenschaftlich verkappt geht, weil der Begriff nun einmal das Ausdrucksmittel der Zeit war? Ein Sinnbild, eine zeitlich-unzeitliche Legende, ausgestattet mit allen Farben des Wunsches und all der Überredungs- und Überzeugungskraft, die nur dem Glauben eigen? Tatsachen beweisen nichts. Jede Legende, an die die Menschheit ihr Wähnen hängen kann, ist ihr mehr und in höherem Sinne Wahrheit als alle Forschung; denn sie hat die Wahrheit des Innen-Geschauten, der Denknotwendigkeit. Christus war wirklich des Menschen Sohn, und wenn die Gelehrten ihn auch aus der Körperlichkeit hinwegeskamotieren: er war. Er hat die Wahrheit der Idee, die an einem Tage als Bild aus der Menschheit heraustrat, und die Kirche hat nicht unrecht, wenn sie sagt, daß er allezeit unter den Seinen gegenwärtig sei. Was am Sozialismus unüberwindlich ist, das ist seine versinnbildlichende Kraft; das ist die Tatsache, daß er den Mythos vom dritten Reich zu einer lebendigen Menschheitsangelegenheit machte. Nicht in der eventuellen Unverwirklichbarkeit der Idee liegt seine Schwäche. Im Gegenteil! Für den Glauben gibt es keine Unmöglichkeit. Schwach ist er höchstens in dem einen Punkte, daß das Sinnbild nicht groß und weltumfassend, auf die Phantasiekräfte und damit auf die Steigerungsfähigkeit aller Kräfte nicht genug anfeuernd wirkt.

Andersen Nexö hat das Epos des sozialistischen Weltgedankens, dessen mythische Aufhöhung der Traum vom Zukunftsreich ist, geschrieben. „Pelle der Eroberer" heißt das Werk. Es ist ein Weltbild, das die Idee in allen Teilen durchdringt und formt, und das die symbolische Bedeutsamkeit über den Entwicklungsroman, den das Werk zu

Digitized by Google

beabsichtigen scheint, hinaushebt. Diese Dichtung hat den überpersönlichen Rhythmus jener Gebilde, die mehr aus der Seele einer Gesamtheit als aus der Intuition eines einzelnen hervorgegangen zu sein scheinen: Das macht sie so groß und wahrhaft episch. Wollte man das Werk subjektiv nehmen, so würde der Schluß eine künstlerische Schwäche bedeuten. Aber er ist es nicht; ebensowenig wie die Himmelsvision eines mittelalterlichen Dichters. Wer die Hölle und das Zwischenreich der christlichen Mythologie durchwandert hat, darf vor dem Berg des Lichtes nicht halt machen; es kommt nur darauf an, daß er die Lichtflut ertragen kann, und daß die Darstellung in der Einheit der bildgewordenen Idee als wahr und wirklich erscheint. Und Nexö hat, ganz bestimmt für den, der an der inneren Wahrheit des Gedankens lebendigen Anteil hat, und auch wohl für jeden andern, die Einheit festgehalten, vor allem im Sinnlichen festgehalten. Pelle beschreitet zum Schluß den oft diskutierten Weg der Überführung des privaten Kapitals in den Gesellschaftsbesitz und die Auflösung der alten Gesellschaftsordnung in die sozialistische durch das Zwischenstadium der Produktivgenossenschaft. Und hier zeigt sich auch das Wesen des Sozialismus, weniger als kühlen wirtschaftskritischen Resultats, denn als Weltanschauung, als gefühlte Wahrheit, die die Persönlichkeit ergreift und mit religiöser Inbrunst und Wirkenskraft erfüllt.

Man muß die verwirklichende Kraft Nexös bewundern. Pelle, das ist der Proletarier, der aus der Dumpfheit und dem Fatalismus der Tiefe aufsteigt zu hoffnungsstarker Bewußtheit und unbeugsamem Zielwillen. Wie nahe lag die Gefahr des blutlosen idealisierenden Puppentheaters! Aber das bildnerische Vermögen wie die einfache Gegenständlichkeit des Dichters ist bewundernswert. Er bleibt in jeder Zeile im Leben. Pelle ist nichts als ein frischer, gesunder, natürlicher Bursch mit fünf wohlausgebildeten Sinnen, dessen Verhältnis zu den Dingen immer klar und vernünftig bleibt. Seine Leidenschaft, sein Glaube werden nie aufgeblasenes Pathos, sondern sind einfache Erfülltheit und Selbstverständlichkeit des Handelns. Dabei ist die Lebensatmosphäre, die körperlich-seelische Stimmungseinheit in allen Teilen des Werkes prachtvoll zur Fühlbarkeit gebracht. Ohne zu symbolisieren, macht Nexö das Symbolische ungeheuer sichtbar, und doch freut man sich jeden Augenblick an der immer wachen, natürlichen Sinnlichkeit und Sinnfälligkeit der Schilderungen und Vorgänge. Die beiden ersten Teile, das Leben auf einem Gutshof der Insel Bornholm in seiner Enge wie in seiner Fülle, und das Dasein einer kleinen Stadt mit ihren kümmerlichen Handwerkerexistenzen, ihren Originalen, ihren Alltag in engen Gassen, sind künstlerisch unübertrefflich in ihrer epischen Bildhaftigkeit und Dichtigkeit. Phantastisch unheimlich, grauenhaft wirkt, ohne daß durch Verschiebungen des Bildes darauf hin gearbeitet wäre, eine wie ein selbständiges Stück Dasein aufgefaßte Mietskaserne in den Elendswinkeln Kopenhagens. Und in all diesem Vielen und doch Einen wächst dieser schöne gesunde Mensch Pelle heran, mit offenen Sinnen die Dinge in sich aufnehmend und mit starkem begehrendem Wollen auf sie reagierend.*)

Diese Besprechung gibt kein Bild. Das Buch ist zu reich und zu groß, als daß man es mit ein paar Worten benennen könnte. Was klein und eng an ihm erscheint, geht wahrlich nicht auf die Rechnung des Dichters, sondern der Idee, die kein mächtiger Kuppelbau ist, unter der die ganze Menschheit

*) Inselverlag, Leipzig.

Digitized by Google

wohnen könnte. Was sie ist? Vielleicht das Häuschen von Loretto, in dem der Weltheiland geboren wurde und über dem eine künftige Zeit einmal eine herrliche Kirche bauen mag.

Peter Hamecher

Wie der Chesterton den Meredith interpretiert

Man kennt jenen Aphorismus des George Meredith, welcher lautet: „Ich denke, die Frau wird das letzte sein, was der Mann zivilisiert." Man kann ihn gewiß verschieden verstehen, aber wundervoller deutet ihn niemand als G. K. Chesterton in einem seltsamen kleinen Buche über die Literatur der Viktoriazeit: „Rein verstandesmäßig genommen ist dieser Ausspruch falscher als falsch und sagt er das Gegenteil von dem, was sein Urheber sich immer mühte zu sagen. Weit davon entfernt, eine Gleichheit der Geschlechter zuzugeben, meint er logischerweise, ein Mann dürfe gegen eine Frau jede Peitsche und jede Kette gebrauchen, die er gewohnheitsmäßig gegen Tiger und Bär anwendet. Meredith stand auf als der besondere Vorkämpfer der Weibeswürde: aber ich kann mich auf keinen, östlichen oder westlichen, Schriftsteller besinnen, der so ruhigen Gemütes den Mann als den Herrn, die Frau als das bloße Material hinstellt, wie das Meredith tatsächlich in seinem Ausspruch tut. Jeder, der eine freie Frau — sie ist gewöhnlich eine verheiratete Frau — kennt, tut da sofort zwei einfache und katastrophale Fragen, erstens: „Warum soll die Frau zivilisiert werden?" und zweitens: „Warum soll, wenn sie schon zivilisiert werden muß, das durch den Mann geschehen?" Rein intellektuell genommen scheint Meredith brutalste Geschlechtsherrschaft zu verkünden, ist er um das Türkenkap und den Harem nicht herumgekommen. Wie kommt es nun, daß wir alle tatsächlich fühlen, dieses Meredithwort ist nicht so unverschämt maskulin, wie es logisch betrachtet den Anschein hat? Ich meine aus folgendem einfachen Grunde: an Meredith ist etwas, das uns empfinden läßt, er hat weniger Unglauben an die Frau als an die Zivilisation. Ein dunkles, nicht weiter nachweisbares Gefühl sagt uns, Meredith würde es leid tun, wenn die Frau vom Manne — oder von wem oder was sonst — zivilisiert würde. Und damit haben wir den wirklichen Heiden, den Meredith, der an Pan glaubt."

Wilh. Lehmann

Infolge Verlegung von Druck- und Erscheinungsort ist Wilhelm Herzog von der Redaktion des „März" zurückgetreten, bleibt aber Mitarbeiter des Blattes; die Redaktion wird künftig von

Dr. Theodor Heuß in Heilbronn am Neckar

geführt werden.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß, Heilbronn a. N.
März-Verlag, G. m. b. H., München, Hubertusstr. 27. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Die Lösung des Deckungsproblems

Von Dr. Ludwig Haas, Karlsruhe, M. d. R.

Durch die Vermehrung der deutschen Wehrmacht sind dem deutschen Volke außerordentliche Lasten auferlegt worden. Wie immer eine derartige Belastung auch verteilt werden mag, die Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit empfindet sie nur allzu sehr, wie auch die Volkskreise, die zu den Steuern nicht herangezogen werden, indirekt unter ihr leiden werden.

So muß die Wehrvorlage und deren Deckung vom deutschen Volke als eine schwere Notwendigkeit empfunden werden; das kann und darf uns aber nicht hindern, die Fortschritte mit Freuden anzuerkennen, die in den Steuer-Gesetzen enthalten sind, Fortschritte steuerlicher und allgemein politischer Art. Die bisherigen Reichssteuern waren indirekte Steuern, die nicht nur keinerlei Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit des Steuerpflichtigen genommen haben, sondern die im Gegenteil in vielen Fällen je nach der Größe der Familie den Armen härter getroffen haben, als den Reichen. Erstaunlich ist nur, daß das deutsche Volk dieses empörend ungerechte Steuersystem so lange ertragen hat. Das war der Vorteil der letzten volkswirtschaftlich so unglücklichen Reichs-Finanzreform, daß sie im Volk den starken Willen ausgelöst hat, neue Belastungen im Wege direkter Steuern unter Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit des einzelnen aufzubringen. So bedeutet der jetzt beschlossene einmalige Wehrbeitrag für die einmaligen Ausgaben und das Vermögenszuwachssteuergesetz für die dauernden Ausgaben die Einführung der bisher im Reich mißachteten Grundsätze steuerlicher Gerechtigkeit in das Reichssteuer-System. Gewiß bleiben gegen den einmaligen Wehrbeitrag schwere Bedenken bestehen. Niemand kann voraussagen, wie es volkswirtschaftlich wirkt, wenn in einem kurzen Zeitraum eine Milliarde aus dem Volke herausgezogen wird. Der geradezu sündhafte Vergleich mit dem Jahre 1813 kann diese

Digitized by Google

schweren volkswirtschaftlichen Bedenken nicht beseitigen. Damals Deutschland zerrissen und unter der Herrschaft Frankreichs, heute ein starker, geeinter und geachteter Staat. Es ist auch nicht gut, die patriotische Phrase zu gebrauchen, wo nüchterne wirtschaftliche Erwägungen am Platze sind. Trotzdem darf man der Reichsregierung dafür Dank wissen, daß sie wenigstens den Mut besessen hat, für die Deckung der einmaligen Ausgaben einen bestimmten Vorschlag zu machen und den Grundsatz aufzustellen, daß die wohlhabenden Kreise diese Kosten allein zu bezahlen haben. Der Reichstag hat den Regierungsentwurf insbesondere durch den Beizug der Einkommen bis herunter auf 5000 Mark und durch die progressive Ausgestaltung der Abgabe nach der Höhe der Vermögen und Einkommen so ausgestaltet, daß der zwar einfache, aber gerade deswegen rohe Entwurf der Regierung zu einem brauchbaren Gesetz wurde.

Hatte schon hier der Reichstag die Führung übernommen, so war das in noch weit höherem Maße bei der Deckung der laufenden Ausgaben der Fall. Hatte doch die Reichsregierung einen Entwurf eingebracht, der eine Bankerotterklärung war. Der Vorschlag der „veredelten Matrikularbeiträge", die von den einzelnen Bundesstaaten im Wege einer beliebigen Besitzsteuer aufgebracht werden sollten, enthielt das Geständnis, daß es der Reichs-Regierung nicht möglich war, eine Reichssteuer zur Deckung der laufenden Ausgaben vorzuschlagen. So verfiel man auf den bequemen Ausweg, es den Finanzministern der einzelnen Bundesstaaten zu überlassen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie sie die Kosten aufbringen können. Die Verschiedenartigkeit der bundesstaatlichen Steuersysteme und die Verschiedenartigkeit der steuerlichen Belastung in den einzelnen Bundesstaaten ist heute schon volkswirtschaftlich bedenklich. Unerträglich wäre es aber dann gewesen, neue Reichslasten auf die Bundesstaaten abzuschieben. Das hätte zur Folge gehabt, daß die einzelnen Staaten verschiedenartige Steuern eingeführt hätten und daß die steuerlichen Unterschiede noch mehr gesteigert worden wären. Hätten wir ein parlamentarisches Regierungssystem, so wäre eine derartige Schwäche und Verlegenheit der Reichsregierung unmöglich gewesen. Eine parlamentarische Regierung, die eine Mehrheit in der Volksvertretung hinter sich hat und mit dieser Mehrheit steht und fällt, wird auch auf steuerlichem Gebiete mit klaren Forde-

Digitized by Google

rungen und Grundsätzen vor die Volksvertretung treten. So wurde es Sache des deutschen Reichstags, die Aufgabe zu lösen, die die Reichsregierung hätte lösen müssen und nicht gelöst hat. Die Mehrheit des deutschen Reichstags hat gegen die Konservativen, die ihren Grundsätzen steuerlicher Ungerechtigkeit treu zu bleiben als ihre Pflicht erachteten, das Vermögenszuwachssteuergesetz beschlossen.

Auch diese Steuer trifft nur die steuerlich Leistungsfähigen. Wer in drei Jahren mehr als 10000 Mark erübrigt, kann eine Steuer bezahlen. Die Steuer ist nach der Höhe des Vermögenszuwachses progressiv ausgestaltet; sie wird, wie immer man sich zu Einzelheiten stellen mag, als eine gerechte Steuer bezeichnet werden müssen. Daß in ihr auch die Besteuerung des Kindeserbes enthalten ist, wird im deutschen Volke mit Genugtuung begrüßt werden. Man hat außerhalb der konservativen Schicht — auch unter den Angehörigen des Zentrums — nie begriffen, warum größere Erbschaften, die die Abkömmlinge machen, nicht steuerlich erfaßt werden sollen.

Vielen wäre eine reine Erbschaftssteuer, vielen eine reine Vermögenssteuer sympathischer gewesen. Die Erbschaftssteuer aber hätte die erforderlichen Beträge nicht aufgebracht; ob außerdem, wenn die Linke, die übrigens keine ganz sichere Mehrheit bildet, sich auf die Erbschaftssteuer versteift hätte, die Wehrvorlage zustande gekommen wäre, ist mehr als fraglich. Taktisch wäre es unklug gewesen, wenn man eine andere durchaus brauchbare Steuer schaffen kann, die die Erbschaftssteuer zudem enthält, eine politische Kraftprobe zu machen und damit gleichzeitig die Verbindung zwischen Zentrum und Konservativen zu verstärken. Es besteht für die deutsche Linke auch nicht der geringste Anlaß, die im Zentrum zweifellos vorhandenen demokratischen Tendenzen mit Gewalt zu unterdrücken; das mag die Taktik politischer Fanatiker sein; wem aber an der Demokratisierung Deutschlands gelegen ist, der wird es begrüßen, wenn alle demokratischen Stimmungen, wo immer sie vorhanden sind, für das Volksganze nutzbar gemacht werden.

Unbestreitbar ist, daß eine Reichsvermögenssteuer noch besser gewesen wäre als die Vermögenszuwachssteuer. Aber hier stand dem Reichstag der vielleicht unüberwindliche Widerstand der Bundesstaaten entgegen, die

Digitized by Google

die Vermögenssteuer und die Einkommensteuer vorläufig noch als ein unverletzliches bundesstaatliches Gebiet betrachten, das vom Reiche nicht in Anspruch genommen werden darf. Der Standpunkt der Bundesstaaten, der übrigens auf die Dauer nicht haltbar sein wird, ist verständlich. Immer mehr und mehr werden die Bundesstaaten steuerlich beschränkt; aber die Anforderungen an die Bundesstaaten wachsen.

Die Beamten verlangen mit Recht infolge der zum Teil auch vom Reich verschuldeten verteuerten Lebenshaltung höhere Gehälter; neue Kulturaufgaben treten an die Bundesstaaten heran. Die Lage der bundesstaatlichen Finanzminister ist in der Tat nicht beneidenswert. Die Frage wird nur die sein, ob sie ihre schwere Lage nicht mitverschuldet haben. Haben sie immer im Bundesrat für die erforderliche Sparsamkeit gesorgt? Haben sie jemals mitgeholfen, Ersparnisse auf dem Gebiete der Armee, die sehr wohl möglich wären, zu machen? Haben sie begriffen, daß bei allen Kulturnationen durch die fortschreitenden Rüstungen unerträgliche Zustände entstehen? Aufgabe der Männer, die für die bundesstaatliche Finanzpolitik verantwortlich sind, wird es sein, nicht zu klagen und zu jammern, sondern im Bundesrat energisch dafür einzutreten, daß endlich einmal mit ernsthaftem und gutem Willen mit anderen Staaten über das Maß der Rüstungen und deren Beschränkung verhandelt wird. Hier handelt es sich um eine allgemein europäische Aufgabe, deren Lösung möglich ist und an deren Lösung alle Staaten und alle Volksgenossen in außerordentlicher Weise interessiert sind.

Der Reichstag mußte sich aber mit der Tatsache abfinden, daß vorläufig die Vermögenssteuer und die Einkommenssteuer den Bundesstaaten verbleiben sollen. Mit Recht wurde aber schon im Reichstag von Payer darauf hingewiesen, daß man auch die Vermögenszuwachssteuer nicht völlig losgelöst von den bundesstaatlichen Steuern betrachten darf. Es ist doch nicht so, daß im Deutschen Reich die Vermögen steuerfrei sind. Sie werden in den Bundesstaaten, ebenso wie die Einkommen, scharf herangezogen und es ist keineswegs unbillig, nun den, der nicht nur Vermögen besitzt, sondern der sein Vermögen auch vermehren konnte, für das Reich besonders zu besteuern.

Man hat gesagt, daß damit die Sparsamkeit und der Fleiß besteuert

Digitized by Google

würde. Wer sein Einkommen verbraucht, zahle keine Steuer; der solide Sparer aber werde steuerpflichtig. Ein wirklich ernsthafter Einwand ist das nicht, weil in diesem Sinne jede Steuer den Fleiß und die Sparsamkeit trifft. Das gilt ebenso von der Vermögenssteuer und der Einkommenssteuer; man hat noch nie erlebt, daß jemand aus Schadenfreude gegen den unangenehmen Steuerkommissär das Streben nach einem höheren Einkommen und nach einem höheren Vermögen unterdrückt hätte, um dadurch weniger Steuern bezahlen zu müssen.

Stark umstritten war die Behandlung des Zuwachssteuergesetzes vom Jahre 1911, also die Besteuerung des Wertzuwachses von Grundstücken im Rahmen des neuen Gesetzes. Das Zuwachssteuergesetz vom Jahre 1911 hat zweifellos manche Mängel; deshalb war der Gedanke vertreten worden, nachdem jetzt ganz allgemein der Wertzuwachs besteuert werde, das Zuwachssteuergesetz aufzuheben. Das ist erfreulicherweise nicht geschehen. Der Gedanke, den vom einzelnen nicht geschaffenen Wertzuwachs an Grund und Boden zu besteuern, ist ein durchaus gesunder. Die Klagen, daß durch das Gesetz der Umsatz an Grundstücken eingeschränkt worden sei, machen keinen Eindruck auf den, der im Grund und Boden keine Ware erblickt und in der Wertsteigerung des Grund und Bodens nicht ein Glück, sondern ein Unglück sieht.

Die Regelung ist jetzt in der Weise erfolgt, daß das Zuwachssteuergesetz bestehen bleibt, daß aber das Reich seine Hälfte am Ertrag der Steuer nicht mehr bezieht; es verbleiben jedoch für die Gemeinden 40 Prozent und für die Bundesstaaten 10 Prozent der ursprünglichen Steuer. Gleichzeitig wurde die bundesstaatliche Souveränität auf diesem Gebiete wieder hergestellt, so daß die einzelnen Bundesstaaten für ihr Gebiet das Gesetz abändern, beibehalten oder aufheben können. Wir haben also jetzt das merkwürdige staatsrechtliche Gebilde, daß ein Reichsgesetz besteht, das durch Landesrecht aufgehoben oder geändert werden kann und das, solange es besteht, eine bundesstaatliche Steuer und eine kommunale Steuer bestimmt. Der Kampf um die bodenreformerischen Gedanken ist damit aus dem Reich in die einzelnen Bundesstaaten verschoben. Vertrauend auf die Stärke des gesunden Gedankens der Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß nun die Bundesstaaten, vor allem

Digitized by Google

im Interesse der Gemeinden, diese Steuer zweckmäßig ausgestalten. Sicher sind die Bundesstaaten mehr als das Reich in der Lage, auf die verschiedenartigen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, die Steuer individuell zu gestalten, besondere Mängel des bisherigen Gesetzes zu beseitigen und die Normen zu finden, die den soliden Grund- und Hausbesitz entlasten und der ungesunden Spekulation mit besonderer Schärfe begegnen.

Daß beim Wehrbeitrag die ausdrückliche Feststellung der Steuerpflicht der Bundesfürsten auf den so sehnsüchtigen Wunsch der Reichsregierung von der Mehrheit des Reichstags wieder preisgegeben wurde, beweist, wie schlecht die Bundesfürsten beraten waren. Entweder kennen die Ratgeber unserer Bundesfürsten die Volksstimmung nicht, oder sie kennen sie und haben sie trotzdem den Fürsten verschwiegen. In beiden Fällen sind es unbrauchbare Ratgeber. Das Volk hat kein Verständnis dafür, daß der Bundesfürst steuerfrei sein soll. Sicher waren es keine kleinlichen Sparsamkeitserwägungen, sondern Gedanken prinzipieller Art, die diesen Kampf für die Erhaltung der Steuerfreiheit der Landesfürsten veranlaßt haben. Die Stellung der Fürsten hätte aber in keiner Weise Not gelitten, wenn man das vielumstrittene Prinzip der Steuerpflicht der Souveräne preisgegeben hätte; im Volke aber hätte es Sympathien hervorgerufen, wenn die Reichsregierung hätte erklären können, daß die Landesfürsten nicht anders behandelt sein wollen, wie die Gesamtheit des deutschen Volks.

Alles überschauend, darf gesagt werden, daß der Reichstag bei der Deckung der neuen Ausgaben gute Arbeit geleistet hat; es ist ein Schritt vorwärts nach der Richtung eines gesunden Reichssteuersystems gemacht. Das Parlament hat einen Sieg davon getragen; es hat gegenüber einer Regierung, die keinen brauchbaren Ausweg wußte, die erforderliche Deckung geschaffen. Vom Standpunkt der Linken aber darf die Tatsache begrüßt werden, daß die Konservativen isoliert sind und daß damit zum Ausdruck kam, daß unsere Zeit konservative Gedankengänge auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung nicht mehr erträgt.

Die Zukunft wird lehren, daß auch auf anderen Gebieten nach ostelbischen Prinzipien in Deutschland nicht gearbeitet werden kann.

Digitized by Google

Mischehen und Mischlinge

Von Graf de Pouvourville

Mitglied des internationalen Kolonialinstituts und des Conseil supérieur der französischen Kolonien

ie koloniale Ausbreitung der europäischen Großmächte verleiht seit Jahren dem ethisch-sozialen Problem der Mischehe und im Zusammenhang damit der Frage nach der politischen Stellung der Mestizen eine wachsende Bedeutung. Es gibt afrikanische, asiatische, australische Mestizen. In allen Erdteilen stellt sich das Problem gleichzeitig, wenn auch mit wechselnden Faktoren. Und die verschiedenen europäischen Nationen suchen alle nach einer ihrem jeweiligen völkischen Temperament entsprechenden Lösung. So hat der Staatssekretär am deutschen Kolonialamt seiner Zeit einen Beschluß gefaßt, der in Deutschland fast unbedenkliche Zustimmung fand, in Frankreich dagegen, falls etwa ein hiesiger Minister so etwas wagen sollte, wahre Stürme in der Verwaltung wie im Parlament zur Folge haben müßte. Er hat auf den Samoainseln die Mischehe zwischen Europäern und Eingeborenen schlechterdings verboten und dazu verordnet, daß künftig alle Kinder aus solchen Ehen, soweit sie nicht schon vor dem Erlaß geschlossen waren, dem Eingeborenenrecht unterstehen sollen.

Die deutsche Presse stimmte dieser Maßregel wärmstens bei und erhoffte deren Ausdehnung auf sämtliche deutsche Kolonien ohne jede Ausnahme. Eine solche Regelung der Mestizenfrage sollte, meine ich, den romanischen Kolonialstaaten zu denken geben; denn hier wird schon seit einer stattlichen Reihe von Jahren über das gleiche Thema recht aussichtslos hin- und hergeschwätzt. Freilich stellt diese deutsche Lösung zweifellos einen Eingriff in das Prinzip der individuellen Freiheit dar und verträgt sich darum schlecht mit dem disziplinfeindlichen romanischen Temperament, dem alle Persönlichkeitsfragen erfahrungsgemäß heiliger zu sein pflegen als die nationalen Staatsinteressen.

Digitized by Google

Allein schon unter diesem Gesichtspunkt würde ein solches Verbot in Frankreich ein derartiges Entrüstungsgeschrei wachrufen, daß seine Durchführung undenkbar erscheinen muß.

Und doch ist die Maßnahme durchaus gerechtfertigt, sofern man sich entschieden auf den Standpunkt der weißen Rasse stellt und in erster Linie der Interessen der jeweiligen Kolonie gedenkt. Man mag es wollen oder nicht: die weiße Rasse ist nun einmal die höhere. Und wenn sich auch, in der gelben wie in der schwarzen Rasse, Individuen finden lassen, die sowohl ethisch als intellektuell den intelligentesten Europäern keineswegs nachstehen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß dies seltene Ausnahmen sind. Die große Masse steht merklich tief unter europäischem Durchschnitt, zumal weit unter der ethischen und geistigen Elite, die eine weiße Kolonie im allgemeinen darstellt.

In neunundneunzig Prozent Fällen ist es nun die Regel, daß das Kind einer Mischehe zwischen einem europäischen Vater und einer eingeborenen Mutter zwar das mütterliche Niveau überragt, dagegen an Intelligenz und Charakter weit hinter dem Vater zurückbleibt. Erkennt man nun einem solchen Mestizen die weitgehenden Rechte zu, die in den Kolonien der Europäer ganz selbstverständlich genießt, nimmt man ihn solchermaßen in die herrschende Klasse auf, dann bringt man meist ein recht zweifelhaftes Element in diese hinein, dessen Vermehrung gar bald deren Wert und Kraft mindern und allerhand Verwirrung stiften muß.

Das hätte man in Frankreich eigentlich längst merken sollen. Die „brillanten" Resultate, die in den älteren Kolonien die zur Macht gelangten Neger und Mulatten auf dem Gewissen haben, sind ein schlagender Beweis. Und das läßt sich nirgends vermeiden. Der Mischling glaubt kraft des ihm eigenen Dünkels an seine Überlegenheit nicht nur über den Eingeborenen, sondern auch über den Europäer, von dem er meist nur die Laster geerbt hat, und streckt, sobald man ihm die Zügel lockert, die Hand nach den wichtigsten Ämtern aus, die auszufüllen er gänzlich unfähig bleibt. Eben diese Aufgeblasenheit ist es denn auch in erster Linie, die den Mestizen unsympathisch macht.

Das seiner Zeit in Samoa erlassene Eheverbot ist demnach eine vorzügliche Maßnahme. Schon allein deshalb, weil es das aufregende Mestizen-

Digitized by Google

problem rundweg beseitigt und somit eine wertvolle soziale Schutzmaßregel darstellt, dann aber auch um anderer Vorzüge willen, auf die wir, mag die Materie auch etwas heikel sein, einiges Gewicht legen möchten.

Man wird dabei stets die verschiedenen Temperamente und Traditionen der Völker mit in Rechnung stellen müssen, für die die Frage heute brennend ist.

I. Die Mischehe

Daß ein Europäer für eine fremdrassige Frau, insbesondere für eine Frau der gelben Rasse, eine tiefe und dauerhafte Zuneigung empfinden kann, unterliegt heute keinem Zweifel mehr. Die psychischen Wurzeln solcher Gefühle sind sehr verwickelt. Die Augenzeugen solcher Verbindungen bezeichnen als deren wichtigste den Reiz des Geheimnisvollen, des unergründlich Fremdartigen.

Weniger zäh und hartnäckig liebt man die Frau, die ihr Geheimnis verrät, deren Herz ein offenes Buch ist, als jene andere, undurchdringlichere, deren Augen ein Rätsel verschleiert, das auch die süßesten Worte ihres oft so verlogenen Mundes niemals ganz enthüllen werden.

Warum? Weil zur Liebe der Schmerz gehört und der quälende Zweifel fester bindet als die ruhige Sicherheit des Geliebtseins. Nicht in der sanften Ruhe liegt das Glück, trotz Konfuzius und seiner Weisheit, sondern in der Anspannung des Kampfes. Sobald der Sieg gesichert ist, erlischt das Interesse; deshalb schließen alle Romane mit dem Augenblick ab, da die Liebenden alle trennenden Hemmungen, Ungewißheiten und Mißverständnisse überwunden haben und einander kein Geheimnis mehr sind. Denn von diesem Moment an bietet ihre Geschichte nicht mehr das geringste Interesse. Sie wird gewissermaßen zum friedlich ruhenden Teich in eintöniger Ebene, in dem der brausende, schäumende Gebirgsbach endet.

Und welche Frau wäre verwirrender in ihrer Undurchdringlichkeit als die Frau der gelben Rasse? Sie, die wir kaum je begreifen können, an der so ziemlich alles Geheimnis für uns bleibt.

Genau das gleiche Rätselgefühl zieht die gelbe Frau bisweilen zum weißen Mann. Oh, wie tief vermögen wir sie zu betören, die wir ihren aberglau-

Digitized by Google

bischen Ängstlichkeiten mit unserer spöttischen Skepsis begegnen und mit barbarischer Respektlosigkeit ihren mutwilligen Spielereien!

Wir seien zu grob und zu brutal zu ihr, wird uns erwidert. Ach was! Kommt da ein Räuber und sagt: Da bin ich! — und Doña Sol, die Angebetete des spanischen Königs sinkt in die Arme Hernanis! Und warum sollte nicht die lebendige Phantasie eines annamitischen Weibes — vielleicht unbewußt und unter ähnlichen Einwirkungen — in den einen oder anderen von uns all das undurchdringliche Geheimnis der westländischen Seele und des europäischen Lebens hineinträumen?

Man darf somit nicht von vornherein in Abrede stellen, daß die Frau aus dem fernen Osten auch einen weißen Mann lieben kann, wenn auch auf ihre Weise, die übrigens vollkommen die unsere ist. Denn es gibt weder eine gelbe, noch eine weiße Liebe. Es gibt nur eine Liebe unter den Menschen, und sie wechselt lediglich in ihren Formen und Nuancen, in ihren Bräuchen und Ausdrucksmitteln, und zwar so wenig nur, daß man die Farbe der Lippen kaum unterscheidet, die im Kuß ein Herz darbringen.

Übrigens paßt sich die annamitische Frau, wie jedes fremdrassige Weib, das wir lieben, rasch unserem Wesen an und spricht bald, im schönsten Französisch, die Sprache der Liebe.

Lassen wir also unsere psychologische Deutung gelten und nehmen wir die Liebesneigung zwischen Menschen der weißen und der gelben Rasse für erwiesen. Was ergeben sich daraus für soziale Folgen?

Heiratet beispielsweise ein Franzose ein annamitisches Mädchen, dann erwerben nach französischem Recht Frau und Kinder damit die französische Staatsangehörigkeit; vom allgemeinen Standpunkt aus lebt sich's also vortrefflich unter diesem vortrefflichsten aller Protektorate! Das Problem wird zur persönlichen Geschmacksfrage; und um dies Eheglück hat sich außer den Beteiligten kein Mensch zu kümmern. Ich weiß, daß die Eingeborenen auf solche Verbindungen sehr stolz sind, und das beweist nur, daß sie noch nicht ganz reif dafür sind. Ich will nicht behaupten, daß die junge Braut, wenn sie in der Heimat wohnen bleibt, ebenso stolz darauf ist, und daß sie bei den Vollblutfranzösinnen und den landeskundigen Damen der Gesellschaft dieselbe Zuvorkommenheit finden wird, mit der man ihr in ihren heimischen Kreisen zweifellos begegnet. Auf alle Fälle kann aber der junge

Digitized by Google

Hausstand ins französische Mutterland übersiedeln. Er wird daselbst stets das höfliche Entgegenkommen finden, das unsere Landsleute allen Menschen und allen Dingen schenken, die ihre Neugier reizen.

Doch, was auch immer der Ausgang solcher privaten Experimente sein mag, wir haben, wie gesagt, weder Grund, uns darüber zu freuen, noch uns darob zu grämen.

Eine „Mestizenfrage" kann aus solchen Fällen jedenfalls nicht erwachsen. Die Kinder eines Franzosen und einer naturalisierten Französin sind von Rechts wegen Franzosen, und kein Mensch hat irgendein Recht, im praktischen Leben zwischen ihnen und den Franzosen reiner Rasse irgendwie zu unterscheiden. Doch solche rechtsgültigen Ehen sind sehr selten. Sehr häufig sind dagegen die freien, vorübergehenden Verbindungen ohne gesetzliche Sanktion. Und diese sind es, deren Konsequenzen uns hier allein interessieren.

Kann man einem heißblütigen, ausgewachsenen und kräftigen jungen Mann, der drei Jahre lang als Soldat oder als Beamter in unseren asiatischen Kolonien weilt, die Wahl einer eingeborenen Gefährtin zum Vorwurf machen? Weder in den Tropen noch in den Polargegenden ist der Mensch für das Alleinsein geschaffen; und an gewissen Tagen der Erschlaffung, der Langeweile oder der Krankheit überkommt ihn die Sehnsucht nach dem fernen häuslichen Glück und der Wunsch, sich ein neues zu bauen. Alle Nebenumstände begünstigen die Erfüllung dieses Wunsches: die Einsamkeit, die Langeweile, das romanische Temperament und nicht zuletzt auf seiten der Eingeborenen die Gier nach dem materiellen und sozialen Gewinn.

Sollte man nun alle diese Verbindungen auf französischem Rechtswege legitimieren? Daran ist nicht zu denken! Die soziale Stellung, die Rücksicht auf die Laufbahn, die Selbstachtung und die Unbesorgtheit, die nur dem Augenblick lebt, all das trägt den Keim der künftigen Trennung in sich. Solche Verbindungen werden sodann oft von Franzosen eingegangen, die in der Heimat drüben verheiratet sind, deren Frauen aber aus irgendeinem Grunde ihren Männern nicht in die Fremde gefolgt sind. In diesem Fall ist es sogar schlechterdings unmöglich, eventuelle Kinder — und es kommen fast immer welche! — zu legitimieren.

Im Bewußtsein ihrer unsicheren Situation erstreben die Europäer somit

Digitized by Google

nur den Schein, die Illusion eines Familienlebens, die bescheidene Scheidemünze wirklichen Glückes. Andererseits entstammen jene eingeborenen Frauen, die sich dazu hergeben, „französische Frau zu machen", „co-vo-tay" zu sein, vornehmlich den untersten Schichten der arbeitenden Bevölkerung. Es liegt somit hier weiter nichts als ein stillschweigendes Geschäft vor, das die beiden Kontrahenten über die Grenzen des befriedigten Wunsches und der gesättigten Sinne hinaus mitnichten binden kann.

Wenn nun aus solchen Geschlechtsverbindungen, denen nichts Edles noch Dauerhaftes innewohnt, Kinder geboren werden, dann ist dies ein großes Unglück für sie selbst wie für den Staat. Der Pseudovater, der genau weiß, was er von der problematischen Zuneigung und noch problematischeren Treue seiner „Congai" zu halten hat, weigert sich stets, ein Werk anzuerkennen, in das er sich mit anderen teilen zu können vermutet. Und die Mutter, die nie etwas von jungfräulicher Würde gewußt hat, erweist sich in ihrer Fraulichkeit ebenso wertlos und unbekümmert.

Und wenn der Franzose von ihr geht, sieht sie sich unverzüglich nach einem vorteilhaften Ersatzmann um. Die Annamiten kennen recht wohl die moralische Minderwertigkeit dieser Weiberkaste und lassen deren Kinder ihren Hohn verspüren. Diese sog. „conhoan" sinken notwendigerweise auf das Niveau ihrer Mütter herab und werden die soziale Stufenleiter niemals emporsteigen.

Will man nun aber eine solche von vornherein verrufene Sippe zur künftigen Mestizenrasse stempeln, dann erkläre ich frei heraus, daß kein einziger von den höheren französischen Staatsinteressen in Indochina durchdrungener Staatsbürger seine Hand dazu bieten wird. Es ist weit besser, man beläßt diese unglücklichen Geschöpfe auf dem sozialen Niveau ihrer Mütter; bestenfalls begnüge man sich damit, ihr materielles Dasein sicherzustellen, was ja allen Eingeborenen gegenüber geschieht, die aus irgendeinem Grunde in den Schutz der herrschenden weißen Rasse sich begeben haben.

Ich habe seinerzeit eine andere Lösung befürwortet, die den asiatischen Satzungen und Gebräuchen durchaus entspräche: Der Europäer nehme sich eine Gefährtin auf Grund des asiatischen Gewohnheitsrechtes der „zweiten Frau". In Ländern mit polygamischen Anschauungen ist diese zweite Frau durchaus geachtet. Sie hat ihren festen Platz im Familienkreis und ihre besondere, genau umgrenzte soziale Stellung.

Digitized by Google

Da wir nun einmal aus diesen unseren eingeborenen Gefährtinnen keine Französinnen machen wollen, haben sie wenigstens das Recht — und es ist ihr einziges —, von uns die Beachtung ihrer eigenen Landessitten und Gesetze zu fordern.

Hier ein kurzer Überblick über diese Satzungen:

Neben der ersten Gattin anerkennt das Landesrecht Frauen zweiten Ranges, die zwar nicht die häuslichen Rechte jener ersten besitzen, wohl aber der allgemeinen Achtung sich erfreuen. Die Sitte fordert, daß diese Art Ehe durch Vermittlung einer Verwandten oder einer Freundin der Braut, mit Genehmigung der Familie geschlossen, und daß das Bündnis und die Verpflichtung des Mannes durch entsprechende Geschenke sanktioniert werden. Erfüllt ein Franzose diese Voraussetzungen, dann erlangt seine Erwählte zweifellos die Rechtsstellung einer „zweiten Frau". Der Vorwurf der Unsittlichkeit wird damit gegenstandslos.

Die Kinder aus solcher Ehe aber sind sozial regelrecht eingegliedert. Zwar stehen sie in ritueller Hinsicht den legitimen Kindern nach. Doch sind sie ihnen erbrechtlich völlig gleichgestellt, und die Söhne gehen den legitimen Töchtern in der Stammbaumfrage sogar vor. Zudem genießen sie in der sozialen Rangordnung dasselbe Ansehen wie ihre Eltern. Ich bemerke noch, daß das annamitische Gesetz die Ehescheidung mit beiderseitiger Einwilligung kennt, und daß somit der Franzose, der das Land auf immer verläßt, von diesem Mittel Gebrauch machen kann. Hat er aber diese Formalität unterlassen, dann gibt ohnehin das annamitische Gesetz nach drei Jahren einer nachweislich von ihrem Gatten verlassenen Frau ihn volle, unbeschränkte Freiheit zurück.

Es wäre doch erstaunlich, wollte man den Franzosen das Recht verweigern, Frauen der gelben Rasse genau so zu behandeln, wie sie ausnahmslos von ihren eigenen Landsleuten behandelt werden, durchaus zur eigenen Zufriedenheit und unter dem Schutze altehrwürdiger Familientraditionen. Der Annamit sehnt sich nach einer Rechtsgemeinschaft mit dem Europäer. Das wäre die beste Form dafür.

Freilich wendet man ein, diese Gesetze seien nicht für uns gemacht worden, und wenn wir davon Gebrauch machen, dann geschehe es mit dem Hintergedanken, Rechte über die eingeborene Frau zu erlangen, die uns der fran-

Digitized by Google

zösischen Frau gegenüber versagt bleiben. Aber gewiß, ja! Wir dürfen uns sogar erlauben, mit der leichten Auflösbarkeit solcher Verhältnisse von vornherein zu rechnen, so unvereinbar auch deren Kurzlebigkeit mit dem französischen Ehebegriff sein mag. Ist denn diese „Zeitehe" nicht vom annamitischen Recht anerkannt? Ist sie nicht gewissermaßen sanktioniert durch die große Leichtigkeit, mit der man sich hier trennen, scheiden und verstoßen kann? Ist die annamitische Frau nicht an diesen Familienkodex gewöhnt, und wie könnte sie sich verletzt fühlen, wenn Franzosen sie genau so behandeln, wie seit Jahrhunderten ihre eigenen Landsleute. Es bliebe alles im Rahmen der Tradition und der Rasse, d. h. durchaus im Einklang mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Man mißverstehe uns nicht. Wir fordern keinen Freibrief für europäische Ausschweifung und lockere Sitten. Wir wollen lediglich die Stellung der eingeborenen Frau in den Augen ihrer Stammesgenossen festigen und die soziale Zukunft der Kinder aus solchen Mischehen in einer Weise geregelt wissen, die den Landesgesetzen des einen Elternteils entspricht.

Jedenfalls würde die Ehrbarkeit der Mutter und die Achtung ihrer Volksgenossen uns die pflichtgemäße Sorge für die von ihren europäischen Vätern freiwillig oder unfreiwillig verlassenen Kinder interessanter machen.

Neben dieser häufigeren Form der Mischehe gibt es noch den selteneren, gesetzlich einfacheren, dafür aber vom Standpunkt der Moral und der Familie weit bedenklicheren, enttäuschungsreicheren Ehebund zwischen einem farbigen Mann und einer weißen Frau.

Heute noch wird mancher unentwegte Staatsbürger und manche brave Familienmutter im beleidigten Gefühl ihrer überlegenen Rasse entsetzt ausrufen: Was! Sie wollen, daß unsere goldlockigen, perlmutterzarten Töchter farbige Männer heiraten, mit grobem Roßhaar oder krauser Schafwolle auf dem Kopf? Ach nein, ich will es nicht, aber sie selber wollen's mitunter. Unvergessen sind in Paris wohl bis heute die unheimlichen Erfolge der Tirailleure und Milizsoldaten, sowie der jungen Schriftgelehrten aus Tonking, die man auf der Weltausstellung von 1900 bewundern konnte. Hochbeglückt und maßlos eitel kehrten sie heim, aber derart verausgabt und verweichlicht, daß sie auf lange Zeit zu keiner körperlichen oder geistigen Arbeit mehr taugten. Heute noch spricht man drüben in China im ver-

Digitized by Google

trauten Kreise von dieser Siegesfahrt, und der Respekt gilt dabei weit mehr den heldenhaften Landsleuten als den Heroinen der herrschenden Rasse.

Desgleichen erinnere man sich an die idyllischen Abenteuer, die in großen deutschen Städten die Vorführung afrikanischer und australischer Völkerschaften zur Folge hatten. Und auch der famose Briefwechsel zwischen angelsächsischen Jungfrauen und ostafrikanischen Negerjünglingen bleibt unvergessen; diese verliebten Girls hatten die Objekte ihrer Schwärmerei nie gesehen; nicht einmal deren Photographie. Was tut's! Was für schöne Männer und was für beneidenswerte Liebesbündnisse schafft nicht so eine sentimentale Mädchenphantasie!

Bemerken möchte ich, daß die weiße Frau sich am leichtesten zum gelben Mann hingezogen fühlt, weil in dieser Rasse immerhin einige Kultur steckt, und weil der Unterschied des Hautpigments doch kein so wesentlicher ist.

Einzelfälle! wirft man ein. Mag sein. Doch sie sind bedenklich verallgemeinert worden. Und darauf kommt es ja nicht an. Wesentlich bleibt nur die erwiesene Tatsache, daß solche Triumphe farbiger Männer über die weibliche Neugier in allen Schichten der europäischen Gesellschaft verzeichnet werden konnten — in der „Anderthalbwelt" nicht weniger als in der „halben". Ich persönlich entsinne mich noch der Unruhe, die zwei oder drei Annamiten mit blauen Hosen und blauem Kopfputz, die ich zur Ferienzeit nach Frankreich mitbrachte, in den Herzen unserer Provinzmädchen anrichteten. Doch genug davon. All das sollte nur erhärten, daß der vielbesprochene Rassenunterschied keineswegs ausreicht, um die Europäerin gegen den Asiaten zu feien. Weit eher dürfte das Gegenteil zutreffen.

Es ist somit kaum zu früh, von einem sozialen Problem zu sprechen, das sich täglich einstellen, ja sogar dank einem übertriebenen Verbrüderungsbedürfnis und auf Grund ideologischer Schwärmerei voreilig zur Mode werden kann. Selbstredend verursacht uns diesmal die rechtliche und gesellschaftliche Frage, die uns in der Mischehe eines Europäers mit einer Eingeborenen vor allem interessierte, kein Kopfzerbrechen. Denn vorerst wird keine weiße Frau einem fremdrassigen Mann gestatten, auch nur an einen Lebensbund zu denken, ehe dieser nicht seine eigene Naturalisierung erwirkt hat. Die Europäerin will ihren Kindern die Rechtsstellung von Europäern sichern und wird sich nur nach ihrem eigenen Landesgesetz vermählen. Und

Digitized by Google

sie tut sehr recht daran. So wären wir denn a priori der Sorge um die möglicherweise geborenen Mestizen, um einen zerstörten Familienherd, um eine verlassene Frau und um eine verelendete Nachkommenschaft mit einem Schlag enthoben. Das mag uns Politikern und Demographen genügen. Uns Psychologen aber ist damit nicht genug getan. Und unsern Schwestern und Töchtern erst recht nicht. Doch ehe wir auf die heiklen Fragen näher eingehen, müssen wir uns darüber klar werden, daß wir eine solche Mischehe, zu der eben doch zwei gehören, nicht allzu einseitig auffassen dürfen. Der bloße Wunsch einer Europäerin, einen Asiaten zu heiraten, genügt all unserer Eitelkeit zum Trotz keineswegs, damit der Auserwählte in Liebe und Dankbarkeit zu ihren Füßen ersterbe. Die nüchterne Wahrheit sieht ganz anders aus; und es gibt recht viele Männer der gelben Rasse, die nicht daran denken, eine noch so reizende Europäerin an ihren häuslichen Herd zu setzen. Ich hatte diesbezüglich mit einem sehr wortgewandten, europäisch gebildeten Annamiten einstmals einen sehr lehrreichen Briefwechsel, der mir gar seltsame, ungeahnte Einblicke in die indo-chinesische Volksseele eröffnet hat. Gewiß, die Heirat mit einer weißen Frau schmeichelt der Eitelkeit wie dem Ehrgeiz unserer farbigen Schutzbefohlenen. Sie erblicken darin ein Mittel gesellschaftlichen Aufstiegs, eine wertvolle Brücke zu den maßgebenden Kreisen des Mutterlandes wie der Kolonie.

Doch erschöpft sich in solchem Dünkel keineswegs der Charakter der gelben Rasse. Sie besitzt auch noch praktischen Verstand, Häuslichkeit und Familiensinn. Darf ich's offen aussprechen? Die Europäerin erscheint ihm nicht recht geeignet, um in dieser Hinsicht den Erwartungen eines braven gelben Familienvaters gerecht zu werden. Sie gilt als leichtlebig, verschwenderisch, „mondän" und wenig häuslich; man weiß: sie liebt es nicht sehr, Kinder zu pflegen, zu erziehen und — zu bekommen. In dieser heiklen Debatte werde ich mit meinem allzu unerfahrenen Urteil höflich zurückhalten. Meine eventuellen Leserinnen mögen darüber entscheiden, ob meine fremden Gewährsmänner unverschämte Lügner oder bloß rückhaltlose Beobachter waren. Seien wir jedenfalls überzeugt, daß selbst China kein verschwenderischer Teich ist, aus dem jeder Netzzug einen Ehemann zutage fördert.

Doch nehmen wir einmal sämtliche Hindernisse als beseitigt an; da steht nun also in gewünschter Ehrbarkeit der gelbe Märchenprinz. Er hat die

Digitized by Google

europäische Staatsangehörigkeit erworben. Er hat überhaupt alles versprochen, was man von ihm verlangt hat. Denn der gelbe Mann ist klug genug, um zu wissen, daß man einer Braut und einem Sterbenden keinen Wunsch ausschlagen darf. Er hat vor allem versprochen, in Europa zu leben.

Er versprach es in zärtlichsten Tönen, an denen er sich selber ein bißchen berauschte und die selbst die mißtrauischsten Matronen hoffnungsfreudig stimmen mußten. „Der junge Mann," meinen sie, „ist ja so schmiegsam." In der Tat, der gelbe Mann ist schmiegsam. Der Tiger auch.

Doch ich setze den wenig wahrscheinlichen Fall, daß der Asiate mit der Staatsangehörigkeit auch seinen Charakter gewechselt hat. Er entgeht damit noch nicht dem Zwang der Verhältnisse. Seine Laufbahn, seine Interessen, seine Familie, sein Vermögen, all das zieht ihn eines Tages zur Heimat zurück; zwingt ihn, das Versprechen zu brechen, das er in einem verliebten Augenblick gegeben, und das man sehr zu Unrecht von ihm gefordert hatte. Und eines Tages wird sein Vater sterben: Er wird nunmehr an die Spitze der Familie gestellt sein, und die heiligste aller Pflichten wird ihn ins Vaterhaus zurückrufen, um den Stamm zu erhalten und den Ehrenkult der Ahnen fortzuführen. Dieser heiligen Bestimmung kann er sich nicht entziehen, ohne die tiefste Schmach und die ganze Strenge der heimischen Gesetze auf sich zu laden. Wird ihm da seine Frau hindernd in den Weg treten? Und wenn die Kinder, in deren Adern gelbes Blut fließt, das strenge europäische Klima schlecht vertragen, wird da die Frau ihre Muttergefühle ihren europäischen Neigungen opfern dürfen? So zwingt das stärkere Leben die Menschen. Und so kann es geschehen, daß eine europäische Frau allen Erwartungen und Schwüren zum Trotz, genötigt werden kann, in einem fremden Haus, unter fremden Sitten, inmitten orientalischer Frauen zu leben.

Oft habe ich mir ausgemalt, wieviel schmerzliche Bitterkeit eine solche Verbannung mit sich bringen muß. Doch nur eine Frau vermag die Tiefe des ethischen Sturzes und die Grausamkeit der Enttäuschung zu ermessen, die ein solches Schicksal bedeutet. Ein glücklicher Zufall spielte mir einst das Manuskript eines inzwischen in Paris erschienenen Romans in die Hände, der eine solche Lebensgeschichte behandelt. Die Verfasserin dieses „Hors de la race" betitelten Buches, Fräulein de Villemagne, hat ihre Jugend in Indo-China verlebt. Auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen dachte sich ihre

Digitized by Google

Phantasie in das Lebensschicksal eines plötzlich in ein ausschließlich annamitisches Milieu verpflanzten französischen Mädchens hinein. Die schneidende Schärfe dieses Buches ist um so quälender, als nirgends ein tragischer Effekt angestrebt ward. Es ist voll unscheinbarer, aber schlagender Argumente, an die kein Mann gedacht hätte, und die die Unmöglichkeit eines solchen Experiments erhärten. Hier finden sich keine hohen politischen oder philosophischen Gedankengänge; dafür aber all die tausend Kleinigkeiten, in denen die Frau mit unvergleichlichem Spürsinn die Triebkräfte ihres Glücks wie ihres Leids zu finden weiß. Und die erdrückende Häufung all dieser kleinen Unmöglichkeiten bildet schließlich zwischen den Menschen, die das Gesetz und ihr eigener Wille vereint hatte, eine dicke, unübersteigbare Mauer qualvoller Verzweiflung. Die offenen Häuser, die Zimmerchen, in denen man nach Schneiderart kauert, die Betten ohne Linnen und mit hölzernen Kopfkissen, die geschwärzten Zähne, der überall hingespuckte Betelpfeffer, das Barfußgehen, die Fußnägel, die unablässig die gehärtete Fußsohle kratzen; — und dann die einstigen Konkubinen des Ehgemahls, die eben immer noch da sind; denn ein reicher Mann muß seine Konkubinen haben; es ist dies ein Zeichen des Reichtums genau wie in Frankreich ein Automobil; man muß so etwas besitzen, selbst wenn man weder von jenen noch von diesem Gebrauch macht. Das schlimmste dabei ist aber, daß alle diese Menschen voll der besten Absichten sind. Die Französin ist zu allen Konzessionen bereit; die Annamiten wollen ihrerseits jedes Opfer bringen. Doch was hilft das? Zwei feindliche, oder doch wenigstens entgegengesetzte Kulturen, beide gleich achtbar, treten sich da gegenüber; und keine vermag zu weichen. Und der erbarmungslose, naturnotwendige Zusammenprall erdrückt die Frau wie ein zerbrechliches und belangloses Ding. Ich glaube nicht, daß angesichts des grellen, neuartigen Schlaglichts, das ein Buch dieser Art auf unsere Frage wirft, auch nur ein einziger von uns an der schönen, aber undurchführbaren Schimäre solcher Mischehen festhalten wird. Ich jedenfalls zweifle nicht mehr daran, daß für eine weiße Frau jede Ehe mit einem Manne fremder Rasse eine Überschreitung ihrer Grenzen und Möglichkeiten darstellt und somit kein Glück bringen kann.

Es wäre mir, glaube ich, leichter geworden, die Unverträglichkeit eines schwarz-weißen Ehepaares zu erweisen. Ich weiß wohl, daß es Ausnahmen

Digitized by Google

gibt. So beglückt die gewesene Sultanin von Mohali heute einen pensionierten Gendarmen. Und die Sudanweibchen folgen jedem Fingerzeig, jedem Blick und jedem Peitschenhieb ihrer weißen „Freunde" und Gebieter. Ich weiß auch, daß es auf den Antillen Mulatten, Viertelmulatten und Achtelmulatten gibt, deren Vorhandensein allein schon die Fruchtbarkeit der schwarz-weißen Ehen beweisen. Unbeantwortet lassen sie freilich die Frage, ob diese Ehen glücklich waren. In jeder Ehe eines Weißen mit einer Schwarzen, mag sie gesetzlich sein oder nicht, steht einem brutalen Besitzgefühl eine sklavische Unterwürfigkeit gegenüber. Das mag von rein menschlichem Standpunkt aus bedauerlich sein, läßt sich aber nicht wegleugnen; wir müssen vielmehr mit den gegebenen Tatsachen rechnen. Der Weiße, der eine Schwarze heiratet und ein Familienleben auf ihr aufbaut, ist nie gewiß, sein eigenes Glück damit zu begründen. Er kann aber sicher sein, daß er das Unglück seiner Nachkommen besiegelt. Und diese Gewißheit sollte ausreichen, um ihn prinzipiell davon abzuhalten.

Soviel läßt sich nach Lage der Dinge über die Mischehen an sich sagen. Sie haben nichts Verlockendes. Weit wichtiger aber sind für uns, von politischem und sozialem Standpunkt aus, die lebendigen Folgen solcher Ehen. Und über diese schwerwiegende, bedenklich rätselvolle und ungelöste Mestizenfrage sind wir reichlich genug dokumentiert.

Der Legionär / Von A. v. Vestenhof

Ich ging vom Kasino nach Hause — quer durch das neue Viertel über eingeplankte Gründe an verfallenen Häusern, die das Elend bis zuletzt bewohnte, vorbei, ab und zu eine armselige Laterne am Makadam. Jede zweite war längst ausgedreht — es ging gegen 3 Uhr und niemandem fiel es ein, diesen Weg zu benützen. War doch die schöne Straße längs des Meeres da — die Gehwege gepflastert, gut beleuchtet und immer voll von Menschen — die kamen und gingen.

Digitized by Google

Ob ich an diesem Abend gewonnen oder verloren hatte, weiß ich nicht mehr — keinesfalls war ich guter Laune, denn das große Spiel, in das ich jahrelange Arbeit und mehr als einmal mein Leben eingesetzt hatte, hatte ich verloren.

Jetzt wollte ich nur so schnell als möglich in mein kleines Stübchen kommen, um nach einer Schale Tee schlafen gehen zu können — nur schlafen — schlafen.

Vor einer verräucherten, geteerten Chantière stand ein Mädel im dünnen schwarzen Kleidchen, aber einer schönen Pelzpelerine — die Hände in den Schürzentaschen und heuchelte Lebensfreude. — Armes Luder! — Ich hatte nicht den Mut, ihr den letzten Schimpf anzutun — an ihr vorüberzugehen, wie an einem Tier — ich gab ihr einige freundliche Worte und entschuldigte mich, — ja, das tat ich, — „ich hätte Eile und sei unwohl — sonst — mit Vergnügen hätte ich ihre schätzenswerte Bekanntschaft gemacht."

Sie war so verblüfft, daß sie nur ein „merçi" und „bon nuit Mr." sagen und einen Knicks machen konnte.

Erst als ich schon ziemlich weit fort war, hörte ich sie einige Takte eines neuen Walzers pfeifen.

Aus der offenen Tür eines kleinen Cafés fiel ein Lichtstrahl über die Straße — auf der Schwelle stand ein schwerer, dicker Mann in Hemdärmeln und sah mich scharf an — dann wendete er sich um.

Einige hundert Schritte weiter löste sich ein Schatten von einem dunklen Eck los und stellte sich mir in den Weg — denn ich pflege bei solchen Gelegenheiten immer in der Mitte der Straße zu gehen, — ein gedrungener, starker, hübscher Mann war's — er bat um Feuer für seine kurze Pfeife. Der alte dumme Witz.

Ich hätte, um meine Zigarette zu schonen, mit der Rechten aus meinem Sack das Feuerzeug holen sollen, um meinen geliebten Magen seinem harten Schädel preiszugeben. Ich mußte laut auflachen, als ich ihm die Schachtel mit der Linken hinhielt und ihm mit einer Kopfbewegung zuflüsterte: „o'la les flies".

Zufällig kamen wirklich zwei Sergeanten um die nächste Ecke — wären sie nicht da gewesen — hätte es auch nichts geändert. Der dumme Kerl

Digitized by Google

hatte sich wirklich umgedreht und glotzte denn mit einer unbeschreiblichen Miene auf die kantigen Umrisse meiner rechten Überziehertasche, in der meine Hand stak. Er hatte übrigens Geistesgegenwart genug, sich sofort betrunken zu stellen und zu beteuern, daß er ein ehrlicher „ouvrièr" sei und mein Freund, und er wolle mir zum Beweis dessen einen Schnaps zahlen — ich solle ihm die Hand geben zum Zeichen meiner Verzeihung — daß er mich belästigt habe usw. Dabei haschte er nach meiner Rechten — aber die blieb im Sack und er bekam nur die Linke zu fassen.

Neugierig, was da folgen würde, ging ich mit ihm zurück in das kleine Café —

Von weitem sah ich schon die klotzige Gestalt des Wirtes auf der Schwelle, neben ihm das Mädel — beide schienen angestrengt herwärts zu horchen.

Als ich dann in den Lichtkegel trat — mit meiner Rechten den neuen Freund führend — kam eine Bewegung in die erstarrte Gruppe. Das Frauenzimmer fuhr sich mit einem Schrei in die Haare und verschwand. Der Lümmel stürzte sich auf die Türen, anscheinend um sie zuzusperren.

„Nein — nein" schrie da mein Begleiter, „nein, der Herr da will mit mir noch einen Schnaps trinken. Ich zahle eine ‚ronde'."

„Vom besten, pere Martel, vom besten."

Artig ließ ich meinen Wirt vorausgehen. Auf der Straße war niemand mehr und in dem kleinen Zimmer war außer uns nur noch ein schwer betrunkener junger Mensch, offenbar ein verlaufener Matrose, der schon ausgeplündert war — denn sein Glas war leer. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, so tief lag sein Kopf auf der Brust.

Ich selbst setzte mich an einen der kleinen runden Blechtische in eine schöne Ecke und bezeichnete einen Platz in der Mitte des Zimmers für meinen Begleiter — der wie ein Lamm gehorchte und nun konnte ich das stumme Spiel der Augen dieser drei beobachten — die, angstvoll von einem zum andern irrend, eine Lösung suchten. Mein Begleiter war der taperste, er suchte die Situation so gut als möglich zu retten, indem er zu sprechen begann; von allem möglichen, vom Wetter, vom neuen Leuchtturm, von dem letzten Streik, aber ich sah, wie schwer ihm es ankam, unbefangen zu scheinen — ab und zu versuchte er mich anzusehen, aber schnell starrte er

Digitized by Google

wieder vor sich auf den schmutzigen Bretterboden und bemerkte gar nicht, daß die beiden andern vergeblich versuchten, die Lösung dieses unheimlichen Rätsels in seinen Augen zu finden. Alle im Schreck erstarrt — unfähig, sich zu regen — irgend etwas Schreckliches erwartend, etwas Unerhörtes. Da der stiernackige, schwarzgelockte Koloß — das armselige bleiche Mädchen mit den roten Flecken auf den Backenknochen und den tiefliegenden Augen. Da der hübsche, verlorene Mann, der immer einsilbiger wurde — in immer längeren Pausen konfuse Sätze murmelte. Und dann kam ein langes Schweigen. — Keines sprach.

Ich glaube — alle aus demselben Grunde wie ich selbst.

Zu Beginn hatte ich gehofft, der Stier würde hinter seinem Schanktisch irgendeine Waffe hervorholen, oder der Junge sich auf mich werfen, oder der Betrunkene irgendwie sich als neuer Gegner hineinmischen und eine lustige Schießerei würde all dem ein Ende machen. Nichts geschah — gar nichts.

Ab und zu gab der Betrunkene abgerissene Sätze, die ihm von höchster Wichtigkeit schienen, von sich, indem er sein leeres Glas hin und her schob — dann, als er wahrnahm, daß niemand ihn hörte, schloß er wieder das eine gesunde Auge mit einem tiefen Seufzer über die Verstocktheit der Welt, die ihn nicht begreifen wollte und sein Kopf sank wieder auf seine Brust. —

Wie die der anderen.

Nur mechanisch liefen meine Blicke über die verdächtigen Gestalten vor mir — so wie man es eben gewohnt ist als Soldat vorm Feind und meine Ohren waren bereit, jeden fremden Laut aufzunehmen.

Und in diesem dumpfen Schweigen kehrte der brennende Schmerz über meine verlorenen Hoffnungen, über mein zerstörtes Werk wieder neu zurück — schlimmer als wie früher — niemals würde ich der geliebten Frau das große, weite Leben bieten, niemals meinen lieben, kleinen Buben die Sorgen meiner eigenen Jugend ersparen können, wie ich gehofft hatte — von neuem würde ich ringen müssen, um den Dreien weiter zu helfen auf ihrem Weg. Von neuem würde ich beginnen müssen — nun gut — so würde ich beginnen! Und zehnmal, wenn es sein müßte.

Und in diesem elenden Gemach, in der Gesellschaft eines Räubers, eines

Digitized by Google

Hehlers, eines Betrunkenen, einer Verlorenen kehrte der alte hoffnungsvolle Mut zurück — der heitere alte Mut zur Tat — der mich all die Zeit her verlassen hatte und ich pfiff die lustige Fanfare des „pere la Victoire", wie ich es gewohnt war, wenn mich etwas bedrückte, oder es galt, einem Zweifel ein Ende zu machen und zog meine Hand aus der Tasche, womit ich bisher gedankenlos mit der Sicherung meiner Browning gespielt hatte und schlug damit auf den Tisch: „Courage".

„Courage." Dieses Wort — das ich unbewußt herausgestoßen hatte — brach den Bann.

Wie ungläubig starrten mich die Verzweifelten an.

Der erste, der die Sprache wieder fand, war der Stier: „Ich habe eine brave Frau und drei kleine Kinder" und seine bösartigen Augen brachen.

Das Mädchen: „Herr, strafen Sie mich, ich bin an allem schuld — er war brav und ein guter Arbeiter — ich aber war mit nichts zufrieden und mußte seidene Strümpfe haben und Spitzenröcke und ein schönes Bett — so wurde er ein Dieb und ein Einbrecher — aber heute zum erstenmal hat er versucht — — —"

„Schweig", brüllte der Apache, indem er sich erhob und mir seine Hände entgegenstreckte — „Herr, nehmen Sie mich mit, ich gestehe alles ein — aber La Rise ist unschuldig" und leise fügte er hinzu: „Sehen Sie nicht, daß sie sterben muß, daß sie krank ist und irre redet."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Für was hielten mich denn diese Menschen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da erhob sich schwerfällig der Betrunkene: „Ihr Narren — was belästigt ihr denn diesen Herrn — er ist der Kommandant vom Sousmarin und ich habe für die „Legue" gearbeitet. Ich geh auf mein Schiff, Adieu". Und mit einer tiefen Verbeugung wackelte er zur Türe hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Etwa 14 Tage später meldete sich ein Legionssoldat bei mir; es war der Apache. „Die arme Kleine ist tot und so gehe ich nach Tonking und werde wieder Soldat, wie ich es früher war und was ich immer hätte bleiben sollen."

Digitized by Google

„Die Legion frägt nicht nach Namen und nach dem, was früher war und wenn mich jetzt am Weg nach der Kaserne, die ich nur verließ, um Ihnen zu danken, kein Gendarm erkennt, so werde ich mit Ehren leben oder sterben können."

„Was für ein Glück, daß wir alle Sie damals füre Père Große hielten, den Detektiv."

Adel und Aristokratie / Von Robert Michels (Turin)

Wir dürfen als eine der hervorragendsten geschichtsphilosophischen Theorien der neueren Zeit das Dogma von der Circulation des Élites betrachten, das den bedeutenden Volkswirtschaftslehrer Vilfredo Pareto zum Erfinder hat. Diese Theorie besagt kurz folgendes: Keine Gesellschaft vermag ohne herrschende Schicht auszukommen, aber alle herrschenden Schichten fallen schnellem Verfall anheim und machen in kurzer Zeit neuen, aus dem Volke kommenden Herrscherschichten Platz. Das Volk wird nie demokratisch sich verwalten können, aber die Herrschenden selbst unterliegen beständigem Wechsel.

Es lohnt sich, diese Theorie einmal, soweit das im Rahmen einer Zeitschrift geschehen kann, auf Herz und Nieren zu untersuchen. Sie basiert zunächst auf der inneren Unmöglichkeit einer Volksherrschaft. Dieser Frage haben wir bereits eine größere Untersuchung gewidmet. Interessenten dieses Problems seien auf mein 1911 bei Klinkhardt in Leipzig erschienenes Buch verwiesen: „Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die organischen Tendenzen des Gruppenlebens." Sie basiert aber fernerhin auch auf der Erkenntnis von der Kurzlebigkeit und Inkonsistenz der Aristokratie. Und nun unsere Frage: Ist diese Erkenntnis richtig und inwieweit entspricht sie den Tatsachen, die wir kennen?

Sicher ist, daß der Adel heute überall da, wo eine moderne Industrie aufgekommen ist, ökonomisch gemessen hinter der Oberschicht des gewerbetreibenden Bürgertums zurückgeblieben, an die zweite Stelle gerückt ist, wenngleich sich diese Konstatierung nur auf ganz besondere Gebiete bezieht. Richtig ist ferner, daß, wie das die interessanten Untersuchungen Fahlbecks überzeugend für den Adel Schwedens dartun, der Adel manchenorts eine nur geringe Nuptialität und eine erschreckend hohe Sterilität aufweist. Doch sind auch jene Beobachtungen bisher nur in engem Felde gemacht worden und lassen noch keineswegs eine Generalisierung ihrer Ergebnisse zu.

Die Legende von der Dekadenz des Adels hat auch viel empirische Ursachen. Wer immer in den alten vornehmen Städten Italiens an den herrlichen Palästen bewunderungstrunken vorbeigeht, ist aufs äußerste erstaunt, ja, unangenehm berührt, wenn er erfährt, daß fast alle diese großartigen Bauten, von denen mehrere eine größere Geschichte aufweisen wie manche Stadt des Nordens, nicht mehr in den Händen der Familie befindlich seien, sondern der eine einem jü-

Digitized by Google

dischen Bankier, der andere einem Rentner aus Amerika, der dritte einer Bank oder einer Aktiengesellschaft gehört. Aus dieser an und für sich richtigen Tatsache wurde dann in hellem Eifer die Folgerung von dem völligen Zerfall und der Verarmung des Adels gezogen. Es ist unbestreitbar, daß sie in vielen Einzelfällen zutrifft. Vielfach haben in der Tat die Söhne die herrlichen Besitztümer der Väter nicht zu erhalten vermocht und es vorgezogen, den Palast der Ahnen günstig zu verkaufen und sich eine bescheidenere Wohnstätte auszusuchen. Aber Verarmung war nicht die einzige Quelle für die richtig konstatierte Erscheinung. Um das zu verstehen genügt es, die Entwickelung der modernen Städte zu beobachten. Durch die baulichen Veränderungen und die Ausdehnungstendenzen, denen sie unterliegen, ist ihr Zentrum häufig verschoben worden: die Viertel, welche ehemals die elegantesten und vornehmsten waren, sind heute Kaufmannsviertel (Paris: le Marais!) oder gar Armenviertel geworden. Auch die Hygiene hat ein Wort mitgeredet, und nicht zuletzt die Mode und der Snobismus. Alle diese Elemente haben dahin zusammengewirkt, daß der patrizische Adel seine alten, ungesunden, oder doch nicht mehr komfortablen Stadthäuser verlassen und sich, dem Zuge der Zeit folgend, an der Peripherie, im Villenviertel ein neues Haus gebaut hat. Man mag das in vielen Fällen pietätlos und geschmacklos schelten und guten Rechtes behaupten, daß die neuen Behausungen an innerer patriarchalischer Sicherheit und Vornehmheit weit hinter den alten Palazzi zurückstehen.*) Ein Zeichen von Armut aber bedeutet der Wechsel nicht. Die neuen Villen geben den alten Häusern an Glanz und Reichtum nichts nach, ja übertreffen sie sogar an solchem bisweilen bei weitem.

Wenn wir die Namen der Offiziere der preußischen Garderegimenter in der „Rangliste" nachlesen, so können wir mühelos konstatieren, daß die großen Familien des preußischen Grundbesitzes und der preußischen Beamtenschaft, die zu Zeiten Friedrich des Großen und der Befreiungskriege an der Spitze des preußischen Volkes standen, noch nahezu vollzählig zur Stelle sind und zwar ohne daß sie an politischer oder ökonomischer Schwerkraft Einbuße erlitten hätten; was aus der Tatsache, daß sie ihre Söhne in die vornehmsten und teuersten Regimenter senden und daß aus diesen Regimentern sich vorzugsweise die hohe Generalität des deutschen Heeres ergänzt, ersehen werden kann. Ähnliches läßt sich, mutatis mutandis, für Italien, Spanien, Schweden, Dänemark, Rußland, England, Ungarn konstatieren.

Indes, das noch gegenwärtige Vorhandensein des alten, wenn auch nicht des ältesten Adels bedeutet mehr die Konservierung alter Familiennamen, denn die Konservierung alter Aristokratie. Denn alte Familien können sehr wohl im Laufe der Jahrhunderte bestehen bleiben und an Glanz, Reichtum und sozialem Einfluß sogar zunehmen, aber durch ständige heterogene Heiraten so sehr ihr Blut geändert haben, daß sie als Gesamtheit betrachtet nicht mehr den gleichen anthropologischen wie moralischen Typus bilden wie vor hundert Jahren. Ein Beispiel möge das Gesagte illustrieren: Wenn ein Graf Itzenplitz nach der Emanzipation der Juden in Preußen im Jahre 1820 ein Fräulein Sanders heiratete, der aus dieser Ehe geborene Sohn 1846 die Tochter des Rostocker

*) Einen typischen Beweis für diese Behauptung liefern die sog. Patrizier in Köln, die heute fast bis auf den letzten Rest die alten, ruhigen und vornehmen Häuser im Stadtinnern verkauft und sich am „Ring" oder gar auf dem flachen Lande neu angekauft haben.

Digitized by Google

Universitätsprofessors Dr. Emmanuel Kurz ehelichte, der Sprößling dieser Ehe sich 1873 mit der süddeutschen Verlagsbuchhändlerstochter Fräulein Müller vermählte, und deren Sohn 1897 sich wieder ein Fräulein Cohn oder Cohen zur Gattin auserwählte, so wird deren Sohn, der 1913 als Avantageur bei den dem uradligen Urgroßvater durchaus gleichen, und an finanzieller Potenzialität wahrscheinlich sogar weit übertreffen, es ist aber unleugbar, daß der Graf Itzenplitz von 1913 aus dem geblüte Itzenplitz 1820 nur noch zum achten Teile stammt. Die übrigen Abstammungsteile ($^7/_8$) sind unaristokratischer, ja zum Teil unarischer Herkunft. Mit anderen Worten: Der Adel hat sich zwar dem Namen und der Stellung nach hundert Jahre völlig erhalten, aber es ist doch Gardekürassieren eintritt, zwar äußerlich, also bezüglich des Namens und Titels, anthropologisch ein völlig anderer, ganz anderen Kreisen angehöriger Mann, der 1913 die Familie vertritt. Le nom est resté le même, la chose a changé à fond.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang haben aber nun tatsächlich Tausende und Abertausende altadliger Familien aller Länder Mittel- und Westeuropas durchgemacht. Mit anderen Worten: Der Adel existiert zwar noch in den gleichen Familien, aber die Mütter entstammen seit mehreren Generationen nicht der aristokratischen, sondern der demokratischen Gesellschaftssphäre. Das Endresultat dieser genealogischen Tatsache ist, daß einem großen Teil des heutigen Adels der ihm ehemals angeborene Typ abhanden gekommen ist: der Graf Itzenplitz weist heute eine Körperstruktur, eine Nasenlänge, eine Physionomik und Gestikulatur auf, die sich von der — je nachdem — des Herrn Müller oder des Herrn Cohn nicht mehr wesentlich unterscheidet.

Die Theorie von dem Wechsel der oberen Klassen, der Circulation des Élites, muß demnach nach zwei Richtungen hin korrigiert werden: die alte Aristokratie verschwindet nicht, taucht nicht unter, wird nicht proletarisch, verarmt nicht einmal (wenigstens nicht absolut gesprochen), macht nicht neuen Herrschergruppen „Platz", sondern bleibt an der Spitze der Nationen, die sie jahrhundertelang leitete. Aber sie wird erstens in sich selbst geändert, verliert, ganz oder zum Teil, ihr durch die in der gleichen Kaste betriebene Inzucht erworbenes und lange Zeit durch Sitte und Gesetz intakt erhaltenes Sonderblut, und scheidet sich nunmehr von den sozial niedriger Stehenden mehr durch den höheren Einfluß auf Staat und Gesellschaft als durch eine besondere Zuchtwahl. Kurz, der Adel ist nicht mehr eine etnisch differenzierte Klasse, sondern nur noch eine sozial differenzierte Klasse. Zweitens aber übt die alte, wenn auch verjüngte Aristokratie die Herrschaft nicht mehr allein aus, sondern ist genötigt, sie mit allerhand neuen Herrscherschichten zu teilen: frischem Beamtenadel, geadelten und ungeadelten Plutokraten, getauften und ungetauften Kleiderjuden, ja, bisweilen selbst mit gekämmten oder ungekämmten Gelehrten. Kurz, heute gesellt sich zu der an sich bereits in hohem Grade alterierten Geburtsaristokratie eine mehr oder weniger anpassungsfähige Geldaristokratie, Rangaristokratie und Geistesaristokratie. Alle zusammen machen die Aristokratie im Sinne der herrschenden Klasse aus. Immer neue Elemente dringen in die Aristokratie ein, drängen sich der Aristokratie auf, einen Platz neben ihr an der Sonne beanspruchend.

Aber der Adel, wenn er auch nicht mit der Aristokratie zusammenfällt, sondern nur einen Teil von ihr ausmacht, bemächtigt sich allmählich ihrer, durchdringt

Digitized by Google

sie, erobert sie, drückt ihr den Stempel ihrer moralischen und intellektuellen Wesenheit auf. Schon zu Zeiten des großen Ludwig kannte nicht nur die neugebackene Bourgeoisie, sondern selbst die noblesse de robe keinen höheren Ehrgeiz, als durch intimen Umgang mit der Noblesse d'épée sozial zu gewinnen. In welchen Formen das sich abspielte, ist einmal in humoristischer Form in Molières unsterblichem Lustspiel Le Bourgeois-Gentilhomme, in ernsterer Form auf einigen Seiten der ausgezeichneten Memoiren des Abbé de Choisy nachzulesen. Im heutigen Deutschland können wir die gleiche Beobachtung machen: es gibt keine gesellschaftlich selbständige, auf sich stolze Bourgeoisie. Die deutsche Bourgeoisie ist in ihren Spitzen nur eine Vorstufe zum Adel. Ihre höchste Aspiration geht dahin, vom Adel erst aufgenommen zu werden, dann in ihm aufzugehen. So trifft das zumal für die sogenannt patrizischen Familien, die auf eine, wenn auch überwiegend kaufmännische, ältere Vergangenheit zurückblicken und sich auf bedeutende finanzielle Mittel stützen können, zu. Am Rhein hat der Veradelungsprozeß bereits mächtig eingesetzt.

Der Adel bewahrt seine ihm immanente Anziehungskraft, deren Ätiologie wir hier nicht auseinandersetzen können, selbst dann, wenn er von den Regierungsgeschäften verdrängt ist. Nirgends ist die politische Macht des Adels als politische Menschenkaste so gebrochen als in Frankreich. Von dem Blutbad, in das der erste französische Stand in der großen Revolution getaucht wurde, hat er sich noch heute nicht erholt. Tausende der alten Familien sind damals ausgerottet worden. Was übrig blieb, sah sich, trotz der von den rückgekehrten Bourbonen ausgezahlten Emigrantenentschädigung, ökonomisch geschwächt und sozial vom Staate preisgegeben. Offiziell ist der Adel in Frankreich abgeschafft; er genießt keinerlei Schutzes. Wer unbefugt ein Adelsprädikat annimmt, geht straflos aus. Trotz dieser staatlichen Entwertung des Adels sehen wir in Frankreich unter den guten und reichen Familien des Bürgertums, insbesondere in den Provinzen, eine Tendenz nach der Nobilitierung, die natürlich, mangels einer zuständigen Instanz, von selbst erfolgt. Mit anderen Worten, es entsteht in Frankreich selbsttätig ein neuer Adel selbstkreierter Grafen und Marquis. Man sollte nun meinen, diese Karikatur des Adels bedeute den Todesstoß für den alten Adel. Das Gegenteil trifft zu. Wie uns der Vicomte d'Avenel in einem geistreichen Büchlein zu erzählen weiß und wie jeder Kenner französischen Gesellschaftslebens bezeugen kann, drängt dieser neue selbstgeschaffene Adel nach Anerkennung seitens des alten authentischen Adels und diese Anerkennung wird ihm nur dann zu teil, wenn er sich Sitten und Manieren, Lebensgang und Anschauungsweise des alten Briefadels angeeignet hat, ihm ähnlich geworden ist, wie ein Ei dem anderen. Auf diese Weise besteht also eine Art von Selbstverteidigung des alten Adels: er prägt den neuen Schichten der Aristokratie, kraft seines alten, ewig jungen Prestige und der Eleganz und Sicherheit seiner Lebensformen, seinen Stempel auf und läßt sich von ihm neues Geld und neues Blut zuführen.

Das Resultat dieser Entwicklungsfaktoren läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: die neuen Mächte, die aus dem sozialen Hexenkessel emporsteigen, nehmen, kaum an die Oberfläche gelangt, die Färbung der oberen Schicht an, die sie dort vorfinden. Die Anziehungskraft der alten Herrscherkaste ist so groß, daß sie sich alle jungen Mitteilhaber an der Macht in kurzer Zeitpause assimiliert. Das adlige Noviziat aber hat, wie alle Noviziate, den inneren Drang, seine

Digitized by Google

Zugehörigkeit zur alten Aristokratie durch das mit doppeltem Eifer an den Tag gelegte Bestreben zu beweisen, den traditionellen Ideengehalt der alten Herrscherschicht intakt zu halten und eifersüchtig vor jeder Infiltration neuer geistiger Elemente zu bewahren. So sorgt das Eindringen physisch heterogener Elemente in den Adel für die psychische Integrität der Adelsmetnalität.

Zusammenfassend läßt sich folgendes sagen:

Adel und Aristokratie fallen nicht völlig zusammen. Gewiß gehört der Adel fast insgesamt zur Aristokratie, aber er deckt sich nicht mit ihr. Er macht von ihr nur einen Teil aus. Der Adel hält sich „am Ruder", es fällt ihm nirgends ein, vom Schauplatz der Geschichte abzutreten. Aber er kann das nur, indem er seine Reinheit preisgibt und ständig neue Elemente in sich aufnimmt. Er geht bei diesem Anpassungsprozeß aller physischen Charakteristiken verloren. Indessen gelingt es ihm, aus der Fusion psychisch als Sieger hervorzugehen und sein Wesen auf die in ihn eingedrungenen heterogenen Elemente zu übertragen. Wir wissen nicht, ob es ein historisches Gesetz ist. Aber wir wissen, daß heute der Adel die Aristokratie bestimmt, sich ihrer bemächtigt und sie nach seinem Geiste formt.

Über Friedrich Huch / Von Hugo Eick

Soll man einen Menschen beklagen, wenn der Tod ihn in der Blüte der Jahre einem fruchtreichen Leben entzieht?

Es frommt nicht zu fragen, was Friedrich Huch noch alles hätte schaffen und erleben können. Wenn die Menschen in der Erinnerung der Mitwelt weiterleben in der Gestalt, in welcher sie sie verließen, so bleibt Friedrich Huch uns der jugendlich-helläugige Knabenkopf, der noch immer so deutlich durch die selbstbewußten Züge des fast Vierzigjährigen hindurchblickt, und als der Schöpfer der Kindesseelen „Peter Michel" und „Mao".

In Friedrich Huch lebte und erwachte die Ursprünglichkeit des Kindeslebens mit brausender Sieghaftigkeit und Traumkraft — und sah sich gegenüber einer greisenhaft kalten, seelenlosen Gegenwart. Aus diesem Gegensatz erwuchs der Ton seiner Werke, der Kampf seiner Gestalten.

Es ist bezeichnend, daß alle Werke epochalen Charakters heute „Untergangsromane" sind — sein müssen. Wie die süße Melancholie in den Dichtungen seiner Tante Ricarda, so liegt auch auf seinem Werk der zögernde Spätglanz einer untergehenden Sonne.

Wir haben heute — im Zeitalter des Kindes viele Darstellungen des Kindeslebens: „Peter Camenzind", „Asmus Semper", „Freund Hein", „Das edle Blut" u. a. Keine stellt sich an tragischer Tiefe und Gewalt dem „Peter Michel" an unsagbarer Zartheit und Glut dem „Mao" an die Seite; keine ist so sehr zu zeitsymbolischer Bedeutung verdichtet.

Es gibt Werke, deren Billigung oder Ablehnung nicht bloß bezeichnend für den Geschmack des Lesers ist, sondern entscheidend für die Echtheit seiner Natur überhaupt; Werke, deren Verständnis oder Unverständnis ein für alle mal die Lebenshöhe des Mannes offenbart; deren Beurteilung ein prinzipielles Kennzeichen wird, zu welcher Menschengruppe der Urteilende gehört. Zu diesen Werken gehört der 1901 erschienene „Komische Roman": Peter Michel.

Digitized by Google

Es ist ein verschlossener Roman: verschlossen ist, unter der Maske des Komischen, die Tragik dieses Knaben, Lehrers und Ehemannes Peter Michel; verschlossen ist der Autor selbst, der hinter der gleichmäßigen Epik seiner alltäglichen Geschichte ganz verschwindet und uns fast vergessen läßt, daß dieser Roman geschrieben ist.

Es ist nicht nötig, das Leben zu karikieren, es ist selbst schon Karikatur genug. Es ist nicht nötig, das Leben tragisch oder komisch zu stilisieren; es ist an sich und ohne Unterstreichung schon tragisch, lächerlich genug. Es ist nicht nötig, Mystik und Tiefe in den außergewöhnlichen Kombinationen des Lebens zu suchen; grade der alltägliche Gang der Wirklichkeit ist mystisch genug; die Kreuzungen der Zufälle, der gewöhnliche Fluß der Geschehnisse — in ihnen liegt die Hieroglyphe des Lebens. Aus der unpersönlichen Darstellung des Peter Michel soll das Leben sprechen: nicht weil der Verfasser „naturalistisch" ein Stück Wirklichkeit geben wollte, sondern weil das Leben ohne „Poesie und Eigenart", interessanter und mystischer ist als in jeder persönlichen Ausdeutung; weil erst beim Ausschluß des Persönlichen das Leben sich in seiner rätselhaften Tiefe offenbart.

Aus dieser Gesinnung entstand die symbolische Bedeutung dieser einfachen Lebensgeschichte. Das Schicksal Peter Michels ist das der meisten unsrer Zeit, ist das Schicksal unsrer Zeit. Wer, wie ich, jahrelang mit den Gestalten des Romans wie mit unheimlich Bekannten verkehrte, wird das schauerliche Memento verstehen, das aus der erwürgenden Pein dieses Werkes spricht. Aber die Zeit ist nicht mehr, wo Literaturwerke überhaupt noch Ereignisse werden können.

In den „Geschwistern" und „Wandlungen" verläßt Huch diese Tiefenschicht, um sich mehr der feinen Psychologie der eigentlichen Romanwelt zuzuwenden. In den „Wandlungen" aber sind schon jene Träume eingestreut, die er später als „Hundert Träume" in selbständiger Form herausgab: Wertvolle Dokumente für die Psychologie des Künstlers und des Schaffens. Wer sich vergegenwärtigt, wie schwer es ist, das Wesentliche von Träumen sprachlich wiederzugeben; wie die Sprache gleichsam zerbricht bei dem Versuch, den Traum in seiner unfangbaren Zartheit festzuhalten, der wird die Feinheit der Selbstbelauschung wie die Kühnheit in diesen kurzen Traumskizzen bewundern. Huchs Träume gehören — neben Jean Pauls und Gottfried Kellers zu den seltenen Zeugnissen, welche die Literatur dem Traumpsychologen fixiert hat.

„Mao" knüpft in der Mystik des Kindeslebens wieder an „Peter Michel" an, während „Pitt und Fox" mehr zum Sonnenlicht einer fröhlichen Wirklichkeit emporsteigt. Dies wurde der bekannteste am meisten gelesene Roman Huchs. Man fühlt in ihm den stürmischen Pulsschlag des bis zur tollsten Ausgelassenheit lebendigen und sinnenfrohen Menschen.

Aus dem „Enzio" bleibt vor allem die Gestalt des „Bienle" einem lieb und deutlich: dieses wundervollen Mädchens, das mit seinem zarten Lebenslied nur das Schicksal des unseligen Geliebten verschönern will.

Es kann und soll hier nicht die Aufgabe sein, dem Verstorbenen schnell seine Stelle in der Literaturgeschichte anzuweisen. Schon dieses Nachwort scheint zu laut für die Stille, die gegenüber einem „in Geheimnisstand Erhobenen" ziemt. Indem wir jetzt Huchs Werk aufschlagen, überfällt uns das Wunder des Buchdruckes: wir lesen und fühlen, was einer erdacht und erlebt hat, der nicht mehr ist; mit den Lippen seines Werkes spricht er noch immer weiter, während seine irdische Gestalt längst verschwunden ist.

Digitized by Google

Das Urteil von Erfurt

Die Schlußrede des Abgeordneten Scheidemann rechnete mit keinem praktischen Erfolg mehr: das Schicksal der Vorlagen stand fest, und die Auswahl leidenschaftlicher Worte entstammte nicht so sehr der Erregung der Stunde, sondern hatte einen bestimmten parteitaktischen Zweck.

Und doch hat Scheidemann viel erreicht. Wie eine Anekdote hängt sich das an den Ausklang arbeitsreicher Wochen, in denen die Linke Anträge und Resolutionen zur inneren Umgestaltung des Militärwesens häufte. Resolutionen zu machen ist eine fromme und notwendige Beschäftigung, aber von der harten Kruste der militärischen Traditionen springen sie ab wie Erbsen — wer wettet hoch, daß Bundesrat und Generalstab geneigte Vollzieher reichstäglicher Wünsche seien? Aber mitten hinein in die schon fast ausruhsamen Empfindungen reichlicher getaner Arbeit sprang die Nachricht von Erfurt, von der sicher kühlen Hand Scheidemanns gewiesen: ein paar Reservisten und Landwehrleute hatten am Abend der Kontrollversammlung im Rausch mit Gendarm und Dorfpolizist sich geprügelt, das war (denn sie standen an dem Tag unter Kriegsgesetz) „Aufruhr", auf sieben Leute, verheiratete und nicht weiter bescholtene Männer, fielen sechzehn Jahre Zuchthaus.

Diese Mitteilung mußte sofort den Charakter einer Parteisache verlieren; sie enthielt einen Appell an die Menschlichkeit. Dieser starke Trumpf gegen den Militarismus organisierte einen spontanen Reformwillen, dem weder die Regierung noch völlig die Rechte sich entziehen konnte. Am Freitag war das Urteil gesprochen, am Samstag vor dem Reichstag erörtert, am Montag nahm das Plenum in drei sich folgenden Lesungen einen Kompromißantrag an, der dem Militärstrafgesetzbuch die „mildernden Umstände" einfügen will. Nur ein paar Konservative legten Wert darauf, wissen zu lassen, daß ein solch fürchterliches Urteil ihre Seele nicht erschüttere; der Kanzler selber gab die Erklärung ab, daß er sich vor dem Bundesrat für die Annahme dieses Initiativ-Entwurfes einsetzen werde.

Der seltene Fall, das ein aus dem Reichstag herausgewachsener Gesetzeswille sofort über den Kreis bloß platonischer Bedeutung hinaustritt. Man kann die Fälle zusammenzählen, da bei uns das Parlament dem Bundesrat einen Wunsch aufdrängte, (wenn es sich nicht gerade um Finanzen handelt, wo man schließlich ans Zugreifen sich gewöhnt hat). Da ist es schon gut, auf unserem langsamem Weg zum parlamentarischen System die Etappen kurz anzuschreiben.

Aber wichtiger ist, daß an dem dunkeln Bau des Militärstrafrechts mit dieser plötzlichen Bewegung wenigstens ein Fenster eingestoßen wurde. Frische Luft! Die Strafrechtsreform schreitet in den Kommissionsberatungen ihrem Ende entgegen; für eine Reform des Militärstrafgesetzbuches sind noch keine Vorarbeiten beschlossen. Wenn die Strafrechtsnovelle Gesetz geworden, werden die Gegensätze zwischen bürgerlicher und militärischer Strafrechtspflege noch viel unerträglicher erscheinen; sie wachsen. Dabei gibt es genug Fälle, wo die beiden sich angrenzen.

Den Erfolg des Augenblicks darf man deshalb nicht so sehr mit einfach schöner Genugtuung einwickeln; er soll die Bresche sein in dem alten Bau, der niedergelegt werden muß.

Theodor Heuß

Digitized by Google

„Brüderlich in Herz und Hand —"

Carl Hauptmann wurde nach seinen Gedanken über die Breslauer Vorgänge befragt und antwortete mit Ausführungen über — sich selbst, scheint es nicht abwarten zu können, bis er von sich selber reden kann. Es gab nur zwei Wege: entweder berief er sich auf seine Bruderschaft und verweigerte das Zeugnis oder schrieb — und zwar so, daß es ganz unparteiisch geklungen hätte —, was er über Breslau dachte; es hätte kaum viel anders gelautet als was wir alle denken. Er aber schreibt hurtig von sich. Ungefähr so (kommentarlos stand es im Berliner Tageblatt): Er sei mit Arbeit völlig überbürdet. Fügt die psychologisch feine Bemerkung hinzu: Nicht zum Schaden der Seele und der Stimmung. Sich um Breslau zu kümmern, sei ihm gar keine Zeit geblieben. (Zeit haben Literaten nie, alte Sache.) „Ich bin weder dort anwesend gewesen, noch konnte ich das Spiel Gerharts bisher lesen." Begründung: während der Produktionszeit hielte er sich auch von Lektüre ziemlich frei und wisse nur vom Hörensagen das Allergeringste. Das klingt wiederum wie eine Mitteilung über seinen Schaffensprozeß, auch wie Renommisterei, und ist zuletzt doch sehr traurig. Nun kommt eine massenpsychologische Beobachtung vom höchsten Wert: „Da es um ein politisches Fest sich handelt, so ist vielleicht kein Wunder, wenn die politischen Parteien dabei aneinandergeraten sind". Der Stil ist nicht sehr glänzend, aber das ist nicht wichtig. Es handelt sich aber gar nicht um ein politisches Fest, sondern um ein Fest des gesamten deutschen Volkes! Das dann allerdings später von politischen Hetzern zerstört ist. — Und wenn Literaten zusammen sind, geraten sie wohl nicht „aneinander"? — Daß aber politische Parteien überhaupt „aneinandergeraten", ist eine glänzende Beobachtung.

Über die Absetzung des Festspieles hat er sich „geärgert", und vergißt nicht „aufrichtig" hinzuzusetzen. — Denn es ist immer das peinlichste, wenn in solchem Kampfe die Kunst zu Schaden kommt. Einmal hat er das Stück nicht gelesen und darf gar nicht sagen, die Kunst sei zu Schaden gekommen, das peinlichste aber ist, wenn jemand seine Meinung nicht sagen darf, und Hauptmann ist ja weniger wegen seiner Kunst verjagt worden denn wegen seiner menschlichen, politischen Überzeugung. Im übrigen bin ich stets für Luther, nie für Leo X., was Luther vertrat, war zugleich auch die große Suppenphrase, erst essen, dann arbeiten, erleben, leiden.

Er fährt fort: „Bei seiner ganz oberflächlichen Betrachtung schiene es ihm, daß Gerhart unsere Zeit zu rein künstlerisch nahm —" (er nahm sie aber menschlich, und er schilderte eine vergangene Zeit, wie sie gewesen ist, er sagte die Wahrheit) — „wenn er offenbar voraussetzte, daß seine an sich sehr glückliche Rahmenidee" — (woher weiß er denn?) — „und die damit bedingte kühlere Betrachtung eines großen geschichtlichen Stoffes aus der Höhenperspektive, . . . dem Bedürfnis heutiger Riesengesellschaften völlig entsprechen könnte. Er meint, diese Betrachtungsart pflegte man in den Fastnachtsspielen. Vorher meint er, Gerhart habe unsere Zeit „zu rein künstlerisch" genommen. Die mittelalterlichen Menschen mit ihrem religiösen Fanatismus, ihrer Bauernkultur und ihrer Kriegsbarbarei lebten wohl in einer rein künstlerischen Zeit, als sie sich diese heute so rohen Fastnachtsspiele vormachten?

Digitized by Google

Er schließt dann seine Betrachtungen: Aber wie gesagt, ich befinde mich völlig außerhalb, weil ich mit drei großen Sachen oder auch Drachen kämpfe usw. Folgt ausführliche Aufzählung von Stücken, Aufführungsorten, Darstellerinnen, am Ende freut er sich sehr. Man merkt ihm an, wie sehr seine eigene Person ihm am Herzen liegt. Es ist wirklich schrecklich, daß er seinen Drachenkampf unterbrechen mußte, um sich daran zu erinnern, daß es außer ihm noch andere Dinge in der Welt gibt.

Die wahren Verkalkten in Deutschland sitzen nicht in Ostelbien, sie sitzen am Schreibtisch, auch am Klavier. Jene sind lebendig, stehen im Tageskampf, hindern mit aller Macht den Aufstieg, kämpfen mit fanatischer Hartnäckigkeit für die Stagnation. Zuweilen ahnen sie vielleicht, daß eines Tages die Karre ohne sie weiterläuft, zwischendurch geschieht es ja schon. Aber sie haben Blut. — Nun sehe man diesen Carl Hauptmann an, hockt der ruhig bei seinen Stücken, kümmert sich den Teufel um die Welt, die Politik, mitleidlos, interesselos, verständnislos — während der Bruder bekennt, bekämpft und verteidigt wird, während politische Parteien sich im aufreibenden Kampfe Stückchen für Stückchen erringen müssen — den Carl kümmert es nicht, das ist ihm wurscht, dafür hat er keine Zeit, darüber macht er falsche Bemerkungen, ja darüber spöttelt er — und sieht aus der „Höhenperspektive" nur auf — sich selbst. Das ist keine weltkluge Überlegenheit, das ist kein Anatol Francetum, sondern das ist Verkalkung.

Notwendig scheint ihm, daß er aufgeführt wird. Der wahrste Vertreter jener Kunstmenschen, die alles nur von ihrem Gebiete aus sehen.

Im kommenden Winter hat er uns alle nötig, er wird uns zwar nicht „zu rein künstlerisch nehmen," er weiß ja, wie er unsere Zeit zu nehmen hat. Aber er soll sich anstrengen. Wenn er ganz in seine Welt hineinkriecht, muß es am Ende „schon 'was Rechtes sein." —

Kurt Kersten.

Englische und deutsche Erziehung

Professor W. Franz in Tübingen hat eine kleine aber inhaltsreiche Schrift veröffentlicht: „Der Wert der englischen Kultur für Deutschlands Entwicklung*). Sie fällt etwas aus der Art des neudeutschen gewöhnlichen Universitätsprofessors und verdient daher eine auszeichnende Erwähnung. Was er über den absoluten Wert der angelsächsischen Kultur sagt, unterschreiben wir. Schon einmal hat sie uns Deutschen einen großen Dienst geleistet, als sie mithalf, in der Literatur die französische Herrschaft zu brechen. Es ist immerhin verdienstlich, in einer Zeit, in der von manchen Seiten der Haß zwischen Deutschland und England hüben und drüben gewissenlos geschürt wird, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, was wir von den Engländern lernen können und worin sie uns überlegen sind. Der besondere Punkt, der uns die Ausführungen des Verfassers wertvoll macht, ist die Gegenüberstellung des englischen und deutschen Erziehungssystems. Darüber ist vieles und treffliches schon geschrieben worden. Aber Professor Franz legt mit einer beachtlichen Freimütigkeit die Hand auf die offenen Wunden unseres öffentlichen Lebens. Warum verläuft die Schulzeit eines jungen Engländers fröhlicher als die eines Deutschen. Weil der englische Lehrer kein Pedant

*) Tübingen. Mohr. 1913. 23 S. 90 Pf.

Digitized by Google

ist, weil er in dem Jungen doch schon die Individualität achtet, weil er frei von Autoritätsdünkel ist. Franz spricht das alles milder aus, aber das will er sagen. Wenn er nun dieses englische Schulwesen uns als Vorbild hinstellt, so ist er sich schon dessen bewußt, daß wir nicht ohne weiteres nachahmen können, was unserem staatlichen Wesen nicht angepaßt ist. In Preußen-Deutschland fehlt trotz aller gemachten Goetheschwärmerei die Persönlichkeitskultur. In dem Lande, in dem Kant zum ersten Male das Axiom ausgesprochen hat, daß jeder Mensch Selbstzweck ist, zeigt uns der Staat, den ja wesentlich Preußen repräsentiert, daß sein Zweck die Behörden sind. Für diese haben die „Untertanen" zu existieren. Nicht Persönlichkeit, sondern Autorität ist das Losungswort Preußens. Unser „Überfluß an ‚korrekten' Herren, die dem eigenen Vorteil und der eigenen Schwäche dienen", was sie unter einer gewissen Strammheit und Autoritätsmeierei verbergen, ist so ziemlich der absolute Gegensatz der Persönlichkeitskultur. Wenn Franz von der weitsichtigen Duldung spricht, die man in England Andersgearteten und Andersdenkenden entgegenbringt und mit Recht bemerkt, daß diese „ein größeres Menschentum mit fein ausgebildeten sozialiven Instinkten voraussetzt", so zeigt das offizielle Deutschland gerade in dieser Beziehung eine Engherzigkeit und Beschränktheit, die einem für sein Volk bange machen könnte. Des Deutschen Symbol ist der Schutzmann. Auch das deutet Franz offenherzig genug an. Ja er hat den unglaublichen Mut, die Tatsache der „vier Millionen entfremdeter und politisch misvergnügter Volksgenossen" eine „Anklage gegen das herrschende System" zu nennen. Er behauptet, daß es nirgendwo so „mächtige und selbstdisziplinierte Typen" gibt als in England. Im herrschenden Deutschland gewiß nicht, wo von hoch oben bis zum Schutzmann herunter hemmungslose Herreninstinkte überwiegen. Es wird also nicht sehr leicht möglich sein, die guten Seiten der englischen Erziehung in Deutschland nachzuahmen, da die Voraussetzung fehlte: Achtung vor der Freiheit und Selbständigkeit des Staatsbürgers. Statt dessen hat das Deutsche Reich als eine ständige Einrichtung die Ächtung einer Reihe von Staatsbürgern. Wir Deutsche mögen, wie Franz sagt, den Angelsachsen an Bildung und Wissen überlegen sein, an Kultur stehen wir hinter ihnen. Die Deutschen können keine freien Menschen erziehen, da sie selbst unfrei sind. Fast alles Wertvolle muß sich hier gegen den Staat behaupten und entwickeln. Das deutsche Volk braucht vor allem Freiheit.

Engelbert Pernerstorfer

Die preisgekrönten Dichter

Nun wird es den deutschen Dichtern immer schwerer gemacht, sich recht und schlecht als verkannte Genies zu behaupten; ein zur deutschen Kultur gehöriger tragischer Typus beginnt auszusterben und zu einer historischen Kuriosität zu werden. Vereine und Stiftungen, die sich die Entdeckung und Förderung literarischer Begabungen zum Ziel setzen, werden von Tag zu Tag zahlreicher — die Möglichkeit, nicht entdeckt zu werden, schwindet nach arithmetischer Voraussicht: — es gehört nun sozusagen schon wirkliches Genie dazu, um zeitlebens ein verkanntes Genie zu bleiben.

Ich habe nicht zusammengerechnet, wieviel Preise und Auszeichnungen den ringenden Dichtern winken. Es sind aber jedenfalls mehr, als wirklich gute wertvolle Bücher in einem Jahr geschrieben werden. Vorzeiten, als das

Digitized by Google

Bücherschreiben noch nicht so endemisch wie heute war, gab es (zuweilen und höchstens) einen Poeta laureatus — Goethe hat diese Würde, vielleicht in Vorahnung ihrer Verdemokratisierung, mit dem Rücken seiner Hand zurückgeschoben. Heute, wo zahlreiche literarische Stiftungen den Lorbeer blattweise verteilen, wäre es nicht einmal das Zeichen einer besonderen, erhabenen Bescheidenheit, wenn einer das Goethesche Beispiel nachmachte. Dazu müßte das Ereignis kapitaler, einzigartiger und leuchtender sein. Wo aber die Ehre des Dichterpreises so häufig verteilt wird, daß sie den Charakter des Einmaligen, Außergewöhnlichen, Exklusiven verliert, kann sie dem Einen, der sie wirklich verdient, nur noch in ihrer materiellen Substanz gelten. Denn der bessere, durch keinen Geldeswert aufzuwiegende Teil des Dichterpreises ist und bleibt die absolute, unteilbare Anerkennung.

Indessen werden immer neue Literaturpreise gestiftet, als könne man an der Masse gut machen, was man am einzelnen sündigt. (Ausgerechnet in in der Kunst —!) Man ist pfiffig und denkt: Wir haben soviele Talente, denen ein kleiner Literaturpreis eine angenehme und reichlich verdiente Entlastung von Alltagssorgen bringen kann — das Schriftstellerelend ist anerkanntermaßen so groß, daß selbst hundert und mehr Preisstiftungen nicht zuviel und überflüssig sind. Und dann (vor allem): je mehr Stiftungen und Preise, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß die seltene Begabung, um derentwillen man eigentlich Lorbeern und Gelder verteilt, nicht übersehen wird. Man spannt einfach, wie ein Netz, die Organisation der Stiftungen über das Deutsche Reich, und der Kleist oder Hölderlin des zwanzigsten Jahrhunderts wird sich schon darin fangen.

Gesetzt nun, es wäre so: — wird aber dieser Kleist und Hölderlin durch seinen Literaturpreis wirklich die allgemeine Anerkennung finden, die er verdient und die ja doch der Zweck des Literaturpreises ist? Stehen nicht noch soundsoviele Preisgekrönte neben ihm, ebenso anerkannt, ebenso berühmt, ebenso auserwählt? Und die paar hundert, die tausend Mark, die er, dank der Zersplitterung der großen nationalen Literaturstiftung (die bislang ein frommer Wunsch bleibt) in weiß Gott wieviele Winkelstiftungen, als Tribut seines dankbaren Volkes bekommen hat — für wie lang werden sie ihn von materiellen Sorgen befreien? — Oh, er kann, wenn er keine Schulden hat, ein Vierteljahr lang auf die Gnade seiner Verwandten und des Verlegers pfeifen, kann sich einspinnen und wenigstens den ersten Akt eines unsterblichen Dramas, das erste Kapitel eines gigantischen Romanes schreiben. Und dann — dann — Nun dann beginnt die Misere von neuem. Aber das Volk, die Stiftung haben ihre Schuldigkeit getan, das literarische Kollektivgewissen ist rein: — die Kugel, der Wahnsinn kommt erst drei Monate später.

Ja, was helfen alle Stiftungen der Welt, wenn sie der Kunst nur Almosen geben können? Wenn einer erst sein Buch an ein Komitee schicken, dann ein halbes Jahr warten muß und endlich vielleicht, vielleicht eine spärliche Vierteljahrsrente bekommt? Wird dadurch wirklich unsere Literaturgeschichte vor Schande bewahrt bleiben? Sind nicht alle Literaturpreise verschwendet, wenn der eine Kleist umsonst wartet?

Nein, die Zahl der Literaturstiftungen und Dichterpreise macht es nicht; das Genie läßt sich nicht wie ein Hering im Netz fangen, mögen die Maschen noch so eng sein. Hier gilt nur die fatalistische These: wenn es einem Genie bestimmt ist, durch eine literarische

Digitized by Google

Kommission entdeckt zu werden, so wird es von dem einzigen Preisrichterkollegium ebenso sicher entdeckt, wie von hundert Preisrichterkollegien. Für diesen Fall soll es aber auch ein Geschenk, das eines Dichters würdig ist, bekommen!

Und die vielen unterstützungsbedürftigen Talente, haben sie kein Recht auf Anerkennung und Unterstützung? Ganz gewiß. Aber muß man sie zu preisgekrönten Dichtern erheben, muß man sie ins Licht neben die wenigen Großen stellen? — Mag man für sie reichlich dotierte Unterstützungskassen gründen, die ebenso literarisch ernst und streng verwaltet werden, wie die vielen kleinen Preisstiftungen, die ein ganzes Heer gekrönter Dichter wählen. Den goldenen Lorbeer aber bewahre man für den Einen, den eine möglichst verzweigte, freie und unbefangene Gesellschaft von Urteilsfähigen dieser Ehre für wert findet.

Die Krone, die jeder Duodezfürst auf dem Haupte tragen darf, zieht eher den Spott als die Achtung auf sich.

Adolf Lapp

Lyrische Erfahrungen

Der heutige Maler hat eine andere Perspektive als einer aus den vorigen Generationen. Seine Perspektive ist nicht mehr eine optisch-geometrische, die alles nach einem einzigen „Augenpunkt" im Bilde aufbaut, sondern eine nach den innerlich wichtigsten Vorstellungen. Nicht mehr eine Perspektive der Naturwerte, sondern eine der geistigen Werte.

Die Veränderungen im Kunstgefühl der Dichtung sind sehr ähnlich. Stefan George, der in den letzten zwanzig Jahren der mächtigste Gesetzgeber des deutschen Gedichtes war, ist für uns heute schon eine heldenhafte Episode der deutschen Sprache. Da sollte die Beschränkung auf das Nur-Gesehene sein. Und wir empfingen von dieser Handwerksbescheidenheit den neuen, herrlichen, ungeheuren sinnenhaften Lakonismus; eine durch Jahrhunderte nicht geübte Energieaufspeicherung der Rede. Dagegen, technisch: Beschränkung auf das Nur-Messende, die bloße Taktwiederholung des Verses. Und Georges Imitatoren haben ja, auf die selbe Art wie der Dilettant in der Musik, das Rhythmische ganz verwischt und nur das äußere Taktmaß monoton wie Uhrpendel klappern lassen. (Merkwürdigerweise darf das in Deutschland „Form" genannt werden. Und es käme nur darauf an, daß Leute mit Mut zur Profanation der „Kunst" einmal praktisch zeigten, wie die angebliche Form dieser sogenannten Kultur-Dichtung ganz automatisch, von Beschäftigungslosen in Fabrik-Cantinen erzeugt werden kann.)

Doch der neue Dichter weiß, daß er „gesehen" hat. Das liegt vor allen Ereignissen. Er denkt. Er hat nicht die Angst vor dem Denken (während die Generation der „Form"-Dichter es vorzog „naiv" zu sein, ahnungslos, „rein", — mit den fürchterlichen Konsequenzen, die eine ins tägliche Verhalten übersetzte Kombination aus Richard Wagner und Goethen ergibt). Das Denken ist doch die Wirklichkeit des Dichters. Er bedichtet seine Wirklichkeit.

Und diese geistige Dichtung des heutigen Deutschland trat nicht willkürlich auf, hängt an keinem Einzelnen und ist keine „Schule". Die Dichter des Denkens kamen von verschiedenen Ländern auf dieser Himmelskarte des Geistes, mit verschiedenen Fähigkeiten; und ich weiß, einige von ihnen können sich sogar untereinander nicht leiden. Wir alle kennen heute Max Brod, den folgenreichsten Lyriker des Geistes; den impetuosesten: René Schickele; den berührtesten, Franz Werfel; und Ferdinand Hardekopf, den interessantesten

Digitized by Google

Experimentator gehirnter Verse in unserer Sprache.

Zu ihnen tritt jetzt ein junger Mensch von großer, neuer Begabung, Walter Hasenclever. Sein Gedichtbuch heißt „Der Jüngling" (Verlag von Kurt Wolff, Leipzig), und aus ihm liest man, hinweg über einiges Dumpfe und über zu viel ängstlicher Reimlust, die große Zukunft eines Dichters, dem sein Denken (oft noch traditionell), zur rhythmischen Tatsachenvorstellung geworden ist.

„Wir spannen Drahtseile aus an metallnen Himmeln.
Wir sind ein Schwarm von Vögeln zusammengeballt.
Wir jagen mit Revolvern auf fliegenden Schimmeln.
Wir pendeln am Stricke vor dem Staatsanwalt.
Wir leben, um uns zu betrügen.
Wir tanzen alle Tänze mit dem Knie.
Wir umarmen brüllend den und die.
Wir fahren in allen Expreßzügen."

(„Wir tanzen alle Tänze mit dem Knie": stärkste Dichtung!)

Vielleicht sieht man an solchen Versen, wo unsere geistige Leidenschaft heute aufs stärkste erregt wird. Das ist im Bewußtwerden vom Zusammenleben der Menschen auf dieser Erde; von der Existenz der anderen. Eine Raum-Angelegenheit Wir wissen heute von Menschen. — Zwanzig Jahre künsterischer Inselexistenz haben die Augen geschärft und die Worte gestärkt. Aber der geistigen Dichtung unserer Tage geht es nicht mehr um Empfindungsgrade, sondern um Fakten. Nicht ein „Erlebnis" ist mehr merkenswert, sondern daß im Augenblick dieses Erlebnisses so unendlich viele, getrennte, unterschiedene Erlebnisse sich ereignen, die alle zusammen mit ihren Willenslinien den Organismus dieses Menschendaseins bauen.

Die heutige Dichtung wird wieder eine Dichtung der Werte. Sie wird auch schon, in einem erneuten Sinn, politisch.

Ludwig Rubiner (Paris)

Monte Carlo

Am Spieltisch gleich mit Königen a. D.
Und mit geschminkten Frau'n gestufter Taxen
Fühlt sich das Ehepaar aus Lübben (Spree)
In große Maße feiner Laster wachsen.
Ein Russe lädt die Freundin zum Souper,
Er prahlt mit heimatlichen Wolgalachsen,
Ganz unbeachtet, atmet blaue See
Und treibt mit Segeln sehr grazile Faxen.

Ein Lyriker, betitelt Doktor phil.,
Vergleicht Lianens wogende Pleureusen
Dem Helmbusch Hektors. Tief in sich verkauert

Sieht man Systemberechner stöhnend dösen,
Die Geigen spielen „Tosca". Schwül und schrill
Wühlt ein Akkord, der wie ein Panther lauert.

Paul Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß, Heilbronn a. N.
März-Verlag, G. m. b. H., München, Hubertusstr. 27. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Die politische Bedeutung der Reichsfinanzreform.

Von Friedrich Payer, M. d. R.

Am bedeutungsvollsten ist die vollständige Isolierung der Konservativen. Bei der für die politische Lage entscheidenden Abstimmung, der Gesamtabstimmung über das „Besitzsteuergesetz" (Vermögenszuwachssteuergesetz) haben mit ihnen im wesentlichen nur die Polen, Welfen und zwei Elsäßer gestimmt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie es Herrn von Heydebrand danken, daß er, indem er die Führung auch im Reichstag übernahm, mit seiner schneidigen Politik es so weit gebracht hat. Der Entschluß, eine Reichsfinanzreform ohne ihre Mitwirkung und teilweise direkt gegen sie zu Stande kommen zu lassen, mag ihnen nicht leicht geworden sein. Haben sie sich doch bis zum Schluß, wenn auch mit allem Vorbehalt, an den Kompromißverhandlungen beteiligt, nahmen also eine Zustimmung zu der Vorlage wenigstens als möglich in Aussicht und waren sie doch bei dieser wichtigen Abstimmung nicht einmal geschlossen, da zwei Mitglieder der Fraktion für die Vorlage stimmten. Voraussichtlich werden sie nun versuchen, ihrer Art und ihrer Stellung entsprechend, den parlamentarischen Mißerfolg auf einem anderen Gebiet wieder auszugleichen. Die scharfen Angriffe, welche in letzter Stunde die konservativen Wortführer gegen den Reichskanzler richteten, indem sie das Gesetz, dem die Verbündeten Regierungen mittlerweile zugestimmt haben, als „Geist von sozialdemokratischem Geist", als einen ersten Schritt zum demokratisch regierten Einheitsstaat bezeichneten und der Reichsregierung Mangel an festem Willen und an geschickter Vertretung der Regierungsvorlagen vorwarfen, waren nicht an die Adresse des Reichstags oder der Oeffentlichkeit gerichtet. Sie bedeuten die Ankündigung, daß die Konservativen nun auf außerparlamentarischem Gebiet ihren Einfluß gegen den Reichskanzler

Digitized by Google

ausspielen werden und dieser wird all sein allmählich sprichwörtlich gewordenes Glück brauchen, um diesen Stoß zu parieren. Aber auch, wenn der Vorstoß gegen ihn gelingen sollte, werden sich die Konservativen zwar gerächt haben, aber sie können es nicht ungeschehen machen, daß der Besitz als solcher scharf zur Tragung der neuen Lasten herangezogen und daß ihr Versuch, sich auf dem Umweg über die einzelnen Bundesstaaten oder kurz gesagt über Preußen aus der Schlinge zu ziehen, vereitelt worden ist. Sie müssen dulden, daß die Einhaltung des gesetzlichen Verfahrens bei Veranlagung der Steuer durch Reichsbevollmächtigte überwacht wird, deren Berichte über die Ausführung des Gesetzes alljährlich dem Reichstag vorzulegen sind, was tatsächlich nichts anderes als das Ende der notorischen schreienden Mißbräuche in der preußischen Steuerveranlagung bedeutet. Sie haben auch, seitdem sogar die Sozialdemokratie mehr für die Deckung der Kosten der Heeresvermehrung geleistet hat als sie, das Recht verloren, sich als die alleinigen unmangelhaften Vertreter des nationalen Gedankens zu bezeichnen. Daß gerade unter dem Kanzler, der unter allen am meisten auf ihre Gefühle und Wünsche Rücksicht zu nehmen bestrebt war, ihnen diese Niederlage widerfahren mußte, beweist, wie wenig die demokratische Entwicklung des Reichs auf Persönlichkeiten und Einflüsse Rücksicht zu nehmen beginnt.

Das Zentrum hatte in seiner überwiegenden Mehrheit offenbar keine Lust, die Niederlage der Konservativen zu teilen, und ist, ohne sich durch frühere große Worte gegen die Besteuerung des Kindeserbes gebunden zu halten, von ihnen abgerückt. Es hat die letzte angeblich unüberwindliche Schwierigkeit, die Heranziehung der Bundesfürsten zur Steuerpflicht wieder aus dem Wege räumen helfen und hat sich damit den offensichtlichen Dank des Reichskanzlers verdient, es wird auch gelegentlich diesen Wechsel zu präsentieren wissen. Aber mit ungetrübter Freude geht es nicht aus dem Handel hervor. Die sicherste Stütze des Zentrumsturms, die eiserne Disziplin, der Zwang, den höheren

Digitized by Google

Zielen der Partei die subjektive Meinung bedingungslos unterzuordnen, ist unverkennbar ins Wanken geraten. Es müssen sich innerhalb der Fraktion heftige Kämpfe abgespielt haben. Im ganzen Verlauf der Verhandlungen trat die Konkurrenz zwischen einem jüngeren agrarisch-demokratischen Flügel und den älteren, mehr nach rechts gerichteten Führern unverkennbar zutage, und ein Auseinanderfallen wie bei der entscheidenden Schlußabstimmung über das Besitzsteuergesetz wird sich bei einem so bedeutungsvollen Anlaß in der Geschichte des Zentrums kaum finden: ein Abgeordneter, allerdings auch sonst ein Einspänner, der bayrische General Häusler, stimmte direkt gegen die Fraktion und nahezu der vierte Teil enthielt sich der Abstimmung. Niemand wird daraus den Schluß ziehen, daß nun die Tage des Zentrums gezählt seien. Aber das politische Gewicht, das es in die Wagschale zu werfen hat, imponiert nicht mehr in dem Maße wie früher, und die Parteileitung wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß es immer schwieriger wird, eine aus so widersprechenden Bestandteilen zusammengesetzte Organisation einheitlich zu dirigieren. Die Führung in der Fraktion ist nicht formell, aber tatsächlich in andere Hände übergegangen. Im übrigen soll dem Zentrum das Verdienst nicht geschmälert werden, daß es als Ganzes unter mancherlei Verzicht und unter Ueberwindung großer innerer und äußerer Schwierigkeiten tatkräftig die Reform hat zu einem guten Ende führen helfen, und daß es damit die Rücksicht der Linken, es nicht formell unter dem Joch des Erbanfallgesetzes durchzutreiben, gelohnt hat.

Zwei Seelen wohnten in der Brust der Sozialdemokratie. Man wird annehmen dürfen, daß es auch hier ohne heftige Auseinandersetzungen nicht abging. Einig war die Partei wohl nur in dem Gefühl der Erleichterung, als feststand, daß er nicht zu einer Reichstagsauflösung kommen werde; denn, das war ihnen klar, nicht alle Hundertundzehn wären bei einem Wahlkampf über sogenannte „nationale Fragen" wiedergekehrt. Nun muß man ja zugeben, daß es nicht leicht gewesen sein mag, die

Digitized by Google

radikalen Elemente dazu zu bringen, weittragenden, speziell zur Deckung der Kosten der Heeresvorlage bestimmten Steuergesetzen zuzustimmen, wenn auch diese Gesetze als solche einen noch so großen Fortschritt im Finanzwesen des Reichs bedeuten mögen. Es hätte sich deshalb niemand gewundert, wenn die Fraktion der Oeffentlichkeit gegenüber diesen Umschwung in ihrer Taktik durch eine lebhafte Kanonade gegen die anderen Parteien und gegen die Regierung gedeckt hätte. Leider blieb es aber dabei nicht, und man kann unmöglich darüber wegsehen, daß die Fraktion in dem Augenblick, da Elemente außerhalb des Reichstags mit leidenschaftlichen Angriffen gegen die sachliche Politik der Fraktion einsetzten, diesem Druck einen zu wirksamen Einfluß auf die spätere Haltung und Geste einräumte. Heftige, ungerechte und oft verletzende Ergüsse lösten plötzlich die sachlichen Auseinandersetzungen ab und die Wendung hat auch das Temperament der üblichen Zwischenrufer recht unliebsam beeinflußt.

Diejenigen haben recht behalten, die allem Zweifel zum Trotz sich darauf verließen, daß die Sozialdemokratie bei der Abstimmung mit der bürgerlichen Linken für den Wehrbeitrag und für das Besitzsteuergesetz eintreten werde. Wer will aber diejenigen tadeln, die die Sorge nicht los werden konnten, der Fanatismus der Massen werde, sobald es irgend welchen exaltierten Elementen außerhalb des Parlaments beliebe, ihn zu entfesseln, die gebildeteren und weitblickenderen Führer nicht bloß zu Konzessionen im Ton, sondern zur Unterwerfung in der Sache zwingen.

Die Fortschrittliche Volkspartei freut sich der Tatsache, daß sie diesmal auf einem wichtigen Gebiete wesentliche Fortschritte in der Richtung ihres Programms hat durchführen helfen, ohne daß sie, wie sonst üblich, mehr oder weniger reaktionäre Bestimmungen mit in den Kauf zu nehmen hatte, die ihr die Freude am Errungenen vergällen. Sie hat selbstverständlich nicht alles erreicht, was sie wollte, sie hat aber auch dagegen nichts von dem geopfert, was das deutsche Volk seither besaß.

Digitized by Google

Sie und die Nationalliberalen tragen den weiteren Gewinn davon, daß sie in eifrigem Zusammenarbeiten viel gegenseitiges Mißtrauen aus der Welt geschafft haben. Sie haben miteinander in einem bedeutungsvollen Moment in die Geschicke des Reichs entscheidend eingegriffen und den nie versiegenden Vorwurf, daß der Liberalismus nach seinem ganzen Wesen nichts Positives zu schaffen imstande sei, wieder einmal gründlich widerlegt. Deutlicher als alle Worte spricht die Vergleichung der jetzigen Stellung beider Parteien mit ihrer Stellung bei den beiden vorausgegangenen Reichsfinanzreformen. Im Jahre 1906 waren die Nationalliberalen noch befriedigt, dem deutschen Volke — gegen den Widerstand der Linksliberalen — die Tantièmesteuer, die Automobilsteuer, den Frachturkundenstempel, die Fahrkartensteuer, die Erhöhung des Ortsportos und die Zigarettensteuer mit beschert zu haben. Im Jahre 1911 unterlagen Beide miteinander, als der schwarzblaue Block die Erbanfallsteuer zu Fall brachte, die Zündholzindustrie ruinierte, den Scheckverkehr besteuerte, die Talonsteuer einführte, den Grundstücksumsatz erschwerte und die Abgaben auf Bier, Branntwein, Kaffee und Tee erhöhte. Im Jahr 1913 standen Beide mit in vorderster Reihe, als eine progressive, die Kleinen vollständig verschonende, wenn auch etwas eingeschränkte Reichsvermögenssteuer eingeführt wurde. Beide können mit diesem Fortschritt und ihrem Erfolg zufrieden sein, wenn sie sich auch darüber klar sein müssen, daß noch zu allen Zeiten die Mehrzahl der Besitzenden es denen wenig gedankt hat, die ihnen im Interesse des Ganzen große finanzielle Opfer auferlegen.

Dem Bundesrat soll das Verdienst nicht verkleinert werden, daß er vorsorglich einen so brauchbaren Entwurf der Vermögenszuwachssteuer geliefert hat, daß er sich bei den Verständigungsversuchen wenigstens schieben, wenn man nicht sagen will, tragen ließ und daß er von seinem Standpunkt aus betrachtet schließlich Opfer brachte, die ihm schwer geworden sein müssen. Auch in dieser Körperschaft spielten sich diesmal innere Kämpfe

Digitized by Google

von einer Heftigkeit ab wie noch nie. Seine überstimmten Mitglieder mögen sich trösten. Die Vermögenszuwachssteuer ist ganz unbefangen betrachtet immer noch wesentlich erträglicher für sie als eine allgemeine Vermögenssteuer und ihre Einführung ist das einzige Mittel, auf die Dauer letztere fern zu halten. Man mag sich freuen oder man mag es beklagen, Tatsache ist, daß die einzelnen Bundesstaaten in ihrem Verhältnis zum Reich neue Rechte nicht gewinnen können, daß sie aber von Jahr zu Jahr alte verlieren. Der Zug nach Zentralisation, der unser ganzes öffentliches Leben beherrscht, geht auch an ihrer Stellung zum Reich nicht vorüber. Gerade wer sie aus kulturellen, politischen und Gefühlsrücksichten in ihrer Bedeutung möglichst erhalten will, muß es begrüßen, daß es nicht zur Kraftprobe zwischen den Einzelstaaten und dem Reichstag kam.

Abwärts!

Von Ludwig Thoma.

Die Pensionierung des bayrischen Senatspräsidenten von Hörmann hat Jedem, der sehen mag, gezeigt, auf welche schlimmen Wege eine ultramontane und jedem klerikalen Einflusse unterworfene Regierung gelangen muß.

Das Bedenklichste an dem ganzen Vorfalle ist, daß man es nicht bloß mit persönlichen Entgleisungen, sondern mit notwendigen Folgen des ganzen Systems zu tun hat und daß wir erst am Beginn einer bösartigen Entwicklung stehen.

Ich lasse mich nicht auf einen lange auszuspinnenden Streit mit der klerikalen Presse ein, die ihrer Wut über die Entlarvung ultramontaner Machenschaften den üblichen Ausdruck verleiht, ich verweise nur auf die Tatsache, Herr von Hörmann war Senatspräsident am Verwaltungsgerichtshofe und unter seinem Vorsitze

Digitized by Google

ist in der Feuerbestattungsfrage das viel angefeindete Urteil gegen die Regierung gefällt worden.

Der gleiche Senat hatte auch über das Zwangsabonnement der Staatszeitung die endgültige Entscheidung zu treffen.

Man war nun allgemein überrascht, als man hörte, daß Herr von Hörmann den Vorsitz in dieser Sache abgegeben habe und Eingeweihte sprachen sofort die Ansicht aus, daß ein Druck auf den wegen seiner Unbeugsamkeit mißliebigen Präsidenten ausgeübt worden sei.

Diesem Gerüchte trat die Staatszeitung mit einer Erklärung entgegen, die so läppisch war, daß nun der Verdacht auch in desinteressierten Kreisen rege wurde.

Die Gemeinde Starnberg, deren Beschwerde gegen das Zwangsabonnement zur Verhandlung stand, zählt Herrn von Hörmann zu ihren Sommergästen und Villenbesitzern. Nun, — so schrieb die Staatszeitung — fühlte sich der Präsident als Angehöriger der Gemeinde am Ausgange des Prozesses mitbeteiligt und trat feinfühlig vom Vorsitze zurück.

Welcher hundertste Teil eines Pfennigs dieses vermögenswerte Interesse ausdrückt, läßt sich kaum feststellen. Man vergegenwärtige sich nebenher, welche Zustände geschaffen würden, wenn z. B. Berliner Richter sich in allen Prozessen der Stadtgemeinde als befangen betrachten müßten. Aber diese lächerliche Begründung wollte ja nicht ernst genommen werden, sie diente lediglich dazu, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, und von der bayrischen Gleichgültigkeit erwartete man, daß nach ein paar Tagen die Sache vergessen werde.

Indessen, die sozialdemokratische „Münchner Post" blieb wachsam, und sehr gut informiert. Sie konnte das ganze Spiel, welches hinter den Kulissen vor sich ging, verfolgen und der Allgemeinheit wieder einmal große Dienste leisten.

Man kann freilich nicht behaupten, daß die Akteure sich der Beobachtung mit Geschicklichkeit entzogen, im Gegenteil, sie gingen mit einer unüberlegten Hast vor, die fast mitleiderregend wirkt.

Digitized by Google

Wenn man die Persönlichkeit Seiner Exzellenz des Herrn von Soden nicht kennen würde, wenn man nicht wüßte, daß Herr von Hertling einen hervorragend ungeschickten „jungen Mann" wirken läßt, dann wäre man versucht an die himmelblaue Harmlosigkeit dieser Regierung zu glauben.

Aber die Taten eines kurzen Semesters, der Vorstoß gegen die Reichsgesetzgebung, der Versuch, den König abzusetzen, die Gründung der Staatszeitung u. s. w., zeigen deutlich genug, daß die Ungefährlichkeit ausschließlich auf der Begabung beruht.

Also — um wieder auf den Fall zurückzukommen — schon wenige Tage nach jener ersten Ueberraschung erfuhr man hinten herum, daß Senatspräsident von Hörmann pensioniert werde und am 1. Juli stand die Nachricht in den Zeitungen, daß Herr von der Heydte, der wegen der Mordaffäre Straßer, die in Berlin sehr verstimmt hatte, im Polizeipräsidium nicht mehr zu halten war, an seine Stelle trete.

Das war klipp und klar eine Maßregelung. Alles was hinterher die Staatszeitung mit geheucheltem Unwillen über Unterstellungen schrieb, und selbst was Herr von Hörmann erklärte, beweist, daß man den 71jährigen, „hochverdienten" Richter rücksichtslos entfernt hat.

Er hatte kein Gesuch eingereicht, er hatte keine Ahnung von den Absichten des Ministeriums gehabt, und wir stehen vor der nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß gegen die klaren Bestimmungen des Gesetzes ein Richterbeamter ohne seine Einwilligung seines Amtes enthoben worden ist.

Darüber, daß man den alten, hintendrein mit Anerkennung überschütteten Herrn gegenüber nicht einmal die Form gewahrt hat, ist kein Wort zu verlieren. Das war ganz gut so.

Wenn man ihm die Einreichung des Gesuches nahe gelegt hätte, wären die Gegner der Regierung in Verlegenheit gewesen. So aber, weil man in rücksichtsloser Hast den kurzen Aufschub von einigen Stunden nicht haben wollte, hat man klug wie immer den glatten Beweis der Gesetzesverletzung selbst beigebracht. Die

Digitized by Google

Staatszeitung unterfängt sich, zu schreiben, daß Herr von Hörmann öfter den Vorsatz geäußert habe, zu gehen, daß man also nicht von einer Pensionierung gegen seinen Willen sprechen könne.

Die jesuitische Frechheit dieser Verdrehung aller geltenden Rechts- und Anstandsbegriffe ist nicht zu überbieten.

Eine in privaten Gesprächen einmal oder zehnmal geäußerte Absicht ist ausschlaggebend und die landläufige Redensart, ernst oder nicht ernst gemeint, macht ein formelles Gesuch überflüssig. Aber Herr von Hörmann hat selbst das Wort ergriffen.

Er sagt uns, daß er allerdings am 1. August hätte gehen wollen, daß er allerdings des öfteren diese Absicht gesprächsweise geäußert habe, und daß er wirklich Anfang Juli sein Pensionierungsgesuch eingereicht habe.

Diese entschuldigende Erklärung, welche er sich zu verschaffen gewußt hat, ist die schwerste Anklage gegen das Ministerium.

Nicht nur darum, weil nunmehr klar bewiesen ist, daß Herr von Hörmann erst nach seiner Entfernung, nach der Ernennung seines Nachfolgers, die am 1. Juli publiziert worden ist, nach der Aufklärung des Falles durch die „Münchner Post" hinterher durch sein Gesuch die Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen sanieren half, sondern auch deswegen, weil sein Verhalten uns die Maßregelung doppelt peinlich empfinden läßt.

Der alte Herr will dem Staate diesen letzten Dienst erweisen und das Vertrauen auf die Lauterkeit der höchsten Beamten zurückgewinnen helfen. So tief man ihn am Ende einer langen, verdienstvollen Laufbahn verletzt hat, er hält es für seine Pflicht, den Schein zu retten.

Aber wer das Urteil über das Ministerium Hertling umstimmen will, bemüht sich, wenn auch nobel, doch vergebens. Es ist das Unglück der Pappenheimer, daß man sie kennt.

Digitized by Google

Die Reform des Militärstrafrechts.

Von Professor Dr. Franz von Liszt, M. d. R.

I.

ie letzte Sitzung der Tagung des deutschen Reichstags, in der die dritte Lesung der Wehrvorlage und der Deckungsvorlagen vorgenommen werden sollte, der 30. Juni dieses Jahres, bot in ihrem Beginn das eigenartige, immer interessante Bild eines „großen Tages". Die Tribünen überfüllt, die Mitglieder des Hauses fast vollständig versammelt, auf den Regierungsbänken der Reichskanzler, der Kriegsminister, die Staatssekretäre und ein ganzes Heer von Bundesratsbevollmächtigten und Regierungskommissären; im ganzen Hause unruhige Bewegung, lautes Sprechen erregter Gruppen, geschäftiges Hin- und Hereilen von Fraktion zu Fraktion. Zunächst aber war den Zuhörern eine kleine Enttäuschung beschieden. Der erste Gegenstand der Tagesordnung schien außerhalb des Zusammenhanges der großen Vorlagen zu stehen: die erste, eventuell zweite und dritte Beratung eines kurzen Antrags der Fortschrittlichen Volkspartei, betreffend Abänderung des Militärstrafgesetzbuches (Nr. 1147 der Drucksachen). Dazu war ein von den Fraktionen des Zentrums, der Nationalliberalen, der Fortschrittlichen Volkspartei und der Sozialdemokraten eingebrachter, von den Fortschrittlichen Abgeordneten Müller-Meiningen und Waldstein mit unterzeichneter Abänderungsantrag (Nr. 1154) verteilt worden. Zur ersten Lesung wurde das Wort nicht verlangt. Die Diskussion wurde geschlossen und die zweite Lesung sofort begonnen. Nach einer kurzen Geschäftsordnungsdebatte erhob sich der Reichskanzler und erklärte: „Meine Herren, ich kann aus natürlichen Gründen im gegenwärtigen Augenblick nicht im Namen der verbündeten Regierungen sprechen. Für meine Person erkenne ich an, daß es wünschenswert ist, für eine Anzahl militärischer Delikte mildernde Umstände zuzulassen (Bravo! Links). Ich

Digitized by Google

werde deshalb, falls der gestellte Abänderungsantrag angenommen wird, im Bundesrat für ihn eintreten" (Lebhafter Beifall). Damit wurde die Diskussion geschlossen. Die Abstimmung ergab die Annahme des Antrags Nr. 1154 mit großer Mehrheit. Auf Antrag des Abgeordneten Bassermann wurde, da Widerspruch von keiner Seite erfolgte, sofort in die dritte Lesung eingetreten. Der sozialdemokratische Abgeordnete Haase (Königsberg) erklärte im Namen seiner Parteifreunde, daß sie dem Antrag zustimmen, obwohl sie in ihm nur einen kleinen Anfang der dringend notwendigen allgemeinen Reform des Militärstrafrechts erblickten. Der konservative Abgeordnete von Brockhausen betonte, seine Freunde hätten einstimmig anerkannt, daß eine Abänderung des Militärstrafgesetzbuches und eine Milderung einiger in demselben vorgesehenen Strafen berechtigt sei; sie legten aber dagegen Verwahrung ein, daß die Beratung der Wehrvorlage dazu benützt werde, Zugeständnisse von solcher Bedeutung zu erlangen, deren Tragweite im System des Gesetzes und im Vergleich mit anderen Tatumständen heute noch nicht zu übersehen sei, und daß gesetzgeberische Maßregeln vom Reichstag derartig übers Knie gebrochen würden. Im übrigen werde die Mehrzahl seiner politischen Freunde für den Antrag stimmen. Der Abgeordnete Schultz (Bromberg) von der Reichspartei, der ihm folgte, beging die Unvorsichtigkeit, sich gegen den Zwang zu wenden, der auf die Regierung im letzten Moment bei Abschluß eines so großen, wichtigen Gesetzes ausgeübt werde; seine Freunde würden aber für den Antrag stimmen. Dies gab dem Abgeordneten Dr. Spahn vom Zentrum Gelegenheit, Verwahrung dagegen einzulegen, daß von einem gegen die Regierung geübten Zwang gesprochen werde. Die noch zum Wort gemeldeten Abgeordneten Dr. Junck und Waldstein verzichteten. In der Gesamtabstimmung wurde das Gesetz mit allen gegen zwei Stimmen angenommen. Die beiden Abgeordneten Kreth und von Böhlendorff-Kölpin, die die Minderheit ausmachten, begründeten ihre Abstimmung in besonderen schriftlichen Erklärungen, in denen sie besonders hervorhoben, daß der Antrag

Digitized by Google

in ein schwebendes Gerichtsverfahren eingreife. Der angenommene Antrag lautet:

Gesetz, betreffend Aenderung des Militärstrafgesetzbuches.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w. verordnen im Namen des Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags, was folgt:

Das Militärstrafgesetzbuch wird dahin geändert:

1. Als § 110 a wird folgende Vorschrift eingestellt:

§ 110 a.

Liegt in den Fällen der §§ 100, 106, 107, 110 ein minder schwerer Fall vor, und ist die Tat nicht im Felde begangen, so kann die Strafe in den Fällen der §§ 100 Abs. 1 und 106 bis auf sechs Monate Gefängnis, in den Fällen der §§ 100 Abs. 2, 107 und 110 bis auf ein Jahr Gefängnis ermäßigt werden.

2. Im Abs. 2 des § 109 wird das Wort „zwei" durch das Wort „einem" ersetzt.

Es handelt sich für mich in diesen Zeilen darum, dem nichtjuristischen Leser die Tragweite dieses Antrags klar zu machen, der zum Gesetz wird, sobald der Bundesrat ihm beigetreten ist. Dazu ist es notwendig, die Ereignisse ins Gedächtnis zurückzurufen, die zur Stellung des Antrags Anlaß gegeben haben.

2.

In der Sitzung des Reichstags vom 28. Juni hatte zuerst der Abgeordnete Scheidemann auf ein Urteil des Kriegsgerichts der 38. Division zu Erfurt vom 27. Juni hingewiesen, das sieben Wehrleute und Reservisten, die am Tage der Kontrollversammlung in angetrunkenem Zustand wegen einer Wirtshausrauferei, in der ein Polizeisergeant und ein Gendarmeriewachtmeister (an diesem Tage als militärischer Vorgesetzter der Ausschreitenden anzusehen) beleidigt und mißhandelt worden waren, wegen Meuterei im Ganzen zu sechzehn Jahren Zuchthaus und zwölfeinviertel Jahr Gefängnis verurteilt hat. Einzelheiten wurden auf Grund des Berichts im Erfurter Amtsblatt von dem Abgeordneten Schulz (Erfurt) im Laufe der Debatte beigebracht. Von allen Rednern

Digitized by Google

des Hauses, namentlich aber von dem Abgeordneten Müller-Meiningen, wurde die Härte dieses Urteils betont, dabei aber zugegeben, daß es auf Grund der Bestimmungen des geltenden Rechts kaum anders hätte ausfallen können. Die Sozialdemokraten stellten daher den Antrag (Nr. 1142), durch einen Zusatz zur Wehrvorlage das Militärstrafgesetzbuch dahin zu ändern, daß bei einer Reihe von militärischen Delikten mildernde Umstände zugelassen werden, bei deren Vorliegen statt auf Zuchthaus, nur auf Gefängnis zu erkennen sei. Nachdem der Kriegsminister auf die Anfrage des Abgeordneten Müller-Meiningen, ob der Reichstag mit Bestimmtheit auf ein Notgesetz zur Abänderung des Militärstrafgesetzbuches im Herbst rechnen könne, ausweichend erwidert hatte, wurde auf Anregung des Abgeordneten Gröber die Beratung und Abstimmung über den Antrag vertagt. Bei Feststellung der Tagesordnung für diese Sitzung stellte der Fortschrittliche Abgeordnete Waldstein für seine politischen Freunde in Uebereinstimmung mit der sozialdemokratischen, der nationalliberalen und der Zentrumspartei den Antrag, den Gegenstand als ersten auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu setzen und einen von der Fortschrittlichen Volkspartei gestellten Antrag (Nr. 1147), der den Antrag der Sozialdemokraten inhaltlich wiederholte, aber von der Wehrvorlage loslöste, an diesem Tage in erster, zweiter und dritter Lesung zu beraten. Das Haus trat diesem Antrag bei; und demgemäß wurde die Tagesordnung für die Sitzung vom 30. Juni festgestellt.

3.

Betrachten wir nunmehr die einschlagenden Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches. Der in erster Linie in Frage kommende § 107 bestimmt:

> „Die Rädelsführer und Anstifter eines militärischen Aufruhrs, sowie diejenigen Aufrührer, welche eine Gewalttätigkeit gegen einen Vorgesetzten begehen, werden mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus, und wenn der Aufruhr im Felde begangen wird mit dem Tode bestraft."

Digitized by Google

Die Härte dieser Strafdrohung liegt, wie ja ohne weiteres eingesehen werden dürfte, vor allem darin, daß mildernde Umstände vom Gesetzgeber nicht vorgesehen sind, daß daher die mildeste Strafe fünf Jahre Zuchthaus beträgt. Das Erfurter Divisionsgericht hat dieses Mindestmaß nur um ein geringes überschritten; der Vorwurf maßloser, mit unserem Rechtsgefühl unvereinbarer Härte, trifft also nicht den Richter, sondern den Gesetzgeber. Die Aenderung des Gesetzes ist daher der einzige Weg, künftighin solche Härten zu vermeiden; und es ist eine vollständige Verkennung der juristischen Sachlage, wie sie eigentlich auch dem Laien nicht passieren sollte, wenn die Abgeordneten Kreth und von Böhlendorff-Kölpin davon sprechen, daß durch das angenommene Gesetz in ein schwebendes Verfahren eingegriffen werde. Ob die am 30. Juni beschlossene Milderung den Verurteilten überhaupt noch zu statten kommt, läßt sich heute noch nicht übersehen; das wird davon abhängen, ob zur Zeit der Fällung des Berufungsurteils das neue Gesetz bereits in Kraft ist oder nicht. Einstweilen ist der Bundesrat in die Ferien gegangen, ohne das Gesetz zu erledigen.

Es ist nach meiner Ueberzeugung überhaupt ein schwerer Fehler, wenn der Gesetzgeber bei einzelnen Delikten die Zubilligung mildernder Umstände ausschließt. Jeder kriminelle Tatbestand, ohne Ausnahme, kann im Einzelfalle so beschaffen sein, daß die ordentliche Strafe als eine unerträgliche Härte erscheint. Jenen Fehler begeht auch unser geltendes bürgerliches Strafrecht; so beträgt z. B. das Mindestmaß der Strafe beim Meineid ein Jahr Zuchthaus. Bei der Beratung des künftigen Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich wird ganz entscheidendes Gewicht darauf zu legen sein, daß solche Ausnahmen, die sich auch in den Beschlüssen der Strafgesetzkommission finden, bis auf den letzten Rest ausgemerzt werden.

Gerade in den Fällen, die der § 107 des Militärstrafgesetzbuches trifft, sind aber mildernde Umstände sehr häufig gegeben. Wenn bisher nicht vorbestrafte Männer, denen von der Gemeindebehörde das beste Leumundszeugnis ausgestellt wird, am Abend

Digitized by Google

der Kontrollversammlung in angetrunkenem Zustand in eine Schlägerei verwickelt werden, bei der die Feindschaft zweier Dörfer vielleicht, wie im vorliegenden Falle, eine entscheidende Rolle spielt, wenn sie dabei vergessen, daß der Gendarmeriewachtmeister an diesem einen Tage ihr militärischer Vorgesetzter ist, — dann wird eine Strafe von fünf Jahren Zuchthaus und darüber gewiß als zu hart erscheinen, und die Annahme mildernder Umstände dem allgemeinen Rechtsbewußtsein durchaus entsprechen. Man denke doch daran, mit welcher verhältnismäßig geringen Strafe die in manchen Gegenden landesüblichen Wirtshausraufereien sonst geahndet zu werden pflegen.

Nun unterliegt es gar keinem Zweifel, daß § 107 nicht der einzige Paragraph des Militärstrafgesetzbuches ist, der in der praktischen Handhabung infolge Ausschlusses der mildernden Umstände zu unerträglichen Härten führt. Die vollständige Umarbeitung unseres gesamten Militärrechts ist eine Forderung, deren Berechtigung und Dringlichkeit heute wohl kaum von irgend einer Seite bestritten werden dürfte. *Diese Umarbeitung wird kommen, weil sie kommen muß.* Aber sie kann nicht gut früher kommen, als das neue bürgerliche Strafgesetzbuch unter Dach gebracht ist. Das wird vor dem Jahre 1920 aller Wahrscheinlichkeit nach nicht der Fall sein; und man könnte daher jede Wette halten, daß die Umarbeitung des Militärstrafgesetzbuches frühestens im Jahre 1925 zu erwarten ist. Unter diesen Umständen liegt es nahe, zunächst durch ein *Notgesetz* eine teilweise Umänderung des Militärstrafgesetzbuches vorzunehmen und so wenigstens die *schlimmsten Härten zu beseitigen*. Dieser Gedanke mußte sich um so mehr aufdrängen, als die Novelle zum Bürgerlichen Strafgesetzbuch, die im vorigen Jahre Gesetzeskraft erlangt hat, die sogenannte lex Wellstein, in völlig übereinstimmender Methode mit einigen der empfindlichsten Härten unseres bürgerlichen Strafrechts aufgeräumt hat. Ueber die einzelnen Paragraphen, die in diese Teilreform einzubeziehen sind, läßt sich selbstverständlich streiten. Aber der Weg

Digitized by Google

selbst ist erprobt; und die überwältigende Mehrheit des Reichstags hat kein Bedenken getragen, ihn zu betreten.

4.

Für die Durchführung der Teilreform boten sich zwei Möglichkeiten. Die eine Möglichkeit war die Aufnahme einer entsprechenden Bestimmung in die Wehrvorlage selbst. Dann hätten die verbündeten Regierungen, wollten sie nicht die ganze Vorlage scheitern lassen, sich fügen müssen; die Milderung der Strafe wäre unmittelbar Gesetz geworden. Die sozialdemokratische Fraktion hatte das in ihrem Antrag vorgeschlagen. Ob ihr die Mehrheit der bürgerlichen Parteien gefolgt wäre, kann dahingestellt bleiben. Die Fortschrittliche Volkspartei war im Notfall dazu bereit und hat das durch den Mund des Abgeordneten Müller-Meiningen ausdrücklich erklären lassen. Aber auch nur im Notfall. Denn wir konnten uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß ein solcher Zusatz, durch den das Militärstrafgesetzbuch abgeändert wird, in den Rahmen der Wehrvorlage nicht hineinpaßte; er hätte das Gesetz mit einer ihm durchaus fremden Materie belastet. Und damit wäre ein gefährliches Präjudiz geschaffen worden. Denn wer hätte dafür bürgen mögen, daß nicht bei einer anderen Zusammensetzung des Reichstags es etwa der Rechten gelingen würde, in irgend ein harmloses Gesetz eine dem Inhalt dieses Gesetzes fremde reaktionäre Bestimmung einzufügen. Gerade vom liberalen Standpunkt aus war es daher dringend wünschenswert, das allgemein angestrebte Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen. Das haben auch die Sozialdemokraten ohne weiteres zugegeben.

Diese andere Möglichkeit aber bestand darin, durch einen der Annahme sicheren Initiativantrag einen selbständigen Gesetzesentwurf einzubringen, der durch den Beitritt des Bundesrats unmittelbar Gesetzeskraft erlangen würde. Wir sind diesen Weg gegangen. Aber freilich war dabei äußerste Vorsicht geboten. Es mußte einmal dem Antrag eine starke Mehrheit gesichert sein.

Digitized by Google

Das war der Fall, da Zentrum, Sozialdemokraten und Nationalliberale sich bereit erklärt hatten, mit uns zu gehen. Es mußte aber weiter noch eine gewisse Gewähr dafür gegeben sein, daß der Bundesrat seine Zustimmung zu geben bereit sei. Ein formeller Beschluß des Bundesrats war in den zwei Tagen nicht herbeizuführen; aber eine Erklärung des Reichskanzlers, daß er persönlich im Bundesrat für die Annahme des Antrags eintreten werde, konnte genügen. Ich kann vom Hörensagen versichern, daß vom 28. bis zum Mittag des 30. Juni die Verhandlungen zwischen den Fraktionsführern und dem Reichskanzler sehr lebhaft betrieben worden sind. Wollten wir uns endlich vor Ueberraschungen wahren, so mußte der Antrag vor der Abstimmung über die Wehrvorlage angenommen werden, damit uns die Möglichkeit blieb, bei Ablehnung des Antrags oder bei einer ungenügenden Erklärung des Reichskanzlers für den sozialdemokratischen Antrag zu stimmen und eine inhaltlich übereinstimmende Klausel in die Wehrvorlage selbst zu bringen. Da aber für den 30. Juni bereits die dritte Lesung der Wehrvorlage angesetzt war, mußte unser Antrag in erster, zweiter und dritter Lesung an demselben Tage angenommen werden. Das ist nach der Geschäftsordnung nur dann zulässig, wenn von keiner Seite Widerspruch erhoben wird. Ein solcher Widerspruch ist unterblieben; auch die beiden Konservativen, die gegen den Antrag stimmten, haben es für richtiger gehalten, der endgültigen Annahme kein Hindernis zu bereiten, wozu sie ohne Angabe von Gründen nach der Geschäftsordnung in der Lage waren. So ist am 30. Juni ohne jede sachliche Debatte die Milderung des Militärstrafrechts mit erdrückender Mehrheit beschlossen worden.

5.

Nur noch wenige Worte über den Inhalt des vom Reichstag beschlossenen Gesetzes.

Die Milderung beschränkt sich auf fünf Tatbestände, die sämtlich in dem Abschnitt VI des zweiten Teils, also unter den „strafbaren

Digitized by Google

Handlungen gegen die Pflicht der militärischen Unterordnung" sich finden. Dabei sind die im Felde begangenen Handlungen ausgenommen: Hier sollte an der Strenge der Strafdrohungen aus naheliegenden Gründen nicht gerüttelt werden. Die Milderung tritt ein: „wenn ein minder schwerer Fall" vorliegt. Die Wendung „liegen mildernde Umstände vor" ist also nicht gebraucht. Auf die juristische Bedeutung dieser Verschiedenheit des Ausdrucks gehe ich an dieser Stelle nicht ein; sachlich kommen beide Wendungen im wesentlichen auf dasselbe heraus. Liegt also ein minder schwerer Fall vor, so tritt die Strafmilderung in folgenden Fällen ein:

1. Bei der Aufwiegelung (§ 100). Diese wird bisher im Normalfall mit Gefängnis nicht unter fünf Jahren bestraft; künftig kann die Strafe bis auf sechs Monate Gefängnis ermäßigt werden. Ist durch die Handlung ein erheblicher Nachteil für den Dienst verursacht worden, so war bisher auf Gefängnis nicht unter zehn Jahren zu erkennen; künftig kann die Strafe bis auf ein Jahr Gefängnis heruntergehen.

2. Bei dem Aufruhr (§ 106). Das bisherige Mindestmaß von fünf Jahren Gefängnis wird auf sechs Monate Gefängnis herabgesetzt.

3. Gegen Hauptbeteiligte beim Aufruhr (§ 107) konnte bisher nicht unter fünf Jahren Zuchthaus erkannt werden; das Mindestmaß beträgt künftig ein Jahr Gefängnis. Dasselbe gilt

4. Gegen die erschwerte Beteiligung am Aufruhr (§ 110).

Eine weitere Strafermäßigung ist dann für den Fall des § 109 Abs. 2 beschlossen worden. Die „Rückkehr zur Ordnung" beim Aufruhr, bevor es zu einer Gewalttätigkeit gegen den Vorgesetzten gekommen ist, war schon nach dem geltenden Recht ein Milderungsgrund. „Ist in einem solchen Falle die Rückkehr zur Ordnung von allen an dem Aufruhr Beteiligten erfolgt, so ist gegen An-

Digitized by Google

stifter und Rädelsführer auf Gefängnis oder Festungshaft von zwei bis fünf Jahren zu erkennen." In dieser Bestimmung des zweiten Absatzes des § 109 wird das Wort „zwei" durch das Wort „einem" ersetzt; das Mindestmaß beträgt also ein Jahr Gefängnis oder Festungshaft.

6.

Man sieht: Es ist eine kleine Abschlagszahlung, die der Reichstag, wie wir heute wohl annehmen dürfen, durchgesetzt hat. Die übergroße Mehrzahl der Forderungen, die wir seit langen Jahren aufgestellt haben, bleibt unerfüllt. Aber dennoch ist der erzielte Fortschritt nicht gering anzuschlagen. In den bestehenden Zustand, den der nunmehr verabschiedete Kriegsminster von Heeringen mit mehr Ausdauer als Geschick gegen jeden Ansturm verteidigt hat, ist eine Bresche geschlagen, durch die nunmehr ein frischerer Luftzug in das morschgewordene Gemäuer eindringen kann. Und für die künftige Revision des Militärstrafgesetzbuches ist ein Präjudiz geschaffen, über das die Gegner einer gründlichen Reform nicht so leicht hinwegkommen werden. Die Fortschrittliche Volkspartei aber kann sich rühmen, daß sie durch die von ihr eingeschlagene Taktik eine von ihr seit Jahren vertretene Forderung glücklich zur Durchführung gebracht hat. Mit Befriedigung kann sie auch diese Teilreform des Militärstrafrechts auf ihr Gewinnkonto sich buchen.

Novelle der Schauspielerin.

Von Ulrich Rauscher.

Ich habe Herrn Armbruster vor anderthalb Jahren am Bodensee kennen gelernt. Er richtete im Oesterreichischen seine neue Fabrik ein und wohnte in dem kleinen Nebengebäude eines Hotels im Bayrischen mit einem Herrn van Bloemen zusammen, der schon seit einigen Jahren am Bodensee lebte. Eine halbe Stunde davon

Digitized by Google

lag die Stadt und die Sommerbühne, an der ich während der Ferien meines Theaters engagiert war, weil es mir damals unmöglich schien, drei Monate lang nicht Theater spielen zu können. Ich lernte die Herren im Hotel kennen, wo man manchmal tanzte, und wurde bald mit ihnen befreundet, vor allem wohl, weil's da unten keine große Menschenauswahl gab. Für Armbrusters Frauenerfahrung mußte ich entschieden etwas Neues und Anbetungswürdiges sein, denn er war, wenn wir uns trafen, von einer andächtigen Ehrerbietung, die mir bald langweilig geworden wäre, wenn ich ihn nur so und gesellschaftlich gesehen hätte. Aber er führte mich schon in der ersten Woche unserer Bekanntschaft in seine halbfertige Fabrik, und da war er wie ausgewechselt. Er vergaß seine ausschweifende Höflichkeit, die wie ein Aeffchen auf seinem breiten Rücken saß, und war einfach am Platz. Er wußte in jedem Handwerk, das an der Fertigstellung der Fabrik arbeitete, so gut Bescheid, wie seine Leute und griff, ohne weiter nach mir umzusehen, unter kräftigen Redensarten kräftig zu.

Ich hab ihn noch einmal so, als richtigen Mann am richtigen Ort, gesehen, als wir nämlich von einem Ausflug über den See zurückfuhren und mitten auf dem nachtkalten Wasser die Schiffsmaschine nicht mehr mittun wollte. Er vergaß sofort die ganze Gesellschaft, ging im weißen Anzug in den Maschinenraum hinunter, behob den kleinen, aber heimtückisch sich versteckenden Fehler und blieb dann die ganze Fahrt über bei den Maschinisten, als sei er da am Platz, und wies ihnen die und jene Handgriffe. Ich stand oben, an dem offenen Schacht des Maschinenraumes, aber er war so sehr in seinem Element, daß er rasch und gleichgültig über mich wegsah, wenn er einmal von den Kolben und Rädern nach oben blickte, als habe er mich und meinesgleichen längst vergessen.

Van Bloemen war bei diesen Ausflügen immer dabei, ja, er war der Führer, denn er kannte See und Ufer aufs Genaueste. Wenn dieser Holländer von den Menschen sprach, kam mir's

Digitized by Google

immer vor, als spreche er vom Theater. Er hatte eine Kenntnis der menschlichen Leidenschaften und ihres Ausdruckes, die kein Surrogat bestehen ließ. Er beschäftigte sich eigentlich mit nichts, auch nicht mit seinen Freunden, sondern nur mit seinen historischen Studien, in die er Briefwechsel, Memoiren und Lebensbeschreibungen aller Art einbezog. Er schuf sich unersättlich ein ganz persönliches Gesicht der Menschheitsgeschichte, die sich unter seinen Händen unmerklich oft ins Gegenteil, meistens in eine höhnische Verkehrung ihrer landläufigen Gestalt verwandelte, wenn er das scheinbar unverrückbare Monument einer Periode oder einer Persönlichkeit mit tausend kleinen Hebeln langsam aus seiner Beharrung hob, wie eine schwere Bildsäule, die unter dem Druck einer geheimen Feder sich verschiebt.

Ich weiß noch einen Disput, der mich als Schauspielerin besonders bewegte. Ich fand es lächerlich, wie in den meisten historischen Dramen unaufhaltsame und unabänderliche Katastrophen immer wieder auf den kahlsten Gemeinplatz des Hans- und Greteproblems geleitet würden, als ob das Schicksal aus keiner anderen Tür als der eines Frauenzimmers treten könnte.

Van Bloemen lächelte frech und meinte, ich hätte, wie die meisten Menschen, eine Abneigung gegen die triviale Erklärung der geschichtlichen Vorgänge. Die Trivialität sei aber das Lebenselement der Geschichte, in dem alle Ereignisse schwämmen und sich fortbewegten. Es werde wohl bei den Staatsaktionen wie bei den Entschlüssen von uns Einzelmenschlein sein, daß der Verstand sie von langer Hand überlege und die Laune kurzer Hand in ihrer Weise ausführe. Daher stehe so oft am Eingang in gefährliche Sackgassen das Weib.

Armbruster und van Bloemen waren sehr befreundet. Das kleine Hotel-Nebengebäude, das sie zusammen bewohnten, lag in der Verborgenheit eines Parks, ein altes einstöckiges Gebäude, durch das mitten durch ein breiter steinfliesenbelegter Hausgang das Schlaf- und Frühstückszimmer van Bloemens

Digitized by Google

von den Gesellschafts- und Fremdenzimmern schied, in denen Armbruster wohnte. Vom Hotel wurde nur morgens ein Mädchen zum Zimmermachen geschickt, alles andere besorgte Bloemens Diener. Von der kleinen Stadt ist es ungefähr eine halbe Stunde bis zu dem Häuschen. Man geht die ganze Zeit am Seeufer und biegt dann durch eine kleine Tür in den abgelegensten Teil des Parkes ein, so daß man die Einsiedelei fast immer erreichen kann, ohne den Hotelgästen zu begegnen.

Was Armbruster an seinem Freund bewunderte, lag auf der Hand. Bloemen war ihm in jeder äußeren und inneren Kultur so sehr überlegen, daß Armbruster ganz vergaß, seine Vorzüge gegen ihn mobil zu machen und ihm in rührender Bewunderung huldigte. Bloemen wird Armbruster aus demselben Grund gern gehabt haben wie ich: weil er ganz innen eben doch unverdorbener, das heißt sicherer war als wir und eines kulturellen Haltes für seine Tüchtigkeit eigentlich gar nicht bedurfte. Und dann: .... sein fröhliches, handfestes Verhältnis zu allem Tatsächlichen, dieses Hineingeborensein in die Körperwelt .....

Ich war sehr oft in der „Villa zum Augenblick", wie Bloemen sagte, war meist mit ihm allein, weil Armbruster in der Fabrik zu tun hatte und nur auf einen Sprung manchmal herüberkommen konnte. Sein Auto nahm mich dann zurück in die Stadt. Er fuhr wundervoll schnell und besonnen und wurde wie immer, wenn seine Hände energisch beschäftigt waren, ungezwungen und lustig, so daß ich mich auf diese Fahrten freute.

In der „Villa zum Augenblick" war Bloemen unumschränkter Herr, wenn er auch anscheinend jeden tun ließ, was er wollte. Da er selbst zu Hause stets mit Lesen und Schreiben beschäftigt war, begnügte er sich damit, mich mit einem freundlichen Wort zu begrüßen, wenn ich eintrat und dann mir selbst zu überlassen, was ich mit mir anfangen wolle. Ich lernte im Bibliothekzimmer meine Rollen, las viele Bücher seiner fanatisch einseitigen Sammlung, in der die lügnerischsten Selbstbiographien mit

Digitized by Google

Liebe zusammengetragen waren und ruhte mich in der Einsamkeit des schönen Zimmers von den armseligen Grellheiten meines Theaterchens aus, dessen Unverblümtheit selbst meiner jungen Bühnenleidenschaft Abbruch tat.

Manchmal, zwischen seinen Arbeiten, oft mitten im Satz, stand Bloemen auf und spielte Klavier. Der Flügel stand im Arbeitszimmer, an der Wand gegen die Bibliothek, und die Töne verloren, während sie durch Wand und Teppiche drangen, so sehr ihr Gewolltes und Vorbestimmtes, daß mir an heißen Nachmittagen das stille, kühle Zimmer wie von der wohlklingenden Unbestimmtheit des Sees umspült schien. Ich dachte mir dann das verschlossene Gesicht des Mannes und die Bewegung, mit der er sich schon über mich gebeugt hatte, wenn ich auf dem Ruhebett lag und fühlte mich von einer süßen, ebenmäßigen Unruhe bedrängt und beseeligt.

Morgens aber segelte ich oft mit Armbruster. Wenn der Wind stark und launisch war, war's mir am liebsten, denn dann konnte mein Freund kaum einen Augenblick ruhig zu mir sitzen, und lieber, als ich ihn sprechen hörte, sah ich ihn rasch und ohne fehlzugreifen, das Boot regieren und auf dem Bord stehend nur in instinktiver Ahnung der Schiffsbewegungen seinen Körper im Gleichgewicht wiegen. Wenn er zu Anfang die neue Erscheinung der geistigen Frau in mir bewundert hatte, so freute er sich jetzt wortreich des mutigen Kameraden, dem Auto und Segelboot unter seiner Hand nicht schnell und gewagt genug gehen konnten. Er vernachlässigte seinen Fabrikbau keineswegs, aber er war jetzt schon um sechs Uhr morgens draußen und preßte alle Pflicht in die paar Stunden, in denen auch ich zu tun hatte. Wenn er dann noch nicht fertig war, ging ich in die „Villa zum Augenblick", ließ mich gruselnd von Bloemens eiskalten Anschauungen überzeugen, las in seinen Büchern und horchte, wenn er meine Insel mit unkörperlichen Tonwellen umwarb. Jetzt kam er jedesmal vom Flügel weg zu mir, als wolle er auf meinem Gesicht seine Musik verhallen sehen.

Digitized by Google

Ich wartete jetzt auch immer auf seinen ruhigen, gespannten Eintritt und seine forschenden Augen. Ebenso wie ich das Schimmern des Segels vor meinem Zimmerfenster am Ufer erwartete, und den Ahoi-Ruf Armbrusters, der sich an meiner Wasserleitung oft rasch noch den letzten Maschinenschmutz von den Fingern rieb, ehe wir in den hellen Vormittag hineinfuhren. Ich freute mich immer, wenn ich mit einem der zwei zusammen war und dachte dann in meinem Herzen an den anderen. Es war eine wundervolle Zeit unklarer, reichhaltiger Gefühle, die sich in keinem einzelnen Menschen einnisten konnten, sondern, in der Wärme dieser zwei Männer geboren, von keinem lassen wollten. Ich wußte ganz traumhaft klar, ohne mir je ein Gedankenspiel darüber zu erlauben, daß ich einem der zwei angehören mußte und ließ mich in dieser Sicherheit ganz langsam und sehnsüchtig niedergleiten, ohne zu fragen, welcher dieser Männer mich auffangen und behalten würde.

Am 1. September fuhr ich mit Armbruster über den See, der von einer stürmischen Nacht noch unruhig war. Die Luft lag kühl und fast unbewegt, umso seltsamer waren die ruckweisen schlaftrunkenen Bewegungen des Wassers, für die man keine Ursache sah. Ich saß am Steuerende des langsamen Bootes, das unruhig stieg und fiel. Ich hatte beide Arme fest in ein weites Tuch gewickelt und sah in den beginnenden Herbst der Ufer. Draußen fuhr ein Dampfer über den See, so weit entfernt von uns, daß man ihn kaum hörte. Er setzte seine Fahrt stetig fort, aber die Wellen seiner Räder gaben der Bewegung des launischen Wassers auf einmal wieder neue Energie, auf einmal, unvermittelt, packten sie unser Boot, das sich nach vorn bog und dann nach hinten abstürzte, und zwischen den Bewegungen rutschte ich langsam, ohne mich mit meinen eingewickelten Händen halten zu können, wie ein schlechtverwahrtes Lastgut über Bord ins Wasser.

Ich weiß noch genau, wie mir's war: Ueberraschung, kaum Schrecken, schloß mir den Mund, ich war fast noch in meinen Ge-

Digitized by Google

danken von vorhin und empfand, zusammengeschnürt, wie ich von Tuch und Rock war, die Sanftmut der Katastrophe eher in stiller Wehleidigkeit. Erst als ich nach ein paar Sekunden das kalte Wasser unter Kleider und Wäsche dringen fühlte, packte mich jählings die Angst, aber da sah ich auch schon Armbrusters beide Hände nach mir ausstrecken, fest und rücksichtslos meinen schwankenden Körper an den gelösten Haaren zum Boot ziehen und mich zollweis, mit verbissener Anstrengung, über Bord heben. Ich schloß im Schüttelfrost meine Augen und überließ mich ganz seiner derben Sorge, mit der er mir das nasse Zeug vom Leibe riß, mich mit Mänteln und Decken, die im Schiffskasten mitgeführt wurden, einhüllte und nur einmal stumm innehielt, als meine Brust durch das Hemd glitt, das seine Ungeschicklichkeit zerrissen hatte. Dann ließ er mich ein paar Minuten, um das Schiff zu wenden und die Segel zu stellen, und trug mich dann ganz ans Steuerende neben seine Bank und setzte sich stumm über mich. So fuhren wir zurück. Ich dachte an nichts, als an Armbruster.

Zu Haus legte ich mich ins Bett und träumte von meiner Liebe. Armbruster und van Bloemen erkundigten sich am Nachmittag nach meinem Befinden, ich ließ danken und sie abweisen, weil sie zusammen waren und ich Armbruster allein haben mußte, um ihm mit Leib und Seele mich zu geben. Ich wartete, ob er nicht noch einmal käme. Aber es wurde dunkel und Nacht, und ich war immer noch allein.

Da zog ich mich noch fiebernd an und ging durch die Nacht am See und unter den großen Bäumen nach der „Villa zum Augenblick". Ich klopfte an Armbrusters Fensterladen, und als ich keine Antwort bekam, ging ich ins Haus, um an seinem Schlafzimmer zu klopfen. Ich bekam auch da keine Antwort, aber die Bibliothektür daneben öffnete sich und Bloemen trat zu mir heraus. Er war sehr erstaunt, ja erschreckt, mich, die er eingewickelt im Bett glaubte, hier in der Nacht zu sehen und zog mich ins Zimmer hinein. Er drängte mich sorgsam aufs Ruhebett und

Digitized by Google

setzte sich dann neben mich. Ich fühlte, wie das Fieber in meinem Körper gegen den Kopf stieg wie die Säule in einem Thermometer, und blieb ruhig liegen, bis der leichte Schwindel vorbei war. Dann fragte ich ungescheut nach Armbruster. Er sei vor einer halben Stunde mit dem Auto zu mir gefahren, erzählte Bloemen, und müsse dann zu einem Essen der Fabrikingenieure, bei dem er, der Chef, nicht fehlen dürfe.

Ich sank wieder ohne Willen aufs Kissen und schaute mühsam in Bloemens umschattete Augen. Dann bat ich ihn, zu spielen. Er stand sofort auf, schlug die Türflügel zwischen den zwei Zimmern zurück und spielte.

Ich zitterte in meinem dunklen Eck vor Fieber und Verlangen. Armbruster war in einer Weingesellschaft. Bloemen spielte etwas, das ich kannte und liebte, aber ich konnte nicht dazu gelangen, auch nur zu überlegen, was es sei. Es war eine vielstimmige, ruhelose Umwerbung, die in farbiger Dämmerung durch meine Niedergeschlagenheit brannte und mein dumpfes Verlangen namenlos und aufrührerisch machte. Ich war so von allem Willen verlassen, daß ich mich nach der gebieterischen Glut eines andern sehnte, nach Umarmung und Befehl, nach einer Gestalt in den Wirrnissen meiner strömenden Leidenschaft.

Bloemen war dunkel neben mich getreten. Ich glaube, ich zog seine Hand zu mir herunter. Ich fühlte ihr zögerndes Zittern. Dann war er der Herr.

In der Nacht kam Armbruster nach Hause. Er kam laut und nicht allein. Bloemen wollte mich ins Arbeitszimmer, möglichst weit weg führen. Er küßte und beschwor mich. Ich kniete in fliegendem Schrecken auf dem Diwan. Im Nebenzimmer war es laut und lustig. Bloemen umfaßte mich, ich schüttelte ihn ab. Bei Armbruster, im Zimmer meines Ziels, wurde es ruhig, ich hörte das stumme Unverkennbare. Bloemen murmelte etwas von Telegraphie der Liebe, dann schlug ich ihm all die Verzweiflung und den Haß gegen mich und ihn und Armbruster ins Gesicht und entfloh.

Digitized by Google

Ich war fast einen Monat krank. Ich schrie aus meiner Bewußtlosigkeit zu Bloemen und Armbruster antwortete, ich zog ein bekümmertes Gesicht zu mir herunter und stieß es zurück, wenn ich's erkannt hatte.

Dann wurde ich gesund. Bloemen war abgereist. Armbruster wußte nichts. Nur, daß ich von ihm wußte..... Ich blieb lange Tage, nachdem ich wieder zur Besinnung gekommen war, mit geschlossenen Augen regungslos liegen, wie in der Verschnürung eines Gedankens: Du wirst Mutter. Aber das wurde mir erspart. Armbruster wich nicht aus meiner Wohnung. Er glaubte und sagte es unzählige Male ganz und halb, eine unbesonnene Gemeinheit seiner Weinlaune habe mich fast getötet. Er glaubte, ich sei vor seiner Schamlosigkeit davongelaufen. Ich.... die in den Abgrund des Augenblicks gesunken war.....

So lang ich das Kind fürchtete, ließ ich ihn aus niedriger Angst gewähren und dann.... aus Mitleid. Er liebte mich. Nur seinetwegen, zu seinem Trost gab ich mich auch noch dazu her, ihm seine leichtsinnige Stunde zu verzeihen, ich.....

Das war das Schlimmste.

Dann wurde er wieder der Alte, lustig und demütig ergeben. Zuerst hoffte ich, er würde meiner Trübseligkeit müde, ich suchte in seinen Worten und Bewegungen gierig auf ein Zeichen seiner Abkehr, aber er liebte mich wirklich, er schob gute Partien und den ganzen Rattenkönig der Besitzessolidarität beiseite; er tötete meine ganze Zukunft aus Liebe, aus Liebe und ich.... ich muß es halt leiden.

Heut war unser letztes Aufgebot in der Kirche.

Digitized by Google

Zigaretten-Koghen

In Berlin hat man einen Prozeß gegen die Zigarette geführt.

Was war des Deutschrussen Koghen Schuld? Das Material, in dem er arbeitete. Wer war angeklagt? Das Objekt. Die Ware ist persönlicher als der Mensch, nicht seine, sondern ihre Eigenschaften machten sein Schicksal.

Es ist wohl so, daß jedes Produkt seine eigenmächtige Seele hat: sie zu ändern, ist schwer. An der Zigarette hat es schon zweimal der deutsche Gesetzgeber versucht. Er liebt sie nicht: und hat darum in zwei Finanzreformen 1906 und 1909, seine innere Abneigung in Steuerbeschlüsse umgesetzt. Erinnert man sich der Begründungen? Man warf der Zigarette Gesundheitsschädlichkeit vor, Dekadenz, Jugendverführung, internationale Leichtfertigkeit .... man wollte das deutsche Volk zur Zigarre erziehen. Und, das Tragikomische an der Sache — man hatte nicht einmal ganz Unrecht.

In Berliner Straßen drehen sich Feuerräder, ringeln sich Lichtschlangen, hampeln feurige Männchen, leuchten bunte Riesenbuchstaben. Die Läden stehen an Ecken, wo das Quadratmeter fünftausend Mark kostet, Bahnhofswände und Zeitungsseiten sind mit kapriziösen Zeichnungen bedeckt, Schmuckkästchen verführen die Hand, nach ihnen zu greifen. Alles aber, die Feuerräder, Schlangen und hampelnden Männchen, die teuren Läden, Künstlerplakate und verführerischen Enveloppen: besteht um der Zigarette willen. Die zwei bis sechs Pfennig kostet.

Wie kommt es, daß die billigste Ware den luxuriösesten Vertrieb hat? Eben weil sie billig ist. Und weil sie als Genußmittel beinahe substanzlos ist. Was verschlägt dem Raucher ein halber Pfennig Preiserhöhung oder eine etwas verschlechterte Qualität? Er genießt ja nicht das halbe Gramm Tabak, das Bruchteile eines Pfennigs kostet, sondern die graziöse Packung, die Eleganz des Vertriebes, den Reiz einer kecken Reklamezeichnung, den weltstädtischen Klang eines Namens ... Es ist ein unkörperlicher Genuß. Niemand wird daran denken, die Zigarette nach Materialwert abzuschätzen, noch gar die streitenden Marken gleich einem Weinkenner durchproben. Man verlangt und bezahlt den Schein; die Reklame wird hier legitim.

Für den Händler folgt daraus ein phantastischer Zwang zur Propaganda. So ausschließend, daß die „Aufmachung" der Zweck, die Ware der Vorwand scheint. Alle volkswirtschaftlichen Ernsthaftigkeiten, Wertsysteme und Verbrauchstheorien, werden lächerlich an dem unberechenbaren Wesen dieses Pfennigobjekts, dessen Werte außerhalb seiner liegen. Wer kennt sich aus? Die Absatzmöglichkeit ist unbegrenzt, der Eingeführte hat gewonnen, das unbekannte Produkt ist wertlos; und niemals ist eine Reklame zu teuer.

Wir verbrauchen in Deutschland heute 7 bis 8 Milliarden Zigaretten jährlich, für vielleicht 120 Millionen. Trotz der Steuern und Zölle hat sich in wenigen Jahren der Konsum verdoppelt. Eine einzige Berliner Lichtreklame macht aber 30 000 Mark Einrichtungskosten, in zwanzig deutschen Großstädten zusammen etwa 700 000 Mark. Ein Umsatz von 100 oder 120 Millionen enthält eine gute Anzahl Millionen allein für Reklame. Koghen hat das System nur weitergedacht. Er zahlte 32 000 Mark Ladenmiete, es gab einen Rauchsalon, Schreibstuben, Pagen. Ein Pope weihte das Haus, die Kunden bekamen eine Freivorstellung im Metropoltheater, mit

Digitized by Google

Prämienscheinen konnte man Mittelmeerreisen gewinnen; und Koghen klagt, für den Amerikanismus seiner Geschäftsführung sei Berlin nicht reif.

Nun, das kommt noch. Wer kann dem Niedergebrochenen mit gutem Gewissen widersprechen? Etwa, weil seine russischen Zigaretten aus Berlin N.O. stammten? Das wäre kein Hindernis gewesen. Der Glanz, den der Käufer bezahlt, wurde ja reell geliefert. Koghens Vater ist an Zigaretten mehrfacher Rubelmillionär geworden: warum nicht auch der Sohn? Er hatte zu kurzen Atem, das war alles.

Hermann Friedemann

Ein Novum in der Unternehmersozialpolitik.

Der große und erbitterte Arbeiterkampf bei Robert Bosch in Stuttgart hat ein neues Moment gezeitigt, was nicht nur für die Beurteilung des Kampfes — sowohl in Ursache, wie Zweck — bemerkenswert ist, sondern das eine neue Erscheinung auf dem Gebiet der Unternehmersozialpolitik darstellt. Die Firma Bosch hat nach ca. 14tägiger Dauer der Aussperrung in den Stuttgarter Tageszeitungen einen Aufruf erlassen, an alle solche bei ihr bis zur Aussperrung beschäftigten Arbeiter, die keiner Organisation angehört haben und infolgedessen keine Unterstützung erhalten. Es wird ihnen mitgeteilt, daß ihnen von der Firma Bosch dieselbe Unterstützung gezahlt werde, die organisierte Arbeiter von ihren Verbänden erhalten und sie werden aufgefordert, sich an der Kasse auszuweisen und ihre Unterstützung in Empfang zu nehmen.

Das ist ein neuer Vorgang, der deutlich das Rechtsgefühl dieses aussperrenden Unternehmers erkennen läßt (er will in diesem prinzipiellen Machtkampf keine „unschuldig Leidenden" schaffen), der aber auch eine vernünftige Bewertung der Organisation der Arbeiter insofern verrät, als Bosch es *ausdrücklich ablehnt*, Proselyten zu machen, auch nicht dazu übergeht, einen Werkverein auf der Grundlage der „Gelben Gewerkschaften" zu gründen, oder einen Organisationsverzicht für später als Bedingung an diese Unterstützung zu knüpfen. Damit tritt deutlich genug in Erscheinung, daß Bosch nicht die Organisation als solche treffen will mit seinem Kampf, sondern daß es sich nur darum handelt, nach dem Ausmaß der Kräfte ein gedeihliches Verhältnis zwischen Betrieb und Organisation herzustellen.

Es ist bis jetzt nichts bekannt geworden, daß Bosch versucht hätte, sich allmählich unorganisierte Arbeiter heranzuziehen. Er hat auch mit der Organisation verhandelt und einen geordneten Rechtsboden für die Arbeiter in seinen Betrieben geschaffen. Das alles zeigt, daß er die organisierte Arbeiterschaft als *gegebene Norm* modernen Wirtschaftslebens hinnimmt; der Konflikt entstand in der Reibung bestimmter Tendenzen von Führern der Beschäftigten mit dem Rahmen der

Digitized by Google

organisatorischen Bedingungen eines modernen Großbetriebs.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, stellt sich diese neueste Leistung Bosch's wirklich als eine soziale Tat dar. Man darf die Nichtzugehörigkeit zur Organisation unter den bestimmten Verhältnissen dieses Betriebs nicht einfach als Zeichen von Minderwertigkeit ansehen, sondern erkennen, daß die langsam herannahende Zuspitzung der Verhältnisse manchen vor Konsequenzen zurückscheuchte, denen sich seine Einsicht nicht beugen konnte. Man muß es aber noch höher bewerten, daß Bosch mitten in einem Machtkampf lediglich das anstrebt, daß klare Besonnenheit die letzte Entscheidung habe, ohne die rechtlichen Normen der Arbeiterschaft irgendwie rückwärts revidieren zu wollen. Daran könnten sich viele andere Industriellen ein Beispiel nehmen, die aus etwaigen Fehlern der Arbeitertaktik oder vorübergehender Gunst der Situation sich berufen und berechtigt fühlen, neue Formen für den Zusammenschluß der Arbeiter selber zu schaffen — manchmal zu erzwingen oder zu erschleichen — die dem Bedürfnis der Zeit widersprechen und die nur die Entwicklung des sozialen Rechtes und der Normen des Arbeitsverhältnisses um Jahre und Jahrzehnte zurückdrängen, also die Kämpfe und Erschütterungen neu heraufbeschwören, die diese Periode ausgefüllt haben.

Andere gehen gewaltsam und machthaberisch, Bosch geht erzieherisch vor. Darum macht dieser neueste Vorgang den ganzen Kampf für die theoretischen und praktischen Sozialpolitiker so beachtenswert und lehrhafter und gibt ihm eine weit über seine lokale, unmittelbare praktische Wirkung hinausgehende Bedeutung.

Johannes Fischer

Gummigreuel

Beim Betreten eines Wagens der New-Yorker Untergrundbahn glaubt man sich in eine Kirche oder zum mindesten in einen Pilgerzug versetzt. Man blickt die langen Reihen zusammengepferchter Menschenkinder auf und ab, in den Morgen- und Abendstunden namentlich, und überall sieht man die gleiche murmelnde Bewegung der Kinnbacken.

Sie sagen Gebete, so denkt man unwillkürlich. Bete und arbeite, Religion und Geschäft, sie stärken sich auf der Wallfahrt nach Wallstreet. Man blickt aufwärts, und da oben steht's. „Warum ist der Atem der Kuh so süß?" schreit es von vier Plakaten herunter. Antwort: „Weil sie die gleichen Kräuter kaut, aus denen auch Dick, Tom and Harrys Kaugummi gemacht wird. Kaue Kaugummi!"

Sie kauen. Wenn sie nicht kauen, so sie tun nur so als ob sie nicht täten. Wenn sie es je vergessen sollten, so werden sie sofort daran erinnert, daß sie noch nicht genug gekaut haben. Ueber ganz New York, über die ganzen Staaten strahlt bei Nacht die

Digitized by Google

elektrische Kaugummi-Lichtreklame. Ein fünfzehn Meter hoher Frauenkopf aus Glühlampen, die zehnte Muse mit einem Lorbeerkranz im Haar und dem Ticks im linken Auge erinnert sie zwinkernd an Dick, Tom and Harrys desinfizierenden, stimulierenden, relaxierenden und purgierenden Kaugummi. Geht man nach einem der kleinen Eastside-Restaurants, beileibe nicht um zu essen; denn jede Speise trägt den Typhus und die Verdammnis in sich, sondern um einen Italiener amerikanisch fluchen zu hören, so greife man nicht unter die Tischplatte oder den Stuhl. Kriminalhandbücher sagen daß der Mörder hier seine blutigen Hände abwischt, daß hier der beliebte Fingerabdruck gefunden werden kann. Allein in den Restaurants der New Yorker Eastside wird unter Tischplatte und Stuhlsitz der Kaugummi angeklebt, um nach der Mahlzeit wieder aufgenommen zu werden. Manchmal wird er auch vergessen. Dann nimmt ihn ein anderer mit. Ein Stück Kaugummi hält wochenlang vor.

Der deutsch-amerikanische Psychologe, Professor Münsterberg, der denkt, daß es der Beruf des Deutschen sei, vor jeder amerikanischen Unart eine Verbeugung zu machen, erklärt, die Kaugummi-Kauerei entspringe nur dem Ueberschuß des Amerikaners an Energie, seinem Bedürfnis, sich Bewegung zu machen. Warum bohrt er dann nicht in der Nase? Es ist gerade so schön und kostet nichts. Aus dem Kaugummi aber machen Dick, Tom and Harry Millionen von Dollars. Wie viele sie schon haben, weiß man nicht. Indessen kauft der Amerikaner für fünf Cents jeden Unsinn und jede Widerwärtigkeit, sofern sie ihm nur durch die Reklame genügend eingebläut wird.

Man hat am Neger gelernt, wie man den Weißen behandeln muß. So erwuchs eine neue Finanzkunst. Man verkauft ein Nichts um ein Etwas. Man nimmt fünf Cent für gesalzene Nüsse, alte Seife oder Gassenhauer und macht damit fünfzig Millionen Dollars. Ein Mann in New York hat dies getan. Jetzt hat er aus den Fünfzentstücken das höchste Haus der Welt errichtet, so hoch fast wie der Eiffelturm, mit sechsundfünfzig Stockwerken und achtzigtausend Glühlampen. Ein gigantisches Monument des Bauernfangs.

Dick, Tom and Harry wollen den Kaugummi nun auch in Europa einführen. Zehn Stück für zwanzig Pfennig in Deutschland. Vielleicht erhalten wir auch einen Wolkenkratzer aus dem Erlös, hundert Stock hoch, ganz aus Stahl, Eisenträgern und gebranntem und glasiertem Ton. Welche Aussicht für Kadinen und den Stahlwerksverband. „Hand Prosperity around", sagt der Amerikaner, was zu Deutsch heißt: „Schaut nicht um, der Fuchs geht rum." Aber Völker Europas, wahrt eure guten Sitten! Wir haben schon so viel von Gummigreueln gehört, sehen wir nun zu, daß wir sie nicht selber bekommen.

Digitized by Google

Erst war's am Kongo, dann am Amazonenstrom. Dort wurde der Mensch zur Bestie um des Gummis willen. Nun ist's am Hudson und da wird er zum Vieh.

Friedrich Glaser (New-York)

Das Pastiche.

Was die Glosse für die Zeitschrift ist, das scheint das Pastiche unter den Kritiken zu werden. Wir verstehen unter dem „Pasticcio" jene sanfte, liebenswürdige Nachahmung ernster Kunstwerke, die sich von der weniger nachsichtigen, der mehr burlesken Parodie durch ein Moment der Illusion unterscheidet. Manchmal glaubt man in der Tat, den wirklichen Canon Doyle oder den grausamen Mirabeau selbst zu lesen, wenn man die Nachbilder „A la Manière de ...." amüsiert durchforscht, die Paul Reboux und Charles Müller mit leichter Hand und sorgsam zartem Pastellstift skizzierten. Es sind nun schon drei Serien, und darin mag dem Deutschen nicht alles verständlich sein; versucht werden soll es indessen, drei oder vier, zur Erklärung des Begriffs, hier durch ein oder zwei Sätze zu charakterisieren.

Dazu eignen sich nicht die, wo Maeterlincks geruhige Art etwas ins unfreiwillig Komische, ja Kindische hinübergespielt ist, oder wo Bordeaux' kitschige, verwässerte Familiensimpelei sich in den vergißmeinnichtblauen Seelen seiner „gleichzeitig errötenden und erbleichenden" Bräute auslebt: auch nicht, wenn, als reines Pastiche, Henry Batailles gar moderne Poesie in „Fröstelstunde" nicht verspottet wird, sondern kongenial nacherlebt: „Die Telegraphendrähte singen. Der Tag keimt. Ich bin bleich. Es schlägt sechs. Die Welt ist traurig, und man friert .." oder, wesensverwandt, unter Baudelaires Augen „das monströse Kind der Sterilität" gezeugt wird. Um allen begreifbar sein zu können, suchen wir uns Racine, Prévost, Tolstoi, Loti und Faguet aus, und merken bei ihnen, daß eine winzige Verzerrung genügt, ganze Bände kritischer Würdigungen überflüssig zu machen. Da sagt also der geistvolle Akademiker über einen zuverlässigen Chronisten:

„Bei Herrn Jean-Baptiste Léchoffet dürfen Sie auf beiden Ohren schlafen. Er sagt nichts, was zu sagen ist, und wenn er nicht alles sagt, was zu sagen ist, so war doch alles zu sagen, was er sagt .... Eine Chronik soll voll sein, ich sage nicht zu voll, noch voll zum Ueberlaufen, was weitschweifig wäre, sondern ich sage voll, und ich sage besonders genügend voll, das ist, nichts Unnützes oder Wiederholtes enthaltend ...." — — Kostbar ist die Wirkung, die erzielt wird, wenn die Uebersetzungen russischer Dichter mit russischen Eigennamen und Sachbezeichnungen, in Fußnoten erklärt, durchsetzt sind. In „Erlösung" wird „Auferstehung" kurz und moralisch erzählt, und man mag selbst lesen, warum Ivan Labibine Ossouzoff aus dem Gouvernement Kartimskrasolvit-

Digitized by Google

chegosk, von Kräften und zum Ankauf eines roten Laternchens kommt, obgleich er den zu bekehrenden frohen Mädchen vom Morgen bis zum Abend seinen unwiderstehlichen petarouk*) zeigt. — Wer es versteht, der kann über Racine Tränen lachen. Der erste Akt seiner bis heute unbekannten Tragödie „Cleopastre" wird philologischerseits mit Kommentar versehen ... Die beiden ersten Szenen schließen jede mit den Worten: „Retyrons-nous dans mon appartement"; dann bricht das Manuskript ab an der Stelle:

„C'est la Reyne, elle approche et sous quelque moment ...
Suys-moi, cher Exutoire, en mon app ..."**)

Eigenartig verwandt nehmen sich im Pastiche Chateaubriand und Loti aus, wobei freilich Lotis Melancholie zu dem Affen liebchen Papaoutemari zurückträumt. „Liebe kleine Papaoutemari! Wie sie mit flinkem Finger ein Romanmanuskript mit Tinte schwärzt. Wir sind im August. Es ist Winter ... Es ist elf Uhr morgens. Es ist schwarze Nacht; denn in jenen fernen Breiten .."

Und zum Schluß mag für sich selbst sprechen Marcel Prevosts Brief an Françoise als Ehebrecherin. „Ich glaubte schon, meine liebe Françoise, ich würde für Sie das Briefpapier nicht mehr zu verwenden haben, worauf ich Ihnen seit zwölf Jahren so oft geschrieben habe ... Sie, die ich gekannt habe als ganz kleines Mädchen und an den süßen Händchen dahinführte auf der Kindheit Wegen, auf denen der erblühten Jugend, der Brautzeit, der Ehe und der Mutterschaft, Sie sind heute angelangt im höchsten Stadium weiblicher Evolution: Sie haben einen Geliebten!"

Werner Klette

*) „Russisch: soviel wie Muster, Beispiel."

**) „App ... Hier hört das Manuskript auf. Wie Racine den Vers beendet hätte, darüber werden die Gelehrten stets diskutieren."

Der große Krieg.

Irgendwo las ich neulich die Behauptung, es sei eine Folge der Schwäche, daß sich unsere Literatur augenblicklich wieder auffallend stark den historischen Darstellungen zuwendet, eine Art Flucht vor dem Jetzt, die man immerhin bedauern müsse. Wer nur ein wenig tiefer denkt, wird erkennen, daß gerade das Gegenteil richtig ist. Es gibt kein gesünderes Zeichen für eine Zeit als dies: daß sie ihre Vergangenheit frisch beleben möchte, daß sie alles, was vor ihr liegt, für das eigene Empfinden gewissermaßen neu erobern will. Schwache Jahrhunderte versuchen im besten Fall zu wissen, was früher geschah, starke aber begehren es recht eigentlich zu besitzen und gehen deshalb daran, es künstlerisch zu gestalten. Es lebt in ihnen das Bewußtsein von der gewaltigen Einheit eines Volkes und seines Werdens, von dem sie Ziel und Höhe sind und diesem Bewußtsein entspringt der Wunsch das eigene Entstehen dem trüben Zwielicht geschichtlichen Erinnerns zu entreißen und

Digitized by Google

wirklich bildhaft und blutvoll vor sich zu sehen. Das unübertreffliche Beispiel hiefür ist Shakespeare mit seinen Königsdramen, die das glänzendste Zeugnis von der genialen Kraft des damaligen England ablegen.

Wenn auch bei uns jetzt die dichterische Einbildung nach rückwärts in die Vorzeit schaut, so dürfen wir uns dessen nur freuen. Freilich, wir stehen dabei noch sehr am Anfang. Andere Nationen in Europa sind uns voraus; ich brauche nur an die großen Arbeiten des Schweden: Verner von Heidenstam zu gemahnen, die in der Tat schon Vollendetes auf diesem Gebiete bringen. Doch wie gesagt, die Entwicklung trägt uns in dieser Richtung. Einen wichtigen Schritt vorwärts bedeutet hier zweifellos das neueste Buch von Ricarda Huch: „Der große Krieg in Deutschland" (Leipzig, Insel-Verlag, 1912). Der erste Band behandelt das Vorspiel, der zweite den Ausbruch des Feuers, der dritte, noch nicht erschienene wird wohl die Höhe und den Ausgang bringen. Das Werk ist mit Recht so umfassend angelegt, denn nur auf diese Weise war es möglich, den ungeheuren Stoff künstlerisch zu bewältigen. Nur so, auf weiter Grundlage konnte in der Tat statt einzelner Episoden ein Ganzes entstehen, das eine eindringliche Vorstellung von dem wohl größten Ereignis in der deutschen Geschichte zu vermitteln im Stande war. Der Vorwurf ist denkbar schwer. Gibt es an und für sich schon keinen dornenvolleren Weg als den in versunkene Jahrhunderte, so war es ein besonders kühnes Wagnis, gerade diese vielumstrittenen, unserem heutigen Denken ziemlich wesensfremden Geschehnisse neu zu erwecken. Ricarda Huch ist das bis zu einem staunenswert hohen Grad gelungen. Man muß sich nur willig dem ruhigen, breiten Strom ihrer Erzählung anvertrauen, muß ihm folgen auf seinem langsamen, vielfach gewundenen Weg und man wird allmählich aus den zahlreichen Bildern, die sich abwechselnd in seinen Wellen spiegeln eine rege Gesamtanschauung gewinnen, aus dem mannigfaltigen Vielerlei das bestimmte Gefühl einer Einheit, die man den Seelenzustand Deutschlands in jenen Tagen nennen darf. Denn gerade ihn dichterisch zu gestalten, scheint Ricarda Huchs eigentliches Ziel gewesen zu sein, ein Ziel, das sie unbedingt erreicht hat. Man gewinnt durch ihre maßvolle Schilderung, die sich gewissenhaft den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung anschließt und alle romanhaften Effekte, alle Anekdoten und Uebertreibungen vornehm-gehalten vermeidet, eine klare, vortrefflich wirkliche Vorstellung von dem seltsamen Helldunkel, das die Psyche unseres Volkes damals kennzeichnet: von dem Gemisch aus Roheit und zügelloser Kraft, aus kleinlichem Egoismus und kühner Habgier, aus Aberglaube und schlauer Berechnung, von dem merkwürdigen und besonders prächtig betonten Ineinanderfließen der religiösen Ueber-

Digitized by Google

zeugungen und persönlichen Machtinteressen. Aus dieser so gearteten Gesamtheit treten die einzelnen Größen wie Mansfeld, Tilli, Wallenstein und Gustaf Adolf dann wie von selbst hervor, als echte Kinder ihrer Umgebung, als Vollstrecker und Ueberwinder des allgemeinen Geistes. So oft sie auftauchen, bringen sie die Darstellung in rascheren Fluß, wie sie einst die Ereignisse beschleunigten und zu irgend einem Ziel führten.

So ist in Wahrheit ein Stück Vergangenheit vor uns zu neuem Sein erstanden; wir haben es zurückgewonnen, denn — und das dünkt mich die Hauptsache — die Art, wie es wieder erweckt ist, entspricht ganz dem modernen Empfinden. Nicht von oben her, von den bedeutenden Männern aus, steigt, wie das früher geschah, die Schilderung herab in das Tal der Vielen, sondern sie geht von der weiten Ebene der Gesamtheit aus, in der die wichtigen Einzelpersönlichkeiten wie ihrem Schoß entwachsene Hügel stehen. Man kann einer solchen Auffassung die Wahrheit abstreiten, aber man muß zugeben, daß sie ein notwendiger Ausfluß der Anschauung unserer Zeit ist, der die Bedeutung von Masse und Allgemeinheit tief ins Bewußtsein eingegangen ist. Und daß in Ricarda Huchs Buch, diese Ueberzeugung mit grundbestimmend ist, gibt ihm nicht zum geringsten seine besondere Färbung und den ganz eigenartigen Reiz.

Friedrich Stieve

Maurice Moskowitsch.

Man fährt weit in den Osten Londons hinein, nach der Mile End Road in Whitechapel, zum „Pav.", wo der Russe Maurice Moskowitsch spielt vor einem jüdischen Publikum.

Sie werden wenig zahlen, dürfen dafür aber den Hut aufbehalten, und rauchen: wenig Christen werden sie sehen, aber Leute, die spontan enthusiastisch und von einer ernsten Aufmerksamkeit sind.

Das Programm ist vielfältig, und bietet jede Gattung der Theaterkunst. „Die lebende Leiche" von Tolstoi: „König Lear der Juden", sehr charakteristisch für das alte Kostümstück der Juden des Kontinents: „Die Macht der Finsternis"; „Daniel Danielli" — das von Rassehaß und Rassecharakter trieft. Unter anderen wird auch „Man und Superman" von Shaw als Neuigkeit angezeigt.

Moskowitsch ist der Abgott aller Theaterfreunde in Whitechapel. Er wirkt kolossal in diesem Rahmen: wer weiß, vielleicht nicht so stark in einem anderen. Zweifellos spielt er mit einer gewissen Zurückhaltung, Intelligenz und Ueberzeugung. Im Osten liebt man nicht die Theatralik des Westens. Die Heldin ist nicht gezwungen, Schmachtblicke auf die Galerie zu werfen, noch wie eine zweitklassige Modeillustration zu lächeln; auch der Held rettet keine Jungfrauen, noch schwingt er ausschließlich Reden ans Publikum. Man akzeptiert keine künst-

Digitized by Google

lichen Absurditäten: doch hört man auf einer intelligenten Weise dem Stücke zu.

Schauspieler und Stück haben dadurch einen „fairen" Empfang. Auf uns Westmenschen wirkt so etwas befremdend — wir vermissen schon das Unterhaltliche. Hier will man ein Stück mit Handlung, nicht eine kommerzielle Zusammenstellung. Sehr bald merkt man, daß Moskowitsch einen Charakter interpretiert, nicht nur sich selber gibt; daß er logisch und notwendigerweise handelt; daß er dem Westend Pointen geben kann.

Seine Auffassung von Tolstois „Lebende Leiche" war speziell interessant — ein Stück, das nur eine abgerissene psychologische Studie bedeutet, — vor welchem ein konventionelles Publikum in einen festen Schlaf fallen würde. Der betrunkene Trottel in der Wirtschaftsszene ist eine hohe künstlerische Leistung. Eine Stunde lang redet er vor einer Flasche Wein, und wir könnten nicht ein Wort entbehren. Die Mittel sind die einfachsten. Ein Säufer, der innerhalb vier Wänden sich und seine Handlungen erklären will. Das merkwürdige russische Selbstanalysieren, das Krankhafte, das Schwache, das Sinnliche, endlich das Tierische, das so oft in diesen echt slavischen Charakteren mit dem Hochgrundsätzlichen vereinigt ist — alles dies bringt er unbeirrt zur Schau. Das Technisch-Dramaturgische im Stück ist ganz ausgezeichnet. Die Zigeuner singen. Wir begreifen Tolstoi und Rußland.

Moskowitsch ist ein großer schlanker Mensch mit gutem Kopf und schönen Händen. Seine Oekonomie im Spiel ist erstaunend. Man hätte vielleicht die übertriebene Geste des jüdischen Marktes erwartet; dafür haben wir die peinlich erwogene Beherrschung der Stimmittel, der Manier, und der Bewegung, und eine seltene Nüancierung in den verschiedenen Teilen. Scheinbar besitzt er keine Tricks; er schreit nie. Dadurch, daß er ganz und gar frei ist, kann er sich erlauben dieses und jenes zu sein, um seinen künstlerischen Einfall zu bezwecken. Welcher unserer Herren Schauspieler des Westens könnte das behaupten? Diese Aufrichtigkeit wirkt als eine Offenbarung in Whitechapel. Unsere kleinen Leute sitzen da stundenlang vor einem Stücke Tolstois oder Gorkis — lange intellektuelle Stücke — vor denen der Westen in die Operette flieht.

Moskowitsch tut recht in seinem Milieu zu bleiben. Er wird keine großen Reichtümer erwerben: aber sie lieben ihn da unten im Ghetto — da gehört er auch hin. In diesem Rahmen ist seine Kunst wahr, in diesem Nationaltheater des Ghettos — eine Gattung von Theater, die wir leider im Westen nicht besitzen. Wir können nur hoffen.

Augustus J. Wattenbach

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstraße 91
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Der internationale Warenboykott.

Von Georg Gothein, M. d. R.

Als vor 12 Jahren der Handelsvertragsverein sich in einem von Notabeln der Industrie und des Handels unterzeichneten Aufruf gegen den Entwurf des Zolltarifs wandte, gehörte zu ihnen auch der Besitzer einer großen Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen im vorgeschobenen Osten Preußens. Darob ergrimmte der Bund der Landwirte und man verkündete dem verwegenen Mann, der doch auf den Absatz an die landwirtschaftlichen Groß- und Mittelbetriebe angewiesen war, den Streit, boykottierte seine Waren. Der Herr Kommerzienrat nahm das nicht tragisch, sondern meinte ruhig, wenn sie erst einmal wo anders weniger gute Ware teurer bezahlt haben, werden sie schon wieder zu mir kommen. Und er hat Recht behalten. Wohl schädigte ihn der über ihn verhängte Boykott einige Monate beträchtlich, dann stellten sich all die früheren Kunden wieder ein.

Und wie hier, so ist es meist auch mit den Boykotts, die in einem Land aus politischer Verstimmung über die Waren eines anderen verhängt werden. Der Boykottgedanke geht von der irrigen Voraussetzung aus, daß nur der Verkäufer ein Interesse am Geschäft habe, daß man ihn nicht nötig habe; er übersieht, daß auch der Käufer sich meist ins eigene Fleisch schneidet, wenn er auf die Bezugsquelle verzichtet, die ihn bisher gut bediente. Und gerade beim Boykott der Waren des einen Landes durch das andere kommt gewöhnlich eine beträchtliche Verteuerung des Bezugs hinzu. Wenn s. Zt. in Russisch-Polen die deutschen Waren boykottiert wurden, weil die polnische Bevölkerung sich nicht ohne Grund über das preußische Enteignungsgesetz entrüstete, so übersah sie nicht nur, daß der deutsche Industrielle und Kaufmann, der unter diesem Boykott litt, gar nicht der Träger jener unglücklichen Ge-

Digitized by Google

setzesmaßnahme war; weit mehr noch aber übersah man, daß die englische, belgische oder französische Konkurrenz, die an Stelle der deutschen herangezogen werden sollte, nicht nur weit größere Frachten für den dortigen Absatz aufzuwenden, sondern auch mit weit höheren Reisespesen zu rechnen hat; einmal wegen der größeren Entfernung, sodann weil die Geschäftsreisenden das Absatzgebiet nicht kennen, seine Sprache nicht beherrschen, von den Bedürfnissen und Gewohnheiten des Landes, das sie neu bearbeiten sollen, nichts wissen und daher für lange Zeit dem alteingeführten, mit allen Verhältnissen — vor allem auch mit der Kreditwürdigkeit — vertrauten Kaufmann unterlegen sind. Der englische wie der französische Geschäftsmann, deren Reisende zudem sich meist nur sehr schwer in die fremde Sprache einarbeiten, sagen sich auch, ein politischer Warenboykott dauert nicht so lange, daß es lohnen würde, seinetwegen ein fremdes, schwieriges Absatzgebiet intensiv zu bearbeiten.

All das trifft freilich nur dort zu, wo der geboykottete Gegner kaufmännisch und auch in der Qualität der Ware hinter der Konkurrenz nicht zurücksteht. Deshalb erweist sich für Oesterreich-Ungarn der gegen seine Erzeugnisse ausgeübte politische Boykott selbst bei denjenigen Ländern als überaus gefährlich, in denen es durch die geographische Lage erhebliche natürliche Vorzüge genießt. Der Boykott wirkt dann ähnlich wie der Zollkrieg. Deutschland hat seine überlegene Stellung auf dem rumänischen Markt während des österreichisch-rumänischen, in der Schweiz während des schweizerisch-französischen Zollkrieges erlangt und hat beide zu behaupten gewußt.

Wesentlich ist ferner, ob die politische Verstimmung, die zum Boykott führt, rasch vorübergeht, oder neue Nahrung erhält. So schwer der Absatz österreichischer Waren in der Türkei s. Zt. durch den Boykott nach der Annexionserklärung gelitten hat, so wenig dürfte der Schaden von Dauer sein; umgekehrt dagegen dürfte in Serbien und Montenegro der von Oesterreich auch durch ständige handelspolitische Benachteiligung dieser Staaten genährte

Digitized by Google

Haß den Absatz österreichischer Waren nachhaltiger beeinträchtigen. Freilich ist gerade dort die Gunst seiner geographischen Lage besonders groß und bei den langen Zahlungsfristen ist es für den bisherigen Abnehmer nicht leicht, von seinen alten Lieferanten loszukommen.

In Frankreich geben sich gewisse nationalistische Fabrikantenkreise große Mühe, das Publikum vom Bezug deutscher Waren abzuhalten. Auf die Dauer wird das eben so wenig Erfolg haben, wie die made in Germany-Bewegung in England. Der Handel einzelner Waren kann durch so etwas wohl von seinen bisherigen Absatzgebieten zeitweis bis zu einem gewissen Grade abgelenkt, in recht unliebsamer Weise gestört werden; aber der Gesamtabsatz an Waren wird nicht vermindert. Ein an Zahl stagnierendes Volk wie das französische kann das, was es an Industrieartikeln aus Deutschland bezieht, nicht selbst fabrizieren! Wollte es das, so müßte es auf die Ausfuhr von Waren verzichten, in denen es exportfähig ist, weil es sie unter besonders günstigen Bedingungen produziert, um andere herzustellen, die es zweckmäßiger aus dem Ausland bezieht. Und wenn sie glauben, Deutschland dadurch zu schädigen, daß die bisher von ihm bezogenen Waren nunmehr von England oder Belgien kommen, so übersehen die klugen Nationalisten, die diesen Rat geben, daß jene beiden Länder dann entsprechend mehr Waren aus Deutschland beziehen müssen. Der Effekt ist schließlich außer dem Aerger und der Schererei für Produzenten und vermittelnden Handel eine Verteuerung der Ware für den Konsumenten des Landes, das die Waren des anderen boykottiert.

Man braucht es daher nicht tragisch zu nehmen, wenn die feindliche Stimmung in einem Land zum Boykott der Waren eines anderen führt; er kann sehr unbequem und lästig sein, kann den betroffenen Fabrikanten und Kaufleuten vorübergehend schweren Schaden verursachen, aber er schädigt den, der von dieser zweischneidigen Waffe Gebrauch macht, ebenso sehr. Deshalb wird der Warenboykott meist rasch vorübergehen und die Länder mit hoch-

Digitized by Google

entwickelter Industrie und tüchtigen Kaufleuten am wenigsten schädigen. In volkswirtschaftlichen Dingen gilt es eben nach klugen und kaufmännischen Erwägungen und nicht ab irato zu handeln, wenn man nicht selbst der Leidtragende sein will.

Mecklenburg.

Von Georg Korn.

Wenn nach dem Urteil respektloser Ausländer Deutschland überhaupt kein modernes Staatswesen, sondern ein Raritätenkabinett ist, so wird man als die größte Kuriosität darin Mecklenburg mit seinem mittelalterlich-feudalen Ständewesen bezeichnen müssen, das wie eine fossile Versteinerung sich bis in unsere Zeiten erhalten hat. Von allen Staaten Europas ist Mecklenburg der einzige, der noch bis zum heutigen Tag keine Volksvertretung und keine Verfassung besitzt. Eigentlich jammerschade, daß man von dem Land mit dem Ochsenkopf im Wappen ob seiner politischen Zurückgebliebenheit im übrigen Deutschland nur mit Spott und Achselzucken zu sprechen gewohnt ist. Wer das schöne Land mit seinen Ostseebuchten, seinen großen Landseen und grünen Waldungen und seine kerngesunde treuherzige und tüchtige Bevölkerung kennen gelernt hat, muß es lieb gewinnen. Zumal für Großstädter mit abgehetzten Nerven gibt es kaum etwas Beruhigenderes als einen Aufenthalt bei den Landsleuten Fritz Reuters mit ihrem unerschütterlichen Phlegma, ihrem erquickenden Humor, ihrer behaglichen, den leiblichen Genüssen zugewandten Lebensart. Man möchte fast dies Stilleben nicht durch umstürzende Aenderungen des Staatslebens gestört wissen, wenn man nicht überzeugt sein könnte, daß auch die Teilnahme am politischen und Verfassungsleben diesem kernigen Stamm nicht die behäbigen und ruhevollen Grundzüge seines Charakters zu nehmen imstande ist.

Digitized by Google

Wie die Mecklenburger selbst über die Verfassungsfrage denken, zeigt mit aller Deutlichkeit das Ergebnis der letzten Reichstagswahlen. Von den sieben Wahlkreisen der beiden Großherzogtümer ist nur ein einziger konservativ vertreten, alle übrigen liberal oder sozialdemokratisch.

Die ungestörte Herrschaft einer zähen Adelsoligarchie, wie sie in Mecklenburg schaltet, steht beispiellos da. Freilich ist Mecklenburg nicht an der Heerstraße der großen Weltpolitik gelegen und weit weniger als seine Nachbarländer Pommern und Schleswig-Holstein in die Welthändel hineingezogen worden. Nur im dreißigjährigen Krieg, als Wallenstein den Herzogshut an sich riß und dann wieder im siebenjährigen Krieg, als Friedrich der Große das reiche Land unbarmherzig wie einen Mehlsack ausklopfen ließ, bekam es die starke Hand großer Herrschernaturen zu spüren. Sonst aber walteten die eingeborenen, wendischem Blute entstammenden Fürsten meist in behaglichem Stilleben ihres Herrscheramtes und zeigten wenig politischen Ehrgeiz. Nur zuweilen versuchte der eine oder der andere sich der Herrschaft der Stände und der Ritterschaft zu entziehen, so um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Aber zu derselben Zeit, wo sonst überall in Deutschland die Fürstengewalt ihre Machtvollkommenheit erreichte, erlebte sie in Mecklenburg ihren tiefsten Fall. Nach langen Wirren, in denen der kaiserliche Hof in Wien für die Privilegien des Adels eintrat, kam 1755 der grundgesetzliche Erbvergleich zustande, der noch heute die Grundlage des mecklenburgischen Staatslebens ist und die Rechte der Stände anerkannte und erweiterte. Alle späteren Versuche der Fürsten, das Ständewesen einzuschränken, oder eine Verfassung zu erlassen, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstand der Ritterschaft, die nicht selten die Geldnot der Fürsten benutzte, um durch Bewilligung erheblicher Summen die Reformen zu vereiteln. Die im Sturmjahre 1848 in Mecklenburg-Schwerin bewilligte Verfassung und Volksvertretung wurde mit Hilfe des Bundestages durch die Reaktion wieder beseitigt. Zwar nahm seit Begründung des deutschen Reiches der Reichstag auf Anregung

Digitized by Google

der mecklenburgischen Abgeordneten wiederholt die Forderung an, daß alle Bundesstaaten eine gewählte Volksvertretung haben müßten, und auch der Bundesrat trat damals für sie ein. Aber alles blieb vergeblich. Die mecklenburgische Ritterschaft blieb der Devise jenes alten Bülow treu, dessen Grab die Inschrift trägt: „ik bin en mecklenborgisch Edelmann, wat geit di Düwel min Supen an?" Sie pfiff auf die Beschlüsse des Reichstages und fühlte sich nach wie vor als Herrin im Lande. Das freie Bauerntum hatte sie seit Jahrhunderten durch Bauernlegen vernichtet. Als die Leibeigenschaft 1820 aufgehoben wurde, ließ die Ritterschaft den Bauer der Freiheit von der Scholle nicht froh werden. Er besaß keinen Grund und Boden und kündigte er, so ward er heimatlos, wie Fritz Reuter so erschütternd in „Kein Hüsung" geschildert hat. Von einer Gutsherrschaft zur andern abgeschoben, mußte er schließlich im Landarmenhause Zuflucht suchen. Auf dem großherzoglichen Domanium, das etwa zwei Fünftel des Landes umfaßt, suchte man freilich durch Erbpacht die schlimmsten Mißstände zu beseitigen. Dort sind seit 1846 etwa 8000 Büttnereien mit je 5 bis 7 Hektar Land und etwa 11 300 Häuslereien mit je 1 bis 2 Hektar begründet und die weitere Förderung der inneren Kolonisation durch Gesetz von 1897 mit Begründung einer Mecklenburgischen Ansiedlungsgesellschaft sicher gestellt. Aber bäuerliches Eigentum gab und gibt es auch hier nicht. So ist es verständlich, wenn die Auswanderung gewaltig anschwoll und Mecklenburg von allen deutschen Staaten den geringsten Bevölkerungszuwachs und die dünnste Bevölkerung aufweist.

Der sogenannte Landtag umfaßt lediglich die Ritterschaft, zu der alle Rittergutsbesitzer gehören und die Vertreter der Landschaft, die die Obrigkeiten der 49 landtagsfähigen Städte umfaßt. Dabei ist die bedeutende Seestadt Wismar erst seit 1897, die Residenzstadt Neu-Strelitz überhaupt nicht landtagsfähig. Jeder der Gutsbesitzer ist an und für sich Landtagsmitglied und hat auf seinem Besitz die Ausübung der Polizeigewalt. Auf

Digitized by Google

den Landtagen in Malchin und Sternberg geht es zu, wie auf dem polnischen Reichstag seligen Angedenkens. Eine Geschäftsordnung existiert nicht, alle sprechen wann und wo sie wollen, oft mehrere gleichzeitig. Damit die Landschaft nicht überstimmt werden kann, hat sie das Recht gesonderter Abstimmung. Ein Staatsbudget gibt es nicht, sondern drei unabhängige Finanzverwaltungen, eine rein landesherrliche, eine gemeinsam landesherrlich-ständische, zu der die Eisenbahnen gehören, und eine geringfügige rein ständische. Eine Reihe mittelalterlich feudaler Ueberbleibsel wird selbstverständlich mit großer Treue konserviert.

Ein solcher Zustand der Privilegienwirtschaft, der dem Bauernstand weder Eigentum, noch staatsrechtliche Vertretung gönnt, muß auch kulturell und wirtschaftlich zu Stillstand und Rückschritt führen, sind doch z. B. die mecklenburgischen Schulzustände sprichwörtlich elend. Darum entschlossen sich die Großherzöge von Schwerin und Strelitz vor einigen Jahren, zumal in Schwerin sich auch finanzielle Schwierigkeiten geltend machten, zu erneuten Verfassungsvorschlägen an die Stände. Die Vorlage, die sie 1904 einbrachten, sieht nur eine ganz geringe Berechtigung der Bevölkerung zur Volksvertretung vor, die nicht einmal an das preußische Dreiklassenwahlrecht heranreicht und den bisherigen privilegierten Ständen noch weitesten Spielraum läßt. Aber auch dieses Zugeständnis wollte die steifnackige Ritterschaft der neuen Zeit nicht gewähren, während die Landschaft im wesentlichen zustimmte. Seitdem gehen die Verhandlungen fortwährend hin und her. Die Schweriner Regierung will der Ritterschaft noch weiter nachgeben, so daß die Stände jedenfalls die Mehrheit im neuen Landtag behalten und Abänderungen sehr erschwert werden. Der Strelitzer Großherzog dagegen, der finanziell weniger bedürftig ist, will nur zu gunsten einer wirklichen Volksvertretung, die allerdings aus indirekten Wahlen hervorgehen soll, seine bisherigen Rechte beschränkt wissen und droht mit Lösung der Union. In diesem Frühjahr ist der Landtag wieder zur Beratung der Verfassungsfrage zusammengetreten, aber die Kompromißvor-

Digitized by Google

schläge der Schweriner Regierung scheiterten entweder an dem Widerstande der Ritterschaft oder an dem der Landschaft. Im Juni ist der Landtag vorläufig ergebnislos auseinander gegangen. So ist die Mecklenburger Verfassungskomödie noch in vollem Zuge. Es heißt nun, daß die Landesherren, infolge des Scheiterns ihrer Vorlagen, dem Lande eine Verfassung aufzwingen und nötigenfalls die Reichsregierung um ihre Entscheidung angehen wollen. Mit solchem Vorgehen wäre dann endlich ein wirksamer Anfang gemacht, der Verfassungsnot des Landes abzuhelfen — und das alte resignierte Sprichwort der Mecklenburger zu Schanden zu machen: „dat lidt jo, dat lidt jo die Ritterschaft nicht."

Die Ostindienreise.

(Ein Manuskript aus dem siebzehnten Jahrhundert.)

Von Hermann Hesse.

o habe ich, einen Teils zur eewigen Gedächtniß meiner getahnen Sünden, und eingetrettenen Beßerung, vorauß aber zur Ehre GOttes, des HErrn, alles aufbewahrt und geschriben, so mir, nach seiner Fügung, auff meinen merck-würdigen See-Reißen, und in frembden Gegenden und Landschafften, begegnet und auffgestoßen ist. Insonderheit die merckenswehrten Woltahten, welche der HErr in Seiner Barmhertzigkeit an mir großen Sünder und Elenden außgeübt.

Zu vörderst muß ich in aller Kürtze meiner vorigen Umstende und Schicksahle gedencken, alß wie ich in gantz zarten Jahren auff See fuhr und viel seltzahme und schröckliche Abenteuer gehabt. Alßdann an den Cap de Bon Esperance gelangt, woselbst die Niederlendischen ihren, unlengst angefangenen, Wohnsitz ämsig außbeßerten, teils freye, teils unfreye, mich auch auff das Beßte auffnamen. Dann ich war derzeiten übel kranck, und glaubte nicht lenger zu leben. Worauff ich gantz gut genaß, und ser frölich war,

Digitized by Google

auch denen Niederlendern gar gerne halff, und Arbeit that, auch späther mein theueres Weib, so damalen eine Wittib war, geheurahtet. War ein reicher Mann auß mir geworden, und besaß ein Hauß, und Akker, und Waideland, und zwey hundert africanische Schaafe, weiße und schwartze.

So bald ich nun bey so erklekklichen Wolstande gelangt war, und war schon zuvor ein leuchtsinniger Bruder gewest, verfürete mich allsobald der Teuffel, und fihl in großen Hochmuht, Freßen und Sauffen, wollte wol leben und wenig arbeiten, Summa war nichts alß Lust, und Lermen, und fröliges Leben. Hatte gute Freunde genug, und nur mein Weib blikkte scheel darzu, sties mich offtmalen an, und sagte, du Fauler und Bösewicht, sihe bald holt dich der Satan, und mußt verbrennen. Hörte aber nicht darauff. War sogar zornig, und hette sie geschlagen, förchtete sie abers zu sehr. Sie war über maaßen starck und ämsig, bettete immer zu GOtt, und seufftzete ieden Tag, besorgte das gantze Wesen mit Treue, war doch umsonsten, dan alles ward vertahn, und verzeert. HErr, HErr, verzeye mir in Deiner grosen Gnade, amen.

Maaßen das Weib verstendig genug war, und keinen anderen Trost erfand, beging sie amende eine kluge Lißt, wie ich hernacher sogleich erzehlen will. Nehmlich an einem Abend aß, und trank ich, mit zwey oder drey guten Brüdern, wie schon offt, und war nichts alß Lust, und Gesang, und Gelechter im Hauß, gieng auch speht in mein Bette, war ein wenig truncken, und schlieff so fest, wie kein Fleißiger. Deßhalben ich ohnmaaßen erschröckte, alß mich gegen den Morgen einer herauß zog, und fieng an, lautt zu schreyen. Aber mein Weib kam herein, und sagte, sey nur ruhig, es geschiht alles mit meim Willen. Da standen vier starcke Männer, die zogen mir meine Kleider an, alles mit der eusserstẽ Schnelle, schleppten mich hinauss, und sezzten mich auff einen Waagen; wurde so gleich an gebunden, und war in einer grosen Todes Angst, fragte kläglich, was mitt mir geschähe. Mein gutes Weib weinte und sagte mit Schmertzen, du mußt nun abschiedt nemen. Nam abschiedt, küsste sie mit lautem Weinen. Die Männer stiegen

Digitized by Google

nebenst mir auff den Waagen, gaben mir keine Antwortt. Und furen im schnellsten Trapp in den Haaffen, entbandten mich von der Bankk, brachten mich auff ein niderlendisches Schiff, gaben mich dem Haubtmann. Sie stekkten mir ein Brieff in die Hand, schryen adiö, giengen an das Land zurükk. Ich wolte schnelle nach, aber wurde feßt gehalten, und blieb in grosem Elende auff dem Schiff. Spähter wurde noch für mich eine Küßte gebracht, und eine Stunde nach mittag geschah ein Schuss, und wir lieffen in See.

Alßbald kamen die Leute, namen mich, und musste Dienste tun, war ein Matrose auß mir worden, dergleichen ich in jungen Jahren schon gewesen, und hette nie gedacht, nochmalen einer zu werden. Diser Tag, welcher mir der traurigste in meim Leben zu seyn dünckte, war der 23. Maymonaths, im Jaar sechszehnhundert 58. Bald erfur ich von meinen Kammeraden, daß das Schiff, so auff ihrem Vaterland her gekommen, nacher Batavia bestimmt sey. Wir hatten vatterlendische Wahren an Bort, und mehrerley Herrschafften, welche zum theil reißlustige, oder auch gelehrte Herren und Doktores waren, war auch Mr. Walter Schultz auß Amsterdam dabey, ein Artzt und gelehrter Herr, welchem spehter mein Leben dancken dorffte.

Kaum dass ich eine freye Stunde hatte, so nam ich meinen Brieff, darauff stand „an meinen lieben und werthen Ehe-Herrn, Herrn Anton Schievelbeyn". Aber innen dem Brieffe stund allso: „Du musst jetzo abschied nemmen, was mich gar betrübt, kann aber nicht anderst. Mit Freßen und Wohllust ist kein Christlich leben, und musstest bald zur Hellen faren. Dises soll nicht seyn, und habe dich diserhalb auff ein Schiff geschikkt, daß du nüchtern wirst, und wieder arbeitten lernst. Mit GOttes Hülffe magstu wider guth werden, und mit grosen Freuden heymkeren. Bette fleyssig, und schreibe mir ein Brieff, wann du nacher Batavien kömmst."

So sah ich dan wol, dass ich von meim Weibe war überlistet worden. Dieß gefiel mir nicht, und fluchte ihr, und beschlos nicht

Digitized by Google

wieder heymzufaren, sondern beschlos in frembde Gegenden zu reißen, und daselbsten zu bleyben, so lang es mir gefallen mögte. Verstokkte allso mein Hertz, und war guter Dinge, und nur der schweere Dienst war mir unlieb, und widerwertig. Darauf schloss ich Freundschafft mit denen Schiffsleuten, und war gantz ohnverzaagt. Wie dann ein ieder guter Seemann, auch wann selbiger lange zu land war, stäts auffs neue voll Freude und Courage ist, so bald er das feßte Land verleßt, und wieder über Wasser seegelt. Wann ich alles wolte erzehlen, was mir unter Weegs zugestossen, und erlebt habe, könnte ich leicht kein End finden. Will aber nur in gröster Kürtze auffzehlen.

Alß wir den 39. oder 40. Grad süder Poli erreicht hatten, fiengen gefehrliche West-Winde anzu wehen. Die Lufft war kalt, und voll tunckler Wolken; offt genug stürtzete Haagel auff uns, auch Schnee, doch war der Wind uns günstig, da wir nacher Ost-Indien wolten. Wir furen erschröcklich schnelle, wol 45 Meylen am Tag, bey 14 Tage. Da fihl ein grausahmer Wind, gleich wie vom Himmel, über unser Schiff, welchen man Orcan nennet, und flog zuerst rundumb den Compass her. Konnte keiner den andern meer erhören, wurden alle elend, und schryen. Wir versincken! Betteten mit sonderbahrem Eiffer, HErr, HErr, hilff uns! und waren durchauß verzweyflet, biß die lengst erwüntschte Morgen-Stunde anbrach. Da faßeten wir einigen beßeren Mut, und der Sturm lies nach. Aber viele von uns wurden kranck, hatten grose Hizze, und Tob-Sucht, und beyde Wundt-Aerzte waren bestendig am Werck. Da lag auch ich armer Sünder, in grosen Aengsten, meynte zu sterben. Da wolte ich in mich gehen, seufftzete und fieng an zu betten. GOtt seegnete aber die Artzeney-Mittel, so mir oben bemeldter Herr Schultz dargereicht, und genaß nach 6 Tagen, war auch sogleich wider frölig, und vergas alles. Aber ein reicher Kauffmanns-Sohn war auch tob-süchtig, diser stürtzte sich in das Waßer, wurde ämsig nach ihm geforscht, und blyb aber verlohren.

Unter dessen geriethen wir in die Süd-Ost-Winde, und konnten nicht in das erwüntschte Batavia kommen, trieben umher. Kamen

Digitized by Google

in den See-Busem Sillebar, auff Sumatra. Aber ich kann nicht auffzehlen, was dort geschah, will nur erwehnen, dass die Indianer, deren etliche Orankay hiessen, betriegerisch und treulos gewesen. Daselbst wachsen indianische Nüsse, Feygen, Pomerantzen, und dergleichen, bekamen aber nichts, denn nur ein wenig süss Waßer, und die Indianer erschlugen uns zwey guthe Dollmetscher, die waren um Milch, und Eyer, auff den Markt geschikkt. Darauff geriethen wir immer wider in widerwertige Winde, mussten bißweylen 7mal im Tage Ancker werffen, und war schon im September.

Aber endlich kamen wir am 5. Octobris, in dem weitberühmten Batavia an. Dorten kam sogleich der Herr Fiscal auff das Schiff, ob wir frembde Wahren darauff verborgen hetten. Und kamen viele heydnische Sineser, von denen viel in Batavia wohnen, kaufften Wahren, brachten Klapper-Nüße, Citronen, Feygen, und ich lag abermals drey Tage kranck, von zuvielen Essen. Dann mussten wir das Schiff außladen, und sollte dasselbe sogleich nach dem Mußkaten-Lande, Banda, seegeln. War auch schon alles bereit, ich wollte aber in dem herrlichen Batavia bleyben, bekam mein Geldt, und nam abschiedt. Da kam ein Schiffs-Herr, musste nacher Holland retour faren, und wollte mich in Dienst. Da konnte ich heymkehren, und zu meim Weibe gehen, war aber verstokkt, und mogte nicht, schien mir hergegen die Statt Batavia über maassen köstlich zu seyn, und beschloss da zu bleiben.

Vorauß erstauneten mich die obgemeldten Sineser. Selbigte tragen das Haar unmenschlich lang, was ein alter Gebrauch bey disem Heyden-Volcke ist. Und wann einer sein Haar abschneidt, der verfallt in solchen Hass bey den Sinesen, dass ihm von keinem einige Liebe mehr erwisen wird. Auch siehet man sie ohne Unterlass spiehlen und doppeln, und verspiehlt mancher in kurtzer Zeit Hab und Guth, Schlaven und Schlavinnen, ja selbst Weib, und Kinder, welche der andere zu Schlaven machet, oder die Schönste zu seiner Beyschläfferinn behält. Rauffen sich die Barthaare auß, dass wer sie zuerst erblikkt, meynt er, sie seyen Weibsbilder, wodurch auch offt geyle Schiffs-Leute sind betrogen worden. Sie

Digitized by Google

begraben ihre Todten an eim besondren Orthe vor der Statt, in gewelbten Mauren, wobey sie ungemein viel köstliches Eßen, Gewürtze, nebst bemahltem Papir dem Teuffel auffopfern.

Gantz anders sind die Indianer beschaffen, von welchen offtmalen einige gemartert, und von unten auff gerädert werden, dann sie genießen soviel Opium (ein gefehrliches Gewürtz) biß sie gantz rasend werden. Alßdann lauffen sie dorch die Gaßen, und schreyen Amockk, dass bedeutet, dass sie jeglichen umbringen wöllen, der ihnen begegent, und bringen offt viele um, werden alßdann geredert. Dan die Justitz leydet solche Gottlose Unsinnigkeit nicht.

Nun gedachte ich, was in meim Brieffe stand, dass ich nehmlich von Batavia einige Nachricht meinem Weibe sollte schikken. Trug auch ihren Brieff stäts bey mir, mogte aber nicht schreiben, zürnte ihr noch immer, und gedachte sie gantz zu verlaßen. Je mehr ich an mein, früher gehabtes, ergetzliches Wolleben zurükk dachte, je schlimmer gefihl mir die Lißt, dass sie mich so mit Gewalt fortgebracht hatte. Dem nach begab ich mich in ein Hauß, allwoselbst viele See-Leute, auß mehrern Lendern, wohnen, und ein faules Leben führen, fand daselbst Hollender, Teutsche, und Frantzosen. Soffort ward ich guth auffgenommen, und feelte mir an nichts, war auch bald der lustigste von allen. Spiehlen, Lermen und Trincken war ieden Tag, gab auch Weibspersohnen, Tantz und Freuden aller Art; kamen Indianer, und Sineser, mit Saittenspiehl, und Wunder seltzahmen Täntzen, sowie Comoedie, alles auffs beßte gezieret, mit hefftigem Gesange.

Leyder muss ich bekennen, dass ich, von eim alten Matros verfüret, zwey mal von dem heydnischen Giffte Opium genoss, erkranckte auff das eußerste, genaß aber orntlich, und lies mir nie mehr daran gelüßten.

In demselben Hauße, wo ich Abstieg genommen hatte, und welches eim Niderlender gehörte, war eine indianische Magd, hiess Sillah, gar schön, und fein an Gliedern, und nicht all zu tunckel geferbt, gefihl mir sonderbahr, wolte aber nichts von Ma-

Digitized by Google

trosen wißen. Dieselbige war türckischen Gläubens, maasen sie von der Statt Japare gebürtig war.

Offtmahlen gieng ich in der Statt herumb, theyls eintzel, theyls mitt denen Kumpanen, besahe vile und erstaunlige Rariteten, auch Tempel, heilige Oerter, frembde Bäume und Pflantzen, Palmen und Negel-Bäume. Ueber disem vergieng mein Geldt, und Haabe, nicht anders dann Merzen-Schnee. Wolte aber nicht wieder Schiffs-Dienste nemmen. Da begegente mir wider einmahl die selbe Sillah, und sagte Schmeicheleyen zu ihr, ob sie nehmlich mir nicht wölle ein Kuss geben. Antwortete, nein, es sey dann dass ich sie heurathe. Dannenhero ich hefftig lachen musste, lies das Mädchen lauffen.

Im January giengen aber die mehrsten von mein Kumpanen wider in Dienste, ein jeder auff sein Schiff, verliesen mich, in groser Freundschafft und Trehnen. da blyb ich gantz allein, hatte kein Geldt, und seuffzete mildiglich, wußte nicht, was thuen, und wohin gehen.

In diser betrübten Zeit kam ich nochmahlen zur Sillah, fragte, ob sie mich heurathen wölle. Dann ich hatte niemandem gesagt, dass ich kein leediger Mensch wäre, sondern schon lang ein Ehe-Mann. Das Mähdgen sagte, Ja, aber dass wir in Batavia nicht heurathen könnten, sondern müsten auff ein andre Insul wohnen. Darumb suchte ich ein Dienst, nam Handgeldt bey eim Haubtmann, welcher sollte nacher Amboina faren, und sein Schiff hieß Henriette Louyse. Auch das Megtelein verdingte sich auff das Schiff, maasen ich den Haubtmann darum bath. Wir führten Reiß und Zukker, und dasselbe Schiff sollte Gewürtz-Negel, benebenst Moscat-Nüße, nacher Batavia retour bringen.

So furen wir am 7. February dahin, verhoffte auff disen Insuln einen guthen Dienst zu finden, bey der Hochlöblichen Ost-Indischen Compagnie, welche ambition auch hernacher würcklich erfüllet wurde. Was alles auff diser Reiße geschah, und wir gar viel erduldeten, mag ich nicht alles her zehlen, nebenst Ohn-Gewittern, Sturm, und eußerste Gefahren, so wir bey Zunda, und sonsten

Digitized by Google

erleyden mussten; und kamen öffter in so schweere Noth und Bedrengniß, dass wir alle betteten (ohne meine Sillah, denn die hatte den Mohren-Glauben) und so gar die muthigste Matrosen, und arge Sünder und Flucher, mildiglich zu weynen an fiengen. Verlohren zwölff Personen, darunter ein Edelmann. Diser war ein Vetter von dem Gouverneur von Tarnaten, welches eine kleine Insul ist, und stehet daselbst ein brennender Berg. Er hieß Herr Korss, fihl über Bort in das Waßer.

Summa nach allen disen, schweeren Nöthen lieffen wir am 24. Maymonaths in Amboina an das Land, bey dem Schloss Victoria. Dorten verlies ich samt der Sillah das Schiff, welches nur Waßer und Speise auffnam, und so gleich biß zu eim andern Hafen weiter fur. Beriethen uns nun, was zu thun were. Dann das Mähdgen hatte mir schon zuvor gesagt, dass sie bereit were, im nöthigen Fall das Heydenthum abzu-streiffen. Hielten es aber nun vor beßer, unseren wahren Stand geheim zu halten. Allso gab ich an, sie were mein Eheweib, haben diser masen keinerley Hochzeitt begangen, noch leegte Sillah ihren türckischen Glauben nider. Wofor mich GOtt der HErr in Seiner Gerechtigkeit spehter heymgesuchet, und schweer bestrafft hat.

Meldte mich inn dem Schloß Victoria, bey dem Herrn Gouverneur, nahmens Hutsert, bat umb Dienste. Diser Herr, nach dem er meine lügenhaffte Berichte angehöret, wies mir einen Garten und kleines Schilff-Häusgen an. Dort wohnte ich von nun an, mitt meiner Indianerinn.

Die erste Zeit war es guth, wir ruheten von den Gefehrlichkeiten auß. Ergieng mir gantz wohl, dan die indianische Weiber sind gewohnt, für die Manns-Leute zu sorgen. Hatte jeden Tag genug zu eßen, wann ich geßen hatte, laag ich unter der Hütte, plaagte mich wenig. Die Sillah taht im Garten Arbeit, samlete die Cockosnüße, auch Sagouw und Negelckens. Wohnten beysammen faßt ein Jar, in solcher Weise.

Zu jener Zeit fieng es mich anzu gereuhen, dass ich nicht mehr auff meinem Hoffe, am Taffel-Berge, saß, und sehnete mich, wider

Digitized by Google

heym zu kommen. Nehmlich es fehlte mir wenig, gieng mir guth genug, war aber ohnzufrieden. Bekam eußerst selten etwas anders zu eßen alß Sagouw, und Pynang, auch gesalzte Fische, verdros mich allso diser Speyßen immer mehr. War auch nicht mit Sillah kopuliret, machte mir ein schweeren Vorwurff, maaßen selbe eine Gott-lose Heydinn war.

Nachdem ich öfftere Male umsonst versucht, stieg ich im Mertzen 1660, ohn-vermercket, allein auff ein niderlendisches Schiff, so mit Mosckat-Nüßen nacher Batavia zurükk kehrte. War hertzlich froh, alß wir immer weiter kamen, wünschte der guten Indianerinn Glükk und Seegen, vermeynete bald wieder bey meinem würcklichen Ehe-Weibe zu seyn. Ich hatte aber in meiner Schwachheit nicht an GOttes Fürsehung gedacht. In grosser Bälde stürtzeten ungünstige Wind wider uns, wir konnten die Seegel nicht gebrauchen, warffen bestendig Ancker auß. Diser massen war nach einer Zeit, kein süsses Waßer mehr auff dem Schiff, kamen in erschröckliche Noht. Viele wurden kranck, winsleten, und klaagten elendiglich. In disen forchtbahren Jammer erblikkten wir ein Insul, warffen Ancker, und sezzten eilig ein Boot auß, darinn bey 15 Mann giengen, und war ich mitt dabey. Ruderten mit Macht gegen die Küßte, aber funden selbige steyl, und gebürgigt, und keine Hoffnung, an das Land zu kommen, maaßen die See-stürtzung so entsezzlich war, dass wir beförchteten, dass an denen Felsen das Bootgen zerbrechen, und das unterste oben gekehrt werden mögte. Alßbald sanck unsere Hoffnung gäntzlich. Aber eynige von uns, und auch ich selbsten, weill wir schwimmen konnten, sprungen über Bort, und kamen glükklich durch die Stürtzung auff das Land, nur Einer gieng dabey verlohren. Alßbald lieffen wir zu eim klaren Bache, lobten GOtt und trancken ein jeder soviel er konnte. Darnach wollten wir an den Strand zurükke lauffen, und denen inn dem Boothe zu ruffen. Da sahen wir, zu unserem größesten Schrekken, dass kein Boht mehr da war, und wußten nicht, ob es vom Wind vertriben, oder gantz versunken war. Rieffen und schryen mit eußerster Krafft, war umbsonsten. In

Digitized by Google

disem entsezzligen Augen-Blikk erschraken wir so sehr, dass wir zu Booden fihlen, und gleichsahm ent-seelt da lagen, dann unsere Umstende waren so armseelig, dass wir nicht erhoffen konnten, lang zu leben, und wider in bewohnte Lender zu kommen.

Biß auff disen Tag habe ich niemahls erfaren, wohin unser Boht gekommen sey, glaube es sey ertruncken. Wir waren fünff Männer, schreyn noch bey zwey Stunden, und blikkten auff das stürmende Waßer, weyneten laut, und rieffen umb Hülffe. Beriethen sodann, was wir thuen söllten, wusten kein Rath, verblyben die Nacht und einen Tag an dem Orthe, und weren bald for Hunger gestorben, dan wir funden nichts zu eßen. Nach diser Zeit sagte einer, der hieß Köllen, er möge nicht lenger da bleyben, wir sollten mitt ihm gehen, umb nicht gar zu erhungern. Ich war bereyt, und noch einer, der hieß Karlsen, aber die übrige zweye wollten nicht, vermeynende, dass unser Boht zurükk kommen würde. Allso trenneten wir uns, unter vielen Trehnen, auff das zertligste, liessen die Beyden an dem Uffer, und giengen inn das Land. Es waren aber steyle, schrökkliche Gebürge auff allen Seiten, wir assen Bletter von eim unbekannten Baum, um uns zu erkrefften. Darauff fiengen wir an die mühsälige Höhen zu ersteygen, kamen an schauder-haffte Felsen, und Klüffte, höreten wilde Sturtz-Bäche braußen, und blyben am zweyten Tage gantz ent-krefftet ligen, konnten nicht weiter dringen. Der Hunger plaagte uns entsezzlich, ich were gar danckbar gewesen, wan ich eine Schüßel Pynang, von der guthen Sillah, jetzt hätte haben können.

Wir lagen die gantze Nacht auff denen Felssen, sahen den sichren Todt vor unseren Augen, rieffen zu GOtt, in tieffester Bedrengniss. Niemahls ist ein Christliches Gebett vergeebens, auch, wan es gantz fruchtlooß zu seyn scheinet. Der barm-hertzige Vatter erhörete unser Winselen in der Einöde. Wir faßten neuen Muth, und schlugen eine andere Richtung ein, damit wir kein Erlöösungs-Mittel verseumen mögten. Funden einige Wurtzlen, und Kräutter, trancken auß den gefehrlichen Bächen, nicht wissende, ob Croco-

Digitized by Google

dillen darinn seyen. Indem neherten wir uns der Küßte, aber an eim andern Plaazz.

Unter dessen wir allso in der grösten Gefaar schweebten, wurden wir am Uffer eines kleynen Fischer-Schiffgens gewaar, Canoa genannt, worüber wir uns zum höchsten erfreueten. In Kürtze entdekkten wir auch ein Fuß-pfaad, welchen wir mit sonderbahrem Eiffer folgeten. Bald hernach, funden wir eine kleyne Fischers-Hütte, in dem dikken Gebüsche, darinn war ein alter indianischer Ein-Sideler, welcher sich in diser Wüßte vom Fisch-fang ernehrte Da derselbe uns sah, erstarrete er gleichsahm für Schrekken, dan wir waren so durchauß erschöpfft, und krafft-looß, dass wir ähnlicher todten, alß lebendigen Menschen schienen. Ueber dem hatte er (nach allem vermuhten) noch niemahls einige weisse Menschen gesehen. Einer von uns, Nahmens Karlsen, redte ihn auffs höfligste, in der malaiischen Sprache an, erzehlte unser beklägliches Unglükk. Der Einsideler sezzte uns gedorrete Fische, und Reiß vor, und nöthigte uns zu eßen. Wir bedanckten uns hertzlich, lobten GOtt für solche ohn-verhoffte Gnaade. Wir fiengen anzu eßen, jedoch fürsichtig, in Betrachtung, dass unsere Inngeweyde von Faßten, gleichsahm verdörret war. Bezeigten uns recht dienstwillig, giengen, nach empfangener Belehrung, auff die Jagd, in eim kleynen Canoa, was uns herrlich glükkte. Bey disem guthen Indianer bliben wir mehre Monathe, fiengen Fische, und trokkneten sie auff deuen Felsen, pflantzten ein wenig Reis, und litten keine Noth. Wnrden aber nit jedem Tage trauriger, dann wir funden keine Hoffuung, von disem Orth hin weg, und in andere Lender, oder in unser Vatterland zu gelangen. Unsere Kleider fihlen gantz auß einand, unsere Haare und Barth wurden immer lenger, Summa, man hette uns eher vor Indianer, oder vor Wilde und Wald-Teuffel, alß vor etliche Christliche Persohnen angesehen. Offt genug sprach keiner ein eintziges Wort, saßen viel mehr still bey einand, weyneten sanfft, und wusten keinen Troost.

An einem Abend, da ein starcker Sturmwind, und Regen war, lagen wir alle in der Hüüte, konnten nicht schlafen, und hatten

Digitized by Google

ein kleines Feuer angebrennt. Da stund einer auff, warff ein Stück Holz in die Gluht, und sagte, jeder von uns soll seine Geschichte und Erlebniße erzehlen, begann auch selber damitt, und erzehlte alles, was er wusste. Darnach der Zweyte, darnach ich, und habe in meinem Leben niemahls so viele, und schröckliche Historien gehöret, alß an disem Abend. Dann jeder von uns hatte vielerley erlidten, Schiff-Bruch, Gefaren, Hunger, Kranckheyt, auch fremde Völcker und Stätte gesehen, in allen Lendern.

Alß ich aber alle meine Sachen auff das treulichste hergezehlet hatte, fihlen Beyde mit Worten auff mich heer, und rieffen, du Bösewicht, du Gott-loser Mensch, was hastu gethan, hast zweymahl die Ehe gebrochen. Ich schrye wider, war trotzig, und wollte nichts hören, Hernach ward ich aber sehr traurig, erkannte plötzlich meine Laßter, und Verbrechen, kniete nieder, weinte und bettete hefftig. Da knieeten auch die Zweye nebenst mir auff die Erde, wir klaagten laut, und bahten innbrünstig, dass wir wieder von der Insul, und unter Christen-Leute in unser Vatterland kommen mögten, maaßen wir so viel Armuth, Kummer und Ungemachligkeyten erduldtet hatten. Die Erkänntniß meiner Uebelthaten drükkte mein Hertz alß wie ein Gebürge, ich baht meine Freunde, verzeyet mir meine Sünden, um welche GOtt uns alle so hart bestraffet. Da tröhsteten sie mich auffs liebligste, verzyen mir beyde, und halffen mir recht mit Betten und mit Flehen.

Hin und wider erforschten wir öffters dise Gegend, funden aber kein Ausweg, oder Rettung, auch waagten wir nicht, in dem ärmlichen Canoa oder Böötgen weiters auff das Meer zu gehen. Zwey mahl erblikkten wir ein Schiff, da lobten wir GOtt, schryen und winkten, zündten ein grosses Feur an, war alles vergeebens. Warffen uns verzweyfflendt auff die Erde, vergossen heisse Trehnen, Weh-klaageten. Und alß wir waren eine lange Zeit dort gewesen, so starb der alte Indianer, zu gröstem Schmertze, und begruben ihn, bedenckend, wie dass wir alle ihm allein unser Leben schuldig waren. Sezzten auch ein Ebenhöltzerne Taffel auff das Graab, maassen in disem Lande viel solche Höltzer gefunden werden.

Digitized by Google

In unserer Noht, dann keiner von uns lenger in diser fremden, und wilden Gegend bleyben wollte, stiegen wir nach vielen hertzlichen Gebetten in das kleine Canoa, wol wissent, dass wir geringe Hoffnung hetten, lebendig über das Meer zu kommen, wollten es dennoch versuchen, weill sonsten keine andere Rettung war. Allso begaben uns in das Schiffgen, namen trokkene Fische, und Reiß und Sagouw zu Eßen mitt, hatten ein kleynes Seegel auffgezogen. So furen wir inn das weite Meer hinauß, war aber keine Aussicht, an ein ander Land zu faren, hofften aber und vermeynten, wir mögten eim anderen Schiff begeegnen, das uns, in seinem bey sich habenden Boot, abhohlen und erlöösen dörfte.

Alß wir zwey Tage geseegelt und gerudert hatten, sahen wir ungeheure, schwartze und braune Wolcken entstehen, welches Waßerziehende Wolcken waren, alß welche das Waßer auß der See ansich reißen, auch Waßer-Hoose genennet. Bey disem greuligen Anblikk verlohren wir allen Muht, warffen uns in dem Boote nider, klaagten und rieffen umb Hülffe. Und GOtt erbarmete sich, in seiner Gnaade, und sendete ein engel-lendisches Schiff. Jedoch kaum hatten wir dises Werckzeug Seiner Barmhertzigkeyt entdekkt, da fihl eine Wolcke auff uns, mit einem ohn-beschreyblichen Sturm, und Getöse, sodass das Canoa umbher gewirblet, und zu underst gekeert, und gantz in kleine Stükke geschlaagen und zertrümret ward. Und ich hörete meinen Freund Köllen laut ruffen. Jezzt sey GOtt uns gnäädig, wir sind alle des Todes!

In solcher, eusserster Angst, und Todes-gefaar, sezzte das frembde Schiff ein Ruder-Booth hinauß, mit fünff Männern, die erretteten uns mit Gefaar des eigenen Lebens, aber nur mich und den Köllen. Der dritte, nahmens Karlsen, war schon ertruncken, und war die Wellen-Stürtzung so gros, dass wir nichts mehr von ihm sehen konnten. Wir beyde waren völlig erschöpfft, wurden auff das Schiff transportiret, welches ein engel-lendisches Fluyt-Schiff war. Danckten disen Leuten von Hertzen, knyeten nider, lobten GOtt. Soffort wurden wir in ein Bette gebracht, bekamen Wein und Artzeneyen, und am nächsten Tag war ich wider gantz bey

Digitized by Google

Kräfften gekommen. Da gieng ich auff dem engel-lendischen Schiff herum. Aber plözzlich erschrakk ich auff das hefftigste, dan bey denen Passagiren erblikkte ich meine Sillah, welche vordem auff Amboina treu-loß verlaßen hatte. Sie erkannte mich aber nicht wider, maaßen mein Barth biß an den Gürtel hieng, auch war mein Gesicht schwartz und wild geworden, und hette mich, wie auch meinen Kameraden, Niemand vor ein Christen-Menschen angesehen. Verhielt mich allso gantz stille, verstekkte mich vor ihr.

Seyne Majestet der König von Engelland war aber zu diser Zeyt nicht im Frieden mit denen Niderlendern, diser maaßen konnte das Schiff nicht in Batavia zu Haven gehen. Ich erzehlete dem Haubtmann alles, was uns widerfaren, und ergangen war, und fihlen alle, auch einige fürneme Persohnen, in ein nicht geringes Erstaunen, auch Mittleyden, alß sie dies alles erfuren. Da baht ich den Haubtmann gantz hertzlich, nemet mich biß nach dem Cap mit, wo meine Heimat ist, erboht auch frey-willig meine Dienste. Diser guthe Herr gab mir Erlaubniß, schikkte mich allso gleich in eine Kammer, befaal mich zu scheeren, und wieder in etwas zu einem Menschen, wie zuvor, zu machen. Danach hatte ich lengst Verlangen gehabt, gehorchte dennoch widerwillig, dann ich fürchtete, dass mich alßdann die Sillah wieder kennen werde. Hatte grose Furcht vor disem indianischen Mähdgen. Gehorchte aber, und sie kannte mich nicht, dann mein Eußeres sich so sehr verwechslet hatte.

Auff diser grosen und überauß gefehrlichen Reiße, geschah uns noch viel Wider-wertigkeit und Unglükk, was ich verschweygen will, maaßen schon so lang, und vielerley berichtet, und geschriben habe. damitt ich mehr alß genug getahn. Kamen allso endlich an das Cap, und ich sahe den Taffel-Berg nach so langer Zeyt wider, weynte hefftig, wußte auch nicht, ob mein Weib, und meine Freunde noch bey Leben seyen, zitterte sehr. Nam mit vielem Dank-sagen Abschiedt, küßte und umarmte den guthen Köllen, in groser Treue und Schmertz. Dann gieng ich auff das Land, war fünff Jahre fort gewesen. In der Statt kannte mich Niemand, war da eine

Digitized by Google

groſe Straße neu erbauet, und viele andre Neuigkeyten, und Verwechslungen. Ich lieff durch die Statt, und alle Gaſſen, alß were ich ein Frembder, und hette ſelbe noch nie erblickt. Darnach gieng ich auff das Feldt, auff der ſelbigen Straße, darauff vor fünff Jahren war hinweg gefüret, weynte von groſer Freude und Bangigkeyt. Da ſah ich, daſſ meine Lendereyen und Beſizz in beßten Stand waren, auch Wein und Maiß, und ſehnete mich von Hertzen, diſes wieder zu beſizzen, auch mein theures Weib wieder zu ſehen, und an mein Buſen zu drükken.

Nach einiger Zeit erreichte ich mein Hauß, mußte ſtill ſtehen, vor Angſt und Zittern. Da hörete ich viele, und klägliche Töne, Weinen und Geſchrey, in dem Hauße, wuſſte nicht, was es ſey. In dem ich noch allſo ſtand, und mich nicht getrauete, gieng auff einmahl das Thor auff, und trat mein Weib herauß, weinte hefftig, ſahe mich aber nicht. Da gieng ich zu ihr hin, und ſtrekkte meine Hand hin. Da rieff ſie, Wer biſtu? Ich ſagte, ſihe mich an, ich binn dein Gemal, und binn fünff Jahr auff Reißen geweſen! Da kennte ſie mich auch, und erſchrökkte ſich. Fragte ich, Weib warum weinſtu ſo, und biſt traurig? Sie hieß mich aber ſchweygen, fürete mich in das Hauß, fürete mich aber nicht in die Stuben, ſondern in ein Magazin, auff dem oberen Booden. Da verſchloß ſie die Thüre auff das Sorgfältigſte, befal mir, daſſ ich alle meine gehabte Begeegniße treulich, und wahrhafftig erzehlete. Ich erzehlete ihr alles, nur daſſ ich, auß mehren guthen Urſachen, nichts von der Sillah außſagte, noch von dem Opium. Sie ſagte, warum haſtu mir nicht geſchriben? Hernacher weinte ſie wieder auffs Neue, ſagte, Höre mich an!

Da erzehlte ſie mir alles, was geſchehen war. Sie hatte aber zwey Jaare auff mich geharret, in guter Treue, alßdann hatte ſie ein andren Mann genommen. Der ſelbige hieß nahmens Ehlers, dem gehörte nu mein Weib, und Hof und Guth, und alles, was zu vorigen Zeiten war mein Eigenthum geweſen. Aber jezzt lag diſer Hr. Ehlers im Sterben, darum hatte meine Frau ſo laut geklaagt, und geſchluchzet. Sie ſagte, bleybe hier verſtekkt,

Digitized by Google

biß er gestorben ist. Und ich blyb inn dem Magazin verborgen, fünff Tage und Nächte, in groser Bedrengniß und Jammer; lobete aber den HErrn in meinem Hertzen, vor Seine wunderbahrliche, gnädige Fürungen, danckete ihm mit grosem Fleisse. Da nam er bald den Hrn. Ehlers zu sich, in Seine Himmlische Wohnungen.

Hernacher gieng ich mit Sorgfalt auß diser schlechten Kammer hervor, zog ein schönes Kleidt an, war wieder gäntzlich ein Ehe-Mann, und reicher Herr, worden, küßte mein frommes Weib mit Freuden, tröhstete sie, in ihrem Kummer. Fihl herentgegen niemahlen in die vorige Laßter zurükk, alß Hoch-muth, und wüßte Völlerey, lebte in guthen Züchten. Darinnen helffe mir GOtt fürders in Seiner ohn-erschöpfflichen Gnaade! Amen. HErr hilff, o HErr, laß wol gelingen! Amen.

Das Taylorsystem.

Von Dr. med. J. Spier (München).

Wieder kommt uns aus Amerika ein neues technisches Wunder. Aber diesmal ist es keine Maschine, sondern ein System.

Ein Ingenieur hat im Yankeelande die Beobachtung gemacht, daß die menschliche Arbeitskraft noch nicht genug in den Fabriken leiste, daß zu viele Energien verschleudert werden, daß ein Verschwendungswahnsinn in den Betrieben, wie sie bis jetzt üblich sind, herrscht.

Man kann die menschliche Leistung, wenn alle hindernden und zeitraubenden unnützen Bewegungen und Pausen vermieden werden, um gewaltige Mengen steigern.

So sagt Taylor, der ein Ingenieur in den Bethlehemstahlwerken war.

Wenn er die einfachsten Handgriffe der Arbeiter beobachtete, so konnte er dort die schlimmste Vergeudung an Zeit und Werten konstatieren.

Schon das Verladen schwerer Gegenstände, eine gewiß simple Tätigkeit, war, wie er berechnete, unpraktisch und unökonomisch, wie es in der bisher gehandhabt wurde.

Wenn man die knappste Formel findet, wie zum Beispiel die in der Mathematik: „Die Gerade ist die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten", so

Digitized by Google

mußte auch in der Industrie ein Mehrwert herauskommen, der in einer großen Fabrik ungeahnte Summen repräsentiert.

Gewiß machen die Arbeiter bei jeder Bewegung nicht die geradeste und kürzeste Aktion, sie schlenkern mit den Händen, sie bewegen zu viele Hilfsmuskeln, sie nehmen sich zu viel Zeit dazu, sie schieben unnötige Pausen ein, sie überlassen sich zuweilen Gedanken, die sie von der Aktion ablenken und noch mehr dergl., sodaß wirklich zuletzt ein Defizit entsteht, welches berechenbar wird.

Die mathematische Formel von der Geraden als die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten auf die Industrie transponiert; aus der Fläche auf die andere Dimension, das ist Taylors Gedanke.

Die Industrie wird ein karges Rechenexempel mit den einfachsten Kategorien.

Alle überflüssigen Bewegungen und geistigen Funktionen werden eliminiert, die Maschine ist fertig. Die Gehirnbahnen für die in Frage kommenden Bewegungen arbeiten absolut automatisch, da ist gar kein Zweifel und es kann von niemanden bestritten werden.

Wir wissen, daß die Arbeiten und Funktionen am schnellsten und auch am leichtesten gehen, die aus dem Bewußtsein in das Unterbewußtsein tauchen, alle Reflexbewegungen — wie die Abwehr eines auf uns zu fliegenden Gegenstandes — und sportliche Uebungen, die man vollständig beherrscht, werden automatisch.

Das Taylorsystem ist die Automatisierung der Arbeit.

Auf welchem Wege der Ingenieur und seine Nachfolger Dodge, Gilbreth und Gantt, so wie viele andere, zu ihren unwiderleglichen Resultaten kamen, ist interessant.

Sie lassen irgend eine Arbeit, die im Betrieb nötig ist, von den besten und allerfixesten Arbeitern ausführen.

Die Arbeit des Individuums wird mit der Stoppuhr kontrolliert und auf Bruchteile berechnet. Kinematographische Einzelphasen der Tätigkeit werden auch festgelegt.

Durch allerlei Finessen wird die genaue Länge eines zurückgelegten Arbeitsweges, die Bewegung der Hand vom Ausgangspunkte der Aktion bis zu dem Endpunkt ausgerechnet und mit dem kürzesten Wege, der theoretisch möglich ist, verglichen.

Sodann wird die genaue Route festgelegt, wie in der Mathematik die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten.

Jede unnötige Nebenaktion wird ausgeschieden, jede überflüssige Pause ausgerottet. Auch auf die Maschinen werden diese Berechnungen ausgedehnt, z. B. für eine bestimmte Arbeit günstigste Umlaufsgeschwindigkeit wird mittels

Digitized by Google

allerlei rechnerischer Feinheiten herausgefunden; ihr höchster Nutzungsqoutient festgestellt.

Die Verkürzungen der Arbeitszeit nach dem Taylorsystem und die Zunahme der Leistungsfähigkeit sollen nach den amerikanischen Berichten 100—800% der früheren geworden sein.

Die Arbeiter haben natürlich diese Nachrichten nicht mit großem Vergnügen vernommen und die Presse hat sich schon dagegen gewandt. Selbst die amerikanische Einrichtung, von den mehrerzielten Summen den Anbeitern 25% und dem Besitzer 75% zu überlassen, hat nicht die Wogen der Erregung zu glätten vermocht.

Diese Methode des „scientifical management", wie es die Amerikaner nennen, konnte wirklich nur in Amerika erfunden werden, wo die Sekunde und ihre Bruchteile in gigantischen Betrieben zu ungeheuren Verlusten anwachsen, die nie wieder gedeckt werden, wenn sie einmal da sind.

Nun sind aber bei allen diesen schönen Worten, die man dem neuen amerikanischen System mitgegeben hat, nicht genügend die unausbleibliche Geistesabtötung und ihre Folgen geschildert worden, wie sie sich bei der Durchführung der Taylormethode einstellen werden.

Nach von anderer Seite veröffentlichten Berichten hat sich herausgestellt, daß die Menschen nicht lange Zeit diese Ausschaltung der geistigen „Ichheit" aushalten können.

Sie erschöpfen sich seelisch und sollen vollständig abstumpfen.

Man erzählt von Zusammenbrüchen, die bei den Taylorierten sich gezeigt haben.

Sie sollen nervös niederbrechen und sich abnutzen wie die vielgebrauchten Maschinen. Es scheint, daß die Vorzüge der Automatie, welche doch in unseren täglichen Nutzhandlungen so unleugbar zu sehen sind, nur bis zu einem gewissen Grade gehen.

Wenn alle geistige Aktion ausgeschaltet wird, scheint eine Verödung der Gehirnbahnen einzutreten, eine Indifferenz, wie sie die Grubengäule zeigen oder die alten Tiere, die man in den Göpel spannt, um sie Jahre und Dezennien dieselbe automatische Arbeit ohne Abwechslung verrichten zu lassen.

Es ist ja auch andererseits möglich, daß sich eine neue Arbeitergeneration an die neuen Bedingungen und Forderungen anpaßt und dann keine Ausfallserscheinungen mehr auftreten.

Denn daß aus Gründen der Menschlichkeit oder der Idealität irgend ein technischer Fortschritt nicht akzeptiert würde, ist nicht zu erhoffen.

Digitized by Google

Außerdem, wie soll man denn gegen die Länder dann erfolgreich mit den alten Arbeitsmethoden konkurrieren können, wenn von ihnen die Taylormethode vorweggenommen wird.

Es ist ausgeschlossen, daß sich Deutschland z. B. vor dem Eindringen des neuen Amerikanismus schützen würde, vielleicht gesetzlich oder durch Arbeiterresistenz, weil wir dann absolut vom Weltmarkt ausgeschaltet würden.

Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß wir ohne es vermeiden zu können, dieser neuen Weisheit so gegenüberstehen, wie die ersten Medizinalbegutachter der Eisenbahn.

Sie verwarfen diesen Fortschritt, weil das Fahren auf der Bahn Gehirnerschütterungen hervorrufe und Geistesstörungen und Augenkrankheiten.

Außerdem sollten die, welche den dahinrasenden Zug an sich vorbeipassieren lassen mußten, von allerlei Nerven- und anderen Krankheiten befallen werden müssen.

Die damaligen klugen Leute hörten nicht auf die Mediziner und sie taten gut daran.

Auch Napoleon erkannte z. B. nicht den Wert des Dampfschiffes und wies Fulton als einen Narren von sich; die Fuldaschiffer verbrannten das erste Dampfboot, weil sie allerlei ökonomisches und sanitäres Unheil von ihm erwarteten.

Auch die Einführung der Maschinen in der Zeit, als die Handarbeit noch herrschte, begegnete denselben Vorwürfen und Bedenken, die wir jetzt dem neuen Taylorismus entgegenbringen.

Man meint, daß die durchs Taylorsystem ersparte Arbeitszeit dann den Arbeitern zu gute kommen wird. Die Fabriken werden nicht mehr so lange Arbeitszeiten benötigen. Die Arbeiter werden aber doch mehr verdienen und mehr Muße besitzen, in der sie sich von dem Automatismus erholen und sich ideellen Genüssen, Theater, Lektüre, Sport u. s. w. hingeben können.

Ferner muß doch der Weltbedarf an Produkten eine Grenze erreichen. Es muß doch mal die Produktion mit dem Konsum auf gleiche Höhe kommen oder ihn sogar übertreffen.

Dann wäre der Taylorismus eine segensreiche Sache. Sie würde dann nicht nur Zeit sparen, sondern auch geben.

Sie würde nicht nur die Arbeiter sondern auch die Betriebsleiter aus dem Frondienste des täglichen Schaffens schneller lösen und sie der Familie und dem öffentlichen Leben zurücksenden.

Der kulturelle Gewinn würde dann für die Welt ungeheuer sein.

Diese Seite des Taylorismus muß nicht vergessen werden. Sie scheint, „per aspera ad astera", durch Dunkel zum Licht zu leiten.

Digitized by Google

Sicher wird sich die soziale Gesetzgebung des Taylorismus annehmen und die Willkür der großen Industriewerke von vornherein eindämmen, damit sie nicht mit den „taylorierten" Arbeitern nach Belieben walten können, sie also entlassen, sobald sie nicht die äußerste Grenze der theoretischen Leistungen erreichen u. s. w.

Ferner muß Vorsorge getroffen werden, daß die durch den Taylorismus sicher in Massen überflüssig werdenden Arbeiter andere Beschäftigung finden. Aber noch nie hat die Anschaffung von Maschinen dem allgemeinen Arbeitsmarkte einen Niedergang bereitet.

Lokal und regionär mögen ja Verschiebungen eingetreten sein und hier oder dort Arbeiter dann für eine gewisse Zeit ohne Beschäftigung geworden. Aber die Vervollkommnung der Maschinen und ihre Anwendung überall hat letzten Endes doch größere Arbeiterheere aktiviert und mehr Menschen als vorher Lohn verschafft.

Temporäre Schwankungen und Störungen in der Uebergangszeit müssen eben hingenommen werden.

So kann der Taylorismus ev. auch neue Industrien schaffen, neue Absatzgebiete nötig machen und auch entdecken lassen.

Es eröffnen sich phantastische Perspektiven.

Die Kolonien werden dichter bevölkert werden, wenn in den Heimatländern Kräfte frei sind und die noch nicht bevölkerten Gebiete der Erde werden kultiviert werden, weil neue Absatzgebiete geschaffen werden müssen, wenn keine Stockung oder Krisis kommen soll.

Es lassen sich alle Arten der Möglichkeiten denken, und man hüte sich, etwa mit unfehlbarer Sicherheit nun aus dem Taylorismus das Ende der Gesittung und der Kultur zu prophezeien.

Digitized by Google

Hermann Bahr, der Fünfzigjährige.

Hier haben wir den Fall, der aller literarischen Registrierkunst spottet, einen Multiplex von Kunst und Kulturmenschen, dem von einem der so beliebten Standpunkte aus nicht beizukommen ist. Aber eben deshalb einen interessanten Fall. Eben deshalb Einen für Viele. Oder Viele in Einem. Oder ein königlich begabtes Universalwesen ...: den erschöpfenden Ausdruck einer vieltönigen, vielformigen, vorwärts wogenden Zeit. Die schönredende Stimme eines Gottes, aus dessen Munde der vielstimmige Gesang der Kulturschöpfung noch einmal tönt.

„Im einzelnen sentierst du kräftig und herrlich — das Ganze ging in Euren Kopf so wenig als in meinen"... schrieb der jüngere Goethe dem bekehrwütigen Lavater, als er den in anderm Erdreich wurzelnden noch an seinem warmen Herzen zu halten das Bedürfnis fühlte. Aber in Hermann Bahr haben wir den Wundermenschen, in dessen Kopf das Ganze dennoch Eingang halten konnte. Und nicht nur in den Kopf ... auch in das Herz. Mit dem Feuereifer der Jugend diente er unter Arno Holzens Führerschaft der Religion des Naturalismus. Mit dem Frohlocken des Ueberwinders verkündete er dann den Symbolismus und die Entdeckung Maeterlincks. Das süße, tatenlähmende Gift skeptischer Franzosengeister à la Baudelaire, Maupassant, Verlaine und Barrès sog er mit Inbrunst ein und strömte in leichtem Fluß die weiche, wohlige Seele des Oesterreichertums aus sich heraus. Er sprach — vom Theater — in der derben Weise des Volkes und erschuf feinnervige Konversationsstücke von äußerster psychologischer Spitzfindigkeit, verkündete mit heiligstem Ernst den Geist und die Kunst Bayreuths und strebte in leicht tänzelndem Schritt nach dem Lorbeer des deutschen Lustspieldichters. Er schüttete ein volles Maß Strindbergscher Verachtung über die Weiber aus und trat für die Rechte der politischen Idealistinnen ein. Er war Sozialist mit Marx, Individualist mit Nietzsche; er verspottete die Pazifisten und verdammte die rohe Gewalt, „das Prinzip der alten Welt", während er Liebe, Caritas, gegenseitige Hilfe als „Prinzip der neuen Welt" predigend herbeiwünschte. Er lebte das Leben eines aristokratischen Schöngeistes und trat mit Wucht und Empfindung für wirtschaftliche und politische Entwickelung, für sozialen Ausgleich und ein demokratisiertes, besseres Europa ein. Dies alles ohne System, ohne Konsequenz, ohne bewußte Pflege, sondern rein aus dem Instinkt heraus, aus Verwandtschaftsgefühl, aus natürlicher Liebe und aufjauchzender Begeisterung. ... Er war, in den Jahren der Entwickelung wie in der Gereiftheit, ein vielfach schillernder Geist, eine polyphone Seele, die geborene Proteusnatur. Er war, nehmt alles nur in allem, kein ausgeklügelt Buch, er war der Mensch mit seinem Widerspruch.

Es ist richtig: eine solche Ubiquität des Geistes, eine solche unendliche Wandlungs- und Gestaltungsfähigkeit ist selten mit ursprünglicher Begabung gepaart. Denn Begabung verdammt zu Einseitigkeit und weist dem Beschenkten mit dämonischer Gewalt seine Stelle an. Der Universalmensch Goethe, den Hermann Bahr als das große Beispiel ewiger Selbsterneuerung mit Recht oft anführt, denn er gleicht ihm — der Universalmensch Goethe war ja wohl der große Dichter, nicht weil, sondern trotzdem er ein Kulturmensch mit verzweigtesten Interessen,

Digitized by Google

Lebensrichtungen und Aufnahmeorganen war. (Und übrigens hat Goethe, so oft er sich häuten und ein „veränderter Freund" scheinen mochte, das ihm „nicht Gemäße" schlankweg abgelehnt — Beispiel Kleist — oder es erst gar nicht an sich herankommen lassen — Beispiel Freiheitskriege usw.). Ist aber Hermann Bahr ein großer oder auch nur eigenbeschaffener Dichter, obwohl die Fülle der Erscheinungen in dem großen Garten unserer europäischen Kultur ihn von Blume zu Blume, von Blatt zu Blatt trieb, obwohl nicht das Gesetz der eigenen Schwere, sondern die magnetische Anziehungskraft der außer ihm liegenden Dinge die Richtung seiner Flugbahn bestimmte?

Am Ende hat dieser gegenwartsfreudige Europäer auch als Dichter doch wohl nur Zeitströmungen, literarischen Zeitströmungen Ausdruck gegeben. Er machte zu viele Moden mit, als daß er den ganz großen Urschöpfern könnte angereiht werden, er trug den literarischen Forderungen des Tages viel zu sehr Rechnung, als daß er in ferne Zeiten und Ewigkeiten hineinragen dürfte, er lebte zu viel und zu intensiv mit andern Individualitäten, als daß er, eine ganz aus dem eigenen reichen Innern erwachsene Naturkraft, in monumentaler Größe vor uns dastehen könnte (wobei außer acht gelassen sei, daß seiner Dichtung, die sich in Menschen- und Problemdarstellung erschöpft, die lyrischen Laute fehlen). Aber man sage nicht, daß Hermann Bahr ein nach dem Erfolg schielender Macher gewesen sei. Mag er immerhin in mancherlei Sätteln hergekommen sein — er hat niemals eine traurige Figur gemacht auf seinem Pegasus. Mag er vielerlei nachempfunden, sich in allerlei Stilkünsten geübt haben — er hat es mit Geschmack und als ein kunstsinniger Meister getan. Und dann ist da unter seinen unzähligen Sachen doch wohl einiges, das als Festgefügtes und glücklich Gestaltetes in der Hochflut der abschwimmenden Literaturprodukte Größe und Dauer hat. Da ist das Lustspiel „Das Konzert" (Erich Reiß, Berlin): dies gütige Geschenk einer ganzfreien, ganzvollendeten Menschlichkeit. Da ist das Lustspiel mit kulturpolitischem Unterton „Der Krampus" (Albert Langen, München): ein anmutig helles Bild des Wienertums aus der Wertherzeit, in dem überlegene Ironie und bittere Kritik, spielerische Grazie und zopfige Gravität in einem wunderbar abgestimmten Gemisch von Farben aufleuchten. Da ist — vor allem — eine Reihe von Kulturromanen („Die Rahl" 1908; „Drut", 1909; „O Mensch", 1910. Im Verlage von S. Fischer, Berlin), die wie ein großstilisiertes Triptychon unserer Gegenwartskultur ausschauen und von echtester Gestaltung und tiefstem Gehalte sind. Dies und wohl noch manches Kommende, das die gereifte Kraft des Fünfzigers in sich aufgesammelt hat und hinschenken wird, wird Hermann Bahr, dem Vielumgetriebenen, gewißlich eine Dauerstatt in der Geschichte des dichtenden deutschen Geistes sichern.

Aber mehr noch wird er vielleicht als der aufschließende Deuter, Klärer und Kämpfer unseres vielstrebigen Kulturzeitalters dereinst gekannt und geschätzt werden. Um den ganzen Bahr zu haben, muß man die zahlreichen Bände seiner essayistischen Schriften durchkosten. (Genannt seien: „Studien zur Kritik der Moderne" bei Rütten und Loening, Frankfurt, 1894; „Renaissance" bei S. Fischer, Berlin, 1897; „Bildung", bei Schuster und Loeffler, Berlin, 1900; „Rezensionen", bei

Digitized by Google

S. Fischer, Berlin, 1903; „Premièren", bei Albert Langen, München, 1902; „Dialog vom Tragischen", bei S. Fischer, Berlin, 1904; „Dialog vom Marsyas", im Insel-Verlag, Leipzig, 1905; „Dalmatinische Reise", bei S. Fischer, Berlin, 1909; „Austriaca" dto., 1911; „Inventur" dto., 1912; Essays, im Insel-Verlag, Leipzig, 1912; zuletzt: „Das Hermann Bahr-Buch", eine geschickt getroffene Auswahl aus den vorigen Bänden). Durchkosten sage ich: denn man hat den Genuß an der schöngeschliffenen Form, die Freude am lodernden Temperament mit der Bereicherung an Einsicht, Geistigkeit und Kulturgefühl in einem. Hermann Bahr meistert die Kunstform des Essays auf eine eigene Weise. Ohne die mindeste Pretiosität, die nach den berühmten Mustern einiger Außenseiter bis zur ödesten Aefferei gegenwärtig gepflegt wird, sprudelt er seine geradezu dringende Red' aus dem unerschöpflichen Quellbrunn herzhafter Einfälle und Gedanken, der immer in ihm in Bewegung ist. So spricht, wie Bahr schreibt, ein mühelos redender Mund, der übervoll des Geistes ist, den er verkündet. Hinter dem bildkräftigen Wort leuchtet ein sinnenfrohes Auge, hinter den zwanglosen und dennoch durchrhythmisierten Satzreihen wirkt sich ein beweglicher und dennoch wohltemperierter Gestus aus, und aus dem Sinn des Gesagten dampft und lodert wie ein brandendes Meer eine lebendige und lebendigmachende Seele.

Da sitzt kein geschäftiger Intellekt am Webstuhl, dünne Gedankenfäden zu einem blassen Gewebe mühsam zusammenschlagend — da tanzt ein munterer Geist nach den Melodien eines leidenschaftlich frohen Herzens, da spricht sich das Leben über sich selber aus. So muß man bei Bahr dem Essayisten abgründige Bücherweisheit, Gedankenverhäkelung, Krimskrams syllogistischer Aufreihungen und blasser Abstraktionen nicht suchen. Aber Geschautes und Erlebtes, bunte Fülle gedanklicher Gesichte und ein Fest für Herz und Sinnen wird man stets bei ihm finden.

Schwerer noch wiegt das Gegenständliche seiner Essays auf der Kulturwage der Gegenwart. Die Bücher, in denen Bahr seine Kunst- und Kulturbekenntnisse, seine Flüche und Segnungen, seine Erlebnisse aus Gedanken, Werken und Menschen niedergelegt hat, sind Offenbarungsschriften für eine neue, werdende Menschheit. Schwerlich dürfte es seit Goethe einen Geist gegeben haben, in dem die Vorwelt und Mitwelt sich so vollkommen abgespiegelt hätte. Keine Fragen, die uns auf den Nägeln brennt, sei sie künstlerischer, politischer, wirtschaftlicher oder allgemein kultureller Natur, die hier nicht aufklänge, leidenschaftlich hin- und hergewälzt würde. Keine Persönlichkeit: von Goethe bis Wedekind, von Leonardo bis Liebermann, von Beethoven bis Strauß oder Mahler, von der Wolter bis zur Duse, von Kant bis Vaihinger, von Napoleon bis Bismarck oder Sven Hedin, die hier nicht beschworen würde und in kräftiger Silhouette oder in plastischer Vollfigur vors innere Gesicht träte. Was die letzten Jahrhunderte an Bedeutendem hervorgebracht, lebt in der Spiegelung dieses bedeutenden Geistes, in der Umarmung dieser allumfassenden Seele, in der leidenschaftlichen Durchdringung dieses glühenden Temperamentes beglückend auf. Aber auch was die Zukunft uns verspricht, drängt sich in Bahr's Bekenntnisschriften in quellenden Strömen ans Licht. Er hat den Glauben an die Wunderkräfte organisierter Menschenmassen, hat den

Digitized by Google

Glauben nicht nur an Perſönlichkeiten, ſondern auch an den Kollektivgeiſt beſinnungsfroher Völkerſcharen. Dies hebt ihn über Goethe hinaus, dies macht ihn zum Mitbildner, Schutzpatron und Heiligen einer kommenden Zeit. Einer beſſeren, ſchöneren, frommeren Zeit, die das Wort Menſchſein in einem höheren, liebenderen Sinne begreifen und wahrmachen wird. In dieſem Erſehnen und Vorbereiten einer helleren Zukunft lebt Bahr's religiöſe Seele auf. Sie offenbart ſich beſonders hingebend in dem letzten Eſſaybande „Inventur." Hier fahren zornige Blitze herab auf die erbärmliche Gegenwart, die den Menſchen in den Dienſt eines alleſentſeelenden Induſtrialismus zwingt und ihn zum Werkzeug ſeines eigenen Werks herabwürdigt. Hier quellen aber auch warme, menſchenliebende, menſchheitumſchlingende Gefühle auf, die zum Zuſammenſchluß, zur gegenſeitigen Hilfe, zur gemeinſamen Erkämpfung eines beſſeren Menſchenloſes aufrufen und für das weite Gottesreich der Liebe werben.

Das weite Gottesreich der Liebe: dies iſt der Weisheit letzter Schluß des Fauſtus Hermann Bahr, der in irrem Drang nach Schönheit und Erkenntnis die Welt durchrannte, aus jeder Blume Honig ſog, von jedem Baume Früchte aß... Den Klebern und Prinzipienreitern war dieſer ſtürmiſche Erraffer ein Greuel und ein Anſtoß von je wird es ſein. Uns andern hat er die Ernte der Vergangenheit in die Scheuern gebracht, iſt er ein Wegebahner erſehnter Zukunft.

Adolf Teutenberg, Weimar

Balkangloſſe.

Die jüngſten Balkanvorgänge haben alles auf den Kopf geſtellt. Mörderiſche Kämpfe zwiſchen Kriegsverbündeten ohne Kriegserklärung. Schlachten, die nach dem Eingeſtändnis des Königs Ferdinand, von der bulgariſchen Armee *gegen* den Willen der eigenen Regierung geſchlagen wurden. Gleichwohl keine bulgariſche Militäranarchie. Unerwünſchte Verwandlung der rumäniſchen Drohung, die Rußland einzuleiten wußte, in eine tatſächliche Kriegserklärung an Bulgarien. Einmarſch der rumäniſchen Armee in Bulgarien — ohne daß es anſcheinend zu einer Gegenſtellung der Bulgaren kommen wird, alſo Krieg ohne Kämpfe. Verſagen der bulgariſchen Kräfte, die nach den Erfolgen gegen die gleichfalls verſagenden Türken, zu den höchſten Odds notierten. Alles Ueberraſchungen, Enttäuſchungen. Und durchaus Folgewirkungen der unſeligen Uneinigkeit unter den Großmachtsgruppen. *Tripleentente* und *Dreibund* haben wie in der antiken Mythe, in den Lüften die Kämpfe mitgekämpft. Nur an ihrer Göttereigenſchaft wird mit Recht gezweifelt.

Und daß alles dies unter der Etikette: „*Schaffung eines friedlichen Balkans*" geſchah, gibt das blutigſte Faſtnachtsſpiel ab.

Die ruſſiſche Politik hatte den *Balkanbund* geſchmiedet. Der ſlaviſche Ring um den empfindlichſten Teil des Dreibundes, Oeſterreich-Ungarn, ſollte um ein erhebliches Stück weiter gezogen werden. Die Türkei brach nieder und die Sieger benahmen ſich wie eine ſchlecht eingeführte Meute, die ſich untereinander um die Beute verbeißt. Der *erſte* ruſſiſche Streich war *fehlgegangen*. Die Balkanſlaven waren mit den üblichen Mitteln nicht mehr zur ruſſiſchen Räſon zu bringen.

Bulgarien ſah ſich im Geiſt nicht nur als *Großbulgarien*, ſondern als *Vormacht des Balkans*.

Digitized by Google

Und wurde in seinem Größenwahn, der aus rein militärischen Erfolgen gezeugt war, vom Ausland bestärkt. Oesterreich-Ungarn, dem es natürlich genehmer war, ein Großbulgarien werden zu sehen, als ein Großserbien, schmeichelte dem angeblichen, diplomatischen Meister Ferdinand und regte damit Rußland an, zu seinem zweiten Streich auszuholen.

Rumänien war nicht so schwer zu überzeugen, daß ein Großbulgarien eine rumänische Bedrohung bedeute. Es pfiff auf die schulmeisterliche Belobung, die ihm der Dreibund als „Friedensbollwerk" des Orients zu Teil werden ließ, und entschloß sich, in der heikelsten Stunde für Bulgarien, am Balkan mitzutun. Es wird natürlich in erster Linie rumänische Interessen verfechten, aber gleichzeitig automatisch den russischen Schutzmann für die unbotmäßigen Balkanslaven abgeben.

Denn ein Teil seiner Forderungen, die es mit einer intakten, mächtigen Armee wohl durchbringen kann, nämlich die Zurückschraubung von Großbulgarien und auch Großserbien, auf nahezu den früheren Kleinstandpunkt, deckt sich ja mit den eigenen, rumänischen Interessen.

Dieser russische Koup ist also zweifellos erfolgreich gewesen. Nur in der weiteren Folge dürfte nicht alles programmäßig gehen. Auf das Canossaschreiben des bulgarischen Königs an den russischen Zaren, kann kein großes Gewicht gelegt werden. Die bulgarische Oeffentlichkeit revoltiert schon deutlich gegen König Ferdinand und seinen russophilen Minister Danew, deren Politik sie die Mißerfolge gegen Serben und Griechen zuschreibt. König Ferdinand wird gut daran tun, sich an das Schicksal seines Vorgängers, den der erworbene Titel des Siegers von Sliwnitza gar nicht schützte, zu erinnern.

Die russische Politik will ihre Balkanlaven möglichst mürbe wie ehedem wissen. Vergißt aber, daß diese Länder doch werdende, wachsende Kraftquellen haben und sich daher nicht mehr, wie einst, behandeln lassen. Gelingt es auch Rußland jetzt den Frieden zu stiften, wird es weder in absehbarer Zeit einen halbwegs festen Balkanbund schaffen können, noch einen ruhigen Balkan konstituieren, und wird nur zwei — mit zunehmenden Kräften immer „antislavischer" sich gebärdende Faktoren stärken, nämlich Griechenland und Rumänien. Ein Schiedsspruch, der serbischen und bulgarischen Forderungen gleichmäßig Rechnung trägt, ist eine Unmöglichkeit. Ein autonomes Macedonien mit dem Wiedererstehen der nationalen Propaganden und Unruhen, desgleichen.

Es wird also nach jedem Schiedsspruch mindestens ein unversöhnlicher, grollender, unzufriedener Teil verbleiben. Vielleicht werden es beide sein. Aus solchen Elementen macht man aber schlechte Satrapen.

Bezeichnend ist es, daß die Balkanverhältnisse in den großen politischen Zentren Europas durchaus nicht aus den Gesichtswinkeln Bulgarien, Serbien, Griechenland, Rumänien, gesehen werden, sondern durchwegs als Erfolge und Mißerfolge der Tripleentente und des Dreibunds! Dort wäre also der Friede zu stiften, dann bliebe auch der Balkan ungefährlich .... v. S.

Alles für 3 Mark.

Vaterlandsliebe ist ein Katalogartikel geworden, und es haben sich in den letzten Jahrzehnten eine Reihe

Digitized by Google

von Verbandsgeschäften und Geschäftsverbänden aufgetan, die ihn sub Patriotismus verramschen.

Der Deutsche Kriegerbund ist darunter die vielleicht größte Organisation. Er ist jene bekanntlich „unpolitische" Einrichtung, die bei den Wahlen als letzter Notdamm gegen die Sozialdemokratie dienen soll, und sich im übrigen das Jahr durch mit dem Warmhalten einen vorschriftsmäßigen Gesinnung beschäftigt.

Aber man merkt, daß Fahnenweihen und Hurraschreien nicht mehr zureichen. Sie befriedigen zwar das Gemüt, machen den Magen jedoch nicht satt, und da die Gewerkschaften der Arbeiter den Idealismus ihrer Mitglieder auf der solideren Grundlage eines befriedigten Magens aufbauen wollen, wird auch die Konkurrenz gezwungen, finanztaktisch zu denken und Kassenpolitik zu treiben. Die Männer an der Spritze wollen mehr Geld in den Kasten legen können, damit die Glieder sich stärker an die Gemeinschaft gebunden fühlen. Die Aelteren weinen zwar ein bischen darüber, daß der Patriotismus der Kriegervereine von der reinen Gesinnungsfreude entfernt und mit Kassenwesen, Bürokratie und Privatvorteil verknotet werden soll, aber die Jungen haben den „Zug der Zeit" erfaßt und einer von ihnen will sogar die „Krieger" mit besonderen Arbeitsnachweisen versorgen.

In dem von Hauptmanns Festspiel erfolgreich gereinigten Breslau waren sie jetzt zusammengekommen, um einen großen Kampf um die Beitragserhöhung zu schlagen; es floß freilich viel Wasser in den Glühwein der Begeisterten, denn die Geldtasche ist ein Feind des Enthusiasten. Aber die Größe ihrer Bedeutung versammelte sie doch in schöner Einheitlichkeit, und die Welt erfuhr die Vorteile des Kriegervereins:

„Was wird unseren Mitgliedern nicht alles für 3 ℳ jährlich geboten! Sie haben eine angesehene Stellung als Mitglieder des Kriegervereins am Orte, sie dürfen an allen patriotischen Festen teilnehmen, sie haben Unterstützung im Falle der Not, sie haben ein ehrenvolles Begräbnis, die Witwe bekommt Sterbegeld und sie haben als Mitglied des Kyffhäuserbundes die Anerkennung des Kaisers. Alles für 3 Mark."

Ein schlesischer Schulmann hat diese Addition aufgemacht, ein Gymnasialdirektor, ein Mensch mit kaufmännischem Instinkt. Er hat recht: Das Verfahren ist billig. Welches Heidengeld kostet es andern Leuten, die Anerkennung des Kaisers sich zu kaufen, und die Sportel für einen wahrhaft vaterländischen Festrausch darf auch als angemessen betrachtet werden. Man hebt mit einer kleinen Anzahlung seinen allgemeinen Kredit und abonniert auf ein immerhin würdiges Leichengefolge.

Alles für drei Mark! Konkurrenzlos! Patriotismus zu zurückgesetzten Preisen, monarchische Begeisterung unter den Gestehungskosten, um den Artikel auf dem Markt zu halten.

Fridolin

Infallible Aktenreiter.

Kürzlich lief durch die Presse ein Bericht über eine Konferenz im Reichsversicherungsamt, bei welcher der Präsident dieses Amtes, Dr. Kaufmann, vor den Vertretern der Landesversicherungsämter und -anstalten sowie zahlreichen anderen hohen Beamten „mit größter Entschiedenheit" die Erklärung abgab („als einstimmige Ansicht der

Digitized by Google

Konferenzbeteiligten"), „daß Simulation auf Seiten der Versicherten, mag sie das Krankheitsbild ganz oder teilweise bestimmen, nur sehr selten auftritt." Das gleiche gelte von der „Rentenhysterie", die noch weit seltener beobachtet werde.

Wer wäre kompetenter, diese Frage zu entscheiden, als ein Konzilium von Juristen und hohen Verwaltungsbeamten!

Daß so gut wie alle auf diesem Gebiet praktisch tätigen Mediziner die umgekehrte Erfahrung gemacht haben, daß hunderte von ärztlichen Veröffentlichungen, daß ganze Monographien existieren, die klipp und klar das Gegenteil erweisen, — davon braucht der Präsident des Reichsversicherungsamtes nichts zu wissen!

Es mag von Interesse sein, zu hören, wie sich das bekannte Ehepaar Sidney und Beatrice Webb, das gewiß nicht dem Verdacht ausgesetzt ist, in den Fußstapfen des Herrn Professors Dr. Bernhard zu wandeln oder sonstwie „unsozial" zu denken, zu dem Problem stellt.

Im vorigen Jahr ist bei E. Diederichs in Jena die von Helene Simon besorgte Uebersetzung eines sehr bedeutsamen Werkes der beiden Webb, „Das Problem der Armut", erschienen, dessen Studium aufs angelegentlichste empfohlen sei.

Der siebente Abschnitt des Buches behandelt die Arbeiterversicherung und nimmt ergiebig Bezug auf die deutschen Verhältnisse. Da heißt es denn:

„Was den Sachkundigen am bedenklichsten stimmt, ist der Einfluß des Versicherungszwanges auf die individuelle Moral. Es ist keine bloße Theorie, daß die obligatorische Versicherung der ganzen Arbeiterklasse mit erheblichen Unternehmerbeiträgen und Staatszuschüssen die Simulationsgefahr stark erhöht ... Aus jedem allgemeinen staatlichen Versicherungszwang erwächst, als vereinigtes Ergebnis der Aufbringung der Mittel aus teilweise andern als den Beiträgen der Nutznießer und aus dem bedingungslosen Rechtsanspruch auf diese Mittel in Gestalt von Versicherungsgeldern, die denkbar größte Versuchung und, wie die deutschen Erfahrungen zeigen, die unvermeidliche Tendenz zu ausgiebigem Simulantentum."

Die Webbs erachten es als feststehend — und durch das deutsche Experiment bereits schlagend dargetan —, daß jeder Staat, der sich an den allgemeinen Versicherungszwang wagt, ohne daß er gleichzeitig umfassende Vorkehrungen trifft: zur Verhütung der versicherungspflichtigen Gefahrenmöglichkeiten und zur schleunigen Erledigung jedes eingetretenen Unglücksfalles, einmal die Versicherten moralisch schädigt, andererseits sich immer wachsenden Ansprüchen gegenübersieht, die entweder ein entsprechendes Steigen der Beiträge oder der Staatszuschüsse und auf alle Fälle der Gesamtlasten der Gesellschaft bedingen." Dr. med. Blaich

Justiz und Kinderstube.

Ein westfälischer Arbeiter, der auf Grund der Zeugenaussagen zwölfjähriger Buben zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt worden war, ist kürzlich — nach Verbüßung der Strafe — im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen worden, weil sich seine Unschuld vollkommen herausstellte. Um dieselbe Zeit kam die Unschuld eines Drogisten in Neubrandenburg an den Tag, der infolge der Beschuldigungen eines dreizehnjährigen Mäd-

Digitized by Google

chens zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, die er gleichfalls schon „verbüßt" hatte.

Es ist zu erwägen, ob die unumgängliche Verwendung kindlicher Belastungszeugen in der Folge nicht zweckmäßiger geregelt werden kann. Die vorliegenden Fälle scheinen zu beweisen, daß bei zwölf- bis dreizehnjährigen Zeugen der natürliche Hang zur Lüge schon zu weit entwickelt ist, um den Aussagen noch kindliche Unverdorbenheit unterstellen zu können. Das Ansehen der Rechtsprechung heischt dringend, daß in Zukunft jede Möglichkeit ausgeschlossen wird, Buben- und Mädchenstreiche zwölfjähriger Zeugen mit Gerechtigkeitsentladungen der Justiz zu verwechseln. Zum Selbstschutz der Gerichte gegen Verdächtigungen jeder Art ist zu fordern, daß nur jugendliche Zeugen zugelassen werden, die das dritte Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Die sprichwörtliche Wahrheitsliebe des Säuglings ist geeignet, von vornherein jeden Fehlspruch zu verhindern, der die persönliche Sicherheit des Staatsbürgers in Gefahr bringen könnte.

Der Einwand, daß dann wichtige Belastungszeugen durch Milchwechselkrankheiten den Verhandlungen entzogen werden könnten, ist juristisch belanglos, weil ja einer kommissarischen Vernehmung an der Wiege nichts im Wege steht. Emanuel

„Orpheus" in Hellerau.

Die Aufführung von Glucks Orpheus durch die Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze im Rahmen ihrer heurigen Schulfeste bedeutete so etwas wie die prinzipielle Grundlage für eine Reform unseres Opernwesens. Der Darstellungsstil unserer Opern ist kein „Stil", denn die Elementarwerte des Theaters: Raum und Bewegung, sind überwuchert durch deren Unterwerte: Milieu und Mimik, die sich zudem höchstens dem Text anpassen, aber nicht der Musik und ihrem Rhythmus unterordnen. So ist z. B. jede Wagneraufführung krasseste Ueberfüllung der Musik, wildestes Barock. Die Erziehungsmethode Jaques-Dalcroze, vor allem ihr System einer rhythmischen Gymnastik, sieht als den Träger einer Uebereinstimmung zwischen räumlichem und zeitlichem Geschehen den menschlichen Körper an und erkennt als Grund der angedeuteten ästhetischen Trübung eine physische und ethische, nämlich Störungen des Ineinanderarbeitens von motorischen und sensorischen Nervenzentren, welches sie widerherzustellen sucht. Indem man hier also von dem Ideal einer Einheit zwischen Körper und Geist ausgeht, gelangte man im Künstlerischen, fort- und rückschreitend, zu Gluck, der ein Befreier aus entartetem Barock gewesen, der die wertvollen formalen Elemente des romanischen Geistes von überwuchernden Spielereien zu reinigen, zur Strenge zu führen und mit der Ausdruckskraft des germanischen Geistes zu versöhnen und zu vermählen trachtete. Dieses Werk setzt man in Hellerau fort. Die Aufführung des Orpheus wollte alle Bühnenfaktoren der Musik unterordnen, das Sichtbare dem Hörbaren, das räumliche Geschehen dem zeitlichen, und eben dies versteht man hier unter Rhythmus. Wir sahen Raum, durch Licht, durch Treppen, durch Teilungen und durch bewegte Körper gegliedert, und zwar nach dem Willen der Musik gegliedert, also tönend bewegten Raum. Anregungen wurden gegeben, die weiterwirken werden, sicherlich auch

Digitized by Google

auf das Wortdrama, dessen monumentale Gestalt der Verein „Hellerauer Schauspiele" im gleichen Saale pflegen will. Hans Brandenburg

Kokoschkas Selbstportrait.

Der vorletzte Stil im Malen von Menschenköpfen heißt Eugène Carrière, der letzte Edvard Munch. Für Carrière ist Geistigkeit eine glühende Objektivität, in die man sich taucht, eine Brunst, der man sich hingibt, ein tobendes, schmerzvolles Chaos. Menschen darstellen heißt ihm, sie aus Flammen retten, sie aus der Wollust des Geistes herausstellen. Leise und in Wolken hebt sich auf seinen Bildern das Leben von den Stirnen und klebt in Schatten an den Händen. Der Geist greift durch die Geister hindurch zum Beschauer. Bei Portraits von Daudet und Verlaine etwa analysiert Carrière nicht irgendwie die Vorstellungen, die er von diesen Männern besitzt, sondern er charakterisiert rodinhaft: durch die Berührung und Durchdringung mit einer von Romantik umfluteten, weichen Welt von Nerven, Rätseln und Leben.

Munch kennt diese Dualität zwischen Mensch und Geist nicht. Er gibt (sehr nordisch) die einzelne Person, die individualisierte und auf ihre Formel gebrachte Existenz. Als die Sondererscheinung des Fabrikdirektors S. S., des Musikers N. N. . . . . Doch mit dem Willenswahnsinn der Wahrheit, mit dem Machtgefühl des Wissens um einen Menschen.

Heute, so scheint es, möchte man gerne zur Synthese beider Stile kommen. Derartiges spricht aus dem Selbstportrait des Wieners Oskar Kokoschka, das für mich das stärkste Erlebnis der diesjährigen Berliner Sezession bedeutet.

Kokoschka gibt das erlittene Wissen um das Ich. Doch mit solchem Drange in die Welt, daß der Beschauer völlig in den Bannkreis dieser Existenz gezogen wird und, aus gleichen Elementen errichtet, den eigenen Fall vor sich sieht. Kein Schrei, kein Bekenntnis steigt empor. Sondern: das Erkennen eines Lebens wird sichtbar, dieser Summe von spitzen Widerständen, über die dunkel ein Gott thront. Dieser Knabenkopf, der Empfindung eines geängstigten Staunens preisgegeben, steht vor seinem eigenen Sein. Ein Zwang beherrscht das schmale, nervöse Gesicht (das in einer Fläche rötlicher Marmorierungen steht): Schließlich will dieses Leben angenommen, die junge Stunde erfüllt sein, mit all dem Reichtum, den sie tragen kann. Also spricht Schopenhauer: „Die Stunden des Knaben sind länger als die Tage des Alten."

Das Bild ist von jener Einfachheit, die von der Eindeutigkeit eines Problems herrührt. Im Grunde will Kokoschka weder die Wahrheit analysierter Existenzen, wie der Fanatiker E. Munch, noch die Berührungen mit Gott, wie Carrière, sondern etwas, was beide Möglichkeiten umschließt: Nacktheit, d. h. die menschliche Haut mit dem Gewicht der Atmosphäre auf ihr. Rudolf Kaiser.

Zum Redaktionswechsel.

Entgegen einer unzutreffenden Mitteilung an die Presse können wir die Leser des März authentisch davon unterrichten, daß die aus literarischen und politischen Gründen erfolgte Berufung des neuen leitenden Redakteurs den Wechsel des Druckorts zur Folge hatte und nicht umgekehrt.

Der Herausgeber.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstraße 91
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Der badische Großblock

Von Ludwig Frank, M. d. R.

Baden wurde Jahrzehnte lang von den Nationalliberalen regiert. Ihre Verdienste sind heute noch nicht vergessen. Unter ihrer Herrschaft wurden die Verantwortlichkeit der Minister, die Selbstverwaltung der Gemeinden, die Gleichberechtigung der Konfessionen und manche andere liberalen Gedanken schneller und besser, als in den übrigen deutschen Staaten, verwirklicht. Aber die Erben von Lamey und Mathy blieben zu lange ohne Ablösung an der Macht. So mißbrauchten sie zuletzt den politischen Kredit, den ihnen ihre Vorgänger erworben hatten, und wurden zur „Beamten- und Herrenpartei", zum Hemmnis der fortschrittlichen Entwicklung. Ihre Mehrheit in der zweiten badischen Kammer konnten sie nur noch durch ein indirektes Wahlrecht aufrecht erhalten, gegen das sich der gemeinsame Angriff einer immer mehr erstarkenden Opposition richtete. Von 1890 ab führte das Zentrum im Bunde mit der bürgerlichen und der sozialistischen Demokratie einen zähen, unermüdlichen Kampf, bis im Jahre 1904 das direkte Wahlrecht erstritten wurde.

Jetzt aber erhob sich die „schwarze Gefahr". Die Bevölkerung ist zu zwei Dritteln katholisch, — die Klerikalen hofften ans Ruder zu kommen. Im Jahre 1905, bei den ersten Wahlen nach der Aenderung der Verfassung, gelang es dem Zentrum, schon im ersten Wahlgang 28 von 73 Sitzen zu erobern. Aber dieser Erfolg wirkte wie ein Weckruf. Die antiklerikalen Parteien, — Nationalliberale, Fortschrittler und Sozialdemokraten, — schlossen sich zusammen, versprachen sich gegenseitige Hilfe, und die Wähler folgten begeistert der neuen Parole: das Zentrum konnte im zweiten Wahlgang keinen einzigen Bezirk gewinnen, — *der Großblock hatte seine erste Probe glänzend bestanden.*

Digitized by Google

Aus diesem wahltaktischen Bündnis erwuchs nach und nach eine Arbeitsgemeinschaft im Parlament; — die Nationalliberalen, belehrt durch schmerzliche Erfahrungen, sahen ein, daß sie sich gegen rechts nur durch wirklichen Liberalismus behaupten können. Die ursprüngliche, negative Aufgabe, die sich in der Abwehr der Zentrumsmajorität erschöpfte, wurde erweitert zu dem positiven Programm: Erfüllung jener politischen, sozialen und kulturellen Forderungen, die von der Arbeiterschaft und dem liberalen Bürgertum gemeinsam gestellt werden. So wurden für die Volksschule, für die Gemeinde- und Städteordnung, für das Steuerwesen wertvolle Gesetze geschaffen, wenn auch auf allen Seiten manche Wünsche unberücksichtigt bleiben mußten. Daß die Linke entgegen vielen weisen Voraussagen sich als aktionsfähig erwies, war die bitterste Enttäuschung für die Gegner. Nur so erklärt sich die verbissene Wut, mit der diese unbequeme, nicht wegzuleugnende Tatsache verhöhnt und verleumdet wurde. Liberale Abgeordnete wurden, unter erbärmlichem Geschrei über ihre angeblich verletzten Beamtenpflichten, als rote Revolutionäre bezeichnet. Sozialistische Führer wurden, um sie bei den Massen zu verdächtigen, als Höflinge und Großherzoglich Badische Sozialdemokraten geschildert. Abwechselnd wurden Verstöße gegen vermeintliche Grundsätze des Monarchismus und des Marxismus entdeckt und der Welt verkündet. Aber die widerliche Hetze hatte keinen Erfolg. Bei den Wahlen von 1909 verlor sogar das Zentrum noch einige Mandate. Die Fraktionen haben jetzt im Landtag folgende Stärke:

Sozialdemokraten . .	20	Zentrum	26
Nationalliberale . . .	17	Konservative . .	2
Fortschrittler	7	Bund der Landwirte	1
	44		29

Im Oktober 1913 finden wieder Neuwahlen statt. Von einer Aufregung, wie sie 1909 unter dem Eindruck der Reichs-Finanzreform vorhanden war, ist nichts zu spüren. Aber ein neuer, ungewohnter Ton läßt sich vernehmen. Der Zentrumshirte Wacker,

Digitized by Google

seit einem Menschenalter ein rauher Rufer im Streit gegen die Liberalen, bläst auf sanfter Schalmei die friedliche Melodie bürgerlicher Sammelpolitik. Viele Zweifler können an den Ernst dieser späten Bekehrung nicht recht glauben; denn noch 1905 und 1909 wurden mehrere Sozialisten mit unerbetener Zentrumshilfe in den Landtag geschickt. Aber die Selbstlosigkeit des Zentrums verstieg sich sogar zu dem Angebot, die Liberalen gegen die Sozialisten ohne Gegenleistung unterstützen zu wollen. Der plumpe Plan war aber leicht zu durchschauen, — und niemand ging in die Falle. Das Zentrum hatte die Absicht, in mehreren Kreisen, die bisher sozialdemokratisch vertreten waren, bei der ersten Wahl den Liberalen zum Siege zu verhelfen, damit die Sozialisten aus Aerger über die Verluste für den zweiten Wahlgang kein Großblock-Bündnis abschließen sollten. Damit wäre die klerikal-konservative Mehrheit gesichert gewesen. Die Gefahr wurde rechtzeitig erkannt. Auf ihren Landesversammlungen, die demonstrativ auf den gleichen Tag einberufen waren, beschlossen die Großblockparteien Gegenmaßregeln gegen die Winkelzüge des Zentrums und verkündeten unter begeisterter, einmütiger Zustimmung der großen Volksmehrheit, an der bis heute bewährten Politik festhalten zu wollen.

Das Zentrum wollte die Nationalliberalen nur unterstützen, um sie zu Grunde zu richten. Wenn es dafür noch eines weiteren Beweises bedurft hätte, wurde er geliefert durch die Schwenkung, die Wacker in der Frage der Verhältniswahl vollzog. Wem es wirklich darum zu tun ist, die bürgerlichen Parteien aus der gefährlichen Großblock-Umklammerung zu befreien, muß natürlich für den Proporz eintreten, der die Wahlbündnisse nahezu ganz ausschalten würde. Die zweite Kammer hatte in der verflossenen Tagung einstimmig die Regierung ersucht, einen Proporzentwurf vorzulegen. Allein in den letzten Monaten kommen immer häufiger in der klerikalen Presse Stimmen gegen diesen Vorschlag; — die Herrschaften sehen offenbar ein, daß mit der Einführung der Verhältniswahl die Möglichkeit einer Zentrumsmehrheit dauernd ausgeschlossen würde. So müssen wir uns darauf einrichten,

Digitized by Google

daß diese große Verfassungsreform ohne oder gegen das Zentrum durchgeführt werden wird.

Freund und Feind sind einig in dem Urteil über die Bedeutung der kommenden Wahlen. Wenn das Zentrum siegen würde, wäre die Kette rückschrittlicher Landtagsmehrheiten auch im Süden geschlossen. Aber wir haben die feste Zuversicht, daß das Volk des „Musterlandes" auch jetzt wieder seine politische Reife beweisen und in kleinem Rahmen zeigen wird, wie später das politische Bild Deutschlands im Großen aussehen soll.

Verkehr in Bayern

Von Ludwig Thoma

Kurz vor der Ankunft in München passiert der Reisende einen Engpaß, welcher gebildet wird rechts durch ein hohes Gebäude, ähnlich einem riesigen Getreidestadel, links durch einen Wirrwarr von barocken Häßlichkeiten, in Stein ausgeführten Nachtkästen, Uhrständern und Waschkommoden. Das rechts ist ein Zollamt, das links soll ein Palast sein, erbaut für das Verkehrsministerium.

Weil man seit langen Jahren in allen nicht behördlichen Kreisen eingesehen hat, daß der in die Stadt hineingezwängte Bahnhof viel zu klein ist, weil ferner in dem engen Raum, in den die Schienenstränge zusammengepfercht sind, allwöchentlich Unglücksfälle sich ereignen, entschloß sich die aus Juristen zusammengesetzte Verkehrsleitung durch jene links und rechts aufgestellten Gebäude den Raum noch zu verkleinern, und die Ausdehnung des Bahnhofes für alle Zeit unmöglich zu machen.

Das Verkehrsministerium schuf damit ein Bild seines Wirkens.

Bayern ist bekanntlich das einzige Land Mitteleuropas, welches heute noch mit dem Eisenbahnbetrieb ein Defizit erzielt, und diese verwunderliche Möglichkeit konnte nur durch ein enges Zusammenwirken von Juristen und Landpfarrern erreicht werden.

Digitized by Google

Die Geschichte des bayrischen Verkehrs ist ein Narrenbuch, welches die Schildbürgerchronik bei weitem übertrifft und es gibt keinen kleinen Ort im ganzen Lande, der nicht auf irgend eine schalkhafte Weise durch die Verkehrsleitung geschädigt worden wäre.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß die Münchner Virtuosen eine Neuerung, welche der erfinderische Menschengeist dem Verkehrswesen schenkte, nur zu dem Zwecke aufgriff, um ihre Schadensmöglichkeiten herauszubringen und zu erweisen. Es ist denn auch dem Verkehrsministerium gelungen, das Staatsautomobil so auszugestalten, daß es für alle damit befahrenen Gegenden eine Landplage bildet.

Man erbaute riesenhohe Kästen, die im Stehen beinahe umkippen, im Rollen aber die Balance einmal halten, einmal nicht halten. Auf diese Art erzielte man verschiedene Vorteile.

Zum ersten wurden diese Wägen um viele Zentner schwerer als die schwersten Lastautomobile und man konnte also sogar mit Basalt unterlegte Straßen radikal ruinieren. Zum zweiten gelang es, den Passagieren die Seekrankheit zu erregen, damit einen starken Andrang fernzuhalten und das kgl. bayrische Vorrecht auf Defizit zu wahren. Zum dritten ermöglichte man ein häufiges Umschmeißen, zum Beispiel in dem kleinen Bezirke Tegernsee 2—3mal während der Betriebszeit.

Viertens beförderte man die Staubentwicklung so, daß neben der Straße gelegene Häuser nicht mehr vermietet werden können.

Der letztere Schaden scheint von ultramontaner Seite aus gerügt worden zu sein; man fing an, ihn zu beseitigen.

Natürlich mit der besonderen Klugheit der bayrischen Verwaltung.

Man bearbeitete viele Kilometer Landstraßen in der Weise, daß man flüssigen Teer darüber schmierte und auf den Teer Sand warf. Bei Sonnenschein blätterte der Schmutz auf, bei dem landesüblichen Regen aber erzielte die Regierung eine Dreckmischung von Kot und Teer, die als europäische Sehenswürdigkeit gelten darf.

Nun laufen auch die Hunde, nicht bloß die Klerikalen, schwarz herum. An Wägen und Privatautos aber wurde der Lack durch Teerspritzer so beschädigt, daß die Leute auf Schadenersatz klagten

Digitized by Google

und der Staat wurde in die Möglichkeit versetzt, viele tausend Mark bezahlen zu müssen; das Defizit bleibt gewahrt.

Vernichtung der schönsten Gebirgsstraßen, Vermögensschädigung der kleinen Anwesensbesitzer, Belästigung aller lebenden Wesen, Eindämmung des Fremdenverkehrs, körperliche Verletzung der Passagiere — das sind doch so viele Leistungen, als mit einem einzigen Verkehrsmittel erreicht werden können.

Wenn es der Zukunft vorbehalten sein sollte, die Flugmaschinen und das Luftschiff für den Verkehr einzurichten, so kann man sich auf das „königlich bayrische Staatsluftschiff" nur freuen.

Die Juristen des Verkehrsministeriums werden Maschinen herstellen lassen, die Sonne, Mond und Sterne umfahren.

Der Ehrgeiz unserer bewährten Verkehrsleitung darf darnach streben, auch den über dem Königreiche befindlichen Aether unsicher zu machen. Auf der Erde hat er das mögliche erreicht.

Ein Gruß an Rosegger

Von Theodor Heuß

Das biblische Alter, das er jetzt überschritten hat, macht den kämpferischen Mann und den unermüdlich schaffenden und immer frischen Dichter fast ehrwürdig. Er gehört zwar schon seit einigen Jahrzehnten in die deutsche Geistes-, Volks- und Sprachgeschichte, ein viel beschriebenes Leben, ein schier unübersehbares Werk — aber uns deucht, das Talent zum Ehrengreis habe sich nicht entwickelt. Für die Steiermärker, aus deren Volkstiefe er emporstieg und deren Art und Unart er in den Büchern aufbewahrte, für diese ist er seit Jahr und Tag Gottes Statthalter im grünen Weinhügelland und auf den versponnenen Waldbergen — sie sehen den alt gewordenen Schneidergesellen von ehedem nur mit verliebten Augen an und jeder von ihnen ist in diesen Wochen ein fleißiger Lobsager geworden: wo gibt es heute noch ähnliches, daß ein Dichter, ein

Digitized by Google

Künstler die Sammelkraft der Volksart wurde? Vielleicht in der Provence, wo Mistral als der Heilige eines weiten Landes lebt.

Ja, aber wir andern, die Zaungäste dieser Volksfeier, die nicht nur durch Zeitungspapier rauscht und nicht bloß das Gemächte einer offiziellen Romantik ist, sondern vom Volk, sich selbst zur Freude, begangen wird.

Ich meine, wir senden dem steirischen Mann unsere herzlichen und dankbaren Grüße. Grade der Süden, der die Heimat verwandter „Volksdichter" ist, der Hebel und Gotthelf, der Hansjakob und Auerbach, fühlt sich ein bischen dazugehörig: Bein von unserem Bein, Fleisch von unserem Fleisch. Wenn wir das Wort „Volksdichter" niederschreiben, so sagen wir damit kein Werturteil, das nach oben begrenzen will, sondern verwenden es in dem tieferen Sinn des Künstlers, der zum Munde seines Volkes wurde und Ohr, Herz und Hirn seines Volkes erreicht, der Welt und Leben und Kunst nicht nur vom Schreibtisch und nicht allein vom Kaffeehaus anschaut, sondern mitten im Volk steht, seine Art und Arbeit kennt, Laune und Ehrfurcht besitzt, und nicht nur Zufälligkeiten erhascht, sondern um das Gewicht der Sitte weiß.

Roseggers Werk gehört bei Artikelanlässen den Literarhistorikern, die nach ihren Maßen ausrechnen und feststellen mögen, wieviel die einzelnen Bücher taugen; wieweit er Humorist und wie weit er Tragiker, was für eine epische Methode er geschaffen, was er in der deutschen Sprachbildung geleistet, wie weit er „Realist" und wie weit „Symboliker", wie er zu Anzengruber stand, zu Stifter und anderen. Das soll uns alles heute wenig kümmern, so reich und fruchtbar es im einzelnen sein mag.

Aber wir blicken auf das seltene und seltsame Menschentum, das hier aus dem Bauernvolk herauswuchs, sich in die Literatur hineinschaffte, ohne „Literat" zu werden, wie es das durchschnittliche Schicksal der so Entwurzelten. Dies ist das Große, daß Rosegger bei seiner Art blieb, ein Bauerndichter, der eine Seelen-, Kultur- und Sozialgeschichte des alpenländischen Bauerntums schrieb, die in ihrer Art mit wenigem gemessen werden kann. Klug-

Digitized by Google

heit, Kenntnisse, ‚Bildung' konnten die Liebe und innere Sicherheit des strebsamen Schneidergesellen nicht zerstören; es ändern sich Ausdruck und Führung seiner Arbeit, nicht die Gesinnung.

Rosegger blieb ein Stück Volk, auch als er ein berühmter Schriftsteller geworden. Diese Gebundenheit, die Fessel, aber auch Kraft ist, hat den Moralisten, den Pädagogen, den Publizisten, den Kämpfer wachsen lassen, den Mann, der innerlich sich gedrungen fühlt, „Stellung zu nehmen", die Welt zu bessern, der neben seiner Kunst Leidenschaften hat, die ins öffentliche, religiöse, soziale Leben zielen. Das ist, wenn man so will, das sehr Zeitgemäße des altmodischen Mannes. Denn gerade heute baut man mit rechtem Fleiß und mancherlei Art Brücken, die den Künstler mit den Zielen und Zwecken seiner Generation verbinden sollen, sucht nach dem Künstler, der das Organ und die bewußte Verantwortung eines breiteren Lebens sei. Da steht der Pädagoge und Volksmann aus der Steiermark. Vielleicht liegt ein wenig Resignation auf seiner Stirne und der Mund verbirgt nicht die Erfahrungen mancher Enttäuschung, aber das lebhafte und klare Auge sieht Weg und Aufgabe.

Läßt man dem Wort „volkstümlich" die schöne Tiefe, in der alle Gassenbanalität ertrinkt, dann greift man nach der tragenden Lebenskraft des Mannes, dem unser Gruß gilt.

Der Bankrott der Literarhistorie

Von Friedrich Alafberg

Selten haben beim Tode eines bedeutenden Mannes die Nekrolog-Chronisten so sehr die zeitlichen und so wenig die überdauernden Werte empfunden als beim Tode des Berliner Literarhistorikers Erich Schmidt. Durchaus gefangen genommen von der brillierenden Persönlichkeit des einzigartigen Mannes haben sie den Blick verloren für seine eigentlichen Verdienste um die Wissenschaft. Ge-

Digitized by Google

blendet von dem faszinierenden Glanze ſeines weltmänniſchen Charmes, ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, ſeiner köſtlichen Plauder- und Rednergabe, ſeiner edlen Großgeſinntheit haben ſie ſeinen „Leſſing", den er vor mehreren Jahrzehnten geſchrieben, zu einer unſterblichen Leiſtung erhöht und die Entdeckung des „Urfauſt", die ihm ein gütiges Geſchick in den Schoß geworfen, zur geiſtigen Tat erhoben. Haben ſie überſehen, daß Erich Schmidt nach dem „Leſſing", der ſchließlich doch nur eine Arbeit zweiten Ranges war, nichts von Gewicht mehr gegeben, daß er immer tiefer ins Edieren hineinkam, daß aus ſeinen Collegs und Seminaren kaum nennenswerte, vorwärtsbringende Werke hervorgingen, daß die Zahl ſeiner Schüler zwar ſtets wuchs, ihre ſchöpferiſche Kraft aber ſtets abnahm. Man ahnte nichts — und das in den weiteſten Kreiſen wiſſenſchaftlich und literariſch intereſſierter Menſchen — von der Stagnation, die trotz — und leider auch durch — Erich Schmidt über die Literaturforſchung gekommen. Und man empfand es darum wie einen Schlag vor den Kopf, als nach des vergötterten Meiſters Tode nicht eine Schar trefflich geſchulter Kräfte da war, die in die Lücke hätte ſpringen können. Gering war die Auswahl und bis heute noch ohne Ergebnis die Berufungen! (Und es iſt vielleicht mehr als ein ſchlechter Witz geweſen, daß Adolf Bartels, der die Dichter erſt nach ihrer Raſſe fragt, bevor er ſie literariſch wertet, zum Erben des Erich Schmidtſchen Stuhls vorgeſchlagen wurde.)

Freilich die Eingeweihten wußten ſchon lange, daß dem inneren Bankrott der Erich Schmidtſchen Schule eines Tags der äußere folgen müſſe. Wußtens, ſagtens einander im Colleg oder Seminar mit einem Augenzwinkern oder in einer vertrauten Stunde — leiſe, denn das ſchlimmſte Verdikt durch die Fanatiker oder auch die Oeffentlichkeit hätte ihnen gedroht! — wußtens und gingen zu Roethe, um hier an der älteren Literaturgeſchichte arbeiten zu lernen für die neuere. Die Abwanderung von Erich Schmidt — er ſelbſt hat ſie mit Bitterkeit wohl gefühlt — nahm fortwährend zu; und in ſeinen Collegs verdrängten immer mehr die Juriſten,

Digitized by Google

Mathematiker, Altphilologen, Theologen, Damen die — Literarhistoriker.

Dieser Niedergang der neueren Literaturforschung ist um so erstaunlicher, als er erfolgte zu einer Zeit, wo verwandte Wissenschaften einen überraschenden Aufstieg nahmen. (Nur die Unfruchtbarkeit der Experimental-Psychologie läßt sich mit diesem Niedergang vergleichen!) Die Kunstgeschichte, die doch der Literaturgeschichte sehr nahe steht in der historischen und ästhetischen Methode, nahm eine unerwartete Entwicklung. Nach des großen Jakob Burckhardts Tode unternahm es Heinrich Wölfflin, den glänzenden Ergebnissen der geschichtlichen Betrachtungsweise seines Baseler Vorgängers die Analyse des Kunstwerks selbst an die Seite zu setzen. Das Bild, der Maler, sie sollten nun losgelöst von den biographischen, kulturgeschichtlichen Elementen um ihrer selbst willen, aus sich selbst heraus erkannt und gewertet werden. Der Grundsatz des l'art pour l'art sollte in die Wissenschaft eintreten! Das spezifisch Künstlerische, das künstlerisch Technische sollte einmal voll und rund zu Wort kommen. Und auf den Schultern der Beiden scheint der junge Wilhelm Worringer eine Synthese dieser Methoden mit großen Gaben anzubahnen. Daneben hat die Geschichte der Philosophie — von ihren Fortschritten in der Logik, Metaphysik, Aesthetik wollen wir absehen — bedeutsam sich aufwärts bewegt. (In der Herausarbeitung des zeitgeschichtlichen Milieus der schöpferischen Geister trifft sie sich sehr nahe mit der Literarhistorie.) Wilhelm Windelband hat große Verdienste um die Aufdeckung der großen Linien in der Entwicklung des philosophischen Denkens. Wilhelm Dilthey gelang es, der innigen Wechselwirkung zwischen den Forderungen, Leistungen der Zeit und dem Schaffen des dichterischen Genius mit sublimen Händen nachzuspüren, den Poeten gleichsam sichtbar aus dem Boden, in dem er wurzelt, aufwachsen zu lassen. Und Simmel endlich ist der Psycholog unter den Historikern der Philosophie. Mit der ganzen Ueberempfindlichkeit eines zu tiefst in der Moderne verankerten Kopfes deckt er alle die rätselhaften Zusammenhänge

Digitized by Google

auf, in die nun einmal die Seele des Schaffenden verſtrickt iſt, und richtet gleichſam die Innenräume zu den Gebäuden auf und ein, die die bisherigen Philoſophenhiſtoriker aufgeſtellt.

Warum aber dieſer Niedergang der Literarhiſtorie, wenn verwandte Disziplinen ſo reiche Früchte zeitigen? Mir ſcheint, der letzte Grund iſt das Ueberwuchern der Philologie in der Literarhiſtorie! Beruht zwar die Größe der Leiſtungen Wilhelm Scherers — des letzten überragenden Kopfes in der Literaturforſchung — in der Souveränität, mit der er die von den Grimms und Lachmann ererbten philologiſchen Traditionen nutzbar gemacht hat für die Literaturgeſchichte, ſo zeigt ſich doch auch ſchon hier die Achillesferſe ſeiner Schule. Die Partien über die ältere Zeit ſind zweifellos das Unvergängliche in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur", und er beginnt doch recht bedenklich zu ſtraucheln, je näher er der Neuzeit kommt. Das will ſagen, je mehr das Sprachliche zurücktritt hinter dem Künſtleriſchen, Gedanklichen! Und dieſe Gefahr, die in der Methode des Meiſters lag, haben die Schüler im ganzen Umfang übernommen und zum Schaden ſich reifen laſſen! Die Scherer-Schule und an ihrer Spitze Erich Schmidt — er nannte ſich ſelbſt einen Epigonen Wilhelm Scherers — hat keine neue Methode zu entwickeln vermocht für die Betrachtung der neuzeitlichen Dichtung, ſie hat ausſchließlich die Literarhiſtorie mit den Mitteln der Philologie betrieben. Und hat ſich dadurch ſelbſt das Grab gegraben! Sie übernahm von der Philologie den dankbaren Weg der Quellenforſchung, häufte Stoffunterſuchung auf Stoffunterſuchung und vergaß darüber, das Fazit ihrer Arbeit zu ziehen. Sie münzte die Umbildungen des Stoffes durch die geſtaltende Hand des Dichters nicht für eine künſtleriſche Würdigung aus. Aehnlich überſchätzte ſie die — nur bedingte — Bedeutung der vergleichenden Methode und vergeudete ihre Kräfte in nutzloſer Parallelenjagd. In der Herſtellung eines lesbaren, authentiſchen Textes, die für die ältere Zeit von ungleich größerer Wichtigkeit iſt, ſah ſie eine Hauptaufgabe ihres Forſchungsgebiets. So ſtattete ſie ihre Editionen aus mit einem großen Apparat

Digitized by Google

von Lesarten, mit einem Wust von Anmerkungen und glaubte dadurch Wesentlichstes für das Verständnis des Autors geleistet zu haben. Sie suchte emsig nach den nebensächlichsten, gleichgültigsten Zetteln und Zettelchen in Goethes Schreibtisch und glaubte die Hand des Olympiers in seinen Wäscherechnungen und Weinbestellungen werten zu können. Sie überbot sich in mehrfachen Ausgaben desselben Autors und überschwemmte den Büchermarkt mit ihren Konkurrenzeditionen. Sie gab Schriftsteller in zwanzig Bänden heraus, von denen fünf vielleicht lesenswert sind. Und sie grub in allen verborgenen Kammern und Bibliotheken nach verschollenen, halb verschollenen Dichtern und wurde so zum Totengräber der Literatur. Ueber all dieser Kleinarbeit kam sie natürlich nicht zu zusammenfassenden, schöpferischen Taten. Sie hatte nicht mehr die Kraft — und wohl auch nicht den Mut — zum großgearteten Werk. Sie blieb in der Analyse stecken und drang nicht bis zur Synthese vor. Sie blieb in den Vorarbeiten stecken zu Büchern, die sie nie geschrieben hat. So war ihre ganze Arbeit ein fortgesetztes Versprechen, dem nie die Erfüllung folgte.

Diese mehr auf Fleiß als auf Geist eingestellte Arbeit der Scherer-Schule hatte die ganz natürliche Folge, daß so die jungen Köpfe, die als halbe oder manchmal auch ganze Dichter in ihres Strebens dunklem Drange sich den Brüsten der Literaturforschung nahten, nach kurzer Zeit ihr enttäuscht den Rücken wandten. Ueberwog der kritische Instinkt über dem rein-dichterischen Trieb, so hielten sie noch aus bis zum Doktorexamen und wandten sich der freien Schriftstellerei zu. Und dies Ueberwiegen talentvoller Köpfe in der Theaterkritik und der literarischen Essaiproduktion wäre somit das eigentliche Verdienst der Scherer-Schule, wenn sie im letzten Grunde daran doch nicht unbeteiligt wäre. Andere warfen sich der Praxis in die Arme: wurden mehr oder weniger glückliche Theaterdirektoren, wurden mehr oder weniger glückliche Bibliothekare oder Oberlehrer. Die Dozentenlaufbahn lehnten sie zumeist ab. Und darum haben wir heute mit innerer Notwendigkeit die

Digitized by Google

große Schwierigkeit, für Erich Schmidts Stuhl einen würdigen Nachfolger zu finden.

Die eigentliche Literarforſchung entwickelte ſich indes neben der offiziellen — freilich in beſcheidenem Maße — doch. Wie ſie ſich ja immer neben der abgeſtempelten bewegt hat. Es war ja ganz natürlich, daß die Germaniſtik in ihren Anfängen im weſentlichen Philologie ſein mußte. Sie hatte zu viel mit ſprachlichen Dingen, mit den Denkmälern aus der älteren Zeit zu tun, als daß ſie hätte etwas anderes ſein können. (Nur vergaß ſie, daß ſie mit der Veränderung des Materials von der Neuzeit an auch ihr Handwerkzeug hätte ändern müſſen!) So iſt die eigentliche Literaturforſchung neben und außerhalb der Germaniſtik entſtanden und geblieben. Und bedeutſamerweiſe waren es zumeiſt philoſophiſch geſchulte Köpfe, die hier bahnbrechend gewirkt haben. (Mit der einzigen Ausnahme des bedeutenden Hermann Hettner.) Neben dem älteren Rudolf Haym reihen ſich in neuerer Zeit Wilhelm Dilthey und Georg Simmel als die eigentlichen großen deutſchen Literarhiſtoriker und Literarkritiker. Und ſie werden nach der künſtleriſch-nachſchaffenden Seite hin wertvoll ergänzt durch eine Reihe glänzender Eſſaiſten aus der Gegenwart, unter denen ich Ricarda Huch in vorderſter Linie nennen möchte.

Dieſe Stunde des ſichtbaren äußeren Niedergangs der Scherer-Schule, die nun endlich dem ſchon lang akut gewordenen inneren Verfall als Notwendigkeit folgt, gibt aber gleichzeitig die Bahn frei für neue ſchöpferiſche literarhiſtoriſche Forſchung und Arbeit. Nachdem dieſe Schule Jahrzehnte lang ihre Unfähigkeit zu geſtaltenden, großen Werken erwieſen, muß ſie den Platz abtreten jener Richtung, die das ganze Jahrhundert neben ihr geſtanden und doch Größeres als ſie vollbracht: der philoſophiſch-äſthetiſchen, wie ich ſie nennen darf. Vorausſetzung hiebei iſt die grundſätzliche Trennung der Philologie und der Literaturgeſchichte, der ſprachlichen und der literariſchen Seite der Germaniſtik. Auf den Vorarbeiten, die ja die Scherer-Schule in ſo ausgezeichnetem Maße geleiſtet, wird dann die eigentliche Arbeit einſetzen. Und zwar

Digitized by Google

zunächſt die Herausarbeitung der zeitgeſchichtlichen Bedingtheiten des Dichters, der doch nur ein Träger der Kultur ſeiner Epoche iſt. In den großen Dichterperſönlichkeiten müſſen die Kulturen vergangener Jahrhunderte für uns fruchtbar werden. Neben dieſem zu ſprühendem Leben erweckten Zeitbild, das ohne Kenntnis der philoſophiſchen Strömungen — die Scherer-Schule hatte immer Angſt vor der Philoſophie — undenkbar iſt und das die gedanklichen Werte des Dichters klar umreißt, tritt dann die Geſtaltung der Perſönlichkeit des Autors. Hier wird zu zeigen ſein, wie der Einzelne gebieteriſch ſeinen Willen der Zeit aufdrückt; hier wird zu zeigen ſein, daß der Literarhiſtoriker ſelbſt ein „latenter" Dichter iſt; hier wird zu zeigen ſein, daß er die feinen, tieffühlenden Nerven unſeres Zeitalters hat. Endlich die Analyſe des Einzelwerks! Künſtleriſche Dinge dürfen nur künſtleriſch angefaßt werden! Auch das Dichtwerk muß um ſeiner ſelbſt willen betrachtet und gewertet, muß aus ſich ſelbſt heraus gefaßt werden. Der Formungsprozeß des Dichters, in dem er qualvoll mit ſeinem Stoff rang, bis daß er ihn ſegnete, muß deutlich werden, die formalen Linien, Mittel, Werte müſſen zur Anſchauung kommen. Und es könnte uns gar nichts ſchaden, wenn wir dabei in eine — geſunde — Artiſtik, auf einige Zeit wenigſtens, gerieten! Das Letzte und Höchſte aber muß ſein: daß lebensvolle Menſchen, halbe oder vielleicht auch ganze Dichter (wie ich vorhin ſagte), in dieſem Forſchungsgebiet zu Wort kommen. Menſchen, denen die Kunſt heiliges Erlebnis iſt. Menſchen, groß in der Kraft, Dichtwerke mit Inbrunſt in ſich einzuſaugen, und groß in der Gabe, über das Aufgenommene, Erfühlte ſich Rechenſchaft zu geben; dichteriſche und denkeriſche Naturen. Und es wird dann auch die Zeit wieder kommen, wo die Fachgenoſſen nicht mehr lachen, wenn ein Privatdozent der Literaturgeſchichte Gedichte macht.

Digitized by Google

Selbstmörder

Von Catherina Godwin

I.

chichten wir in zwei Kategorien:

1) der akute Selbstmörder
2) der chronische Selbstmörder.

Der akute Selbstmörder ist Einer, der aus der Vitalitätsbewegung herausgeschleudert und durch sich selbst zum Stillstand gebracht wird.

Er fühlt sich vom Schicksal durch Bankrott — Ehrenverlust — unglückliche Liebe — 2c. — verdrängt, er krankt und stirbt an irgend einem Umstand.

Der chronische Selbstmörder hingegen krankt an einem Zustand.

Er stirbt des Morgens beim Erwachen und des Abends und des Nachts — er stirbt durch Monde — der Verzweiflungsaffekt der Minute und die Agonie ist über Jahre verzerrt und den sogenannten Selbstmord begeht er fast nie.

Der prädestenierte Selbstmörder tötet sich nicht.

Der Tod — das Endziel des Sterbens — überlebt sich an ihm, weltfremd blickt er müde auf seine Tage und träumt — ein Phantast des Todes — von jenem Tode, den er einst normal in Altersschwäche, oder etwa in Gallenleiden erreicht.

Der akute Selbstmörder stirbt am Leben — der chronische Selbstmörder lebt vom Sterben.

* * *

II.

— Feigling —
sagen selbstgefällig die Wohllebigen und rühren ihre Beine im Stolze, daß sie's noch können.

Sich bekreuzigend — schreitet verächtlich die Kirche vorbei und verweigert die Absolution.

Digitized by Google

Starr — die runde Wunde in der Schläfe — ruht der Tote und lächelt mit wächsernen Lippen.

Ein Kranz drauf — eine Träne — ein Achselzucken. —

— Feigling —

sagen selbstgefällig die Wohllebigen und rühren ihre Beine im Stolze, daß sie's noch können.

* * *

Und der chronische Selbstmörder lehnt irgendwo am Fenster und schaut nach der toten Trambahn, die lebend auf runden Rädern davonrollt und starrt auf die Leute, die konkurrenztrunken aneinander vorüberlaufen, und er weiß:

der Blasse dort mit dem Schuß in der Schläfe — der ist kein Selbstmörder. Er hat sich nicht getötet — er wurde getötet.

Ein Mensch, den Schicksal — Umstände — Vererbung — Milieu — zum Eigenhenker werden läßt — den das Leben auf die traurigste, häßlichste Art ermordet und aus ihrer Gemeinschaft drängt, der wäre ein Selbstmörder?

Niemand stirbt freiwillig. Ein jeder wird geboren und ein jeder wird gestorben.

Dazwischen haben wir einigen Willen:

Wir können am rechten Trottoir entlang gehen, oder wir können am linken Trottoir entlang gehen.

* * *

Das Leben verlangt nach Neuem, immer Neuem und entleert den geschwollenen Leib in fanatischer Extase nach aberneuem Werden und läßt sorglos die Füße der Kinder auf verwesten Gebeinen ihrer Väter spielen.

Früher zollte der Tod reichlich den verlangten Tribut an das Leben; er mähte die Menschen zu Haufen in Kriegen, Seuchen und Epidemien dahin.

Heute sammeln sie sich — wehren sie sich — operieren sie sich — hocken in Stockwerken übereinander mit Zentralheizung — Klaviere trommeln von fremden Existenzen, von deren Leben

Digitized by Google

wir nichts wissen, als daß ihre Köchin Paula heißt und alle drei Wochen den Waschhausschlüssel verlangt.

Die Dame aus dem 3. rechts treffen wir mal auf der Treppe — sie erwartet was — und das Fräulein im Parterre trägt ein neues Kleid aus schwarzem Crepe.

Das ist das Leben, das ist der Tod, gequetscht in einen Mietsbau mit einer Hausnummer vorne und einer Autogarage rückwärts.

Wir lesen wohl auch flüchtig beim schwarzen Kaffee:

Kriegsdepesche (von unserm Spezialberichterstatter) ..... Schwere Verluste der Türken .... 480 Tote .... — Grubenunglück .... 63 Arbeiter verschüttet .... — Infolge vergifteter Wurstwaren .... 1 Unteroffizier .... 22 Soldaten .... — Liebesdrama — .... 2 Tote, 1 Schwerverwundeter .... — .... Opfer ihres Leichtsinns .... Dienstmädchen — Spiritusexplosion .... — Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unsere innigstgeliebte Mutter, Schwester, Großmutter, Tante, Schwägerin 2c. .....

Was ist denn das! Kleinigkeit. — Der Tod ist faul! —

Und der Tod fühlt: er kann nicht mehr wie einst — er ärgert sich über die Mediziner — die Sanatorien — die Joghurtmilch — und geht zu den Gesunden, denen das Geschick die Nerven angefressen hat.

Er versucht im Kleinen, was ihm im Großen nicht mehr gelingt und schafft sich so einen Ausweg und mischt das Gift im Wasserglase der bleichsüchtigen Telephonistin — öffnet die Pulsadern des Unbekannten in der Badewanne des Hotels — stößt den Arbeitslosen von der Brücke in die reißende Flut — preßt des Hungrigen Genick auf das Geleise der Bahn — drückt dem Sekundaner im Abort den Strick in die Hand und läßt den Schädel des Neurasthenikers auf dem Pflaster des Hofes zersplittern.

Digitized by Google

Revanchehetze in Frankreich

Von Franz Farga, Paris

Ich kann mir ganz gut denken, daß deutsche Bierbankpolitiker in diesen Zeitläuften mit gerunzelter Stirne von dem neu erwachten Chauvinismus an der Seine orakeln. Was ihnen seit Agadir an krassen Tagnotizen aufgetischt wird, scheint betrüblich genug: Caillaux und Selves tauchen wegen der Kongozessionen in den politischen Orkus hinab, Millerand bringt die Samstagretraite zu Ehren, Delcassé schmettert bei der Touloner Parade sein famoses: „Nous sommes archiprêts", des neuen Kabinetts Tagbefehl vom „nationalen Selbstgefühl" wird von der offiziösen Presse in begeisterten Artikeln ausgesponnen, in chauvinistischen Stücken wird Elsaß-Lothringen allabendlich ohne Schwertstreich zurückerobert, und ein im allgemeinen kühler Mann wie Barthou gebraucht gelegentlich starke, fast ein wenig aufstachelnde Worte. Sind derlei Anzeichen nicht geeignet, den denkfaulsten Optimisten aufzurütteln und die Revanche als unmittelbar bevorstehend anzusehen?

Nein und abermals nein! Wer in Frankreich lebt, die Stimmung belauscht und die Regungen der Volksseele halbwegs zu deuten versteht, muß sich sagen, daß das Land den Revanchegelüsten heute ferner denn je gegenübersteht. Dies klingt wie ein Paradox, ist aber trotzdem logisch.

Sehen wir uns einmal den Chauvinismus näher an: er hat immer existiert, in den letzten zehn Jahren etwas abgeschwächt, mehr wie die chronische Begleiterscheinung eines tiefer wühlenden, aber stolz verhehlten Leidens. Gambettas berühmte Losung: „N'en parlons jamais, pensons-y toujours" war dem Volke aus der Seele gesprochen, weil es instinktiv fühlte, daß patriotischer Schmerz dieser Art sich der öffentlichen Diskussion entziehe, und es gab sehr viele Franzosen, denen selbst Deroulède und die Patriotenliga auf die Nerven gingen. Jedermann muß nun zugeben, daß in dem Augenblick, da man patriotische Szenen in das vergröbernde und ernüchternde Rampenlicht rückt, der einstige Schmerz sich sehr gesänftigt haben muß und seinen agressiven Charakter eingebüßt hat. Denn noch vor fünf Jahren wäre es in Paris ganz einfach unmöglich gewesen, deutsche Uniformen auf der Bühne zu sehen, Flachtrommel und Pikelflöte zu hören, reklamesüchtige Komödianten den ehemals keuschen und verinnerlichten Patriotismus in bombastischen Phrasen verunglimpfen zu lassen. Man wird da einwenden, daß diese Stimmung jetzt mondän ist und von dem famosen Tout Paris propagiert wird? Aber Tout Paris ist ein ganz

Digitized by Google

nebensächlicher Faktor in diesem Kalkül, ist nicht Paris, ist nicht Frankreich, ist nur, von der aus beruflichem Interesse anwesenden Künstlerwelt abgesehen, eine hohle Schmarotzergesellschaft, verkörpert ein bizarres Gemisch der reichen Kosmopolis und der egoistischen, kaltherzigen Müßiggänger-Gesellschaft der „monde chic". Und hat man es nicht erlebt, daß mondäne Stimmungen sich zu rapiden Gegensätzen bekehren? War es nicht vor kurzem noch modern, sich als Antimilitarist zu gebärden? Schwärmten die feinen Damen nicht seinerzeit für Henry und Vaillant? Hielten nicht geschniegelte Salonhelden Vorträge über das Recht des einzelnen Individuums, sich auf Kosten des Nächsten „auszuleben"?

Sehen wir uns diese patriotischen Stücke näher an .... Ich will nicht eingehend von Aristide Bruant sprechen, dessen Melodram „Herz einer Französin" im Ambigu nicht einmal von den Apachen der letzten Galerie ernst genommen wird, und der noch vor drei Jahren, wie sein Roman „Bat' d'Af" beweist, sich in antimilitaristischer Propaganda gefiel. Sein Patriotenherz hat er nach dem Erfolg von Kistemaeckers „Flambée" entdeckt. Dieser Dramatiker kam den Franzosen aus Belgien zugereist und bewies insoweit eine unleugbare Fixigkeit, als er die heiße Erregung der Agadiraffäre theatralisch ausschrotete. Mit Literatur hat dies nichts zu tun und die Stückefabrikanten hatten denn auch alsbald gewittert, daß mit dem Patriotismus etwas zu „machen" wäre. „La Flambée" war noch auf dem Spielplan, als schon die Herren Leroux und Dreyfuß von einem Elsäßer alpresto-Ausflug zurückgekehrt waren und als dessen Ausbeute einen dreiaktigen Wechselbalg bei der Réjane deponierten. Sagen wir offen, daß über „Alsace" seiner Zeit in deutschen Blättern mehr geschrieben wurde als die Sache verdiente, aber man täusche sich nicht über die angebliche Begeisterung, die dieses Machwerk in Paris auslöst. Die hiesige Kritik ist mit wenig Ausnahmen servil und käuflich, was nicht den Kritikern, wohl aber den Eigentümern der Blätter zur Last fällt, und sie konnte deshalb ihr Unbehagen nur in vorsichtig ironischer Art äußern. Aber wie beredt war nicht Brisson vom „Temps", da er von dem mürrischen beklemmten Unbehagen sprach, mit dem die meisten Zuhörer den politischen Tiraden lauschen, es wie eine grobe, verletzende Ungeschicklichkeit empfinden, daß ihr geheimes Fühlen zur öffentlichen Diskussion gestellt wird. Und kann man billigerweise verlangen, daß derartige Stücke verboten werden, nachdem die Zensur nicht existiert? Sollen Franzosen zischen oder pfeifen, wenn auf der Bühne die Marseillaise gesungen wird? Ich habe mir „Alsace" mehrmals angesehen und habe jedesmal konstatiert, daß der Applaus nur zögernd einsetzt, daß die eine Hälfte der Zuschauer die andere überwachte, daß die Gleichgültigen und die Feinfühligen nur aus Besorgnis, etwa gar für

Digitized by Google

Vaterlandsfeinde oder Fremde gehalten zu werden, die Hände rührten und der Beifall endlich fast frenetisch wurde, obzwar er in seinen Motiven nichts weniger denn einer wahren Begeisterung entsprang.

Den besten Beweis aber, wie diese geschäftskluge Dramatik dem natürlichen Empfinden der Pariser zuwiderläuft, lieferte Lavedans „Servir", das zuerst dem Théatre Français zugedacht war, bei der Lektüre aber mit eisigem Schweigen seitens des Lesekomitees aufgenommen wurde. Der Autor war darüber so erbost, daß er sein ganzes Repertoire der Nationalbühne entzog und sich mit „Servir" bei Herrn Guitry meldete, der sich natürlich diesen Reklameschlager nicht entgehen ließ.

Mit dem Chauvinismus ist es also Humbug. Was das „nationale Erwachen" anbelangt, ist's damit wirklich so arg? Zweifellos hieß die Agadiraffäre den inneren Parteihader auf eine Weile schweigen und einte die gemäßigten Elemente, aber sie war nur ein äußerer Anstoß für eine Evolution, die sich seit langen Jahren vorbereitete. Die Abkehr der französischen Jugend von der republikanischen Idee hatte so rapid zugenommen, daß sie die Existenz der dritten Republik in viel ernsterer Weise gefährdete, als es selbst die früheren, viel schwereren Krisen nicht vermocht hatten. Thiers hatte prophezeit: „La République sera conservatrice ou elle ne sera pas." Die Republik war nicht konservativ und blieb dennoch, aber beständig umtobt von furiosen Kämpfen, gleichsam die Beute hysterischer Konvulsionen, aufrecht erhalten und kompromittiert von Parteien, die sie selbst fürchtet, aber auch verwünscht. Es wiederholt sich jetzt dasselbe Phänomen wie zur Zeit Boulangers, wo Paris und die Provinz einmütig sagten: „Il nous faut un homme." Sie hatten sich getäuscht, als sie den blonden Paradegeneral für einen zweiten Bonaparte nahmen, aber trotzdem war der Anprall so heftig gewesen, daß die Republik ins Schwanken geriet und ihr Gleichgewicht erst in dem Bündnis mit Rußland wiederfand.

Wie aber faßte das Volk diese Allianz auf? Hören wir Emile Faguet, den feinsten kritischen Kopf des gegenwärtigen Frankreich: „Die russische Allianz ist an und für sich eine gute Sache, hat uns aber trotzdem sehr viel geschadet. Von dem Augenblick an, da man ihre rein defensive Bedeutung kannte, begriff man, daß sie eine Verminderung unseres Ansehens vor Europa bedeute. Denn sie war sozusagen die Signatur Rußlands auf dem Schriftstück, das den Frieden von Frankfurt darstellt. Rußland sagte da gleichsam den übrigen Mächten: „Wir erkennen den Frankfurter Frieden an, Frankreich ebenfalls, aber wir widersetzen uns, daß man es noch mehr zerstückele." Was daraus resultierte, war eine relative Sicherheit nach außen, die aber große Hoffnungen und große Anstrengungen ausschloß und uns allmählich zu jener Periode

Digitized by Google

nationaler Gleichgültigkeit führte, die mit einer Schwächung des Patriotismus gleichbedeutend war."

Andere Krisen folgten, der Antisemitismus seit 1885, die Affäre Dreyfuß, die Trennung von Kirche und Staat. Alle drei ließen das Land geschwächter zurück, apathisch für die Zukunft, voll mürrischer, verbissener Zweifelsucht, und diese Depression machte sich im letzten Jahrzehnt am meisten fühlbar. Jene Generation, die während der Dreyfuß-Affäre heranwuchs, kämpfte für ein erhabenes Ideal, für Wahrheit und Recht. Aber die jetzige Jugend mangelte gänzlich einer idealen Direktive, sie sah nur die Folgen, konstatierte, wie in beiden Lagern eine Rotte gieriger Streber zu Macht und Ansehen gelangt war, wurde zum Haß und zur Mißachtung der Armee angeleitet. Waldeck-Rousseau setzte im Parlament die Beschlagnahme der Kirchengüter durch, indem er von der famosen Milliarde sprach, die als Erlös den sozialen Reformen zugute kommen würde. Aber der mysteriöse Prozeß Duez zeigte, daß diese angebliche Milliarde in den Fängen einer Aasgeierhorde geblieben war und daß die Liquidation der Kirchengüter mit einem Defizit von etlichen zwanzig Millionen abschloß. Dies war im nationalen Sinn ärger als seinerzeit die Panama-Affäre, und wenn sich jetzt aufs klarste zeigt, daß die Hälfte der französischen Universitätsjugend im reaktionären Lager steht, wenn ein so ätzender Spötter wie Forain nach Lourdes wallfahrtet, wenn Mystiker wie Paul Claudel und Francis Jammes als Genies der jüngsten Literatur — übrigens mit vollstem Recht — verehrt werden, so machte sich andererseits unter der Bourgeoisie wie unter der ländlichen Bevölkerung wiederum der Wunsch nach einem unabhängigen Führer geltend: „Il nous faut un homme." Dies ist der Grund, warum die Popularität Poincarés binnen wenig Monaten lawinengleich angewachsen ist, aber dieser einfache, kühle und kluge Lothringer ist zugleich der besonnenste Parlamentarier Frankreichs. Von ihm hat der Chauvinismus nichts zu erwarten.

So ist es erklärlich, daß, von den Schreiern abgesehen, eine gewisse duldende Resignation mehr der allgemeinen Stimmung entspricht als der viel beschriebene Drang zur Offensive. Daran wird auch die dreijährige Dienstzeit nichts ändern.

Nur zwei Beispiele: Trotz einer vehementen Propaganda ging die Nationalspende für die Aeronautik nicht über dritthalb Millionen hinaus, und wenn im Vorjahr das Parlament 30 Millionen bewilligte, so mußte bereits nach neun Monaten eine Kommission eingesetzt werden, um die von allen Seiten signalisierten Mißstände zu beheben. Es wurde nämlich im Dezember eine Probemobilisierung der „fünften Waffe" angeordnet, die ungenügende Resultate hatte; nur drei Lenkschiffe langten in den Hangars an, fanden aber daselbst weder Füllgas noch Geniesoldaten, und schlimmer noch erging es den

Digitized by Google

Aviatikern, die an der Grenze nur gänzlich unpraktische Hangars ohne Aeroplane, ohne Werkzeuge, ohne Ersatzstücke antrafen. Die Enthüllungen des „Exzelsior" machten solches Aufsehen, daß 43 Deputierte eine Petition unterzeichneten und die verantwortlichen Autoritäten auf 500 Fragen der Kommission antworten müssen. Die Luftschiffer sagen: „Man gibt uns nur teure Luxusfahrzeuge und läßt uns nur Sport betreiben. Die Spazierfahrten der „Astra" und des „Bayard" über Paris sind geeignet, der Menge ein gänzlich unberechtigtes Vertrauen einzuflößen, wie sich leider bei den letzten Manövern gezeigt hat. Wir besitzen kein einziges ernst zu nehmendes Kriegsfahrzeug, trotzdem unsere Industrie gepanzerte Ein- und Zweidecker für England, Rußland, Belgien und Italien liefert. Die Installierung von Apparaten für drahtlose Telegraphie, die Ausstattung der Aviatiker mit einem Spezialgewehr gegen die feindlichen Lenkschiffe, Vorrichtungen behufs sicherem Visieren und Werfen von Bomben, die Installierung großer und streng abgeschlossener Uebungsplätze, dies alles haben wir bisher vergeblich gefordert. Was die Preise der einzelnen Materialien anbelangt, wie Schmieröl, Fette, Benzin ꝛc., so wurde dafür in manchen Zentren das Vierfache dessen bezahlt, was es im Einzelverschleiß kostet ꝛc. ꝛc."

Ein anderes Beispiel über den tiefen Pessimismus, den selbst maßgebende Kreise in der Frage einer militärischen Konkurrenz mit Deutschland bekunden. Die vornehme Wochenrevue „L'Opinion" schreibt in ihrer Nummer vom 22. Februar: „Die zu bewältigende Arbeit wäre enorm, unablässig und von vielfältigster Art. Kann eine Nation von 40 Millionen stationär bleibender Bevölkerung einer anderen Nation die Spitze bieten, deren 66 Millionen sich in den folgenden Jahren noch beständig, wenn auch langsamer, vergrößern werden? Ich glaube ja, wenn man die Bedingungen des modernen Krieges erwägt, aber nur um den Preis einer beständigen Willensanspannung, einer nie erlahmenden Beharrlichkeit und schwerlastenden, sich immer steigernden Geldopfern, die unser nationales Leben in jeder Richtung hin behindern und verkürzen werden. Dazu käme, daß unsere Jugenderziehung der ganzen Nation auf lange hinaus verständlich machen müßte, warum wir zu einer kriegerischen Attitüde gezwungen sind, die unserem Drang nach Ruhe und Lebensgenuß total entgegengesetzt ist. Wir müßten sozusagen die Denkart gewisser Republiken des Altertums adoptieren, müßten eine ausschließlich militärische Demokratie werden, behend, wachsam, gesund, selbst etwas rauh und Sitten, wie ein Volk, das einen Teil seines Landes in ein immerwährend gerüstetes Feldlager umwandelt.... Es ist dies eine schwere, sehr ernste Aufgabe, und es scheint nicht, als ob die Nation in ihrer Majorität darauf vorbereitet wäre..... Wenn uns dies erschreckt,

Digitized by Google

dann wäre es besser, uns nicht selbst zu täuschen und uns ohne Aufsehen langsam zu einer Macht zweiten Ranges zu wandeln. Akzeptieren wir die Zukunft, so, wie sie uns von mancher Seite angeboten wird und die vielen von uns nicht mißfällt: möge Frankreich ein Ort des Vergnügens, eine Stätte sozialer Experimente und gleichzeitig ein Konservatorium für wissenschaftliche und künstlerische Probleme werden. Trachten wir, heikliche politische Fragen mit möglichster Geschicklichkeit zu entwirren, und wenn es nicht anders geht, so reihen wir uns still hinter jene Nationen, die berufen bleiben, die Welt zu regieren .... Dies alles ist nicht sehr brillant, zugegeben. Aber auf alle Fälle wäre es weniger gefährlich und weniger demütigend als eine freiwillige Selbsttäuschung, durch eine unzulängliche, vergebliche Parade....."

Dieses Bekenntnis ist sicher sehr vielen Franzosen aus der Seele gesprochen und sollte in Deutschland in wohlwollendstem Sinne beherzigt werden. Eine gewisse pathetische Uebertreibung in Wort und Geste, seit jeher dem Franzosen eigen, kann auch die Außenstehenden nicht über die Tatsache täuschen, daß gegenwärtig das Friedensbedürfnis in Frankreich stärker denn je ist und endlich doch zu einem herzlicheren Verhältnis zu dem östlichen Nachbar führen muß. Und es wäre ein ironisches Zufallsspiel, wenn gerade der „reveil national" diese Erkenntnis gefördert hätte.

Die von dreißig Jahren

Von J. L. Windholz

Eine Revolution ist im Gange, eine Revolution der Künste, die gleicherweise Malerei und Dichtung ergriffen hat. In dem verwirrenden Lärm von Evoè- und Wehegeschrei sieht der unbeteiligt Betrachtende vorerst nur das Neue und Ungewohnte, und daher Unbequeme, und übersieht vielleicht, daß es diesmal sonderbarerweise die Jugend von dreißig Jahren ist, die gegen die vierziger revoltiert.

Die Jugend von zwanzig Jahren, die der Zeit des Naturalismus den ungebärdigsten Ton gab, schweigt bis nun, — und die Kunst der Fünfzigjährigen steht außer Gefecht; sie ist „historisch".

Unter der dichtenden Jugend von vierzig Jahren aber, — und wer fühlte sich jünger als der vierzigjährige Mann? — geistert das Gespenst des alternden Goethe. Die strenge Selbstzucht des innerlich bewegtesten Menschen und das retardierende Moment des Alterns haben das eigenartigste Phänomen deutscher Schreibkunst, den Goetheschen Alterstil gezeitigt. Der

Digitized by Google

ironisierende Spott, dem die Dichter, die sich ihn angeeignet haben, jetzt begegnen, hat gleichwohl seine Berechtigung, denn unsere deutsche Sprache ist zu jung und zu lebendig, um eine solche handwerkliche Uebernahme zu gestatten oder auch nur möglich zu machen. Dennoch sollte es verstanden werden, daß nach der Sterilität des Naturalismus und der neuromantischen Exaltationen — es der „Wille zum Werk" ist, der dieses „Altersgoetheln" bei den Talenten verursacht hat, die eben nur den einen Fehler haben, keine Originaltalente zu sein.

Die Maler von vierzig Jahren jedoch stecken noch tief im Impressionismus, und wenn sie das Werk wollen und es mit der Komposition versuchen, dann kann man die gestellten Modelle herausriechen.

Es sind keine Festungen, gegen welche die jüngste Kunst Sturm läuft, und die Erbitterung dieses Kampfes läßt sich nur dadurch erklären, daß wir in unserer fortschreitenden Spezialisierung es wieder verlernt haben, den tieferen Zusammenhang zwischen den Künsten und ihrer Zeit zu erkennen. Diese Kunst, die in der Malerei programmatisch als Futurismus, Kubismus und Expressionismus auf den Plan tritt, während sie sich in der Dichtkunst nur lose unter phantastischen Tiernamen zusammengefunden hat, die wir aus der Zoologie längst vergessen haben, mag von uns heute noch als etwas durchaus Fremdes empfunden werden, und doch hat auch sie in einem echten und realen Zeitgefühl Wurzel geschlagen. Wir haben uns ja schon daran gewöhnt, die Entwicklung der Künste als von den Kunsthändlern bedingt zu betrachten, und die kräftigen Bannflüche, welche von dieser Seite gegen die jüngste Kunst geschleudert werden, beweisen nur, daß das „Lager" in Impressionismus und Goethelei noch lange nicht ausverkauft ist.

Der Naturalismus der Dichtung und der Impressionismus der Malerei — als Gesamterscheinung gesehen — sind uns alles schuldig geblieben, worauf wir gehofft hatten. Sie haben uns weder das Drama und den Roman, noch auch die Malerei großen Stiles gebracht, und wir mußten erkennen, daß die naturalistische Kunst uns nicht die Wege zum Werk von überdauernder Größe weisen konnte. Doch hat diese Bewegung zwei Momente in unsere Kunst gebracht, die aus ihr nicht mehr wegzudenken sind, — eine Erweiterung des Stoffgebietes und ein geschärftes und gesteigertes Gefühl für die künstlerische Ehrlichkeit. Dadurch, daß die naturalistische Kunst den Blick in die soziale Tiefe lenkte und der verlogenen Schönfärberei ein Ende setzte, hatte auch sie erwiesen, daß sie nichts anderes war als der erhöhte Ausdruck des Empfindens ihrer Zeit. Es ist kein zufälliger sondern ein ursächlicher Zusammenhang, daß Naturalismus

Digitized by Google

und Impressionismus in jene Zeit fielen, da das erwachte soziale Gewissen sich begann in gesetzgeberische Taten und Leistungen umzusetzen. Wenn auch über Europa eine Flut schwärzester Reaktion hereinbräche, die unsere bescheidenen freiheitlichen Einrichtungen mit sich fortschwemmen würde, müßte es doch undenkbar scheinen, daß sie auch das Gebiet der sozialen Fürsorge verwüsten könnte, ebensowenig wie der romantische Dämmer, in dem unsere Kunst zu versinken drohte, das durch den Naturalismus Gewonnene zu vernichten imstande war.

Die naturalistische Kunst unterschied sich von der Kunst, die abzulösen sie berufen war, durch keine wesensfremden Züge, denn auch die Luft- und Lichtprobleme der Malerei reduzieren sich auf eine Erweiterung des Stoffgebietes. Daß die Dinge von einer Lufthülle umgeben sind und daß sie auch eine andere als die an ihnen haftende Farbe zeigen können, war auch schon früher gesehen und nur mit Absicht übersehen worden. Was aber den Naturalismus mit der früheren Kunst verband, — und dies ist das Wesentliche, — das war der Trieb, sich in die darzustellenden Dinge zu versenken, sie in ihrer Totalität und allseitig zu sehen.

Die neue Jugend hat eine *andere* Art des Sehens.

Wir stehen am Rande einer Großstadtstraße, und sehen in den Trubel hinein, und wir möchten uns bemühen den verwirrenden und ewig wechselnden Eindruck festzuhalten. Das ist nicht so einfach, als es den Anschein hat. Denn wenn wir den Eindruck reproduzieren wollen, dann hat unser verbindendes und ergänzendes Gehirn seine Arbeit bereits geleistet, und das Bild dieser Fülle von Bewegung und Bewegtheit wird steif und hölzern, als ob wir Figuren aus einer Spielzeugschachtel heraushöben und es damit wieder aufbauen wollten. Und doch war der Eindruck in seiner Unmittelbarkeit so ganz anders. Hier ein flimmerndes Rot, das in den Himmel zu reichen scheint und schon verschwindet, und daneben, wie davon losgelöst, zwei blinkende Punkte, — und da eine zur Erde strebende dunkle Masse, — und da ein silberner Strich und ein rot und blau gewürfeltes Ding, — und jetzt am Boden irgendein rotierendes ovales oder rechteckiges Etwas, darüber gelbe Striche und Punkte, und ein langer grüner Schweif, der nicht mehr dazu zu gehören scheint. — Das sehen wir und nicht mehr. Ja, selbst das einzig Ruhende in der Verwirrtheit dieser Eindrücke, der Schutzmann dort an der Ecke, erscheint unserem nervös über ihn hingleitenden Auge, als ob wir ihn mit den tausend Fassetten des Insektenauges vertausendfacht und stückweise sähen, jetzt die Augen und ein Stück Helm und jetzt wieder die erhobene Hand und die Helmspitze und jetzt nur den Schnauzbart und den behäbigen Bauch. Und doch fühlen wir

Digitized by Google

anfangs nichts als Verwunderung, wenn wir diese blitzartigen Eindrücke in der Kunst der Expressionisten, der Kubisten und der jüngsten Lyriker „verewigt" finden, weil wir es uns in unserem Wissen von den Dingen allzubehaglich eingerichtet haben und noch nicht gewohnt sind, die Eindrücke in ihrer Unmittelbarkeit uns zum Bewußtsein kommen zu lassen. Denn wir wissen es eben zu gut, daß es ein Fräulein mit lachenden Augen und roter aufrechtstehender Hutschleife, und ein gebückter alter Mann, und ein Soldat mit dem Helm auf dem Kopfe, und ein Automobil mit wohlgezirkelten kreisrunden Rädern, Messingbeschlägen und grüner Karosserie war, die wir vorhin sahen, und wir empfinden es einstweilen noch als unbequem, wenn die jüngste Kunst uns die Augen öffnen und zeigen will, daß wir alle diese Dinge zwar wüßten, aber in Wirklichkeit doch nicht sähen.

Es ist nun freilich ein atomisiertes Weltbild, das uns diese jüngste Kunst vermittelt. Doch es wird verständlicher, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es die Kunst dieser Zeit des Hundert-Kilometer-Tempos, daß es die Kunst der modernen Großstadt mit ihren sausenden Autos, surrenden Luftschiffen und ihrem Menschengewühl ist, die uns den Spiegel vorhält. Und die Ansätze zu dieser Kunst liegen weit zurück. Schon bei Dickens findet sich dieses unvermittelte Nebeneinandersetzen flüchtigster Eindrücke und Assoziationen und die Absicht, aus einzelnen und im hergebrachten Sinne durchaus nicht charakteristischen Einzelzügen den Menschen zu gestalten, wie es die jüngste Dichtkunst überall zeigt, — und Dickens ist der vielleicht erste Großstadtdichter. Bemerkenswert bleibt es immerhin, daß diese neue und flächenhafte Art des Sehens nur in der Lyrik und der Skizze und kleinen Novelle sich betätigt, während der expressionistische Roman oder das Drama dieser Art kaum noch versucht wurde. Ebenso scheint, wenn man von den futuristischen Versuchen absieht, die Bildhauerei von dieser Bewegung noch ganz unberührt zu sein, und doch hat sie gerade hier vielleicht den bedeutsamsten Vorgänger. Ich meine Medardo Rosso mit seinen „impressionistischen" Skulpturen. Der „Buchmacher" dieses in Paris lebenden Italieners würde heute als das Werk eines begabten Expressionisten oder Kubisten klassifiziert werden. Und Medardo Rosso glaubte noch, — als ob es in der Kunst auf Theorien ankäme — seine Kunst mit den Vereinfachungen mittelalterlicher Bildhauerei erklären zu sollen.

Wenn auch die Sehnsucht nach dem „Werk" unheildrohend wie die unerlöste Sphinx hinter aller moderner Kunst lauert, so wäre es doch müßig jetzt schon darüber zu disputieren, ob diese jüngste Kunstbewegung uns hiezu den Weg bereiten wird. Vielleicht ist das letzte Wort bei denen, die noch schweigen, bei den Zwanzigjährigen.

Digitized by Google

Der Portepeekaufmann

Herr von Heeringen hat sich mehr um die gekümmert, die er nicht in die Armee herein haben wollte; Herr von Falkenhayn kümmert sich mehr um die, die er wieder los haben will. Er ist menschenfreundlicher. Während Herr von Heeringen sich mit Hand und Fuß dagegen wehrte, das Offizierskorps durch primitive Kommerzialen und deren Söhne verderben zu lassen, hat es sein Nachfolger darauf angelegt, die Industrie und Kaufmannschaft zu militarisieren.

Eigentlich ist es ein Gaudium. Der Reichstag hat 4000 neue Offiziersstellen geschaffen. In den Kasinos redet man mit Freude und Genugtuung fast von nichts anderem, als von den fabelhaften Verschiebungen, die eintreten werden, von den Sprüngen, die der und jener machen wird — im Parlament hat man Reden gehalten (die doch bis zu einem gewissen Grade ernst gemeint waren), daß das Tempo des Offiziersverbrauches etwas gemäßigt werden solle — und die erste Tat des neuen preußischen Kriegsministers klingt wie ein Auftakt zu massenmäßiger Verabschiedung.

Herr von Falkenhayn schreibt an die deutschen Handelskammern, sie möchten dafür besorgt sein, daß verabschiedete Offiziere in „Bank-, Handels- und Industriekreisen" Anstellung erhalten. Er schreibt dabei den lustigen Satz: „Einer grundsätzlichen Offenhaltung bestimmter Stellen des gewerblichen Lebens für verabschiedete Offiziere dürften wohl mancherlei Schwierigkeiten entgegenstehen, dagegen möchte es nicht zweifelhaft sein, daß Offiziere in Stellen, die besonderes Vertrauen, Disponierungstalent u. s. w. mehr als kaufmännisches Wissen erfordern, vermöge ihrer Erziehung im Heer Gutes leisten werden."

Er hat ein gutes Herz, der neue Kriegsminister, er ist auch ein ganz brauchbarer Psycholog, denn er weiß, wie militärische Wünsche auf das gewerbliche Bürgerherz wirken, er hat Einfälle und wir sehen ihn schon auf dem Weg, mit den Regimentsbüros bürgerliche Stellenvermittlung zu verbinden — aber er meint es nicht gut mit dem deutschen Handel und seinen Angestellten.

Der leidet heute schon darunter, daß der Geist der Beamtenschaft und der Reserveoffizierskorrektheit zu einer mittleren Kaufmannstugend geworden ist. Daß der Großbetrieb jenen Nachwuchs mit kaufmännischen Instinkten, mit Rührigkeit, Initiative, Phantasie und Wagemut nicht mehr produziert und Normalarbeiter auf dem Bürobock erzieht. Daß die Intelligenteren, bei der starken Kapitalskonzentration, einen mühseligen Weg zurücklegen müssen, um ihre Pöstchen im Gehalt und in der sozialen Achtung hinaufzuschieben.

Nein — unsere Industrie braucht bewegliche Köpfe und nicht Leute, die man in einem einfacheren Berufe ausgeschifft, gleichgiltig aus was für Gründen. Unsere Handelsangestellten brauchen keine Vordermänner für Repräsentationsstellen und „Vertrauensposten".

Der Einzelfall kann aufs beste glücken und ists schon tausendmal. Aber als Generallösung der Offiziersbeschwerden wollen wirs doch belassen. Die Juden könnten ja Christentugenden üben und dem Kriegsminister mit feurigen Kohlen das Haupt verbrennen, indem sie seine überschüssigen Leute einstellen — aber er wird sich zur Gegenleistung nicht bereit finden lassen. Er ist ja an sich

Digitized by Google

bescheiden, weil er den Verabschiedeten keine feste Carriere vorbehalten wissen will — ein einsichtsvolles Entgegenkommen —, aber wir wollen uns lieber noch eine Zeitlang über die Verbürgerlichung der Armee als über die Militarisierung des Bürgertums unterhalten.

Fridolin

Peter Behrens

Die ästhetische Verinnerlichung, die Stärke und Tiefe des persönlichen Gehalts, bildet den Wertmaßstab in der Kunst.

Es erscheint von vorbildlicher Schönheit, wie das Verlangen nach künstlerischer Innerlichkeit in Peter Behrens' Architektur allmählich immer deutlicher Wirklichkeit wird, wie er zuerst mit dem Mittel des Funktionellen, der Ausdrucksglieder, die Stimmung in seinen Bauten anstrebt, wie er weiterhin die formale Materie des Raumes zu beherrschen lernt, sich eine Zeit lang völlig mit diesem Erfolg begnügend, und wie er dann schließlich, ganz aus seinem inneren Gefühl heraus, nur auf Grund der ausgedehnten architektonischen Wirkungserfahrungen dieser beiden vorbereitenden, mehr materiellen Entwicklungsetappen, die letzten Werke frei und durch nichts mehr voreingenommen gestalten kann unter dem Einflusse großer Aufgaben und eines großen modernen Lebens.

Die Energie, mit der diese Steigerung sich vollzieht, verleiht ihr geradezu den Charakter einer personellen Konzentrierung der modernen Stilbewegung, die ja auch diese drei wesentlichen Stufen erstiegen hat. Unser rezeptives Verhältnis freilich gerade zu ihren jugendlichen Anfängen, den Gestaltungsversuchen mit der funktionellen Ausdruckslinie, hat sich bedeutsam verschoben, am wenigsten allerdings durch die eigene Schuld der Erfinder, der genialen Wortführer im neuen Kunsthandwerk. Broder Christiansen*) erklärt dieses sehr einleuchtend: Der Jugendstil war bei einigen Künstlern ein feines kapriziöses Spiel der Linien. Aber unfähig der für jede architektonische Stilbildung notwendigen Verallgemeinerung, entartete er bei den Imitatoren zu unerträglicher Verblödung. Die unvermeidlichen Abweichungen raubten ihm jeden Sinn. — Behrens suchte dieses Lineament von vornherein in eine höhere räumliche Einheit einzufügen: Die energisch kurvierten Kräftelinien, die ornamentalen sowohl wie die eigentlich tektonischen, am Darmstädter Hause zerflattern nicht, wie gar oft in der damaligen Zeit, in eine Menge unwirksamer Einzelmotive, sondern fassen sich in stark sprechenden Bündeln oder Gruppen zusammen; sie umgrenzen in fester Rahmung die Flächen, sie schließen in lebendigem Wirken den Baukörper kubisch zusammen. Das was in dem kostbaren Material des Darmstädter Hauses rein stofflich angeschlagen erscheint, jene bis in's Letzte durchgeführte Gediegenheit, kommt hier auch in der fertigen architektonischen Formung zum Ausdruck. Alles vereint sich in einer auf linearstruktivem Wege erstrebten Stimmung raummusikalischer Konzentration.

Die Bewegung der funktionellen Linien breitet über Behrens Darmstädter Architekturweise eine gewisse Lebenswärme aus, die den Bauten der Düsseldorfer Periode in diesem Maße abgeht. Natürlich ist es immer

*) Philosophie der Kunst. Hanau a. M. 1909. IV. Der Stil.

Digitized by Google

dasselbe, um was es sich während aller Perioden und in allen Werken des zielbewußten Baukünstlers handelt, um die schöne Körpergestaltung. Aber die Mittel und Wege, zu diesem konstanten Endziel zu gelangen, können sehr mannigfaltig sein. Und während in Darmstadt die Aufgabe noch gleichsam ingenieurmäßig durch die sprechende tektonische Linie gelöst wird, kommt in der Düsseldorfer Zeit, wenn man etwa die hierfür besonders typischen Bauten der Oldenburger Ausstellung, die Villa Obenauer, den Vortragssaal im Museum Folkwang und im weiteren Sinn auch noch die Dresdener Ausstellungsarchitekturen, das Hagener Krematorium und den Entwurf zu einer protestantischen Kirche in's Auge faßt, die Stereotomie der steinernen Körpereinheiten zur Oberherrschaft: Die baukünstlerische Gestaltungsmechanik hat sich vom Werkzeug, den Linienkräften, zum Material, dem Raumelement des abstrakten Luftwürfels, weiterentwickelt. Die innere Begründung dieses Wechsels besteht positiv in einem gesteigerten Formenidealismus, negativ in einer bewußten Stellungnahme gegen alles Naturalistische in der Architektur, wozu damals eine allgemeine historische Gefahr noch vorlag. Das Ideal in der Seele, von dem Hans von Marées spricht, gebot dem Künstler, das architektonische Individuum in strengster Symmetrie und geschlossener Schönheit durchzubilden, um diesen Einzelakkord alsdann in eine harmonische Reihe größter Raumausdehnung einzusetzen. Es ist die Erfindungszeit weiter Monumentalpläne, wo das Einzelne mit dem Ganzen, das Ganze mit jedem Einzelnen in ästhetisch unlösbaren Wechselbeziehungen steht. Und diese strenge architektonische Notwendigkeit, in die übermenschliche Sphäre des Ewig-Feierlichen gerückt, verleiht dem genannten Kreis-stereometrischer Schöpfungen der Düsseldorfer Jahre eine erhabene Kühle, eine klassische Abstraktheit, die sich in einem ausgesprochenen Gegensatz zu dem praktisch Lebendigen der Darmstädter Linienarchitektur befindet, in einem Gegensatz des beharrenden Festen zu dem gleitend Bewegten.

Die Antithese von Inhalt und Form, die in jeder Kunsttheorie eine so ausschlaggebende Rolle spielt, besitzt im Schaffen des Künstlers selbst niemals Wirklichkeit: Etwas Ganzes, Rundes herausschaffen aus einem gesunden, kräftigen Empfinden, aus einer umfassenden sicheren Stimmung heraus-gestalten, die einen trägt und treibt vom Beginn bis zum Ende (Johannes Schlaf), ist alleiniger Lebensgrundsatz für den Künstler, dem deshalb die abstrakten Streitereien zwischen sogenannten Inhalts- und Formalästhetikern immer irreal erscheinen. Mit einem einzigen der aufbauenden Elemente im Kunstwerk ist ihm nämlich sogleich auch das vollendete Ganze gegeben. Es ist allerdings oft möglich, daß das eine Element einmal vor dem andern hervortritt, um den Charakter des Kunstwerks nach einer bestimmten Richtung hin eigenartig zu steigern. Doch bald wird sich „die Balance im Gegensätzlichen" wieder herstellen, da das Kunstwerk in seiner allseitigen Unerschöpflichkeit für die stets unästhetische Alternative keinen Platz bietet: Vielmehr wird hier alle Einseitigkeit eines bestimmten Gestaltungsprinzips nur als Vorbereitung auf die harmonische Ausgleichung in einem Höheren und Umfassenderen gelten müssen. —

Die Mittel der konstruktiven Linientektonik und das Material des absoluten Raums dürfen nun in Behrens' individueller Architekturgeschichte als

Digitized by Google

hinlänglich erprobt gelten, um in eine Wirkungsrechnung eingesetzt zu werden, die den reichen Inhalt des modernen Lebens in allen seinen architektonischen Möglichkeiten in Betracht zieht. Im Jahre seiner Berufung als künstlerischer Beirat der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft 1907, schrieb der Künstler: Niemals werden wir mehr in alles erstarrende Gesetzmäßigkeit verfallen. Aber die Neigung, mit feinerem Gehör auf den Rhythmus, das Wesen aller Seelenkunst, zu lauschen, ist offenbar. — In der neuen Berliner Schaffensperiode ist jene Diskrepanz zwischen Sinnlichkeit und Intellektualismus, zwischen dem real Gegebenen und der Idealität der Form, deren sich das Gefühl bei der Betrachtung vieler Bauten der Düsseldorfer Zeit nur schwerlich erwehren kann, vollständig verschwunden: In diesen jüngsten, so überaus modernen, gigantischen und massiven Schöpfungen, wie der Hochspannungsfabrik der A. E.-G. oder dem Petersburger Botschaftspalast des Deutschen Reiches, erscheint die Fähigkeit des Meisters bis zum Kern aller künstlerischen Gestaltung durchgedrungen, einer architektonisch faszinierenden Stimmungsmusik, deren Apperzeption weiter gar keiner intellektualistischen oder sachlichen Stütze mehr bedarf.

Fritz Hoeber

Das Freilichttheater

Eine Zeit, deren gutes Theater so spärlich blüht wie ihre schlechten neben einander aus dem Boden schießen, ist nach ihren Heimsuchungen durch den Theater-Zirlus und das Theater der Drei- bis Fünftausend dem Freilicht-Theater gegenüber zweiflerisch. Diese Stellungnahme wäre, bliebe sie lediglich antizipiert, anfechtbar. Sie ist jedoch begründet. Freilich nicht in den Voraussetzungen, die sie schufen: von diesen trennt das Freilicht-Theater sein immerhin normaler Zuschauerraum; vielmehr in dem völlig unzureichenden künstlerischen Ergebnis. Dennoch aber beginnt es Mode zu werden, im Freien zu spielen: am Vierwaldstätter See, da und dort im Süden; und in Berlins Umgebung gibt es das Potsdamer Naturtheater und seit kurzem das Joseph Kainz-Theater am kleinen Wannsee. Wiewohl dem Freilicht-Theater der Erfolg durchaus nicht hold ist, fordert es das Kulturgewissen, das nicht noch böser werden darf, festzustellen, daß hier eine kleine Vergangenheit keine Zukunft hat.

Das Theater lebt von der Illusion. Der Tod der Kulisse, der an der Wiege der guten modernen Bühne stand, bestätigt das mehr noch als der Drang ins Theater, den das Ueberwiegen des Lebens in geschlossenen Räumen bedingte und die tiefe Verinnerlichung des gegenwartsbewußten Menschen, die mehr leise Töne kennt als Schreie. Schon mit diesem ist dem Freilicht-Theater ein Wichtiges genommen: was sich heute im Freien abspielt, ist nicht der Kampf des Geistes, der allein dem großen Dichter Stoff ist; es ist gerade das Kleinste und Unbedeutendste für das gute, in bestem Sinne moderne Drama, das auf der Straße allenfalls die letzten Minuten des Schlußakts spielt und auch da nur selten mehr als die banale Tatsächlichkeit. Nur vereinzelt entspinnen und entscheiden sich heute Geisteskämpfe und Menschenschicksale im Freien; und selbst hier sähe ein zufälliger Zuschauer diese Menschen in der Natur wohl nicht; der Raum, in dem wahrgenommen werden kann, was hier im Freien vor sich geht, ist so an die Akteure gebunden, daß der Zuschauer

Digitized by Google

zu kurz kommen muß. Und der Horcher im Gebüsch, das Auge hinterm Astloch ist der Verallgemeinerung unzugänglich. Was der Zuschauer im Freien nicht sieht und hier fast niemals selbst erlebt, vermißt er darum auch auf der Bühne nicht; müßte sich aber über eine Natur verwundern, in der er noch nie solch ein Freilicht-Leben sah. So sehr also das Leben der Gegenwart und ihre Kunst dem Freilicht-Theater versagt sein muß, so wenig überrascht die Flucht der guten alten Theaterstücke aus dem Himmelsdom, den sie meist gar nicht geschaut hatten, in die Bühnenstube: auch an ihnen ist eben vor allem, was geistig ist, das wirklich Gute und die Fülle der Aktion vermöchte bestenfalls für das unzeitgemäße Leben zu entschädigen. Gleichwohl tritt hier etwas hinzu, das dem Freilicht-Theater Boden zu geben scheinen könnte: das historische Stück ist der Illusion um vieles näher als das moderne. Während man diesem den Samovar noch nicht glaubt, hat man an jenem schon Jabots und Bäffchen wohlgefällig agnosziert. Jedoch nur auf der Bühne, nicht im Freien, das diese Illusion augenblicks erschlägt: das antike Leben der Bühne ist alltäglich, im Freien ist es neu. Und was im Theater Illusion schaffen soll, darf vor allem der Erinnerung keine Schwierigkeiten machen. Illusion und Tradition sind identisch. Hier ruht das Geheimnis aller guten Regisseure: das Auge durch Bekanntes zu verblüffen. Und weiter: die Oeffentlichkeit der früheren Jahrhunderte war größer als die von heute, die das Wort hierfür erst geprägt hat, um auch hier den Inhalt zu verändern. Ehemals war die Oeffentlichkeit Szene und Tribunal. Heute heißt sie Zeitung und ein Korso von Flaneuren, eine Tribüne von Gentlemans ist weder Szene noch Tribunal. Man sollte darum wohl brennen, Shakespeare im Freilicht-Theater zu sehen? Gemach.

Das Freilicht-Theater ist jeder Illusion unfähig. Die der modernen Bühne, die echte Holztüren und eine Flucht von Zimmern verlangt, fällt sofort weg und mit ihr jedes Stück, das eine Raumszene enthält, die nicht irgendwie transportabel ist. Freilich steht hier der peinliche Witz, der aus einem fehlenden Boten einen gefundenen Brief macht. Und die Illusion, die Wald, Ufer, Platz, Straße heißt, ist von vornherein nur möglich, wenn das Stück streng die Einheit des Ortes wahrt: ein Szenenwechsel ist der Freilicht-Bühne fremd. Zwar versucht sie, diesen Mangel zu beseitigen, indem sie ihre Einheitszene vielseitig zu gestalten sucht, Türme, Tempel und Teiche anbringt; sie vergißt nur, daß sie damit wieder ein gut Stück von der Illusion sich entfernt. Aber auch die gewahrte Einheit des Orts vermag die textgemäße Beleuchtung nicht zu wahren und die dichtungsfremden Geräusche nicht zu verhindern. Selbst die größte Abgeschiedenheit der Lage, die praktisch jedoch unausführbar ist, da man im allgemeinen nicht ins Theater reist, ist nicht imstande, bei einer Liebesszene Dohlen das Krächzen zu verbieten. Und die unvermeidliche Stadtnähe des Freilicht-Theaters führt es herbei, daß dem Hornruf des Königs der wehmütig langgezogene Sirenenton einer nahen Fabrik Feierabend kündet. Gegenüber diesen unabstellbaren Extemporalien des Milieus, deren pars pro toto-Auswahl man zahm nennen muß, kann ein kurzer Regenschauer immerhin nur als kleine Störung gelten; vielleicht auch das Fehlen der Sonne, die unerwartete Wolken decken, sodaß der Lichttrunkene an diese seine

Digitized by Google

Worte richten muß statt an das leuchtende Gestirn. Der Theaterbühne, deren Elektrotechnik solche Versager nicht kennt, kann es schlimmstenfalls einmal passieren, daß der Mechaniker besoffen ist und die Sonne verschläft. Was dort aber wilde Lächerlichkeit hervorruft, wirkt hier bloß ärgerlich. Der größte Feind des guten Theaters aber ist die deplazierte Tätigkeit des Lachmuskels. Zudem hat der Freilicht-Theater-Wald vor dem Bühnenwald seit Reinhardt nurmehr die Wurzeln voraus und die hält die Phantasie, die nicht angeflegelt werden will, mit Freuden der ungestörten Aufführung zugute. Auch ein Freilicht-See unterscheidet sich von einem Bühnensee, in den gleichfalls niemand hineinspringt, nur durch sein Vorhandensein. Und ein Platz, eine Straße, die das Freilicht-Theater ebenso zimmern müßte wie die Bühne, zeigt im Freien unter der Kraft der Himmelsbeleuchtung mehr Mache als im geschickt korrigierenden Licht der Rampe.

Alle Kunst ertrinkt in der Natur. Ich möchte nicht mit dem schönsten Leistikow im Koffer nach dem Wannsee fahren. Ich möchte, selbst wenn ich am Ufer die Iphygenie lesen könnte (was ich jedoch, wohlgemerkt, nicht kann), sie unter keinen Umständen sogleich aufgeführt wissen. Ich möchte Beethovens sechste Symphonie an keinem Waldbach zu hören bekommen. Kunst ist nicht Natur. Kunst ist Geist. Und zum Kunstwerk des Dramas gehört auch das der Bühne, das den Geist des Regisseurs braucht und nicht die Natur, die nur allein und nur im einzelnen Geist hat; die dem Kunstwerk lediglich Mutter ist, von der es flieht, wenn es groß geworden und wohlgeraten ist. Darum ist auch der Schauspieler im Freien völlig verloren. Und wenn Kainz sagte, jeder Grashalm werfe ihn um, so sprach er dem Freilicht-Theater nicht zu Gefallen, sondern das Todesurteil. Wie könnte das auch anders sein: die Wucht der Welt quält den Dichter und drängt ihn, sie zu gestalten. Und ists ihm gelungen, so zweifelt er wieder im Angesicht der Natur. Dieser Zweifel des Schöpfers wird im Rhapsoden zur Ohnmacht: was diesem auf der Bühne vor dem schwarzen Loch des Zuschauerraums gelingen kann, die Nachschöpfung des Dichterworts, das Versenken in den Geist, das wird ihm vor der Natur, die ihn überwältigt oder verschluckt und ihm meist eine bunte Gaffermenge zeigt, zur Gotteslästerung. Der gute Schauspieler empfindet hier im Kleinen wie der Dichter im Großen. Und er merkt den Wahnwitz, Geist, der aus der Natur kam, in sie zurückschleudern, das Kind dem Mutterschoß zurückgeben zu wollen. Und er verzagt. Ein Grashalm wirft ihn um.

Das Freilicht-Theater ist eine Marotte kurzsichtiger Begeisterter. Wann endlich wird erkannt werden, daß die mühsame Sucht, die es auf Dimensionen und andere Neuerungen um jeden Preis abgesehen hat, kunstfremd ist? Daß die Zeit nach dem kleinen, Sammlung und Ruhe gewährenden Theater ruft, wo Herzens- und Hirnangelegenheiten, die das bessere Viertel der Gegenwartsmenschheit allein interessieren, zur Sprache kommen? Ists am Burgtheater, den meisten großen Hofbühnen und dem phonetischen Fiasko des Breslauer Jahrhundert-Festspiels nicht genug? Noch heute wäre das Burgtheater nicht auf dem Hund, wäre es ein kleines Theater geblieben wie zu seiner größten Zeit.

Walter Serner

Digitized by Google

Wien eine Musikstadt?

Noch immer wird Wien als Stadt der Tradition und Kultur und insbesondere als Stadt echtester Musikalität gegen jüngere deutsche Städte, wie etwa Berlin, denen Erwerbsgier, Snobismus und Parvenuhaftigkeit vorgeworfen wird, von blinden Beurteilern ausgespielt. Nun, diese alte Musikstadt besaß seit dem Jahre 1872 einen Konzertsaal für Kammermusik mit einem Fassungsraum von kaum vierhundert Personen, dem eine unglaublich feine und differenzierte Akustik eignete, den Bösendorfersaal. Kein anderer Konzertsaal Wiens, kein Konzertsaal Berlins oder Münchens trug so sicher das leiseste Pianissimo eines Meistersingers bis in die letzten Reihen, gab so unvergleichlich die zartesten Vortragsnüancen eines Pianisten, eines Geigers oder einer Quartettvereinigung wieder, wie der Bösendorfersaal. Weiß Gott, woran es lag, daß der Saal, der aus einer fürstlich Liechtensteinschen Reitschule von dem berühmten Klavierbauer Bösendorfer zu einem Konzertsaal umgewandelt worden ist, so ungewöhnlich akustisch war; aber Versuche von Architekten, den Saal zu kopieren, sind bisher stets fehlgeschlagen. Und dieser Saal, in dem noch Liszt, Bülow, Rubinstein, Reinecke und Brahms spielten und in dem seit vierzig Jahren alle intimen Wiener Musikfeste stattfanden, dieser Saal, der jedem musikliebenden Wiener ein stolzer Besitz, eine zweite Heimat war — dieser Saal wurde jetzt demoliert.

War diese Demolierung notwendig, unvermeidlich? Keineswegs. Und wenn Wien die Musik- und Kulturstadt wäre, als die es sich so gerne preisen hört, dann wäre uns auch der weltberühmte Bösendorfersaal erhalten geblieben. Wenn schon der Fürst Liechtenstein, der als kunstsinniger Mäcen gilt, das einfache, edle, zweistöckige Gebäude im Mittelpunkte der Stadt an ein profitlüsternes Konsortium, das den wertvollen Baugrund mit vier- oder fünfstöckigen Häusern viel besser ausnützen wird, zu verkaufen beschloß, so hätte er ohne weiters im Kaufvertrag die Bestimmung treffen können, daß der im Hofraum gelegene, ohne besondere Schwierigkeiten in einen Neubau einfügbare Saal erhalten bleibe. Wenn aber der angeblich kunstgewogene Fürst nicht daran dachte, so hätte Wien, das so oft für unnütze Dinge im Handumdrehen eine Menge Geld zusammenbringt, das wünschenswerte Ziel selbst erreichen können. Noch vor wenigen Monaten erzählte mir der alte Bösendorfer, dem der Saal ein Stück seines Lebens bedeutete, er unterhandle mit den neuen Besitzern wegen Rettung des Konzertraumes durch einen Einbau; aber diese vornehmen Wiener Grundspekulanten verlangten von vornherein einen unerschwinglichen Mietzins, so daß sich die Unterhandlungen zerschlugen.

Aber es hätte nicht einmal einer öffentlichen Sammlung bedurft. Auch ein Entrüstungssturm der öffentlichen Meinung, unterstützt von einem sanften Druck einiger Behörden, hätte genügt. Aber dieser Entrüstungssturm blieb aus. Ein paar sentimentale Abschiedsfeuilletons, vier Abschieds-Konzerte (Selma Kurz und Alfred Grünfeld, d'Albert, Messchaert und das Rosé-quartett), natürlich zu sehr erhöhten Preisen — und der einzige wirklich unersetzliche intime Konzertsaal Wiens ist gewesen! Hat man nicht recht, wenn man einer Stadt, die einen solchen Vandalismus schweigend hinnimmt, Kultur und Musikalität abspricht?

Wilhelm von Wymetal

Digitized by Google

Orthodoxie
oder
Der lasterhafte Mönch

Dies Ereignis — man könnte sich die Illustrationen hinzudenken, von mönchischer Hand kleine Bilder, aus Gold und Himmelblau — hat jene ernste Primitivität in sich, die uns so oft etwas belustigt. Es ist mit der Liebe des einsamen Chronisten niedergeschrieben. Mit dem großen Ernst der Hymne, den er auf seinen Papst in Petersburg singt, übersieht er den grotesken Schluß des Vorfalls. Nach der Entfernung der Oele und Salben, jenes Balsams der Mumie, war es durchaus selbstverständlich, daß die Leiche zerfiel. Doch die Logik des ZAREN und des hohen Kirchenrates ist eine andere. In hingegebenem Glauben folgt der mönchische Historiograph ihrer erlauchten Spur und verdammt wie Zar und Kirchenrat den hohen Metropoliten, der nicht mehr zu verdammen war.

Ich suche den unwahrscheinlichen Ton, der diese große Unwahrscheinlichkeit wahrscheinlicher machen könnte. Denn sie ist wahr. Ein russischer Gelehrter fand sie in der Chronik des Klosters Ssynstrowo, welches in Südrußland liegt.

* * *

I.

In unserem Kloster, welches Gott gebaut, wurde die Leiche eines Metropoliten gefunden.

Obgleich dieser schon dreihundert Jahre vorher — denn soviel wurde festgestellt — gestorben war, so war doch die Leiche gänzlich unversehrt geblieben; gleichwenn besagter Priester erst vor sieben Stunden zu Gott gegangen wäre.

Es blieben nicht nur sein Körper und sein Antlitz unversehrt von den Fingern der darüberstreichenden Zeit: auch seine Haare waren nicht abgefallen. Schneeweiß hingen sie vielmehr am Kopfe. Und auch der Mantel war wie neu.

Der Zar, der dies erfuhr, erhob besagten Metropoliten zu einem Heiligen.

Man nahm, um ihn zu ehren, seinen Leichnam und trug weg die priesterliche Kleidung meines Bruders. Und alles andere auch, was auf seinem Körper war, denn es waren auf seinem Körper nun auch Salben und Oele.

Also gereinigt von den Schlacken, hing man ihm jene Kleidung um den Leib, die das Volk für einen Heiligen erfordert: denn dieser ist ein hoher Herr.

Man hüllte ihn ein in Seide und Brokat; in purpurroten Samt und in schneeweiße Felle von Tanzmäusen. Man gab ihm eine Krone, die war aus eitel Gold; Sandalen, die waren aus klarem Saphir.

Dergestalt ward er in großem Triumph nach Petersburg getragen, wo der Erlauchte residieret, welcher Papst ist und Kaiser.

Man legte ihn in einen großen Sarg, der war aus linnenweißem Marmorstein. In der Kirche aber ward gesungen und die Orgel gespielt; denn es war ein großes Fest.

II.

Da es nun sich nicht viel später ereignete, daß eines Vasallenstaates hohe Herren zum Gottgesegneten gingen und ihn baten, den Heiligen sehn zu dürfen von Angesicht zu Angesicht, um ihm die Huldigungen darzubringen.

„Ich gewähre diese Bitte!“ hub an der Kaiser Paul! Und er verordnete,

Digitized by Google

daß die steinerne Decke entfernt werden möge vom Sarkophag, so die hohen Herren hintreten wollten bis nah heran: was auch geschah.

Da nun das Grab offen vor ihnen stand, durchfuhr ein Schreck die hohen Herren! Daß der Heilige in Staub zerfallen war und nichts als Asche, des wurden sie gewahr.

Der Zar Paul aber, der es erfuhr, war sehr erzürnt darob. Und er berief — am selben Tage schon — den hohen Kirchenrat!

Sie berieten! Und man beschloß, über des Heiligen Vorleben Auskunft einzuholen, bis zu dem Augenblick, als da er starb!

III.

Man schlug unsere Chronika nach von vor dreihundert Jahr. Da wird gesagt, daß der Metropolit von jetztgenannter Zeit ein höchst lasterhafter Mensch gewesen: insofern er zwei Morde vollbracht und sich dann verborgen gehalten hatte bei den Freunden: bis daß er starb.

Der Zar Paul aber hub an und sprach also: Daß ein Heiliger nie könne zu Staub zerfallen, sagte er mit strenger Stimme! Und es erbleichten alle, die um ihn gestanden hatten!

Und da er nun vom Vorleben gehört — lobpreiset den gerechten Mann! — da nahm er dem Metropoliten die Heiligkeit wieder weg!

Zwar ward der ob der zwei Morde nicht verurteilt zum Tode: Doch verbannte der Zar — Gott segne diesen güt'gen Herrn! — den Leichnam lebenslänglich nach Sibirien!

Theodor Tagger

„Trastevere"

Verschollene, Gewesene vielleicht, oder Nicht-Gewordene. Eine Geschichte aus der Niederung. Als vor Monaten das Münchner Lustspielhaus die Einstudierung „wagte", kam das polizeiliche Verbot. Man schwieg mit Unrecht darüber. Man überging diese Censorentat, weil die Verkündigung privater Urteile und Gerichtsverhandlungen den Uebelstand im Prinzip nicht ändern. Das ist diesmal nur das Gebot der Persönlichkeit und ist sachlich nicht richtig. Darum rede ich davon. Denn wie das Drama „Trastevere" zu beurteilen wäre, (das vor kurzem im Verlag von Richard Etzold in München erschien), mögen andere sagen. Aber es ist Theater im besten Sinne. Kühl, unerschrocken, unsentimental, packend. Feine Leute rümpfen die Nase. Chlodwig ging zu Sekt und Austern. Viele tun's ihm nach.—

Erster Akt:

Paolo ist ein armer Teufel und Costanza ist seine Frau. Sie brachte ein Kind in die Ehe mit und außerdem noch eine Vergangenheit, in der Lorenzo der Zuhälter eine Rolle spielt. Aber das Kind liegt schon im Sterben; indessen wird die Vergangenheit wach. Paolo quält ihr das Geständnis ab; sie nennt den Vater des Kindes: Lorenzo war es nicht, sondern ein vornehmer Marchese. Natürlich: Die Vornehmheit, der Glanz, die erste Liebe — man versteht. Aber weil das Kind doch eigentlich nur Hungers stirbt, wäre ihm vielleicht zu helfen. Paolo geht, Zwiebeln verkaufen. Bei Gott, das reicht nicht weit. Da kommen die Nachbarinnen, eine Dirne, eine Kupplerin; sie überreden Costanza; schon des Kindes wegen müßte sie wieder . . . Paolo werde gar nichts merken. Er merkt auch nichts, sie geht — des Kindes wegen.

Zweiter Akt:

Da sind nun wieder Lorenzo, Beppino und Antonio, die Zuhälter. Das

Digitized by Google

Kind ist tot; aber Costanza ist fortan in ihrer Gewalt. Ihr Mann kommt; er erfährt die ganze Wahrheit und ist Bruder und Bruder mit der Bande. Denn er weiß, daß Costanza gar keine Schuld hat. Aber wer? — der Graf? Da ist's. Er, er allein! Er muß sterben. Brütet Paolo.

Dritter Akt:

Auf dieser Straße wird er überfallen werden; Paolo, Lorenzo, Antonio, Peppino — denen macht das nichts. Costanza kennt den Plan, kennt die Entschlossenheit dieser Gesellen. Sie werden ihn ermorden, ihn, den Vornehmen, den Reichen, den sie liebte, liebt ... Jetzt, da kommt er. Die Bande lauert. Jetzt — sie aber läuft um die Ecke und ruft: „Achille, rette dich, man will dich ermorden!"... Und Paolo springt auf sie und ersticht sie. „Hure!" schreit er. Sie stirbt.

Ein Spiel aus Italien, das sich für München von selbst verbot. Denn es hat die schneidige Sachlichkeit der naturalistischen Dramen. Es regt nicht auf; es greift an. Man muß das mit Sekt herunterspülen. Und was könnte nicht daraus entstehen? ...

Drum also!

Georg Hecht

Im Trödlerladen

I.

Ergraute Heilige, die steif
Sich standen am Altar das Bein,
Pilgern, von bunter Welt gelockt,
Ins irrsalreiche Leben ein.
Und wagen sich zur Tänzerin
Aus pudelnacktem Porzellan,
Die lüstern schon bei der Geburt
In Meißen fing zu tanzen an.

II.

Und Josef, flüchtend nach Aegypten,
Treibt seinen Esel auch hinein
Und hängt ihn lässig dem gerippten,
Verstaubten Tod ans morsche Bein,
Daß die Maria bleich erschrickt
Und auf ihr Kind die Augen senkt,
Weil sie, wenn gleich ihm längst entrückt,
Noch immer an Herodes denkt.

III.

Mephisto, sonst der Wahrheit scheel,
Voll Argwohn, Schelmerei und Tücken
Naht sich dem heiligen Michael,
Versöhnlich ihm die Hand zu drücken.
„Hier straft kein Himmel mehr den Zweifel
Und keine heiße Hölle quält,
Hier eint sich vieles", meint der Teufel,
„Was sich je fluchte in der Welt."

Gottfried Kölwel

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Auflösung des Panslavismus

Von Otto Harnack (Stuttgart)

Wir erleben in diesen Tagen das überraschende Schauspiel, daß eine Bewegung, die seit bald einem halben Jahrhundert die Schicksale der slavischen Völker bestimmte, sich selbst zu verzehren scheint. Auf der Balkanhalbinsel hat die Leidenschaft der Machtbegier und der Habsucht die Gefühle der Rasseneinheit überwältigt und damit die einheitlichen Bestrebungen des Slaventums vollkommen matt gesetzt. Auch der entschiedene Wille Rußlands, dem die Führerschaft dieser Bestrebungen von jeher selbstverständlich zukam, hat nichts dagegen vermocht.

Damit ist der ganze Begriff des Panslavismus für den Augenblick gegenstandslos geworden; denn er bedeutete ja niemals etwas anderes als die Zusammenfassung der Slaven unter der Hegemonie Rußlands. Eine vollkommene Wahrheit war er niemals, denn das Polentum hat ihn zu keiner Zeit anerkannt. Versuchen wir uns darüber klar zu werden, wir er überhaupt entstanden ist.

Von altersher sehen wir die slavischen Völker durchaus nicht einig, vielmehr im heftigen Gegensatz begriffen zwischen katholischen und orthodoxen Völkerschaften; ein — Gegensatz, der sich mit besonderer Heftigkeit zwischen Polen und Russen hervortut. Lange Zeit sind die Polen die Mächtigeren, und für Rußland besteht nicht die entfernteste Möglichkeit weitere Ansprüche zu erheben. Erst unter Peter dem Großen entscheidet sich das Uebergewicht Rußlands, und nun richtet sich auch sogleich der Blick auf die Ufer des Schwarzen Meers und nach der Balkanhalbinsel. Zunächst aber wird vielmehr die Einheit des Glaubens unter den verschiedenen Volksstämmen betont als die der Nationalität; Katharina II. ruft die Griechen auf, aber nicht die Balkanslaven.

Digitized by Google

Erst die serbische Revolution von 1805 erregte ein stärkeres Interesse für diese Völker.

Aber auch hier nahm der Begriff des Panslavismus noch nicht seinen Ursprung. Dies geschah erst, als Rußland durch den Wiener Kongreß in den Besitz des größten Teils von Polen gekommen war. Nur widerwillig fügten sich die Polen dieser Bestimmung, und im Jahre 1831 erfolgte der gewaltige Aufstand der zu einem lang sich hinziehenden Krieg führte. Dem gegenüber wurde nun in Rußland die Theorie aufgestellt, Rußland sei die natürliche und rechtliche Mutter aller Slaven, und alle hätten die moralische Verpflichtung sich dem Willen Rußlands unterzuordnen und diese Unterordnung als ihr höchstes Glück zu betrachten. Die Niederwerfung der polnischen Revolution ist die eigentliche Geburtsstunde des Panslavismus geworden. Selbst ein so westeuropäisch gerichteter Mann wie der große Dichter Puschkin, schrieb unter dem Einfluß dieser Leidenschaft seltsame Verse. Er fragt, ob die slavischen Ströme sich in dem russischen Meer vereinigen sollen, oder ob dieses austrocknen soll — gleich als ob das Russentum nicht eigene Quellen genug besässe, um sich zu erhalten. Diese Ansprüche Rußlands erhielten neue Nahrung, als unter den Slaven Oesterreichs das nationale Selbstgefühl erwachte, und als eine gewaltsam deutsche Einheitspolitik des habsburgischen Absolutismus unter ihnen tiefe Abneigung erregte. Völlig unklar über die despotische Regierungsweise des Zarentums schauten nun Tschechen und andere Verwandte hoffnungsvoll nach Rußland hinüber, selbstredend mit Ausnahme der Polen, welche die Tatsachen besser zu beurteilen wußten.

Unter diesen Umständen begann nun auch die Balkanpolitik Rußlands einen entschieden slavisch nationalen Charakter anzunehmen. Die Anführer des Moskauer Journalismus, Katkow und Aksakow, predigten unermüdlich, es sei die heiligste Pflicht Rußlands, die unterworfenen Brudervölker vom türkischen Joch zu befreien und natürlich sie zugleich dem Machtwillen Rußlands zu unterwerfen. Der Türkenkrieg von 1877 war der erste, der

Digitized by Google

nach den Vorschriften dieser Predigt geführt wurde. Angeblich bloß um Serben und Bulgaren zu befreien, zog Rußland das Schwert, nicht um sich selbst mit Land und Gut der slavischen Brüder zu bereichern; dafür nahm es sich ein Stück von dem nicht slavischen Rumänien. Allerdings zeigte sich schon damals bei der ersten Probe, daß die Theorie des Panslavismus mit der Wirklichkeit nicht ganz übereinstimmte. Die befreiten Bulgaren bewiesen sich durchaus nicht so fügsam, als man gehofft hatte, und Serbien geriet sogar für längere Zeit unter den vorwiegenden Einfluß Oesterreichs.

Aber einen neuen Aufschwung des slavischen Einheitsgefühls und der auf Rußland gerichteten Hoffnungen brachte dann die Annexion Bosniens durch Oesterreich. Ohne die Tatsache zu beachten, daß das Land ja schon seit 30 Jahren unter österreichischer Botmäßigkeit gestanden hatte, sah man in diesem Vorgang eine Vergewaltigung der Slaven; eine tiefe Kluft tat sich zwischen Oesterreich und Serbien auf, und die österreichischen Slaven selbst waren es, die am heftigsten losfuhren und am eifrigsten ihr Vertrauen auf Rußland bekundeten. Wenn sich nun auch Rußland nicht entschloß, tatsächlich gegen Oesterreich aufzutreten, so war doch die Stellung des Zarentums innerhalb der ganzen slavischen Welt durch die Spannungen dieser erregten Zeit ungemein gewachsen.

Es erschien deshalb im vorigen Herbst unzweifelhaft, daß beim Ausbrechen des gemeinsamen Krieges der Balkanvölker gegen die Türkei Rußlands Wille der entscheidende und vorwärtstreibende gewesen sei. Und als sich Rußland trotzdem dem europäischen Konzert anschloß und erklärte, daß es den status quo auf der Balkanhalbinsel nicht ändern lassen wolle, so wurde das überall von der öffentlichen Meinung mit großer Ungläubigkeit aufgenommen.

Allein die Tatsachen zeigten bald, daß man die Selbständigkeit Bulgariens, Serbiens, Montenegros weit unterschätzt hatte. An verschiedenen Einzelfällen wurde es unzweifelhaft ersichtlich, daß der Wille Rußlands nicht maßgebend war, und der König von

Digitized by Google

Montenegro, früher der einzige Freund Rußlands, mußte deshalb sogar eine grobe Abkanzelung über sich ergehen lassen. Es zeigte sich aber auch zugleich, daß dieser Ton nicht mehr wirkte. Die Bedingungen des Londoner Vorfriedens sind sicherlich weit über das Maß dessen hinausgegangen, was Rußland erwünscht war.

Mit überraschender Schnelligkeit wurde es nun aber zugleich, klar, daß die angebliche slavische Einigkeit eine Täuschung war, die nur unter dem schützenden Vorhang der russischen Vorherrschaft sich so lange erhalten konnte. Nicht nur diplomatische Mißverständnisse und Zwistigkeiten der Kabinette haben Bulgarien und Serbien auf einander getrieben, sondern eine offenbare nationale Leidenschaft, die sich von dem Bewußtsein der Rasseneinheit durchaus nicht eindämmen läßt. Dem Serben ist es augenscheinlich ebenso widerwärtig von dem Bulgaren beherrscht zu werden, wie von dem Türken. Selbst der Wiedergewinn Adrianopels durch die Türken hat das früher so überschwänglich gepriesene slavische Gemeingefühl nicht wieder erstehen lassen.

In diesem leidenschaftlichen Streit hat nun auch die Stimme Rußlands sich nicht das mindeste Gehör verschaffen können. Sowohl Rußlands Gebote als sein Anerbieten der Vermittlung, trafen auf völlige Gleichgültigkeit. Wenige Ereignisse der letzten Zeit können als so beruhigend für die Zukunft Europas betrachtet werden.

Wenn die drohende Umklammerung Oesterreichs durch russische Vasallen wegfällt, wenn am Balkan Staatengebilde entstehen, die ohne fremde Einflüsterungen nur ihre eigenen Interessen wahrnehmen, so stürzt ein wesentlicher Pfeiler der russischen Machtgelüste dahin. Aber noch viel weiterhin muß sich die Wirkung äußern. Die ganze künstlich aufgebaute Theorie des Panslavismus muß schwer darunter leiden. Diese Theorie war ja nichts anderes als ein Schleier, unter dem sich Rußlands Eroberungsgier verbarg. Wenn die selbständig gewordenen Völker von ihr nichts mehr wissen wollen, so wird sie ohne weiteres den Nimbus verlieren, durch den sie Europa immer wieder von Zeit zu Zeit er-

Digitized by Google

schreckte. Schließlich werden die Tschechen als die einzigen schwärmerischen Anhänger dieser Theorie übrig bleiben, und diese Unentwegten wird man dann mit Gleichmut ihrem böhmischen Staatsbankerott überlassen können.

Die Internationale des religiösen Fortschritts

Von Gottfried Traub, M. d. A. (Dortmund).

Am Berliner Weltkongreß haben noch heute manche deutsche Kirchenregimente zu verdauen. Man wollte damals die Veranstaltung wegspötteln, und als das nicht verfing, versuchte man, sie wegzudonnern. Beides blieb wirkungslos. Der Kongreß hatte viel zu wenig polemisiert. Er stellte ein gewaltiges religiöses Erlebnis dar, und das war unbequem. Dieses Erlebnis bestand in der einfachen Tatsache, daß die verschiedensten Geister sich zusammenfanden, um sich einmal rückhaltlos auszusprechen. Das Ergebnis war eine ehrliche Achtung vor starkem gutem Willen, und tiefer religiöser Kraft, deren Reichtum man bis dahin gar nicht so geahnt, und den manche Kreise bis dahin als ihr Vorrecht und unbestrittenes Privileg sich anzumaßen beliebt hatten. Die preußische Kirchenpolitik der letzten Jahre steht ob bewußt oder unbewußt unter den Nachwirkungen jenes Kongresses.

Als wir diesmal nach Paris gingen, wußten wir von vornherein, daß der äußere Ertrag dieser Tagung den Vergleich nicht aushalten werde. Der französische Katholizismus kümmerte sich nicht darum; er lebt von der dogmatischen Intoleranz. Eben darum sind die von ihm Abgestoßenen meist religiös vollständig gleichgültig. Bleibt die protestantische Welt Frankreichs zahlenmäßig schon sehr schwach, innerlich dazu noch gespalten, konnte

Digitized by Google

auch sie keine halbwegs so tragfähige Grundlage abgeben, wie Berlin. Trotzdem war die Tagung sehr interessant, weil sie einmal grundsätzlich die Frage nach der Möglichkeit einer Einheitsreligion für die Zukunft anschnitt. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ging Professor Otto-Göttingen dieser Frage zu Leib und behandelte sie in glänzendem Gedankenaufbau. Er verneinte den Gedanken, ja auch seine Wünschbarkeit. Das Interessante aber war, warum er sich so entschied. Aus Achtung vor den Religionen und nicht aus dogmatischen, vorgefaßten Meinungen. Keine Religion soll sterben, ehe sie ihr letztes Wort hat sprechen dürfen. Die Erfahrung aber zeigt, wie gerade die großen Religionen sich immer wieder befruchten, ergänzen, erneuern. Es war ein Ausblick in ungeahnte Möglichkeiten, daß z. B. der Buddhismus jetzt beginnt, seine passive Haltung aufzugeben und von europäischem Geist getrieben, die Pflege aktiver Persönlichkeitskultur übernimmt. Das bestätigte nachher der japanische Missionar des protestantischen Missionsvereins, Sup. Schöller. Darum formulierte Otto Aufgaben, die heute schon möglich sind: Gemeinsamer Kampf gegen alle unreligiöse Gesinnung. Vertiefung des Religionsunterrichts durch vergleichende Religionsgeschichte. Sammlung der klassischen Urkunden der Religionen. Einfühlung in die Heimat des religiösen Sinns der verschiedenen Völker und Epochen der Menschheit. Keine einseitige Mission, bei der nur wir die fremden Völker belehren oder „bekehren", sondern wechselseitige Mission, so daß der Gebende zugleich empfange. Mit diesen Ausführungen war dem Kongreß selbst ein klar umrissenes Arbeitsgebiet geboten, neben welchem das der persönlichen ungehinderten Selbstdarstellung auch in Zukunft bleiben kann. Das bedeutet einen wichtigen Schritt für den Kongreß selbst.

Schade, daß Bergson dem Kongreß fern blieb. Wir konnten den Grund nicht recht erfahren. Boutroux dagegen war da und eröffnete die Sitzungen mit einer feinsinnigen und geistvollen Ansprache, in der er Wissenschaft und Religion gleicherweise zergliedernd jedem seine Stelle zuwies. Die Universalität des gleichen

Digitized by Google

religiösen Empfindens brach sich überall durch. Aber sie erlebte ihre Wirkung gerade da, wo sie in fest umrissenem besonderem Stil ihre Eigenart zum Ausdruck brachte. Man sah sich immer wieder genötigt zu dem Anerkenntnis, daß in der geschichtlichen Gestaltung der verschiedenen Religionen überall dieselben lähmenden, verallgemeinernden, hemmenden und verzerrenden Einflüsse sich geltend gemacht haben und es darum Pflicht des wirklich religiösen Menschen ist, überall das Wurzelechte herauszuholen, das auch wirklich vorhanden ist. Der Angehörige einer bestimmten Religionsgesellschaft wird gezwungen, sich ganz anders, als im gewohnten Lauf des Alltags und der kirchlichen Gewohnheit, auf das Besondere seiner religiösen Stellung zu besinnen, und was noch mehr wert ist, zu lernen, wie reich der Strom des religiösen Lebens überall und zu allen Zeiten fließt. Die Religionsgeschichte steigt aus dem Hörsaal herab in die breite Gegenwart und steht vor ganz neuen Fragen. Wenn da in der alten Hugenottenkirche, dem ehrwürdigen Oratoire, nebeneinander auf derselben Bank saßen: Professor Rade, daneben Buddhisten, dann Bakker, der holländische Sozialist, dann der Rabbiner Wyß aus Newyork, dann ist es sehr feil, darüber die althergebrachten Witze zu reißen über „Heiden, Türken, Hottentotten", wie sie jetzt wieder die orthodox-evangelische und katholische Presse zieren. Wir hören dahinter nur die unbeholfene Angst vor einer neuen Zukunft, mit der man dort nichts anzufangen weiß, weil der bisherige Rahmen für ein neues Bild voll wirklichen Lebens viel zu klein ist. Es ist eine Freude zu sehen, wie man jetzt rein ästhetisch über die Missionsfragen anders urteilt, wie früher. Man greife einmal zum Juliheft des Kunstwart, um dort zu *sehen* — nicht zu reflektieren — neue Aufgaben und andere Gesichtspunkte wirklich lebenschaffender Arbeit. Denn *nichts schafft neues Leben, das nicht vor dem wirklichen Leben Achtung hat.* Und so haben wir uns dieses Kongresses wieder von neuem gefreut, ob nun Deutsche so trefflich sprachen, wie Jäger-Freiburg oder Rade-Marburg, oder ob die Modernisten aus Italien und

Digitized by Google

Deutschland ihre Gewissensfragen an die katholische Welt stellten, oder ob Amerikaner und Engländer zu uns redeten.

Man versteht darum den Zorn der Blätter, wie Augsburger Postzeitung und Kölnische Volkszeitung, denen sich natürlich der evangelische Reichsbote rührend anschließt. Und weil man verdächtigen muß, so wird eine hübsche Geschichte durch die Blätter lanziert, wonach ein Pfarrer Haag aus Marburg die Franzosen beglückwünscht haben soll, weil sie die Statue Straßburgs auf dem Pariser Konkordienplatz bekränzt haben. Ich kenne weder einen solchen Pfarrer, noch habe ich seine Rede gehört. Auch wurde unter uns Deutschen in Paris von solch einer Rede nicht gesprochen und im Jahrbuch „Evangelisches Deutschland" findet sich auch kein solcher Pfarrer für Marburg notiert. Sollte die Action française sich da einen Scherz geleistet haben? Die Comelots du roi machen ja manche Streiche und wahrhaftig nicht die besten. Sie sind zudem die glühendsten Hasser der Leute wie Murri, Funck, Schnitzer, die auf diesem Kongreß zu Wort kamen, und so soll es nach dem Wort gehen: Semper haeret aliquid.

Gottlob! Auch bei uns blieb etwas hängen, nämlich die Freude über Charakterköpfe moderner Religionen. Diese Freude stört uns niemand.

Die Schande

Von Ludwig Thoma

In die mißlichste verregnete Sommerzeit hinein kam die Nachricht, daß neue Forderung für Artillerie, für Marine, für weiß Gott was gestellt werden „müßten". Man frägt grimmig, wohin uns der Wahnsinn führen soll und ob wir uns in Berlin die gnädige Erlaubnis zum Leben erbetteln müssen, ob es keinen anderen Schutz gibt gegen die systematische Auspowerung als vielleicht die zu erhoffende Uebersättigung an Truppenziffern am Hofe.

Digitized by Google

Das ganze mit falschem Pathos vorgetragene Geschwätz von dem gefährlichen Slavenbunde, der sich am Balkan drohend zusammentat und die abgewogene Sicherheit der österreichisch-deutschen Pfuscher störte, ist heute widerlegt. Der Popanz liegt in Fetzen auf dem Boden und uns erübrigt wie so oft seit 25 Jahren die Bewunderung der deutschen auswärtigen Politik, die von Phrasen für Phrasen lebt.

Von Reisenden in Getreide, in Kurzwaren oder in Zwetschgenwasser hätte Herr Bethmann erfahren können, was eine Staatenbildung am Balkan heißt und bedeutet, er ließ sich aber von Diplomaten bedienen, die schlechte alldeutsche Leitartikel abschrieben. Und natürlich fehlte es in Berlin nicht an Tressen- und Troddelfritzen, die zur Schuma Maritza die „Wacht am Rhein" mitsummten.

Es war doch etwas Erhebendes, dieses Erwachen der Balkanvölker, und in ritterlicher Hochachtung vor den tapferen Stammesfeinden legte man dem Volke eine Milliardenlast auf, damit man in diesem Jahre des Kriegsruhmes nicht gänzlich leer ausging.

Vor mir liegt ein Aufruf, unterzeichnet von hervorragenden Vertretern der Wissenschaft.

Wir sollen die Staatskliniken, die, wie der Aufruf sagt, in erster Linie berufen sind, dem Elende der Menschheit zu steuern, in die Lage versetzen, ein wunderbares Mittel gegen die verheerende Krebskrankheit — anzuschaffen.

Die Strahlen des Mesothoriums vermögen bis auf große Tiefen die Krebszellen zur Auflösung zu bringen und zwar so, daß sie spurlos verschwinden.

Aber ein Milligramm Mesothorium kostet 220 Mark — zur richtigen Anwendung gehören 400—500 Milligramm, die also 100 000 Mark kosten. Die Staatskliniken bitten die Privaten, ihnen die Mittel zu geben.

So weit ist man gekommen. Dieser Appell an den Wohltätigkeitssinn stellt die Kultur unserer Zeit an den Pranger,

Digitized by Google

und jeder mag sie anspeien. In Deutschland müssen die Staatskliniken fechten gehen; der Staat hat kein Geld zur Bekämpfung der schrecklichsten Krankheit. Ihm fehlen die paar Millionen dazu.

Eine Milliarde freilich zu anderen Milliarden, 250 Millionen jährlich obendrein zu anderen tausend Millionen zur Aufrechterhaltung von Barbarei und Roheit, die haben wir.

Und die paar restigen Millionen sind in diesem Jahr darauf gegangen für bengalisches Feuer, das zum 25. Regierungs-Jubiläum Wilhelms II. abgebrannt werden mußte.

Da bleibt nichts übrig zur Anschaffung eines Mittels gegen den Krebs.

Lenchen Demuth

Von Stefan Großmann

hakespeare hätten diesen Namen erfinden können, Shakespeare hätte diesen Namen für die treue Magd des Revolutionärs Karl Marx nicht anders erfinden können!

Als Kind, acht oder neun Jahre alt, war Lenchen Demuth — wahrhaftig, so hieß sie! — in das Haus des preußischen Regierungsrates Baron Westphalen gekommen. Dann heiratete die schöne Jenny von Westphalen den jungen Doktor Karl Marx. Er wurde nicht Universitätsprofessor, wie man's gehofft hatte, sondern Redakteur der Rheinischen Zeitung. Aber als er zeigte, daß er nicht etwa ein liberaler Durchschnittsredakteur, hellhörig und scharmant nach allen Seiten, sondern eben jener kantige Karl Marx war, da wurde er aus Preußen ausgewiesen und die Rheinische Zeitung wurde stumm gemacht. Marx ging nach Paris.

Die junge Frau Marx scheint in Paris Heimweh gelitten zu haben. Da sandte ihr die alte Frau Baronin Westphalen ein lebendiges Stückchen Heimat, eine alte Kameradin, die junge

Digitized by Google

Dienerin Lenchen Demuth. „Ich schicke Dir das treue liebe Lenchen als das Beste, was ich Dir schicken kann."

Marx wurde aus Paris ausgewiesen, Marx wurde aus Brüssel vertrieben, Marx zog nach London. Lenchen Demuth zog mit, nach Paris, nach Brüssel, nach London.

Marx kam ins Elend, wohnte in einem Proletarierviertel, dann in einem armseligen Hotel, dann wieder in einer engen Zweizimmerwohnung. Ein Kind kam, das zweite, dritte, vierte, fünfte. Eines Tages werden ihnen die Möbel auf die Straße gestellt, ein andermal wird Marx vom Versatzamt zur Polizei gestellt, weil er altes Silberzeug, Erbstücke der Familie Westphalen, versetzen mußte. Ein Kind stirbt, das Milch und Blut aus den Brüsten der seufzenden Mutter gesogen hatte, ein Junge wird bleich und siecht hin, von der Not gefällt. Und immer ist die Eine, die Treue bei ihnen: Lenchen Demuth, sie lacht mit den Neugeborenen und neigt das Haupt über die Sterbenden. Sie wäscht Geschirr und Windeln in demselben Raum, in dem Marx die ersten Notizen zum „Kapital" aufschreibt.

Abends ist das zweite Zimmer der Marxischen überfüllt. Hier wird diskutiert, gelacht, geschrien und Tee getrunken und Butterbrot verzehrt, wenn Butter da ist.

In Paris las abends Heinrich Heine seine Gedichte vor bis der schönen Frau Jenny die Tränen über die blassen Wangen liefen, vor Lachen und vor Weinen. Die Gedichte über Deutschland durfte er gar nicht vorbringen, das machte das rheinische Herz zu schwer. Lenchen Demuth leuchtete Herrn Heine über die Treppe.

Und erst in London! Da wimmelte das Haus von Fremden, Russen (die immer am längsten schwatzten), Italienern, Ungarn, Engländern, dann und wann, Gott sei Dank, auch Deutschen. Der Freundlichste war Herr Engels aus Manchester. Wenn der kam, blieb zuweilen ein klein bischen Geld im Haus. Aber es waren lauter freundliche Herren, die Lenchen hier sah, Herrn Freiligrath und Herrn Owen, Herrn Louis Blanc und Herrn Liebknecht.

Digitized by Google

Nur konnte man, obwohl man totmüde war, nicht zu Bett gehen, so lange die Gäste daſaßen und ſchwatzten.

Die Kinder wurden groß. Frau Jenny kränkelte. Da lag die Sorge des ganzen Hauſes auf Lenchen Demuth.

Mit den Jahren wurde es ein klein wenig beſſer. Dr. Marx zog nach Hampſtead. Uralte Linden umſtanden ſein Haus, jetzt ging es auch nicht mehr gar ſo knapp zuſammen, aber nun kamen die Krankheiten. Doktor Marx lag wochenlang im Bett und dann bekam Frau Jenny die Pocken. Wer anders blieb bei den Kindern? Wer kochte, kaufte ein, räumte auf? Wer ſchlich nachts auf den Zehenſpitzen zur Schlafzimmertür, hinter der Doktor Marx lag und wachte und ſchrieb, ſo daß das Bett überſäet war mit beſchriebenen Zetteln, wer denn als Lenchen?

Frau Jenny ſtarb. Ihr Mann wollte ihr ins Grab nachſtürzen, und bald iſt er ihr nachgeſtürzt, etliche Monate ſpäter. Dieſe fünfzehn Monate waren Lenchens ſchwerſte Zeit, denn nun ſollte ſie gar ihre alte Herrin vertreten! Aber der Herr Doktor Marx litt ſchwer an der Leber, ſein ſchöner ſchwarzer Bart war ganz ſilbrig geworden und das Lachen hatte er nun für immer verlernt. Am 14. März 1883 ſchlief er in einem Seſſel ein.

Lenchen Demuth lebte noch ſieben Jahre. Dann wurde ſie in dem Grab im Highate-Kirchhof beſtattet, zu dem ſie oft gepilgert, in demſelben, in dem ihr Herr Doktor und Frau Jenny liegen .... Ein Grabſtein nennt die Drei: Karl Marx, Jenny von Weſtphalen und Helene Demuth.

Wer weiß noch, ob Lenchen Demuth ſchön war? Wer weiß, ob ſie ohne Nachdenken ihr Schickſal an das des Doktors Karl Marx hing? Wer kann erzählen, ob Lenchen Demuth klaſſenbewußt geworden? Hatte ſie ein eigenes Leben und Weiberſchickſal? Oder war dieſe Treue und tiefe Ergebenheit, dieſes bis ins Grab gehen mit ihrem „Expropriateur“ ihr beglückendes Menſchenſchickſal?

Immer hat um die großen Kämpfer im Geiſt irgendein Lenchen Demuth geſorgt!

Digitized by Google

Und man muß lächeln, wenn man bedenkt, daß auch der unerbittlichste Durchschauer der liberalsten Ausbeutung sein Lenchen Demuth noch im Grab bei sich hat.

Die Hinrichtung

Von Alexander Castell (Paris)

Raymond lag auf seiner Pritsche und stellte sich schlafend. Es war fast dunkel in der Zelle. Durch die Luke in der Türe blickte etwas Licht herein. Im Gang schritt der Wachtposten auf und ab. Vier Wochen lang hatten zwei Wächter Tag und Nacht in der Zelle gesessen. Man befürchtete einen Selbstmord. Heute war er wieder zum erstenmal allein.

Er schloß daraus, daß es die letzte Nacht sei. Vierunddreißig Tage waren seit dem Todesurteil vergangen.

Raymond war kaum einundzwanzig Jahre alt. Er hatte ein sanftes Gesicht mit einem ruhigen Blick, trug die Haare in der Mitte gescheitelt und sah noch jünger aus, als er war. Während seiner ganzen Gefangenschaft hatte er einen stillen, harmlosen Charakter gezeigt.

Von einer Turmuhr hörte er vier helle, dann drei tiefere Schläge. Ein leises Frösteln kroch ihm über die Haut. Er überlegte: „Vielleicht richten sie jetzt schon das Gerüst auf ....“ aber es war ja Sonntag. War es möglich in der Sonntagfrühe einen Menschen vom Leben zum Tod zu bringen? Doch er schöpfte keine Hoffnung.

Er war abergläubisch. Er mißtraute der Ruhe, der Stille um ihn. Noch am Nachmittag hatte der Verteidiger ihn besucht. Sie hatten lange zusammen gesprochen. Aber beide waren befangen gewesen. Vor drei Tagen war die Revision des Prozesses verworfen worden. Darauf hatte der Advokat das Gesuch um Begnadigung gestellt.

Digitized by Google

Als ihm Raymond heute in die Augen sah, wußte er, daß es abgewiesen war.

Vielleicht hatten sie um dieselbe Zeit den Befehl zur Hinrichtung schon im Gefängnis.

Raymond legte seine Hände an den Körper. Er betastete seine Kniee. Er riß die Augen auf. Er dachte: ‚In einer Stunde schon werden diese Kniee in einen Korb fallen, in einen entsetzlichen blutigen Korb. Der Henker wird dann mit einem Tuch das Messer abwischen.' Raymond fühlte, wie sein ganzes Gesicht zuckte. Vor martervoller Angst.

Er sprach leise vor sich hin: „Wenn Gott barmherzig wäre, würde er mir eine Schnur geben. Es ist zwar kein Haken in der Zelle, an den ich mich hängen könnte, der Tisch ist in die Mauer eingelassen und der Stuhl an eine Kette gebunden und alles gäbe auch zu viel Geräusch. Aber ich würde diese Schnur um meinen Hals schlingen und mit beiden Händen zuziehen ... zuziehen ...!" Er horchte auf. Es tönten irgendwo Tritte im Hof. Es wurde wieder still. Seine Gedanken blitzten weiter: Wenn ich doch ein Messer, nur ein kleines Federmesser hätte. Damit könnte ich mir in den Hals schneiden und still liegen und fühlen, wie es mir warm über die Brust ränne, bis ich müde würde ....

Gewiß, er hatte einen Menschen umgebracht. Das sollte gesühnt werden. Dafür wollte man ihn jetzt töten. Vielleicht, um andere abzuschrecken. Aber hatte das einen Zweck? Er war doch selbst der einzige, der jetzt wirklich abgeschreckt wäre. Und er verlor bei dem Experiment das Leben.

Wie unlogisch die Institutionen der Justiz doch waren!

Und konnte er denn dafür, daß der Tod des andern damals bestimmt gewesen war? Irgendwie bestimmt. Hätte er ihm denn sonst die Kugel zwischen die Augenbrauen geschossen? Komisch, daß er ihn gerade da getroffen hatte. Aber es war auch wiederum ganz natürlich. Denn der andere hatte im letzten Moment, da er die Mündung des Revolvers vor sich sah, nur noch Augen gehabt, keine Stirne, keinen Mund, keinen Kopf mehr, sondern

Digitized by Google

nur noch zwei brennende Punkte, die sich näherten, unaufhaltsam näherten, als wäre eben diese Kugel dazu da, sie auszulöschen.

Raymond hatte in jenem Augenblick seine Tat als die natürlichste von der Welt empfunden.

In einer schweren, dumpfen Träumerei sann er jetzt darüber nach. Er überlegte: ‚Mit zwölf Jahren hätte ich mir nie vorgestellt, daß ich einmal im Leben bei einem Weibe schliefe. Mit sechzehn habe ich doch bei einem Weib geschlafen. Damals war kein Gedanke in mir, der mich drängte, einen Menschen zu töten. Vor drei Monaten habe ich einen umgebracht. Ich habe es für möglich gehalten, einen Menschen umzubringen. So verwandelt man sich. So gefährlich ist es, sich zu verwandeln und immer zu tun, was man muß.'

In der Türluke zeigte sich ein Kopf. Der Wächter starrte herein. Der Kopf verschwand wieder. Tritte tönten auf dem Gang. Die Ablösung kam heran. Tritte entfernten sich wieder. In einem Saal des Gefängnisses waren jetzt vielleicht die Journalisten versammelt und machten Notizen. Der Wächter war bei ihnen eingetreten und hatte gemeldet: „Er schläft gut, sogar sehr gut", und alle dachten: ‚Der Aermste hat keine Ahnung, was ihm bevorsteht.'

Bei diesem Gedanken fühlte Raymond, wie ihn wieder seine Magenkontraktionen überkamen. Ein würgender, unheimlicher Kitzel kroch ihm durch den Leib. Es war ihm, als ob ihm ein Tier in den Gedärmen wühlte und das Unterste zum Obersten machte. Er biß sich auf die Zähne, um dieser Konvulsionen Herr zu werden. Aber er war ohnmächtig. Es war da etwas, das in ihm und doch außerhalb seines Willens geschah, wie einer seine eigene rechte Hand auf den Tisch legen kann und sehen, daß sie zuckt und sich bewegt, ganz einem fremden nervösen Instinkt untertan.

Aber Raymond krümmte sich unter diesen Schmerzen, die ihm den Schweiß aus den Poren trieben. Er hörte wie die Uhr ein Viertel schlug.

Digitized by Google

Draußen ging ein feiner Regen nieder. Wie ein sanftes Summen klang es herein. Raymond richtete sich auf und ging ans Fenster. Er mußte sich an den Gitterstäben hochziehen, um aus der Luke sehen zu können. Draußen war die Dämmerung ganz grau. Es begann zu tagen.

An die Wand gelehnt blieb der Gefangene stehen. Das Kinn war ihm auf die Brust gesunken, die Handflächen hatte er mit gespreizten Fingern an die kalte Mauer gepreßt. Er stöhnte, wimmerte, wollte an etwas Tröstendes, an irgend etwas denken, er vermochte es nicht.

Er griff sich mit beiden Händen ins Genick. Da mußte das Messer ihn treffen. Ein Schlag so entsetzlich und hart, wie wenn ihm ein riesiger Stein mitten ins Gehirn fiele. Mitten ins Gehirn. ‚Und dann' so durchbebte es ihn weiter, ‚wird dieser Kopf im Dunkeln noch eine Minute, die so lang wie ein Jahr ist, leben, trotzdem er nur ein Klumpen Blut sein wird.'

Wieder begann es ihn in den Eingeweiden zu würgen.

Er mußte sich den Bauch halten, um nicht laut zu schreien.

‚Und es wird Tag werden, ein herrlicher Frühlingstag', irrten seine Gedanken, ‚die Sonne wird scheinen über Paris .... über Paris, und ich werde nicht mehr sein ....' Eine weiche, tiefe Rührung überkam ihn. Er vermochte jetzt still und trostlos zu weinen. ‚Und im November', dachte er, ‚wäre ich einundzwanzig Jahre alt geworden; und morgen wird meine Seele vielleicht wie ein Windhauch um den Mond herumfliegen .... oder es kann ja auch alles aus sein ....'

Er zog sich wieder am Gitter in die Höhe. Der Himmel zeigte noch dasselbe Grau.

Ein schwerer Wagen fuhr durch einen fernen Hof.

„Sie kommen ...." schrie es in ihm auf. Er schwankte zur Pritsche und setzte sich nieder. Er gewahrte jetzt wieder das Gesicht des Wächters in der Türluke.

„Himmlischer Vater!" dachte er, „steh mir bei!" Er horchte angestrengt, atemlos. Seine Knien zitterten. „Habe ich nicht durch

Digitized by Google

alle Aengste gebüßt", flehte er weiter, „kann man einen Menschen so lange martern. Ich habe einen umgebracht, aber er hat keine Sekunde gelitten, ich aber sterbe schon seit vierunddreißig Tagen."

Er starrte wieder nach der Türe. Das Gesicht des Wärters war immer noch da. Jetzt drehte es sich seitwärts nach dem Korridor.

Aber es blieb still. Ein fernes Stampfen wurde hörbar, es klang wie das Hämmern eines Motors.

Raymond streckte sich aus. Seine Augen wurden groß und glasig. Sein Mund klappte immer auf und zu. Aber er gab keinen Laut von sich. Die Angst brannte ihm jetzt wie ein entsetzliches Feuer im Gehirn.

Er begann seine Atemzüge zu zählen, legte die Hände auf die Brust, um zu fühlen, wie sie sich hob und senkte. Er wollte sich jetzt die Guillotine vorstellen, aber er hatte nie in seinem Leben eine Guillotine gesehen. Statt dessen sah er ganz deutlich ein Zeitungsblatt und darauf abgebildet drei abgehauene Köpfe. Es waren drei Banditen, die in der Provinz geköpft worden waren, weil sie einem alten Mann die Füße ins Kaminfeuer gesteckt, um Geld zu erpressen. Wie weit war er doch von solcher Grausamkeit entfernt und doch erlitt er dasselbe Schicksal.

Für eine Weile wurde er ruhiger. Es war vielleicht doch alles gar nicht möglich. Vielleicht trat in der Morgenfrühe ein Mensch zu ihm in die Zelle und erklärte ihm, daß er vom Präsidenten der Republik begnadigt sei. Wie wollte er diesen Menschen umarmen, vor ihm niedersinken. War sie denn ganz unmöglich, diese Barmherzigkeit? Konnte denn der Präsident schlafen in dieser Nacht, da so Entsetzliches geschehen sollte, er, der einzige, dem es noch möglich war, Gnade zu gewähren.

Wie eine jähe Flamme stieg ihm wieder die Angst ins Herz. Das Blut brauste ihm im Kopf. Tobte wie ein Sturm in den Schläfen. Unheimliche Geräusche drangen an sein Ohr. Er konnte es nicht ertragen .... er umklammerte mit den Fingern seinen Hals, bis sein Gesicht blau wurde und gedunsen, bis er jedes Gefühl verlor. Aber war es nicht möglich, daß er sich selbst er-

Digitized by Google

würgte. Nach einer Weile sanken seine Hände nieder, seine Brust begann sich wieder zu regen. Er zog den Atem ein. Es tat ihm unendlich wohl. Es war ihm, als hätte er den Tod überwunden.

Der Regen draußen hatte aufgehört. Ein schwacher, weißer Lichtstrahl fiel in die Zelle.

„Die Sonne“.... durchzuckte es ihn... „die Sonne!“ Wie ein Entgeisterter stierte er vor sich hin. Es war ihm, als hätte er nie das Licht gesehen.... nein, er konnte nicht sterben.... bei allem was lebte.... er konnte nicht sterben. —

Jetzt aber kamen ferne Tritte. Erst klang es wie das Ticken einer Uhr. Dann aber schwoll es an, rückte näher, wie etwas Entsetzliches.

Er lag jetzt lang ausgestreckt. Seine Glieder waren ganz steif.

Die Tür öffnete sich. Herren in schwarzen Röcken drängten sich herein. Der ganze Korridor war von ihnen angefüllt. Die draußen standen reckten die Köpfe und sahen über die Schultern der Vordersten hinweg.

Raymond hatte sich aufgerichtet. Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er sagen: „Ich komm schon....!“

Ein glattrasierter Herr näherte sich und verlas in Vertretung des Generalstaatsanwaltes ein Dekret. Raymond hörte die Stimme ganz deutlich, aber es kam ihm kein Wort zum Bewußtsein.

Es war nun schon ganz hell in der Zelle. Die Uhr schlug vier.

Als der Glattrasierte geendet hatte, traten die zwei Knechte des Henkers vor und nahmen den Verurteilten in die Mitte. Die andern machten Platz zur Rechten und zur Linken. Durch diese Gasse schritten die drei hinaus.

Raymond war jetzt seltsamerweise viel ruhiger. Er schritt tapfer aus und horchte auf die vielen Tritte, die wie ein dumpfes Gehämmer hinter ihm herkamen. Es ging durch Korridore und Galerien. Voraus der Henker.

Es war, als ging es jetzt in den Hof.

Aber man führte ihn in einen Saal. Da war ein Priester und auf einem Tisch standen Flaschen und Gläser.

Digitized by Google

Der Priester kam ihm entgegen und wollte ihn trösten. Raymond aber lächelte trübselig und sagte: „Sie helfen mir ja doch nicht mehr!"

Man bot ihm Wein und Schnaps an. Er wies es ab. Aber er hätte jetzt Lust auf ein Kipferl gehabt. Aber es war kein Kipferl da, niemand hatte an so etwas gedacht. Da erklärte Raymond, man sollte sich weiter keine Mühe geben.

Man zog ihm sein Hemd aus, so daß sein Oberkörper nackt blieb. Die Hände band man ihm an einen Gürtel auf den Rücken.

Als sie die Treppe hinunterschritten, fühlte Raymond, wie er in den Beinen schwach wurde. Das heißt, die Füße wurden ihm furchtbar leicht, als ob die Sohlen kein Gewicht mehr trugen, glitt er von Stufe zu Stufe.

Die beiden Knechte nahmen ihn bei den Armen und stützten ihn. Wie das Tor nach dem Hof aufging, fröstelte es ihn. Der Morgen war doch sehr kühl. Draußen stand ein Zellenwagen mit zwei weißen Pferden. Es wurde die kleine Treppe angelegt. Raymond stieg mit dem Henker und den zwei Knechten hinauf. Er sah jetzt plötzlich auch, daß sein Advokat neben ihm saß.

Der Wagen fuhr an. Der Advokat legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Seien Sie standhaft!"

Raymond nickte dazu ganz ernst. Es fror ihn. Er dachte: ‚Wenn ich jetzt weinen könnte, würde es mir wohltun.' Aber er konnte jetzt durchaus nicht weinen. Er konnte sich auch keine Gedanken mehr machen. Er hörte nur ein hohles Brausen im Kopf. Der Wagen holperte aus dem großen Tor des Gefängnisses.

„Jetzt kann es noch fünf Minuten dauern", sagte Raymond vor sich hin. Alle hatten es gehört, aber niemand antwortete ihm. Der Henker schaute an ihm vorbei, als wollte er sich auf kein Gespräch einlassen. Der Advokat sah ihn nachdenklich und betrübt an. Die beiden Knechte aber hatten eine stumpfe Ruhe in den Mienen. Sie erinnerten Raymond an zwei Metzgerburschen, die er als Knabe oft beobachtet hatte, wenn sie ein Rind ins Schlachthaus trieben.

Digitized by Google

Der Wagen fuhr jetzt ruhiger. Raymond vermochte seine Gedanken wieder zu sammeln. Es war zugleich, als ob eine große Stille in ihn käme. Er wußte nun, daß es geschehen würde, daß es keinen Ausweg gab.

„Es ist kalt!" sagte er, nur um etwas zu reden. Es machte ihn glücklich, seine eigene Stimme zu hören.

Der Advokat nickte beruhigend, als wollte er sagen: „Nur noch einen Augenblick, wir werden gleich angekommen sein ....!"

Plötzlich gab es einen Ruck. Der Wagen stand still. Die beiden Knechte rissen die Türe auf und legten die Treppe an. Der Henker sprang aus dem Wagen. Raymond stieg zaghaft aus. Der Advokat blieb sitzen, als ob er erstarrt wäre und sich nicht vom Platz bewegen könnte.

Die Knechte hatten Raymond an beiden Armen gefaßt.

Und jetzt, wie er um den Wagen bog, war da ein weiter leerer Platz. Rings blitzten Waffen, Uniformen; die Soldaten der Garde Republicaine rissen die Säbel aus den Scheiden. Die Herren, die mitten auf dem Platz standen, nahmen alle die Hüte ab.

Es war totenstill.

Raymond blickte seitwärts. Da stand etwas Hohes und Schlankes zwischen den Bäumen des Boulevards. Halb verdeckt im Laub. Nur drei Balken. Zwei senkrechte und ein wagrechter.

Da brach ihm der Schweiß aus allen Poren, rann ihm über das Gesicht, über die nackte Brust. Sein Leib krampfte sich zusammen, seine Augen verdrehten sich, blickten weiß und stier, sein Mund sperrte sich auf, als ob er sich erbrechen wollte, aber nur ein winselndes Stöhnen, wie das Gähnen eines Tieres, kam heraus.

Wie Schrauben fühlte er die Hände der Henker an seinen Armen. Jetzt stand er am Fuße des Gerüsts. Ohne daß er die Füße bewegte, kam er hinauf. Er wollte schreien, irgendeinen Laut von sich geben .... da sah er über sich wie ein blaues Feuer das Beil.

Digitized by Google

Er wollte in die Kniee sinken, aber schon rissen ihn die Knechte nieder, dicht vor den Augen hatte er ein schwarzes Loch, — ein Ruck, und er sah in den Korb, die Galle lief ihm aus dem Mund.

Zugleich fiel ihm das Messer wie ein zerschmetternder Balken ins Gehirn ....

Dem Kopf jagte das Blut ruckweise und im Takt der Herzschläge nach.

Als der Henker einen Augenblick später in den Korb sah, gewahrte er, wie ihn Raymonds Augen entsetzt und müde zugleich anschauten. Die Zunge, die etwas vorgeschoben war, bewegte sich leicht. Um den Mund aber hatte er einen unendlich bitteren Zug, als ob er eben allen Schmutz der Welt gekostet hätte.

Raymonds Kadaver wurde im Galopp nach dem Friedhof in Vory gefahren, dort zog man ihn aus dem Korb, legte ihn in einen Sarg, verlud ihn in ein Automobil, das ihn nach der medizinischen Klinik brachte.

Trotzdem schon mehr als eine Viertelstunde vergangen waren, hatte der Leib noch Gefühl in sich, ja am Herzen konnten auf künstliche Reizungen hin noch eine Stunde lang Zeichen von Leben beobachtet werden.

Als die Journalisten von der Richtstätte wegfuhren, gewahrten sie in einer Nebenstraße ein schluchzendes Mädchen. Mehrere der Herren, die eine Sensation witterten, stiegen aus ihren Automobilen und befragten sie, die immer nur das eine äußerte: „Nun ist er tot!“ Man schloß daraus allgemein, daß das junge Ding früher einmal seine Geliebte gewesen sei. Dem war aber nicht so. Sie hatte nur sein Knabengesicht in der Zeitung gesehen, und da er ihr hübsch vorkam und den Scheitel so schön in der Mitte trug, hatte sie ihn geliebt. Sie war jedenfalls der einzige Mensch, der um ihn weinte.

Digitized by Google

Die sozialpsychischen Vorbedingungen der chinesischen Revolution

Von R. Stübe

Eine Theorie der Revolution ist meines Wissens noch nicht geschrieben. Sie würde die verbreitete Anschauung widerlegen, daß äußerstes Elend, volle Erschöpfung der materiellen Kräfte und unerträglicher Druck sich in der Revolution entladen. Das alles sind wohl Vorbedingungen, die die großen Massen bereit machen, den Führern zu folgen; die Revolutionen selbst aber gehen von Kreisen aus, in denen mit dem Besitz das Bewußtsein politischer Kraft erstarkt ist, die deshalb neue Forderungen stellen können.

Kaum je mögen die geschichtlichen Verhältnisse materiell und psychologisch so kompliziert gewesen sein wie in der chinesischen Revolution. Ist schon das geistige Dasein des Chinesen für uns kaum ganz begreifbar, so werden die Hergänge noch dadurch außerordentlich verwickelt, daß sich in ihnen neben wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen die mannigfaltigsten politischen und geistigen Strömungen geltend machen. Eine alte Kultur und ein literarisch gefestigter geistiger Besitz, dem die Macht religiöser Autorität eigen ist, halten die widerstrebenden Richtungen zusammen. Die Realität des Lebens aber ist voller Gegensätze im Ganzen wie im Einzelnen. Es ergibt sich ein sehr merkwürdiges Bild. Alle Volksschichten sind an der Revolution beteiligt, aber je nach ihrer sozialen Lage in verschiedener Weise. Die Stoßkraft der Bewegung liegt in den Massen; sie aber werden zunächst nicht durch Gedanken, sondern durch Tatsachen bestimmt. Das Elend der untersten Schichten erzeugt in ihnen erst das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, den Klassenwillen, der nach einer Umbildung der wirtschaftlichen Verhältnisse strebt. Aus dieser Sphäre kommen die stärksten Antriebe zu einer revolutionären Bewegung. Das Massenelend, das in den chinesischen Städten oft eine schreckliche Höhe erreicht, verleiht diesen Kreisen die Kraft der Verzweiflung, sobald sie aus einem dumpfen Dahinvegetieren aufgeweckt sind.

Wenn aber auch solche Massen das geeignete Material sind, um große Aufstände ins Werk zu setzen, so fehlt ihnen doch die Erkenntnis ihres gemeinsamen Wollens und ein bestimmtes Ziel; sie bedürfen der zusammenfassenden, führenden und organisierenden Kräfte, die aus den Stimmungen ein zielbewußtes Wollen machen und damit zum Handeln treiben. „Die chinesische Volksmasse — sagt Pierre Khorat — in seiner wertvollen Studie „Psychologie de la revolution chinoise" — ist ein wunderbares Werkzeug für den, der sich seiner zu bedienen weiß."

Digitized by Google

Hier tritt nun ein Bestandteil der chinesischen Bevölkerung in Tätigkeit, der zwischen den untersten Schichten und den gebildeten Kreisen steht, die zum Proletariat herabgesunkenen Gebildeten, die mit der Masse das Elend, mit den oberen Kreisen den Besitz des Wissens gemein haben. Für sie hat Khorat den Ausdruck „déclassés" geprägt. Diese aus der bürgerlichen Gesellschaft Ausgeschiedenen hängen mit dem Bureaukratismus Chinas, vor allem mit den bekannten Staatsprüfungen zusammen. Die einseitig intellektuelle — oder besser rein mechanische — und das Gedächtnis ungeheuer belastende Ausbildung des chinesischen Beamtentums hat diese Leute durch den langjährigen Drill für praktische Arbeit oft ganz unfähig gemacht. Da von allen, die sich zu den Prüfungen melden, über zwei Drittel niemals ein Amt erreichen, so bildet sich ein für das Leben Chinas ganz wertloses, in sich hilfloses und unter Umständen gefährliches Gelehrtenproletariat. Diese Elemente fühlen das Elend ihres Daseins um so schärfer, als sie an dem geistigen Kulturbesitz ihres Landes durch den unermüdlichen Fleiß, der den Chinesen auszeichnet, teilgewonnen haben.

Diese Leute kommen durch ihre äußere Lage den ärmsten Volksschichten ganz nahe. Sie sind nicht die eigentlichen Führer, aber sie lenken die Geister im stillen, machen das ärmste Volk für Gedanken empfänglich. Namentlich als Schreiber, die für die kleinen Leute alle schriftlichen Arbeiten und Briefe erledigen, lernen sie das Volk kennen und gewinnen sein Vertrauen. In den Vorstädten, wo sich alles Elend zusammendrängt, lesen sie die Zeitungen vor, erklären die Erlasse der Regierung und wecken durch die oft große Kunst ihres Wortes das Gefühl für die jämmerliche Lage. Sie steigern das dumpfe Gefühl der Bedrückten und Aermsten zum bewußten Haß. Und dieser Haß gegen die Verhältnisse und die, welche man als Schuldige ansieht, ist das stärkste Mittel, durch das die Seelen zu einer gemeinsamen Spannung verbunden werden. Er ersetzt die innere Einheit des Volksbewußtseins, die durch gemeinsame Ziele geschaffen wird. Darin liegt seine Gefahr. Klare Ziele fordern zu einer positiven Gestaltung der Dinge auf, der Haß gegen das Bestehende, mag er noch so guten Grund haben, wird nur zerstörend wirken.

Indes würden jene „Deklassierten" noch nicht die Macht haben, die Massen in Bewegung zu setzen. Solche Erschütterungen gehen stets von Unzufriedenen in bürgerlichen Kreisen aus. Sie haben oft große materielle Interessen gegen die Willkür der Beamtenschaft zu verteidigen. Mit Hilfe der „Deklassierten" lassen sie das Volk bearbeiten. Wo ein höherer Beamter etwa die Interessen großer Unternehmer oder gar einer Provinz

Digitized by Google

schädigt oder zu schädigen scheint, da wird der Widerstand mit Hilfe der Massen organisiert. Gegen den Bureaukratismus erhebt sich der Kapitalismus.

Er sendet bezahlte Agenten ins Volk. Die Volksmassen werden organisiert und bewaffnet, sie erstürmen die Regierungsgebäude, verjagen oder erschlagen die Beamten, wobei die Truppen oft mit den Aufrührern gemeinsame Sache machen. Sobald die Regierung nachgibt und mißliebige Beamte absetzt, pflegt die Bewegung sofort zum Stillstand zu kommen.

Derartiges ging auch den revolutionären Bewegungen der letzten Jahre vorauf. Aber mit Personaländerungen der Verwaltung war es nicht mehr getan. Die revolutionäre Stimmung war tiefer in das Volk eingedrungen; es handelte sich nicht mehr um Erhebungen, die wirtschaftliche und soziale Reaktionen waren, sondern um eine psychische Erregung, um eine Vertiefung des revolutionären Gedankens. Neue, sehr gefährliche und aktive Kräfte treten hervor, wie sie in dieser Weise China noch niemals gekannt hat. Es waren jene radikalen Elemente, die, von modernen Ideen berührt, auf einen völligen Bruch mit der Vergangenheit hinarbeiten. Für sie hat Khorat den treffenden Ausdruck „déracinés" (Entwurzelte) geprägt. Sie bilden eine psychologisch besonders merkwürdige Gruppe, sofern in ihnen der moderne Individualismus in China neben den sozialen Antrieb tritt. Sie sind die Theoretiker der Revolution und verleihen ihr das moderne Gepräge.

Gewöhnlich stammen diese Leute aus reichen Familien und sind durch längeren Aufenthalt zumal in Amerika und England von europäischen Gedanken berührt. Durch sie ist das politische Schlagwort zu einer verhängnisvollen Macht in China geworden. Die Vertreter dieser Bildung haben den inneren Zusammenhang mit der tiefsten Kraft Chinas, mit seinem uralten Kulturbesitz verloren, sie haben kein Verständnis für seinen Wert und sein geschichtliches Gewicht. Ihre Bildung führte nicht weiter als zu einem rücksichtslosen Skeptizismus, der dem Chinesen ohnehin naheliegt, mit dem sich das Vertrauen zu politischen Theorien ohne weiteres verbindet. Der Widerspruch wird kaum bemerkt. Da sie keine chinesischen Staatsprüfungen abzulegen pflegen, so ist ihnen der Weg zu Aemtern verschlossen. Die Begier, eine führende Rolle zu spielen wird dadurch nur gesteigert; sie erschöpft sich aber in der Kritik des Bestehenden. Der Ausschluß von einer positiven Mitarbeit an der Gestaltung der Dinge ist das Verhängnis dieser Kreise, die über Kritik und Theorie nicht hinaus kommen.

Das Bedürfnis nach Kritik der Zustände wurde zweifellos seit dem chinesisch-japanischen Kriege (1895) lebhaft empfunden. Eine dem Ehrgeiz der modern gebildeten Chinesen genügende Stoßkraft konnte sie aber nur im Bunde mit den Massen gewinnen. Diese Masse fanden die „Déracinés"

Digitized by Google

durch das soziale Elend und den Klassenhaß innerlich geeint vor. Ihrem Streben nach Umgestaltung sucht die Intelligenz ein bestimmtes Ziel zu geben. So entsteht das seltsame Bündnis zwischen den mit amerikanischer Halbbildung angefüllten Modernsten und der geistig auf primitiver Stufe lebenden Volksmassen, die das dem „Déraciné" völlig entfremdete alte China darstellt. In diesen Massen zündet das politische Schlagwort; es verheißt ja Erlösung von unsäglichem Elend. Daß nur die starke Tat oder geduldige Arbeit sie bringen können, entgeht niemandem mehr als denen, die am meisten durch die Verhältnisse bedrückt sind.

Dem Individualismus der Intelligenz entspricht es, daß sie keine Einheit bildet, daß in ihr sehr verschiedenartige Typen hervortreten. Die geistige Begabung, die in diesen Kreisen steckt, darf trotz ihrer Schwächen nicht verkannt werden.

Neben solchen, die den altchinesischen Kulturstolz mit modernem Flitter aufputzen, stehen idealgesinnte Schwärmer, opferwillige Patrioten und leidenschaftliche Fanatiker. — Psychisch verbunden aber sind sie alle durch das Gefühl für die Rückständigkeit gegenüber der ihnen bekannt gewordenen Kultur des Westens und durch das Verlangen nach einem neugestalteten, modernen China. Aus diesen Kreisen ist die merkwürdige Gestalt hervorgewachsen, in dem sich die neuen Tendenzen der chinesischen Revolution zusammenfassen: Sun Yat-sen.

Er ist zugleich der echte Vertreter der „Entwurzelten", in allen Zügen seines Wesens Südchinese. Die Angaben über seine Herkunft sind unsicher, nach der einen stammt er aus Nanking, nach einer andern ist er überhaupt nicht mehr in China geboren. Er soll christlich erzogen sein und gilt noch heute als Christ, was in diesem Fall kaum mehr bedeutet als daß er ein Vertreter westlicher Einflüsse ist. In England und Amerika hat er Medizin studiert, wobei er mit sozialistischen Gedanken bekannt wurde. Früh wurde er einer der Führer in der jungchinesischen Bewegung; 1895 war er das Haupt einer Verschwörung, die Kanton der revolutionären Partei zu gewinnen suchte. Als der Plan mißlang, flüchtete er nach London. Auf seinen Kopf hatte die Regierung einen Preis gesetzt. Als ihn einige Mandschus in London auf der Straße trafen, zogen sie ihn im Gespräch zur chinesischen Gesandtschaft hin und drängten ihn gewaltsam in den Eingang. Mehrere Tage blieb Sun Yat-sen hier gefangen; es drohte ihm die Heimsendung nach China und damit der Tod. Diese Freiheitsberaubung auf englischem Boden ist aber gesetzwidrig. Ein englischer Diener in der Gesandtschaft teilte der Polizei den Vorfall mit. Lord Salisbury drohte mit einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu

Digitized by Google

China, falls der als politischer Gegner der Mandschus Verhaftete nicht freigelassen würde. Das geschah; aber die auf seinen Kopf gesetzte Summe wurde erhöht. Während des Boxeraufstandes kehrte Sun Yat-sen nach China zurück, flüchtete aber nach dessen Niederwerfung nach Amerika und von dort nach London. Zeitweilig hielt er sich in den Straits-Settlements auf, wo er die großen Geldmittel verwaltete, die zur Vorbereitung der Revolution gesammelt wurden. Seine ständige Verbindung mit allen revolutionären Elementen gab ihm die Möglichkeit, die Bewegung von London aus zu organisieren und zu leiten. Im Dezember 1911, nach der Einnahme von Nanking, kehrte er nach China zurück, übernahm die Leitung des Kampfes und legte sein Programm dar, dessen Hauptsätze folgende Forderungen bildeten: Absetzung der Mandschu-Dynastie, Neugestaltung Chinas als konstitutioneller Monarchie oder als föderativer Republik, wenn kein chinesischer Herrscher gewählt wird, Reform der Staatsverwaltung und soziale Reformen nach europäischen und japanischen Vorbildern.

Man erkennt leicht, daß Sun Yat-sen ein rücksichtsloser Theoretiker ist, der die notwendige Reform Chinas nicht aus den Kräften und geschichtlichen Bedingungen Chinas herausgestaltet, sondern ihm mit neuen, fremden Formen ein neues Dasein geben möchte. Zweifellos sind in diesem Ideologen seltene Gaben vereint, er verbindet rastlose Tatkraft, Ehrgeiz und Leidenschaft mit starker Intelligenz. Er soll als Heerführer, Diplomat und Politiker sehr befähigt, dagegen kein Redner sein. Nach den neuesten Berichten von Europäern, die mit ihm verhandelten, ist er eine anziehende und gewinnende Persönlichkeit. Im ganzen scheint er aber mehr ein großer Agitator zu sein, der die Leidenschaft zu erregen und zu leiten weiß; ob er die Kraft des schöpferisch gestaltenden Staatsmannes hat, scheint zweifelhaft.

Die kaiserliche Reichsregierung hat die Gefahren der Bewegung nicht nur rechtzeitig erkannt, sie hat auch die Revolution innerlich zu überwinden gesucht, indem sie manche Reformwünsche selbst durchzuführen suchte. Aus der revolutionären Bewegung den evolutionistischen Gedanken herausgeholt und als politisches Programm entwickelt zu haben, war das Verdienst des hervorragenden politischen Literaten Kang Yeu-wei, der eine große Schule um sich sammelte. Auch er und sein Kreis fordern die Reform Chinas, sie halten aber den Zusammenhang mit der chinesischen Geschichte und Kultur fest. Gewiß soll China aus seiner Erstarrung zu neuem Leben geweckt werden, es soll auch vom Westen lernen; aber es soll seine Eigenart wahren. Die Erneuerung des alten chinesischen Geistes und seine Anpassung an die Forderungen der Gegenwart bilden das Programm dieser Reformer.

Digitized by Google

Für diese Richtung wurde durch Kang Yeu-wei selbst der junge Kaiser Kuang-hsü gewonnen. Es ist allbekannt, wie die wohlgemeinten, aber überstürzten Reformerlasse des Kaisers zunächst am Hofe den heftigen Widerstand der Vertreter des Hergebrachten erregten. Ihr Führer war damals der größte politische Realist Chinas, Yüan Schi-kai, dessen Taten und Charakter noch in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen. Mit seiner Hilfe hat die Kaiserin-Witwe*) den bekannten Staatsstreich durchgeführt. Damit war eine dem geschichtlichen Wesen Chinas entsprechende Reform vernichtet; mit Yüan Schi-kai kam wieder der Traditionalismus zur Geltung. Damit aber hat die Mandschu-Dynastie selbst nur ihr Ende beschleunigt. Der stärkste Damm gegen die andringenden Wogen der Revolution war durchbrochen, indem die Möglichkeit erreichbarer Reformen vernichtet war. Es ist schließlich der Druck des Auslandes, der die Kaiserin zu Reformversuchen veranlaßt. Darin ging sie in den Jahren 1901—1908 oft weiter als Kang Yeu-wei und die Seinen je gefordert hatten. Gerade die stärkste Annäherung der Kaiserin an den modernen Staat, die Verkündigung einer Verfassung und die geplante Berufung des Parlamentes (1910), entfesselte nur die negative Kritik und förderte die politische Zersetzung. Die auflösenden Gewalten waren aber nur einig in dem Willen, das Bestehende zu zerstören, einig vor allem in der Feindschaft gegen die Mandschus, die völlig versagten. Was aber geschaffen werden sollte, das positive Ziel der Bewegung, lag im Dunkeln. So hatten denn im Oktober 1911 von den 18 Provinzen 14 offen ihren revolutionären Abfall erklärt; die Anarchie war das Ergebnis.

Mit Yüan Schi-kai tritt die umstrittenste Gestalt Chinas wieder hervor, in ihm macht sich der unbegrenzte politische Opportunismus geltend. Berufen, um die Dynastie zu retten, drängte er sie Schritt für Schritt zurück, bis er ihr die Abdankungsurkunde entwunden hatte. Die geschichtlichen Hergänge werden erst später erkennbar werden. Vielleicht hängt das Geschick Chinas zuletzt weniger an der Tatkraft des Einen als an den praktischen Bedürfnissen der Massen. Denn trotz der starken und vielgestaltigen individuellen Kräfte, die im Verlaufe der Dinge mitwirken, ist die chinesische Revolution in ihren wesentlichen Zügen doch eine soziale Erscheinung, zu der die Psychologie die Masse in ihren verschiedenen Schichten den Schlüssel liefert.

*) Ueber die Persönlichkeit der Kaiserin-Witwe und ihr politisches Handeln haben wir ausgezeichnete Berichte erhalten durch das Tagebuch eines hohen chinesischen Beamten, Tsching-Schan, die verarbeitet sind in dem Werke von J. O. P. Bland & Backhouse, China and the Emperor Dowager. London 1911. Deutsch: „China unter der Kaiserin-Witwe." Uebertr. von F. v. Rauch. Berlin 1912 (K. Siegismund).

Digitized by Google

Schöne Bücher.

Die Briefe des Malers Ph. O. Runge gab Erich Hancke im Verlag Bruno Cassirer in Berlin heraus. Es ist eine Auswahl aus den zweibändigen „Schriften", die Runges Bruder im Jahr 1840 edierte, und es ist eine sehr gut gemachte Auswahl, die den Lebensgang und den Charakter des merkwürdigen Malers vorzüglich illustriert. Man findet darin nicht ein Programm der romantischen Weltanschauung wie etwa in einem Schlegel'schen Vorwort, wohl aber die innigen Bekenntnisse eines typischen Charakters jener Zeit. An dem sehr schönen, mit Liebe gemachten Buche bedaure ich nur, daß ihm nicht ein paar Bilder beigegeben wurden, etwa Nachbildungen jener Lithographien der Ausgabe von 1840. Es ist keine leichte Lektüre, es verlangt Geduld und Hingabe, aber dann gibt es auch viel, es gibt einen seltsamen, edlen, treuen Menschen in äußerst persönlichen, innigen Bekenntnissen, es gibt den Duft einer frühlinghaften Zeit und Geistesverfassung, und auch die historischen Beigaben, die Briefe anderer an Runge, sind zum größeren Teil wertvolle Stücke, es sind solche von Goethe, von Tieck, Arnim, Tischbein, Maler Friedrich und anderen dabei, darunter ein langer wundervoller Brief Brentanos.

Beinahe noch in dieselbe Zeit und doch schon in ein ganz anderes, moderneres geistiges Milieu führt das hübsche Buch „Rahel Varnhagen" von Augusta Weldler. Es ist gleichfalls eine Briefsammlung, vielmehr eine Briefauswahl, und bei dem starken Interesse, das augenblicklich für Briefbücher zu herrschen scheint, ist dem sehr klug und fein zusammengestellten Buch ein großer Leserkreis sicher. Mir persönlich hat diese Briefmode etwas Unsympathisches — aber wenn schon Briefe über Briefe publiziert werden müssen, so geschehe es in so instruktiver, überlegter Form wie hier. Das Rahelbuch ist in sehr guter Ausstattung bei G. Kiepenheuer in Weimar erschienen.

„Der gelbe Verlag" in Dachau, das klingt etwas waghalsig und hat einen Schwabinger Klang, dem man zu mißtrauen geneigt ist. Aber das erste Buch dieses neuen Verlages, eine Uebersetzung des „Tartarin von Tarascon", ist eine durchaus schöne, solide, geschmackvolle Verlegerarbeit, auf deren Nachfolger man sich freut. Es ist vortrefflich gedruckt und die Illustrationen von Preetorius passen ausgezeichnet hinein. Die angenehme Uebersetzung ist nicht neu, man kennt sie schon aus der Reclam-Ausgabe, doch scheint sie leicht überarbeitet.

Im Verlag Albert Langen in München ist im Laufe der letzten Jahre eine sehr hübsche kleine Bibliothek von Neudrucken alter Dichtungen und Memoiren erschienen, die schon stofflich untereinander verwandt sind und zusammen gehören, so daß man sich freut, sie auch in einheitlichen, guten und hübschen Neuausgaben zu besitzen. Da erschien zuerst der Simplizissimus von Grimmelshausen, dann die Selbstbiographien des Götz von Berlichingen, des Schertlin von Burtenbach und des Hans Schweinichen, und nun ist die lustige Reisebeschreibung des Schelmuffsky gefolgt. Sie ist von Hegaur besorgt, der sich als Mitübersetzer des Rabelais im gleichen Verlag ausgezeichnet hat, und gibt das kräftige Buch des siebzehnten Jahrhunderts in einer vollständigen Ausgabe, in welcher die beiden Fassungen des ersten Bandes ineinander gearbeitet worden sind. Christian Reuter, der Autor des Schelmuffsky, reicht zwar nicht ganz

Digitized by Google

an Grimmelshausen hin, steht aber doch in seiner Nähe und gehört mit der Kraft seiner Personenzeichnung zu den Vorläufern und Vorbildern des späteren deutschen Romans.

Den Revolutions-Roman „Die Götter dürsten" von Anatole France hat Oppeln-Bronikowski gut übersetzt, er ist bei Georg Müller erschienen. Was im letzten Buch dieses skeptischen Philosophen und lateinischen Stilkünstlers der Abbé Coignard zu tun und zu sagen hatte, das tut und sagt hier noch freier und beinahe noch feiner der Bürger Brotteaux, der ehemals Zollpächter und ein galanter großer Herr war, nun aber nach Ablegung seines Adelstitels in einer Dachkammer von der Herstellung kleiner Hampelmänner lebt. Ihm ist indessen als Gegenspieler der Mönch Longuemare beigegeben, und wenn nun Brotteaux noch so fein und überzeugend seinen philosophisch-epikuräischen Atheismus verkündet, steht ihm stets der noble, beschränkt-charaktervolle Fromme sanft und fest entgegen. Das gibt ein wundervolles Spiel, Anatole France ist kein Bekenner, und wie einst der Skeptizismus Coignards in den Glauben des Abbé eingewickelt war, so wird jetzt der Atheismus des Bürgers Brotteaux vom Glauben des Barnabiten Longuemare sekundiert und balanciert. Und so bleibt, wie schon einst in der „Tais" und wie schon in ganz frühen Büchern dieses dreimal geschliffenen Franzosen, als letztes Positives eine wehmütig resignierte Verehrung des menschlichen Verstandes übrig, mit dem man aber doch nur so weit kommt, die Noblesse und innere Stärke eines persönlichen, lebendigen Glaubens mit mehr oder weniger Widerstreben anerkennen zu müssen. Dies alte Gedankenresultat aus einem Leben voll Gelehrsamkeit hat der liebe Weise noch nie so zart und nuancenreich ausgesponnen. Diesmal ist sein nachdenkliches Selbstgespräch in eine Geschichte aus der großen Revolution eingekleidet, und auch diese große, wilde, schreckliche Geschichte betrachtet er mit seinem klugen, etwas wehmütig lächelnden Blick, der ebenso von isolierter Klugheit wie von heimlicher, warmer Liebe zum Leben erfüllt ist.

Zu den allerschönsten Büchern, die ich seit Langem in Händen hatte, gehören die „Altdeutschen Novellen" von Leo Greiner (zwei Bände, Verlag Erich Reiß, Berlin). Greiner, der sich neulich schon durch seine Kopisch-Auswahl als Herausgeber ausgezeichnet hat, tut mit diesen zwei Bänden einen neuen, entscheidenden Schritt. Er hat hier nicht nur als Sammler und Bearbeiter, sondern als Dichter und Neugestalter eine wundervolle, höchst anerkennenswerte Tat getan. Er hat nämlich alle diese aus mittelhochdeutschen Quellen stammenden Geschichten, beinahe ein halbes Hundert, einheitlich neu erzählt, in einer noblen, an den Ton der deutschen Volksbücher erinnernden Prosa, und so ist geradezu ein neues Volksbuch entstanden. Er hat damit für unsere Generation etwas ganz Aehnliches getan wie Wilhelm Hertz mit seinem Spielmannsbuch für die vorhergehende, und ein Vergleich der feinen, ziselierten und launigen Verse von Hertz mit der schwereren, ruhigen Prosa Greiners läßt spüren, daß da zwei verschiedene Auffassungen, ja beinahe zwei Kulturen einander gegenüber stehen. Schon daß Greiner mit Bestimmtheit zur Prosa greift, indem er offenbar das Uebertragen in moderne Verse als eine Qual oder als Spielerei empfunden hätte, ist bezeichnend. Er steht den Quellen nicht mit der zarten historischen Schätzung und genieße-

Digitized by Google

rischen Liebhaberei gegenüber wie etwa Hertz, dafür besitzt er mehr souveräne poetische Wertungskraft und geht mit leiser Betonung den mythisch-symbolischen Werten nach, an denen die Dichtung des Mittelalters so reich war und die unserer neueren Epik fast ganz verloren gegangen sind.

Man liest diese Novellen wie ein altes Volksbuch, und doch spürt man überall eine Erneuerung und Vervollkommnung, eine Befreiung von Unbeholfenheiten. Das ist eine edle Art, Güter der Vergangenheit zu retten. Man geht in diesem Novellenbuch nicht an der Hand eines gelehrten Führers, sondern frei wie im heimatlichen Garten.

Hermann Hesse

Das Theatergesetz

Die Menschen, die man Interessenten nennt, befürchten von dem Theatergesetz, dessen Entwurf seit ein paar Monaten vorliegt, Nachteile für die Kunst. Aber ist es nicht freudigst zu begrüßen, wenn die durch allerhand Zeitumstände vulgär gewordene theatralische Kunstübung verteuert wird? Die Idee der Bühnenkunst kann auf die Dauer nur Vorteile davon haben, daß man Theatergründungen erschwert und schon gegründete Theater auf Herz und Nieren prüft, indem man an ihre Existenzberechtigung den Maßstab anlegt, wieviel Geld sie lockern und an sich reißen können. Ist das Theater schon ein Geschäft und damit Gegenstand der Spekulation, so soll es auch, unter Hintansetzung allen zweifelhafter Idealitäten, als Geschäft genommen und behandelt werden. (Wer schöne Vasen fabriziert, muß ja auch zusehen, wie er sie mit Gewinn verkäuft!) Jener neue Maßstab ist zweifellos gerechter als der alte, weil Begeisterung (recte: Lust an der Sensation oder exhibitionistischer Sturm und Drang) billiger ist und leichter aufzubringen als Geld. Zudem ist ja doch Theaterspielen die sozialste und marktgängigste Kunstübung, die es gibt. Man kann darum geradezu sagen: Je mehr einer Bühne die materielle Existenz erschwert wird, desto evidenter kann sie ihre ideele Daseinsberechtigung erweisen.

Kommt hinzu, daß das Theater infolge des Theatergesetzes und seiner Wirkungen auf die Theaterkasse vielleicht den zweifelhaften Ruf verlieren wird, ein gutes Geschäft zu sein. Und es könnte geschehen, daß sich nur noch Leute zum Berufe des Theaterdirektors drängen, die sich auch künstlerisch berufen fühlen, und daß die andern in die doch auch höchst ehrenwerte Baumwoll- oder Getreidebranche abwandern. Aber das ist nur ein Traum..... Denn das Theater gilt immer noch als interessanter als Baumwolle und Getreide. (Warum eigentlich? Leider nicht aus dem Grunde, weil es letzten Endes eine Leidenschaft erfordert!)

Davon allerdings wird die (Theater-) Kunst keinen Nutzen, sondern Schaden haben, daß die Schauspieler sozial geschützt und gehoben werden. Denn erstens spielen sich sogar Könige bei knurrendem Magen ebensogut wie bei gefülltem — und Hunger ist, was im Zeitalter der Bügelfalte und der sozialen Fürsorge (zweier komplementärer Erscheinungen!) vergessen wird, kein seelisches, sondern nur ein soziales und körperliches Uebel. Schrecklich sogar, zu denken, daß die Steigerung der sozialen Fürsorge für die Schauspieler den Widerstand bürgerlicher Väter gegen den Drang ihrer Kinder zur Bühne abschwächen oder beseitigen könnte! Schrecklich, wenn der Herr Sohn dereinst einmal hemmungslos

Digitized by Google

wählen könnte zwischen der Bühnenlaufbahn, zu der man Talent braucht, und der Verwaltungskarriere, die bekanntlich nur Routine erfordert.

Man merkt dem Gesetz übrigens an, daß an ihm Theaterleute mitgeholfen haben. Es ist stark auf äußere Wirkungen hin gebaut. In langen Absätzen sind da, zum Beispiel, die Gründe aufgezählt, die zu sofortiger Kündigung berechtigen. Es ist aber kaum ein einziger darunter, der nicht schon bisher von der Rechtssprechung anerkannt worden wäre. Oder für den Engagementvertrag ist jetzt die schriftliche Form als notwendig vorgeschrieben. Aber auch bisher galt der Schauspieler nur als engagiert, wenn er den Vertrag schwarz auf weiß besaß. Am groteskesten ist die neue Regelung der Kostümfrage auf den schönen Schein berechnet. Der Direktor hat nach dem § 13 des Entwurfs die Kostüme nicht zu liefern, die ohne wesentliche Aenderung auch außerhalb der Bühne getragen werden können. Das heißt: der Direktor von Tribschen braucht seiner Salondame, der er jeden Monat bare 150 Mark zahlt, die drei Toiletten einer Salonrolle nicht zu liefern, da sie ja von der so glänzend besoldeten Künstlerin auch in den Straßen Tribschens zur Verschönerung des Stadtbildes getragen werden können. Nun ist der Salondame von Tribschen geholfen. Eine wahrhaft theatralische Lösung einer (vielleicht unlösbaren) Frage! Daß die Direktoren die historischen Kostüme liefern müssen, bedeutet deshalb keinen wesentlichen Fortschritt, weil es sich hier in der Hauptsache nur um eine einmalige Ausgabe für die Schauspielerin handelt. So manche arme Kreatur ist von der Bühnenlaufbahn (erfreulicherweise) ferngehalten worden, weil sie diese einmalige Ausgabe nicht bestreiten konnte.

Das Theatergesetz, sagt man, soll ein erster Versuch sein. Ich fürchte, es wird auch ein letzter sein — trotz der verdienstlichen Bemühungen der Bühnengenossenschaft. Das Grundübel ist, daß es zu viele Schauspieler gibt. Von den überflüssigen muß das Publikum, zu dem bekanntlich auch der Kritiker gehört, das Theater befreien, indem es sie in einen bewährten bürgerlichen Beruf zurück — beleidigt. Soziale Fürsorge ist etwas Schönes. Aber Fürsorge für Talentlosigkeit ist die Negation der wahren Humanität!

Hermann Sinsheimer

Die Statistik des Angeblichen

Die Furcht hat große Augen, aber weit größere hat die Sensation. Ihrem Erregungsbedürfnis genügt das Gräßlichste nicht, sie bevorzugt unter allen Darstellungen die maßloseste und glaubt blind an das Unmögliche. Die Zeit ihres Schwelgens aber ist der Krieg.

Wir sollten gegen Zahlenangaben doch nachgerade abgestumpft sein. Seit Jahrtausenden wiederholt die Kriegsgeschichte der Völker immer das gleiche Schauspiel mepalomarischer Berichterstattung. Seit den Perserkriegen sprach man der Welt von Millionenheeren, wo die nachprüfende Kritik kaum Zehntausende übrig ließ, bedeckt die Schlachtfelder mit gefallenen Hunderttausenden, ließ Bevölkerungen wie Fliegen im Herbst zugrunde gehen. Auf der Erde sind nicht soviel Menschen geboren worden, als Siegesbotschaften, Berichte und Geschichtschreibung umgebracht haben. Wir sollten wissen, daß die ersten Ziffern, ausnahmlos, mindestens durch zehn, oft durch Hundert geteilt werden müssen. Dennoch läßt man sich immer von neuem täuschen. Es scheint, daß ein gewisser

Digitized by Google

Spannungszustand nun einmal kein anderes Ausdrucksmittel hat; daß die Uebertreibung die Form ist, in der uns das Ungewöhnliche erst glaubhaft wird.

Am „roten Sonntag" des Jahres 1905 zogen 4000 Arbeiter vor das Zarenschloß; ein (räumlich unmöglicher) Ansturm von Hunderttausenden wurde behauptet und geglaubt. Japanische Militärs mußten fragen, ob man ihnen wirklich zutraue, daß sie vor Port Arthur ihre Leute bataillonsweise über Minen marschieren ließen. Als in Moskau die Artillerie der Regierungstruppen die Barrikaden niederlegte, las Europa, Moskau liege in Trümmern; schließlich waren in der weiten Stadt etwa vierzig Häuser zerstört. Alles aber übertraf der Balkankrieg. Gleich in einer der ersten Schlachten, bei Monastir, sollte es 17 000 Tote gegeben haben; nach dem Kriege zeigte sich, daß während des ganzen Feldzugs die Serben 6000 Mann verloren hatten. Dann die Massakres. Die Serben, hieß es, massakrieren alles, was albanisch ist („die Albaner müssen ausgerottet werden": sollen ihre Offiziere gesagt haben). In Thrazien massakrierten nach den Berichten die Türken die bulgarische Bevölkerung, die Bulgaren die türkische, wieder die Bulgaren die griechische, die Griechen die bulgarische, die Türken die bulgarische. In der kleinsten Ortschaft wurden hundert bis zweihundert der „Notablen" umgebracht; es blieben aber genug für das zweite und dritte mal übrig. Ortschaften, von denen man gelesen hatte, sie seien ein Trümmerhaufen, wurden vier Wochen später zerstört. Bei jeder neuen Wendung der Kriegslage werden, im gleichen Distrikt, die Frauen, Kinder und Greise ausgerottet. Vermutlich sind inzwischen wieder Greise geboren.

Schlimm genug wird es immer noch sein. Aber das Ausrotten ist, zum Glück der Menschheit, physisch unmöglich. Es trifft auf die Unverwundbarkeit menschlicher Massen. Der furchtbare ostasiatische Krieg vermehrte während seiner Dauer die Sterblichkeit des russischen Volkes um anderthalb Prozent; selbst an der Sterblichkeitsziffer des einzelnen Tages machte es kaum einen Unterschied, daß in diesen einundzwanzig Stunden bei Liaujang oder Mukden Riesenheere einander bekämpften; zu den zehntausend Sterbefällen des normalen Durchschnitts kamen etwa tausend hinzu, das war alles. Kein Schwert, das an einem Volkshaufen nicht stumpf würde, keine Guillotine, und wenn sie Nacht und Tag arbeitete, die auch nur der Vermehrung Einhalt täte.

Freilich, wessen Blick auf zwei Dutzend Tote fiel, einen nach dem andern, der hat genug gesehen, um von einem „leichenbesäten" Schlachtfeld zu sprechen. Daran liegt es wohl. Die Zahlenwut des Weitentfernten ist nicht, wie man glaubt, phantastisch, sondern phantasielos. Gerade der Mangel an Vorstellungsvermögen schafft die Riesenziffern, deren wirklicher Inhalt ungeheuerlich und sinnverwüstend sein würde. Es scheint dem Menschen Bedürfnis, die mit zunehmender Entfernung abgeschwächte Intensität des Miterlebens durch die genau entsprechende Extensität der Zahl zu ersetzen. Die Statistik des Angeblichen ist bildlos.

Hermann Friedemann

Dorpat

Eine Universität in Gefahr, dem Hammer des Auktionator zu verfallen, ist das Bild, das die Universität Dorpat heute bietet. Die russische Regierung

Digitized by Google

hat es meisterhaft verstanden, die deutsche Hochschule in Dorpat auszuhungern und die Professorenschaft am Gängelband des Etats zu Schrittmachern der Russifikation zu benutzen. 1881 lehrten an der Hochschule, deren Kurator einst ein Graf Kayserling war, noch 43 deutsche und nur 2 russisch Professoren. Heute ist es mit der deutschen Unterrichtssprache vorbei, die Hochschule ist russifiziert.

Die Russifizierungsversuche begannen schon wenige Dezennien nach der Gründung. Schon Mitte des vorigen Jahrhunderts schildert Julius Eckhardt die Bemühungen der russischen Regierung den freiheitlichen Geist, für dessen Träger sie die deutsche Universität Dorpat hielt, zu ersticken: „Die Lehr- und Hörfreiheit wurde empfindlich beschränkt; aus der Zahl der Unterrichtsgegenstände blieben einzelne Disziplinen wie das allgemeine europäische Staatsrecht ausgeschlossen, während die Vermehrung der Examina den freien Forschungseifer der Studierenden in ein mechanisches Auswendiglernen zu verwandeln drohte."

Es ist ja leicht verständlich, daß die russische Reaktion mit allen Mitteln die Hochschule zu beherrschen suchte, aber geradezu unbegreiflich ist das Verhalten der deutschen Professoren und Studenten in Dorpat gegenüber den Angriffen des Zarismus.

Als in den 80er Jahren mehr und mehr Lehrstühle mit Russen besetzt wurden, war es kein seltener Fall, daß deutsche Professoren aus Angst die Hochschule zu gefähren, ihre Stimmen den der Regierung angenehmen konservativen russischen Kandidaten gaben, und aus Sorge unloyal zu erscheinen, der fortschrittlichen Richtung unter den russischen Professoren in den Rücken fielen. Naturgemäß beschleunigte diese Politik ganz erheblich die Russifizierung.

Fast noch mehr gefährdet das Verhalten der deutschen Studentenschaft das baltische Deutschtum. Die deutschen Studenten verteilen sich auf wenige Landsmannschaften, die sich von der übrigen Studentenschaft vollkommen abseits halten. Das aristokratische konservative Element gibt hier den Ton an, und das deutsche Studentenleben in Dorpat ist noch ganz von dem Geiste im Reiche längst überwundener Zeiten erfüllt.

Die lettischen und esthischen Studenten wurden von den Deutschen durch Jahre vollkommen beherrscht, und auch den Russen, die in Dorpat studieren mußten, suchte man, solange es ging, den Korpskomment aufzunötigen. Als aber das russische Element in der Studentenschaft immer stärker wurde, und als sich die russischen Studenten um freiheitliche Ideale scharten und den Kampf gegen den russischen Chauvinismus aufnahmen, blieb die deutsche Studentenschaft von Dorpat loyal, sogar als ihr 1894 die bunten Mützen entzogen wurden. Allerdings wurden ihr diese von der russischen Regierung 1905 zum Danke für ihre loyale Haltung während der Revolution wieder bewilligt, während es bei der sonstigen Russifizierung der Hochschule blieb.

Die deutschen Studenten sangen zwar gelegentlich begeistert deutsche Lieder, aber sonst ballten sie nur die Hände in der Tasche und blieben getreue Untertanen des Zaren. Ehe man sich entschließen konnte im Bunde mit den russischen Studenten, auf die man von der Höhe einer alten Herrscherkaste herabsah, sich zu einer tatkräftigen Politik der Abwehr aufzuraffen, opferte man den nationalen Gedanken aristokratischen Vorurteilen und blieb loyal. Klassen- und Standesdünkel treiben hier ein altes Bollwerk deutscher Kultur

Digitized by Google

in den Untergang, wenn sich die deutsche Studentenschaft Dorpats nicht ihrer deutschen Ideale erinnert.

Balticus

Kutzowlachisches

In den Balkanländern gibt es so viele Sprach-, Volks- und Religionsinseln, daß dort nie und nimmer Frieden herrschen kann. Es sei denn, alle Balkaner sehen ein, daß im Grunde genommen jeder Mensch — ob Slave oder Romane, ob Christ oder Mohammedaner — ein Mensch ist, mit dem man ohne Mord- und Verwüstungsheldentaten ganz gut leben könnte. Allein mit welchem Recht darf man eine so vernünftige Auffassung von den Balkanmenschen erwarten, die in ungeheurer Mehrheit noch nicht einmal das A-B-C der Zivilisation erlernt haben, wenn das hochgebildete Europa die eigenen Menschen noch nach Rasse, Religion, Stand, Geburt usw. klassifiziert? Es bleibt daher nur ein rasches, unbedingt wirksames Mittel, um die Bevölkerung der einzelnen Balkanstaaten einheitlich zu gestalten, was innerhalb der jeweiligen Landesgrenze endgültig Ruhe schaffen würde: die Ausrottung der Minderheiten. An solcher Heilung der unhaltbaren Zustände wird auch, wie man weiß, systematisch gearbeitet ... vor den Augen und Ohren der sogenannten Großmächte, die in den Balkanangelegenheiten nicht Größe, noch Macht besitzen.

Von dem Schicksale, grausam vertilgt oder zum geringsten unter Anwendung von moralischen und wirtschaftlichen Torturen allmählich von den Griechen, Bulgaren, in einem gewissen Maße auch von den Serben „assimiliert" zu werden, ist auch der ungefähr eine Million Sekten zählende Stamm der Kutzowlachen, bekanntlich auch Fingalen und Aromänen genannt, bedroht.

Man weiß im Allgemeinen wenig von diesem rumänischen Volkszweige, dessen Blut nicht so stark wie das der Stammesgenossen im Königreich Rumänien mit fremden Elementen gemischt ist. Einen willkommenen Führer durch alle Gebiete dieses Volkstums bildet, nun das soeben erschienene Werk „Les Roumains de Macédonie" (Bukarest, Verlag D. C. Jonescu, Rue Campineano 9) aus der Feder des Chefredakteurs der angesehenen Bukarester Tageszeitung „Le Indépendance Roumaine", Alexander Rubin. Der schneidige Polemiker tritt hier als ernster Gelehrter auf, der 86 die Frage betreffende Werke studiert, auf einer Reise durch Mazedonien Menschen und Dinge gewissenhaft geprüft hat und nun die Geschichte und die heutige Lage der Anmänero schlicht und anschaulich darstellt. Als Rumäne mag er vielleicht bei der Behandlung eines ihm so sympathischen Stoffes mitunter die Bedeutung des Aromänentums etwas überschätzt haben. Allein besähe selbst diese so naheliegende Vermutung den Wert einer Tatsache, so wäre dies recht belanglos; denn das Buch baut sich in der Hauptsache auf glaubwürdigen Dokumenten und erhärteten Fakten auf. Diese neueste Veröffentlichung über die Aromänen bietet Politikern wie denen, die überhaupt lebhafteres Interesse für Geschichte und Volkskunde besitzen, eine belehrende und anregende Lektüre.

Adolf Flachs

Adrianopel

Mars ist ein unzuverlässiger Gott. Aber die Großmächte sind noch wetterwendischer und die Botschafterkonferenz, diese offizielle Vertretung von

Digitized by Google

Europa, ist ein Karoussel geworden. Folgendes ist vorgekommen.

Im Oktober 1912 marschierten die Balkanstaaten auf Adrianopel. Die Großmächte erklärten einmütig, amtlich und feierlich, der „Status quo" müsse auf dem Balkan aufrechterhalten bleiben. Die Türken baten im Oktober 1912 die Bulgaren um Frieden. Die Bulgaren waren die Narren, damals nach großen überraschenden Siegen die Staatskunst Bismarcks nach Königgrätz und die Beschränkung, die den Meister zeigt, nicht nachzuahmen: Sie schloßen damals nicht den Friedens- und Handelsvertrag mit der Türkei, welcher sie großmütig Adrianopel lassen mußten, um dem von ihnen beherrschten Balkan die Ruhe der Prosperität zu gewähren. Sie kämpften weiter unter ungeheurem Blutverlust des gesamten Balkans einschließlich ihres eigenen nicht volkreichen Landes. Endlich und endlich, nach vielmonatlicher Belagerung nahmen sie zusammen mit den Serben Adrianopel. Aber die Beutegier, zum Größenwahn entfacht, sprengte den „christlichen" Balkanbund. Die Bulgaren schoßen plötzlich gegen ihre Verbündeten und die Serben und Griechen schoßen zurück. In einem neuen mächtigen Blutvergießen wurde das siegreiche Bulgarien besiegt. Es muß um Frieden bitten wie kaum zuvor die Türkei und es hatte keine Truppen, keine Kraft und kein Geld, Adrianopel zu halten. Die Türken rückten in ihrem Adrianopel wieder ein und stellen den „Status quo" wieder her.

Was aber tun die Großmächte? Sie schreien: Der Status quo darf nicht hergestellt werden! Die Türken müssen den entkräfteten Bulgaren Adrianopel herausgeben.

Die Haltung der Großmächte ist das Widerspruchsvollste und Lächerlichste, was je von einem Konzert oder einem Konzern an schwankender Politik geleistet worden ist. Vor neun Monaten wurde die Integrität der Türkei als europäisches Prinzip erklärt, vor fünf Monaten das fait accompli, das die Balkanstaaten schufen und heute will das fait accompli, das die Türken schaffen, weil die Selbstzerfleischung ihre Gegner inzwischen kraftlos gemacht hat, durch Europa von Polizeiwegen verboten werden! Diese Ziel- und Grundsatzlosigkeit muß sich rächen. Der Opportunismus, der alle acht Tage einer anderen Fahne folgt, ist ein Irrlicht.

In Wahrheit simuliert das europäische Konzert nur einen Willen. Die gegenseitige Neutralisation eines Willens, also die Willenslosigkeit, ist der leitende „Grundsatz". In der Schwäche klammert man sich an das formale Prinzip der „Einmütigkeit" und diese ist eben nur zu erreichen, wenn man nichts tut, und alles geschehen läßt. Aber um so grotesker wirkt es, wenn man dann plötzlich erklärt, das nicht geschehen zu lassen, was sich vollzogen hat und was die Großmächte selbst vorgestern verlangt haben, nämlich daß Adrianopel türkisch bleiben soll.

Würde damit Ernst gemacht, so würde augenscheinlich werden, daß Rußland die Führung an sich gezogen hat; Rußland hätte dann England in der Entente niedergerungen. An dieser Entwicklung, die Europa aller Autorität entkleidet, wäre England die Hauptschuld beizumessen. Ich habe es schon vor Monaten ausgesprochen, das diplomatische Spiel von Sir Eduard Grey ist überschlau und darum schlecht gemischt; er möchte England den

Digitized by Google

Schiedsrichter spielen und dadurch herrschen lassen; aber in der Maske des Schiedsrichters versäumte England rechtzeitig klare Stellung zu nehmen und auf Frankreich denjenigen legitimen Einfluß, zu der die entente cordiale England ein Recht gibt, auszuüben. Die Großmächte hätten spätestens an Neujahr 1913 dem Balkankrieg ein Ende machen können, wenn England und Frankreich einem gemeinsamen Willen Nachdruck gegeben hätten. Das wäre die größte Wohltat für die Balkanstaaten selbst und für Europa gewesen. Nicht der Dreibund, sondern die Entente ist durch den jämmerlichen Zusammenbruch des Balkanbunds mitbetroffen. Es ist falsch, wenn Europa nun Rußland helfen wollte, dem zertrümmerten Balkanbund die Genugtuung der Wiederüberlieferung von Adrianopel zu gewähren. Man sagt „um einen Streitapfel zu beseitigen", denn Bulgarien würde immer nach der Eroberung von Adrianopel verlangen, aber ebenso gewiß die Türkei nach der Rückeroberung und mit mehr Recht. Europa und Deutschland haben allen Grund, einer materiellen und moralischen Neuorganisation der Türkei nicht in den Weg zu treten und nachdem einmal „die Macht der Tatsachen" „gesprochen" und von Europa mangels eines anderen Kompasses zur Richtschnur erklärt worden ist, darf nicht Europa höchsteigenhändig der Türkei Adrianopel wieder entreißen.

Bulgarien würde noch heute am weisesten handeln, einen ehrlichen Friedensvertrag mit der Türkei auf der Basis der Ueberlassung des türkischen Gebiets mit Ausnahme von Adrianopel zu schließen. Das zu unterstützen, ist auch für Deutschland, wie für England die vorgezeichnete Politik.

Aber die Diplomaten müssen heucheln und lavieren und auch diejenigen, die das wünschen, bekennen sich nicht offen zu der vernünftigen Forderung: Schluß! und Adrianopel den Türken!

31. Juli

Conrad Haussmann

Abkehr

Nun will ich alles wieder hassen
und nichtig achten wie zuvor,
will mich nicht länger treiben lassen
von Fluten, drin ich mich verlor.

Mich zwang der prahlerische Chor
in seines Lebens enge Gassen.
Verflucht die lächelnden Grimassen!
Empor, du Zweifelnder, empor!

Hinweg du Tier, das lüstern schielt!
Sieh — die verbuhlten Finger fassen
in's Leere — du hast ausgespielt!

Verzichtend, aber nicht verbannt
kehr' ich von festlichen Terrassen
zurück in meiner Träume Land.

Reinhard Koester

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Rüstungs-Industrie vor dem Kriegsgericht

Von Dr. Heinrich Hutter

Das Rüstungsjahr 1913 enthüllte einen Rüstungs-Industrie-Skandal, der sich in mittleren Grenzen hält. Er brachte keine großen Enthüllungen, aber er gibt der öffentlichen Meinung und eingesetzten Enquete-Kommission und ihren parlamentarischen Mitgliedern zu denken.

Krupp hat mit unzulässigen Mitteln gearbeitet. Die Angestellten hatten mit Wissen der Firma Schleichwege benützt, um aus unteren und mittleren Angestellten der Heeresverwaltung kleinere und größere Geheimnisse durch Nachhilfe von Repräsentationsgeldern herauszubringen.

Das „Wie" ist nun, nachdem der Prozeß von dem Berliner Kriegsgericht eine Reihe von Einzelheiten aufgedeckt hat, herzlich uninteressant. Die Mittel waren primitiv: Anbiederung eines Kruppvertreters, der einst selbst Zeugfeldwebel war, mit früheren Kameraden und mit Feldzeugwerkern und Militärpersonen.

Auch die persönlichen Schicksale derjenigen, die sich verlocken, einlullen und gebrauchen ließen, kommen höchstens für die Neugier, nicht aber für das öffentliche Interesse in Betracht.

Die Verhandlung war besser geleitet als sonst die Berliner Verhandlungen. Ernst, prompt und ohne Schnodderigkeit wurde durchverhandelt. Auch das Urteil zeigt das Streben, gerecht zu sein. Der weitere Prozeß vor dem Civil- und Strafgericht gegen Beamte von Krupp ist zu einem sehr großen Teil bereits vorentschieden. Die Verurteilung ist wegen Vergehens der Bestechung, nicht aber wegen Vergehen gegen das Spionagegesetz erfolgt, der subjektive Tatbestand der Spionage ließ sich nicht mit Sicherheit feststellen, wohl aber die Schuld ernster Pflichtwidrigkeit.

Digitized by Google

Durch das Urteil ist das nationale Selbstgefühl empfindlich berührt; deutsche Beamte, Offiziere, Unteroffiziere haben sich nicht als unbestechlich erwiesen; aber die Zahl der Delinquenten und der Umfang ihrer Vorteile ist nicht groß.

Peinlich vor dem In- und Auslande ist es, daß die deutsche Weltfirma der Regierung ihres eigenen Landes gegenüber mit exotischen Hintertreppenmitteln operiert und damit Erfolg gehabt hat. Für das große Publikum ist es dabei minder wichtig, was der Beweggrund der Firma Krupp gewesen ist; ob Kenntnis von geheimen Fabrikationsvorteilen, oder Kenntnis der Preise von Konkurrenz-Firmen, oder ob finanzielle oder Prestige-Gründe entscheidend waren. Diese Beweggründe haben sich bei dem Direktorium in verschiedenen Dosen gemischt. Die Firma Krupp wollte die erste Stellung bei allen Lieferungen behaupten. Sie glaubte nach ihrer Tradition und Leistungsfähigkeit und nach der Gunst, in der sie steht, ein Recht auf Bevorzugung auf graden oder „auf Umwegen" zu haben; sie glaubte, daß die allerhöchste Aeußerung: „Ich breite meinen Schild aus über Krupp" nicht nur der Person des verstorbenen Inhabers, sondern der Firma gelte. Das machte sie sicher und sorglos, und sie ließ sich von dem geschickten und in der Selbständigkeit intelligent „sich entwickelnden" Feldzeugwebel Brandt, den sie zuerst für ihr Konstruktions- oder Preisbildungsbüro verwendet und dann nach Berlin als Vertreter entsandt hatte, „Kornwalzen" liefern. Der Verhandlungsleiter suchte den Ursprung dieses Namens vergeblich zu erheben. Da der Vorgänger des Brandt im Büro des Herrn von Schütz Korn geheißen haben soll, so liegt es nahe, diesen als den Vater der Einrichtung geheimer Berichte und des Namens anzusehen, was auf eine ziemlich weit zurückreichende Gewohnheit schließen ließe.

Es bestehen im Lieferungswesen aller, auch der deutschen Industrien noch oder wieder große Schmierunsitten. Peinlich ist es, daß die größte deutsche Firma in ihrem Verkehr mit dem Staat, von dem sie hunderte von

Digitized by Google

Millionen verdiente, sich davon nicht rein gehalten hat.

Aber!

Das Spionieren gehört zum Handwerk der Waffen-Industrien, und die „Repräsentationsgelder" müssen im exotischen Gebiet eine Riesenrolle spielen. Wie glaubt man, daß im Ausland schwierige Geschäfte zu Stand gebracht werden, und was ist ein Teil der Beschäftigung der „Agenten" von Krupp, so gut wie derjenigen ihrer Konkurrenten? In Essen blüht der „Essener Hof", das Hotel der Firma, in dem die Exoten frei und bei guter Laune gehalten werden.

In Griechenland, in den Balkanstaaten, in Spanien, in der Türkei, in Rußland, in Ost-Asien müssen einzelne Menschen willfährig gemacht werden, und der rollende Rubel hat bei manchen Funktionären im Osten und Süden eine überzeugende Kraft. Solche Sitten färben ab, und werden halb gewohnheitsmäßig, wenn auch in viel verkleinertem Maßstabe im eigenen Lande angewendet.

Kein Wissender vermag sich zu einer hohen, sittlichen Entrüstung aufzuschwingen, wenn die Staaten selbst das Mittel der Bestechung und der Spionage noch nicht aus ihren Regierungsmitteln gestrichen haben; Spionage muß fast immer mit Bestechung arbeiten. Wer aber spioniert nicht? Rußland spioniert, Oesterreich, England, Frankreich, Italien spionieren und auch Deutschland läßt spionieren. Auch Deutschland hat geheime Fonds, über die der Kriegsminister sich weigert, Rechenschaft abzulegen.

Als der „deutschen Waffen- und Munitionsfabrik" Berlin-Karlsruhe nachgewiesen wurde, daß sie dem „Figaro" Neubewaffnungs-Notizen heimlich zu suggerieren versuchte, da lautete die Entschuldigung, die im Foyer des Reichstags mitgeteilt wurde: die deutsche Waffen- und Munitionsfabrik treffe keine Schuld, Herr

Digitized by Google

von Gontard sei mit Recht ins Herrenhaus berufen worden, denn er habe im Auftrage des Kriegsministers durch jene Notiz in Frankreich etwas herauszulocken versucht.

Gewiß, die Waffenfabriken werden auf dem Gebiete der Auskundschaftung ihren Regierungen die wichtigsten Dienste leisten können. Aber dann ist es die Regierung, welche verführerisch mit dazu beiträgt, schlechte Gewohnheiten anzuerziehen, und ein Gift auszubreiten, über dessen Vorkommen im deutschen Organismus gegenwärtig viele Leute erstaunt und entrüstet sind.

Ja noch mehr, die Militärverwaltung sucht Unteroffiziere und Offiziere in der Industrie unterzubringen. Eben erst erläßt der neue Kriegsminister eine öffentliche Aufforderung, die Offiziere, die im Interesse der Verjüngung der Armee als angeblich dienstuntauglich pensioniert werden, in die Industrie zu übernehmen; ein amtliches Büro ist neuerdings für diesen „Arbeitsnachweis" eingerichtet und wir erfahren, daß schon „zahlreiche Industrien davon Gebrauch gemacht haben." Sie wollen gewesene Militärs, von denen die Armee-Verwaltung neulich selbst gesagt hat, daß sie sich „insbesondere zu Repräsentationsaufgaben" eignen, zu Vertretern gewinnen. Die Industrien aber, die pensionierte Offiziere zu Repräsentationszwekken brauchen können, werden zum großen Teil Liebhaber von Staatslieferungen sein, und der pensionierte Offizier wird sehr häufig sich dadurch wertvoll machen, daß er seine Beziehungen zu Behörden und aktiven Kameraden auch in seiner Industriellen Stellung „pflegt." Die Armee-Verwaltung hat kein Recht gegen diese Gefahren, in die sie andere hineinführt, blind zu sein.

Was der Fall Krupp, der nur ein bekannt gewordenes Beispiel von zahllosen Unsitten bei Staatslieferungen ist, vernehmlich predigt, das ist:

Digitized by Google

Abschaffung des Instituts der Spionage und der Verwendung staatlicher Gelder zur Bestechung durch internationale Vereinbarungen, Beseitigung jeder Monopolstellung einzelner Firmen bei Staatsaufträgen, wie solche durch die Erlasse des Kriegsministeriums trotz aller Beschönigung tatsächlich geschaffen ist; Ueberwachung des Verkehrs pensionierter Militärpersonen, im Dienst von industriellen Firmen, die sich um Staatslieferungen bemühen; Festsetzung eines besonderen „Wehrbeitrags" in Prozenten der erstrebten Staatsaufträge für Lieferanten, die sich unredlicher Mittel bedienen; und Verbot oder schärfste Ueberwachung der Trust-Vereinigung von Waffen- und Munitionsfabriken mit ausländischen Waffenindustrien, durch welche Verbesserungen in deutschen Staaten, anderen Staaten systematisch zugänglich gemacht werden, wie dies durch den Vertrag vom 7. August 1907 indirekt geschieht.

Durch solche und ähnliche Maßregeln, deren Durchführung nicht leicht, aber wohl nicht unmöglich ist, könnte die neueste Erfahrung schrittweise nutzbar gemacht werden. Jedenfalls wird es sehr verdienstlich von den Parlaments-Mitgliedern der Enquete-Kommission sein, wenn sie sich nicht bloß darauf beschränkt, etwas zu konstatieren, was jetzt zu einem großen Teil gerichtlich erhoben ist, sondern auch positive Maßregeln erwägt und in Vorschlag bringt. Dann wird der böse Fall Krupp noch etwas gutes haben. Die Forderung einer Riesenstaatswerkstätte kann auf den Fall Krupp schon deshalb nicht gestützt werden, weil eine solche Staatsanstalt hundertfältig auf Privatlieferungen angewiesen wäre und die Gefahr sich dadurch nicht verringern würde. Man soll nicht vorschnell handeln. Vorschnell war auch der Orden, der Herrn v. Krupp-Bohlen vom Kaiser vor sechs Wochen verliehen worden ist.

Digitized by Google

Ueber das Aussterben der „Salons"

Von Sabine Lepsius

Wir sind allzusehr gewöhnt mit dem Begriff Salon die Vorstellung von etwas durchaus Mondainem zu verbinden. Gewiß gab es in vergangenen Zeiten eine große Anzahl ausschließlich mondainer Salons, deren Atmosphäre von Grazie, Geist, Galanterie und Gesprächskunst sie berühmt gemacht hat. Wenn wir aber als Deutsche das Aussterben der Salons beklagen, so haben wir doch etwas Schwerwiegenderes im Sinne als jene Gesellschaften galanter Konversation. Wir nehmen fast keine Biographie bedeutender Menschen zur Hand, sei es nun Jean Jacques Rousseau, Beethoven, Schubert oder Hebbel, denen nicht das Aufgenommenwerden und Getragensein von einem verstehenden Kreise das Glück in ihr Leben brachte; ein Kreis, der durch hohe Kultur Rezeptionskraft und enthusiastische Resonanz auch im innerlichsten Sinne ermutigend, ja inspirierend auf sie wirkte.

Bedenken wir nun, daß es sich hierbei fast ausschließlich um aristokratische Kreise handelte, die in Bezug auf Lebensformen und Lebensführung im Gegensatz zu felsigen Gestalten wie Beethoven oder auch Hebbel standen, so wächst die Bewunderung dieser Leistung. Man könnte einwenden, daß hierin mehr Aehnlichkeit mit Mäcenatentum als mit Salonhaltung liegt, doch trägt das Mäcenatentum meist einen viel unpersönlicheren Charakter und ist öfter bildenden Künstlern zugute gekommen als anderen. Ein Mäcen denkt an sich und an die Verschönerung seines Besitzes, während der Beherrscher eines geistigen Kreises diesen einem genialen Menschen, an den er glaubt, nur dienstbar machen möchte ohne Ansehen des Abglanzes, den ein möglicher späterer Erfolg auch auf ihn werfen könnte; in reinster Hingebung an den Träger von Werten, die er früher als andere erkennt.

Digitized by Google

Verglichen mit der Mission solcher Gesellschaftskreise erscheint es als eine drollige Anmaßung Klassensalons, wie sie auch heute noch vielfach bestehen, mit dem Titel „Salon" im klassischen Sinne bezeichnen zu wollen. Dort wächst die Unterhaltung kaum je über Klasseninteressen hinaus, um gelegentlich zu verflachen bis zu Berichten über Tennistourniere. Die Exklusivität beschränkt sich auf Aeußerlichkeiten, während die Toleranz gegen Unbildung ins Ungemessene geht.

Die Bezeichnung eines Kultivierten verscherzt man sich in dieser Gesellschaft weder durch Dekorieren der Wände mit kolorierten Photographien (oder Bildern, die schlimmer als jene sind), noch dadurch, daß man Rembrandt zu „Sezessionistisch" findet und General Booth „ulkig".

Der Takt dieser Kreise ist ein rein gesellschaftlicher und läßt es zu, die Ehrfurcht vor großen Ideen und Ingenien in verletzender Weise außer Acht zu lassen. Verirrt sich jedoch einmal eine Persönlichkeit in jene Gesellschaftsschicht, so wird die Führerin der Rede mit vieler Mühe und mitleiderregender Gesprächsfeigheit die Unterhaltung dort umleiten, wo sie interessant zu werden droht. Dieser gar zu wohlfeilen und veralteten Methode gelingt es, das Interesse stets auf jenem Nullpunkt zu erhalten, wo die aggressive Langeweile aller gemäßigten Zonen entsteht. Dem Klassensalon steht gegenüber der Libertinistensalon, der auch zu Unrecht mit der Bezeichnung „Salon" beehrt wird, wenn er gleich geistige Anregung geben kann. Sein Dogma ist eben so streng wie das jeder anderen Clique, insofern er alle Tradition und Sitte prinzipiell herabzusetzen sucht, in dem Mangel an Haltung einen Vorzug sieht, das Abweichen von dem Gewohnten schon als Verdienst anspricht und endlich nicht geeignet ist, Segen zu stiften.

Enthält nun der Klassensalon durch seinen aristokratischen Stil (vielleicht den einzigen, den wir in Deutschland noch haben) einerseits, der Libertinistensalon durch seine geistige Regsamkeit und Degagiertheit andererseits unerläßliche Elemente des wahren

Digitized by Google

Salons, so dürfen wir von der bürgerlichen Geselligkeit getrost behaupten, daß sie keine einzige Ingredienz besitzt, welche einer gesteigerten Geselligkeit unentbehrlich ist.

* * *

Einer der glänzendsten Salons war, soweit ich zurücksehen kann, der der Frau von Helmholtz. Die Abende in ihrem Hause glichen zu Anfang lebenden Bildern, welche in getrennten Gruppen darstellten: die Wissenschaft und Kunst, die Diplomatie, das Militär und die Finanz. Nach kurzem gelang es der Hausherrin, sie alle, sogar die Gruppen der Idealisten und Streber, durcheinander zu wirbeln und in Gesprächen, die für alle gleich interessant waren, in neuer Ordnung wieder zu verbinden. Mit unvergleichlicher Gewandtheit nahm sie den kurzen Steckbrief des Wohlergehens, der letzten Reise oder Berufsangelegenheit auf, um so schnell und unmerklich wie möglich zu einem Gespräch überzugehen, das in seiner Bedeutung weit über die Gesellschaftsunterhaltung hinausging, wenngleich sie den „Weltton" niemals außer Acht ließ. Mit ihrem ausgesprochen ästhetischen Sinn und der instinktiven Abneigung einer „grand dame" gegen alles Philisterium wußte Frau von Helmholtz ihrer Geselligkeit Schwung und Haltung zu geben, und den widerspenstigsten Typen einen gewissen Stil aufzuzwingen, was ihr von minder Bevorzugten als Snobbismus ausgelegt wurde.

Nur dem Fühllosen konnte die Weihe entgehen, die jeder gesellschaftlichen Unternehmung im Hause Helmholtz durch das Erscheinen des Mannes gegeben wurde, welcher dem Namen den Glorienschein verliehen hat. Wer es erlebt hat wie er in seiner schlicht-königlichen Abgeschlossenheit, schweigsam und lächelnd dem Treiben zusah, oder wie beim Anhören von Musik etwas wie Befreiung in seine weltfremden Augen trat, wer das Tiefbeeindruckende dieser Gestalt auf sich wirken ließ, der wußte, daß alle zerstreuenden Veranstaltungen nur den Zweck hatten, diesen Mann aus der Welt der Ideen zurückzurufen in die Wirklichkeit, die ihm Entspannung und Erquickung gab.

Digitized by Google

Mag auch gesellschaftlicher Ehrgeiz mit im Spiel gewesen sein, der treibende Gedanke der Frau war es doch, diesem Manne das Spiel zu Füßen zu legen, hinter dem der Ernst schwerer Schicksale stand. Eine solche Frau, die sich leidenschaftlich bis zur Hemmungslosigkeit zeigen konnte, ist freilich dem Mißverständnis mehr ausgesetzt als jene ärmlichen Typen, deren Ausdruck sorgender Liebe sich im Bereiten von Lieblingsgerichten und Durchbohren der Kragenknöpfe erschöpft. Bei diesen stand damals wie heute die Geselligkeit im Zeichen des Essens und Trinkens, eine Gewohnheit, die wohl der Sehnsucht des schönen Geschlechts nach dem starken entstammt, da die Herren sich die Unterhaltung mit den Damen nur als Begleiterscheinung des Essens und unter keinen Umständen nach Tisch abnötigen ließen. Unmittelbar nach der langen Zwangsunterhaltung der Herren der Schöpfung mit solchen Göttinnen der Alltäglichkeit trat eine völlige Trennung der Geschlechter ein. Hie Zigarre und Fakultätsneuigkeit, hie Frauengespräche und inniges Bemühen, die Illusion eines angeregten Abends herzustellen.

Gewiß gab es in jener Zeit viele bedeutende Salons. Doch war dem Helmholtz'schen durch die Frau des Hauses ein künstlerisch-internationales Gepräge gegeben, durch welches er sich vor allen anderen auszeichnete.

Große Anziehung besaß der mir nur aus Erzählungen bekannte Salon der Frau Curtius, welcher durch viele Jahrzehnte ein Sammelpunkt der bedeutendsten Männer und hervorragender Frauen war.

Auch von dem „jour fix" bei Fanny Lewald wurde viel gesprochen. Ihr imponierender Kopf ist mir in lebendigster Erinnerung; sie brachte ihn gern durch einen breiten Hermelinkragen zur Geltung, der ihren Herrscherinnentypus nicht übel charakterisierte. Für jene Zeit wollte es viel sagen, daß ein ungetrautes Paar mit so viel selbstverständlicher Würde eine ausgezeichnete Gesellschaft bei sich empfing. Die geistige Interessiertheit der Wirte und Gäste war so groß, daß die Freiheit, welche diese Frau

Digitized by Google

sich genommen hatte, ihr als einer überragenden Persönlichkeit stillschweigend zugestanden wurde.

An den weltberühmten Abenden des Hauses Lepsius teilzunehmen, war mir wegen meines zu jugendlichen Alters nicht vergönnt. In dem schönen Hause, dem großen Garten der Bendlerstraße versammelten sich sonntäglich die führenden Geister. Es gab keine gewichtige Persönlichkeit jener Zeit, die diesem Hause nicht verbunden war, die nicht ein Mal mindestens das Zentrum berührt hatte, das für die Gelehrten Europas so viel Bedeutung besaß. Die Bescheidenheit der Bewirtung war sprichwörtlich, der geistige Reichtum der Persönlichkeit des großen Gelehrten unvergessen, das Niveau der Unterhaltung von unbestrittener Höhe.

Einen idealen Salon hatte Malvida von Meysenbug in Rom. Umweht von der demokratischen Lebensgrazie Italiens, empfing sie in ein paar bescheidenen Zimmern bei Tee und Konfekt ihre Freunde und sie hatte deren viele und es zählten Wagner und Nietzsche zu ihnen. Hier fanden sich die schönsten und geistvollsten Frauen Roms in lebhaftem Gespräche mit bedeutenden und weltmännischen Diplomaten, mit den zottigsten und prinzipiellsten Deutschen. Aber jeder gefährliche Gegensatz schmolz vor der strahlenden Güte dieser Frau, die jedoch nichts Glattes an sich hatte, sondern mit bedingungsloser Treue und Aufrichtigkeit ihren Standpunkt vertrat.

* * *

Einer der letzten Berliner Salons war der der Frau Felicie Bernstein, welche, wenn auch weit mondainer als Malvida von Meysenbug, so doch jene liebenswürdigen Eigenschaften und Fähigkeiten besaß, die Gegensätze verbinden, amüsante Gespräche hervorlocken, kurzum geistiges Behagen und geistige Bewegung geben. Sie war tolerant ohne lax zu sein, witterte starke Persönlichkeiten und würdigte die bescheidenen. Sie huldigte den Berühmtheiten, ohne jemals zu schmeicheln und gab den Schüchternen durch Nachsicht ein Gefühl von Sicherheit.

Digitized by Google

In diesem Salon sind Gespräche über Kunst oder andere geistige Gebiete geführt worden, die von weittragender Bedeutung waren. — Etwa im Jahre 1880 erschienen die ersten impressionistischen Bilder, welche nach Berlin kamen, an diesen Wänden, leidenschaftlich bewundert oder verlacht, immer aber diskutiert, gaben sie den Anlaß zu Plänen, die sich dann später in der Begründung der Sezession verdichteten.

Solche Gespräche wurden von der Wirtin nicht unterbrochen, auch wenn sie sich ernst und leidenschaftlich gestalteten, und doch wußte sie zu verhindern, daß sie in Richtungsstreitereien ausarteten, wie etwa in der heutigen Sezession, wo jeder Hahn möglichst laut sein „Kikeriki“ schreit und nach Art der dekadenten Hähne den Hennen das Futter fortschnappt.

Aber auch dieser Salon, auch diese Stätte fehlt uns und wir hören es überall fragen: warum sterben die Salons aus?

Da wird geantwortet: Zeitmangel, zu große Ausdehnung der Großstädte, Verkehrsschwierigkeiten u. s. w., als ob es überhaupt für das Schwinden eines geistigen Wertes eine mechanische Veranlassung geben könnte! „Durch Feuer und Wasser findet Liebe den Weg.“

Zugegeben, daß z. B. Berlin einmal (vor 25 Jahren) ein Dorf gegen das heutige Berlin war, so querte man es gelegentlich mit Droschken zweiter Klasse, welche durch ihr Tempo den Eiligen gleichsam in die Vergangenheit zurückfuhren. Zugegeben, daß die Menschen nicht in so vielfältige Interessen und Beziehungen verstrickt waren, wie heute, so gab es wiederum nicht die technischen Möglichkeiten der kurz vorhergehenden Anmeldung, sondern Verfehlen, verpaßte Besuche, auf die wir heute keine Zeit zu verwenden brauchen, betrogen die Ahnen um viele Stunden des Tages.

Zugegeben, daß der Luxus der Bewirtung sich gesteigert hat, auch die Anspruchslosigkeit der übrigen Gewohnheiten verloren ging, so stehen uns Heutigen mechanische Erleichterungen zu Gebote, die der guten alten Zeit mangelten.

Digitized by Google

Es muß bestritten werden, daß irgend eine dieser äußerlichen Wandlungen an dem Aussterben der Salons schuld sei. Die Gründe liegen wo anders und tiefer. Sie gefährden nicht nur eine gesteigerte und fruchtbare Geselligkeit, sondern noch viele benachbarte Werte. Die Gründe, nein, der eine einzige Grund für alle Unkultur ist das tägliche Bemühen der führenden Schicht, anstelle der Tradition, die sie verhöhnen, die Sensation setzen zu wollen. Kulturwerte können nur erhalten bleiben, wenn die Tradition gepflegt und zugleich dem Bedürfnis der Zeit angepaßt wird; zertrümmert man aber mit Gewalt die Tradition und erzwingt statt dessen das Sensationelle, so entsteht die Barbarei, das Chaos.

Ein kluges Gesetz gibt den Fußgängern den Weg, den sie zehn Jahre lang begingen, frei, auch wenn er durch Privatbesitz führt. Dann gilt es diesen Weg auszugestalten, zu pflegen, ihn anzuerkennen. Uns fehlt das entsprechende Gesetz für die geistigen und kulturellen Gewohnheiten. Diese Wege werden verschüttet, vermauert, Gras darüber gesät und man zwingt uns zu noch nie betretenen, neu gepflasterten Straßen. Unserer Geselligkeit fehlen die traditionellen Sitten, kurz gesagt, der Stil, und zwar gilt dies von den äußerlichsten Gewohnheiten, wie von den intimsten. Wie zerstörend auf jede keimende Geselligkeit wirken alle jene häufigen Wechsel der äußeren Gepflogenheiten, durch welche befreundete Personen gezwungen werden, sich bis zur Uebermüdung mit ihnen zu beschäftigen. Der Mechanismus des täglichen Lebens muß so viel wie möglich verschwinden, wenn ein frisch gepflanztes Reis des Verkehrs sich entwickeln und gedeihen soll. Es widerstrebt uns durch die Alltäglichkeiten des anderen gelangweilt zu werden, den wir ja gerade aufsuchten, um den eigenen zu entfliehen. Alles, was in das Gebiet des mechanischen Betriebes schlägt, muß sich ohne Aufmerksamkeit so gedankenlos vollziehen wie nur möglich, denn die gute Laune schwindet mit dem Augenblick, wo das Mechanische uns beansprucht, von dem die Befreiung uns einzig die Tradition leistet.

Digitized by Google

Wenn heute eine Madame Recamier erstünde und alle fünf bis sechs Jahre einen anderen Vorort, ein neues Viertel bezöge, sie müßte einsam den Worten aus der Harzreise nachhängen: „Zehrt er heimlich auf seinen eigenen Wert in ungenügender Selbstsucht.“

Es ist ratsam, seinen Gästen und Freunden nicht immer erneute topographische Studien zuzumuten. Diese, sowie die Veränderungen der „Beweglichen Gegenstände“ gehören zu den gröbsten Verstößen gegen die Tradition der Aeußerlichkeiten, welche den Boden einer lohnenden Geselligkeit bereiten.

Die sogenannten „Einrichtungen“ sind meist so häßlich oder so schön und harmonisch, daß wir sie nach zehn Jahren des Ein- und Ausgehens in befreundetem Hause nicht mehr beachten und uns dort nunmehr ungestört unterhalten können.

Doch siehe da — es erscheint ein angewandter Künstler und „entwirft“ die Unseligen. Kein Sopha, kein Teppich, keine Teetasse, kein Kleid mehr, das nicht die Aufmerksamkeit auf sich zieht, denn alles ist „entworfen“. Man wird genötigt zu beurteilen, zu vergleichen, zu bewundern; man gähnt heimlich und schläft mit dem Gespräch zusammen ein. Die Geselligkeit in diesem Hause ist tot. Um ihrem Leben einen neuen Inhalt zu geben, lassen sich die Vereinsamten nach zehn Jahren wieder neu „entwerfen“.

Diese Stilunsicherheit setzt sich fort bis in die Anrede. In Paris sagt man Monsier, hier sagt man Herr Kammergerichtsrat. Das sind Stolperklötzchen für ein angeregtes Gespräch. Wir belustigen uns über die auch im Knopfloch der Arbeitsjacke vorhandene legion d'honeur, aber wir sagen „lieber Herr Staatsanwalt“. Wer nicht den Mut hat, Herr Müller zu sagen, kann keinen Salon haben.

Nun aber die Gesprächstechnik selbst. Wie soll sich eine Geselligkeit entwickeln dort, wo man eine Sprachkultur mißachtet, wie sie etwa im Salon der Rahel oder Henriette Herz gepflegt wurde. Eine solche Gesprächskunst kann in weiteren Kreisen nur

Digitized by Google

durch Pflege der Tradition erhalten bleiben. Statt dessen wird erstaunlicherweise die einfachste Höflichkeit im Gespräch vernachlässigt. Man erinnere sich, wie oft das Allgemeingespräch mißlingt, auch wenn es durch den geistvollsten Sprecher begonnen wurde, weil vielleicht eine hemmungslose Sprecherin ihre simpeln Ideenassoziationen nicht unterdrücken kann, sondern anfangs flüsternd, später laut dem Nachbarn im Sondergespräch aufzwingt, wodurch sie den Kreis unterbricht und zerschneidet, in welchem das Gespräch seinen Rundgang genommen hätte. Von dem groben Unfug in bürgerlichen Kreisen einander ins Wort zu fallen, ganz zu geschweigen. Er mag manch gedrucktem Wort zur Entschuldigung dienen, das lieber bescheidentlich im Gespräch verklungen wäre. (Pro domo!)

Die Hälfte der Gesprächskunst besteht im Zuhörenkönnen. Es ist Sache des Taktes zu spüren, ob in einem Kreise ein Solosprecher vorhanden ist, dem dazwischen geworfene Fragen oder Entgegnungen zur Anregung dienen, um vor unseren Augen einen köstlichen Ideenaufbau erstehen zu lassen oder auch dramatische Berichte seiner Erlebnisse. Diese Sprecher sind selten, welche frei von Eitelkeit auch in der Konversation nur die Idee oder die Darstellung im Auge haben und mit völliger Hintansetzung ihrer Persönlichkeit sich dennoch im Gespräch verschwenden. Es ist ein Glück ihnen zuzuhören. Sie sollen nicht verwechselt werden mit jenen Gesprächstötern, welche massiv und unerschütterlich, wie ein Konversationslexikon, mit pikanter Sensationsbeilage aus Tageszeitungen verheerend wirken. Man erkennt sie leicht an der Verdrießlichkeit, welche sie überkommt, wenn sie nicht als Mittelpunkt respektiert werden. Keine Wendung ist zu rücksichtslos, um sich von ihnen zu befreien, denn sie sind imstande, eine wertvolle Geselligkeit durch ihren Gesprächsegoismus zu zerstören. Aus dem richtigen Gefühl heraus, daß ein gemeinsames Interesse alle im Gespräch verbinden muß, lockt der Gesprächsegoist die Naiven in eine scheinbar unpersönliche Unterhaltung, um auf diesem unlauteren Umwege doch nur Propaganda für sich

Digitized by Google

zu machen. Ein Hergang, der sinnvoll ist, wenn die betreffende Person sich mit einer großen Idee identifiziert. Darum wird ein solches Recht dem Genie ohne weiteres eingeräumt, bei Hinz und Kunz jedoch wirkt es revoltierend, bei ihnen tritt an Stelle des wirklichen Humors das Einstreuen jargonmäßiger Bezeichnungen. Ein paar eilig hingeworfene Stichworte mehr oder minder sensationell skizzieren den rohesten Umriß dessen, was gesagt werden soll.

Doch wenn nun schon in der Art sich zu geben die Sensationslüsternheit als störend hervortritt, wie viel eingreifender wirkt sie dort, wo es ihr gelingt, Werte, die als ein durch Generationen Gewachsenes zum traditionellen, im Blute pulsierenden Besitz geworden sind, zu vertilgen.

Ein trauriger Irrtum führt die Ungenialen dazu, statt auf dem traditionellen Wege fortzuschreiten und das Ueberlieferte zu vervollkommnen, auf neue Einfälle zu sinnen. Wie es überhaupt unmoralisch ist, auf den Einfall zu „sinnen"; er erscheint seiner Wesensart nach mühelos für denjenigen, bei dem er „einfällt". Dem Gerechten gibt's der Herr im Schlaf. Aus dem Bemühen originell und sensationell zu sein, entsteht dann die Stilkonfusion, welche wir so oft festzustellen Gelegenheit haben.

Der revolutionäre, die Tradition unterbrechende Gedanke kann immer nur in einzelnen Köpfen entstehen, die sich dann der Menge als Werkzeug bedienen.

Gehörte es einst in Familien, die auf sich halten, zur Tradition exklusiv zu sein, so begegnet man dort jetzt vielfach aus einer irregeleiteten Vorurteilslosigkeit einem staunenerregenden Sammelsurium, unter dem sich 10 Prozent Schmeichler und Hochstapler befinden. Welche Anziehung aber könnte eine solche Geselligkeit denjenigen Menschen geben, welche in ihr Erquickung und Anregung suchen?

Die Liebhaberei für eine bestimmte Art von Menschen, ein Vorurteil, gleichviel ob moralischer oder intellektueller Natur, ist von Nöten, sonst dürfte sich der Salon bald in ein Restaurant

Digitized by Google

verwandeln, unter dessen Gästen kein wägendes, sichtendes Auge Auslese hielt. Soll er aber wirklich zu einer Stätte des geistigen Austauschs werden, so müssen sich Gebende und Empfangende, Triumphierende und Bescheidene, Multimillionäre und Kirchenmäuse, Berühmtheiten oder im Schatten Wandelnde, Männer und Frauen, in Ermangelung gemeinsamer Zeitideen, mindestens in der Gemeinsamkeit geistiger Intensität finden; geht diese von den Wirten nicht aus, so verflacht die Geselligkeit. Es ist ein ganz vergebenes Bemühen, durch andere Lockmittel als durch die Persönlichkeit der Wirte die Gäste anziehen zu wollen. Sind jene aber belanglos oder kalt, und versuchen nur durch den Gast den Gast zu locken, so fehlt das Aroma der Häuslichkeit, die sympathische Wärme, der gedeihliche Boden, auf den die Worte fallen; sind aber alle günstigen Vorbedingungen erfüllt, so blüht die Mitteilung, jeder verschwendet sich.

Aus dem Zusammenwirken männlicher und weiblicher Elemente, dem feinen Ausbalanzieren zwischen männlicher Sachlichkeit und weiblicher Spontanität entsteht die Elektrizität, welche dem Herrendiner und dem Damencafé mangelt.

Die Griechen erkannten als die ersten die Unentbehrlichkeit weiblicher Wesensart für eine gesteigerte Kultur, woraus sich für sie die Umwandlung eines Teiles der Männer in Frauen ergab.

* * *

Die Frauen, deren geistige Produktivität sich früher im Gespräch erschöpfte, deren Empfindungsstärke mit dem Bedürfnis wohlzutun und zu beglücken, sich so oft an wertvollsten Objekten Genüge tun durfte, zu denen die Problematischen, die Ringenden, die Starken und Genialen flohen, die geborenen Begründerinnen eines Salons; sie pflegen heutzutage einen Beruf zu ergreifen, weil es nicht immer lohnend ist, den Umweg zur Idee über einen Menschen zu machen. Sie ziehen es oft vor, sich der Idee ohne Vermittlung hinzugeben. Doch viele sind berufen, wenige auserwählt.

Digitized by Google

Mit diesen fast ganz verloren gegangenen Beziehungen zwischen Männern und Frauen aber starb uns die Galanterie und Koketterie aus. Nicht in dem zu Anfang französisch bezeichneten mondainen Sinne, sondern in ihrer für uns Deutsche in Betracht kommenden Fassung, die sich dennoch nur mit den französischen Worten ausdrücken läßt. Jetzt haben die „Damen“ Liebhaber, die „Frauen“ Freunde. Mädchen haben Kameraden oder Bewerber. „Kavaliere“ hat niemand mehr! Der teutsche Mann interessiert sich nur für die Frau, in die er verliebt oder die ihm angetraut ist. Er beurteilt von ihr aus das ganze Geschlecht, dessen Repräsentantin sie ihm ist. Dementsprechend wird die teutsche Frau eifersüchtig, wenn sich bei dem „Ihrigen“ eine Beziehung, eine persönliche Würdigung einer anderen Frau zeigt. Sie sieht darin nicht ein Zeichen von Kultur, deren Vorhandensein sie mit Stolz erfüllt. Sie begreift nicht, daß es im letzten Grunde eine Huldigung für die Frau, mit der er verbunden ist, bedeutet, wenn er Anziehung und menschliche Gemeinsamkeit bei den besten Vertreterinnen ihres Geschlechtes empfindet, sondern sie betrachtet es als eine Beraubung. Wo aber statt der Galanterie und Koketterie im besten Sinne so primitive, so fast plumpe Empfindungen die herrschenden sind, kann sich unmöglich jene Geselligkeit entwickeln, die wir meinen. Die Galanterie des Mannes ist im großen und ganzen entartet. Sie wurde frei für ..... andere Zwecke. Darauf antwortet die vornehme Frau durch das Zurückhalten der sie und andere ursprünglich so beglückenden Eigenschaft natürlicher Koketterie. Denn es ist undenkbar für sie in einer Zeit, wo man unter Koketterie zu durchsichtige Blusen, zu kurze, enge Röcke oder plakatartige Straßentoiletten versteht, sie wieder zum Leben zu erwecken. Sie würde ihre Hand dazu reichen, die verschwimmende Grenze zwischen Vollweib und Halbdame noch mehr zu verwischen. Nicht ungestraft wird an dieser ältesten Tradition (sie stammt von Adam und Eva) gerüttelt. Die Geselligkeit geht zu Grunde, der Salon stirbt aus.

Wird er auferstehen? —

Digitized by Google

Vielleicht — — — — — — — — vielleicht, wenn eine Frau erscheint, welche so weise ist, daß sie nicht nur erkennt, wie die Stimmung ihren Gästen durch äußerliche Umstände völlig geraubt oder ganz geschenkt werden kann, wie die Umwelt mit Takt so gestaltet werden muß, daß sie zwar anregt, aber nicht in den Mittelpunkt des Interesses tritt, — eine Frau, welche nicht nur die Fähigkeit hat, auszubalanzieren zwischen Behagen und Pracht, Gedämpftheit und Glanz, Licht und Dämmerung, Wort und Stille, sondern welche vor allem außer dem Takte der Sinne den der Seele besitzt, der dazu gehört, Zentrum eines Kreises nicht im Sinne des Hervortretens, sondern des Strahlenbrechungspunktes zu sein.

Maternitas

Von Hans Reisinger

Goldenes Licht aus blumigem Sommergarten und friedlicher Schein kleinstädtischer Tage hatte die Jugend von Fräulein Ida Weinhold erfüllt. Rundlichrote hohe Georginen hatten, wie ein buntgestickter Saum, am Zaun entlang, die Grenze ihres Daseins geschmückt, und allerhand, treuer Pflege bedürftiges Wachstum: Nelken, Reseda, Bohnen, Rapunzen, hatte, dankbar quillend, den Boden und Grund, der ihr Vaterhaus umgab, bedeckt. Sanftfliegende Tauben und einige Hühner hatten sich zusammen mit zwei Kätzchen und einem Kanarienvogel in ihre Fürsorge zu teilen. Ihnen kam Fräulein Weinhold mit liebreichen Händen entgegen, sie redete sie mit Namen an und gab ihnen von der Wärme ihres Herzens. Ihre blauen Augen blickten zu den weißglänzenden Flügeltieren hinauf, über denen der reine Himmel stand, aus dem sie geradenwegs herabgeschwebt zu sein schienen, um aus ihren Händen die gelben Maiskörner zu erpicken.

Digitized by Google

Saubere und freundliche Gerüche durchhauchten das Lebensbereich Fräulein Weinholds: frische Wäsche, Lavendel, Seife, Rosen, sowie auch tüchtige und gesunde Küchendüfte, von kräftigen Suppen und saftigen Braten herdampfend.

Ein herzensguter Vater, mit einem zweigeteilten, weißen Backenbart auf runden Wangen, wachte über ihr Dasein, und eine ebenso gütige Mutter leitete und lehrte sie in der Erfüllung der häuslichen Pflichten, mit glühender Innigkeit und singender Lebhaftigkeit. „O Gott, die Klöße!" rief sie, „Idachen, wir haben die Klöße noch nicht gemacht!" — dabei quoll in ihre blauen Augen ein dunkler Schein von Ekstase, als gälte es Leben und Sterben.

Zwischen diesen ihren Erzeugern blühte mit hellblondem Scheitel und roten Wangen Fräulein Weinhold, zierlich und voll.

Während einer langen Weile dachte sie an keinerlei Veränderung ihres Daseins.

Aber es kam die Zeit, da Eros seine sprühende Fackel in lächelndem Vorüberfliegen unter das stille Dach stieß, unter dem Fräulein Weinhold schlief. Auf der rötlich-goldenen Spur des Gottes folgte übermütig ein zweiter Flügelknabe: Hymen! — Aber er schnitt nur eine Grimasse gegen die Brandstätte und warf seinen hellen Kranz nicht hinüber.

Fräulein Weinhold erwachte aus dem Schlummer. Ein rotes Feuer glitt über ihre Augen; dann sah sie die silberne Nacht, die das Zimmer erfüllte. Sie stützte sich ein wenig in ihrem Bette empor und sah mit weitgeöffnetem Blick und sanftglänzendem Scheitel in das schöne Licht. Eine unbegreifliche Unruhe durchlief sie, sie hätte aufstehen und davonhüpfen oder auch wieder in schweren Schlaf zurücksinken mögen. Tief aufseufzend barg sie ihre runde Wange wieder in das Kissen.

Nicht lange danach, so nahte sich, zwischen den Georginen und Rapunzen herwandelnd, in schwarz-glänzendem Bratenrock und hohem Hut, mit einem radrunden Blumenstrauß, der in einer weißen Manschette steckte, ein rundlicher Herr. Seine Augen

Digitized by Google

quollen ängstlich an seine Brillengläser heran, und sein Bärtchen sträubte sich auf der vollen Oberlippe. Ein gelber Stock mit einem goldenen Knopf stieß unsicher gegen die Kieselsteine.

Hinter der blütenweißen Gardine ihres Schlafzimmerchens spähte Fräulein Weinhold mit großen, runden Augen auf den Ankömmling hinab. „Oh nein!" dachte sie, während ihr Herz laut klopfte. Ihr ganzes, reines Zimmer schien in Aufregung zu beben.

Als sie, hinabgerufen, in der guten Stube erschien, fand sie sich Angesicht zu Angesicht mit dem hochgeröteten Gast, der versuchte, ihr mit seiner runden Hand den Blumenstrauß zu übermitteln. Aber wie es kam, wußte sie nicht: sie fand sich mit einem Male an der Tür, die Klinke in der Hand, die Augen voll Tränen, mit glühenden Wangen, und vor ihr war ein undeutliches Gewühl von elterlicher Erregung und Mißbilligung, und von Scham und stummer Entrüstung des Brautwerbers: ein rundes, buntglühendes Bouquet in weißer Manschette leuchtete drohend daraus hervor.

Fräulein Weinhold entfloh zitternd in ihr Zimmer. Sie barg sich weinend in die Ecke ihres Sophas. Ihre Hände, mit denen sie das Gesicht bedeckte, erschienen ihr wie die einzigen, stummen Freunde, die sie auf der Welt hätte; oder wie Kinder, ihre Kinder, die zu ihr hielten und ihrer Mutter Recht gaben.

Bald danach kam großes Unglück über Fräulein Weinhold. Ihr Vater, der sie seither nur mit ernst vorwurfsvollen Mienen angeblickt hatte, kam in einige peinliche wirtschaftliche Schwierigkeiten. Zwar verblaßten seine roten Wangen über dem weißen Backenbart nicht, aber eines Morgens, als er eben zum Waschtisch ging, fiel er mit einem kleinen Schnauben um und starb. Schreiend und hochklagend stürzte Frau Weinhold mit leeren Händen in die Abgründe des Schmerzes, wo weder Sehen noch Hören ist. Ihre Tochter aber erlag fast unter dem Gewicht des Schuldbewußtseins. Kerzenlicht, Duft von Grabkränzen und Glockenklang vereinigte sich ihr zu einer furchtbaren Szenerie des Gerichts: Aus Selbstsucht hast du dich geweigert, die Ehe

Digitized by Google

einzugehen, die deinen Vater gerettet hätte! — so flimmerte, duftete und läutete es ihr in alle ihre sanften Sinne.

Die Umgebung ihres Lebens verengte sich. Sie bezog mit ihrer Mutter, die jetzt nur noch zu Klagetönen den Mund öffnete, zwei kleine Zimmer in einer schmalen, schwärzlichen Straße. Hühner und Tauben blieben, achtlos pickend, bei den Georginen und Rapunzen zurück; nur der gelbe kleine Vogel und die Kätzchen kamen mit, und ihnen widmete sich Fräulein Weinhold nun mit verdreifachter, wenn auch verzagter Innigkeit.

Sie half durch Sticken und Nähen den nötigen Lebensunterhalt verdienen. Sie behielt — ihrem Vater ähnlich — bei alledem ihre runden, roten Wangen, deren sie sich oftmals bitter schämte, so daß sie sie, in Ermangelung von Puder, zuweilen mit etwas abgekratzter Kreide berieb.

Das einzige Glück, das Fräulein Weinhold empfand, war, wenn sie beim Austragen ihrer fertigen Stickereien auf der Straße die Kinder sah. Ihr Weg führte sie durch die Promenade, an einem Spielplatz vorbei, wo auf gelben Sandhaufen das lärmende Kleinvolk sein Wesen trieb, auf Händen, Füßen und Bäuchen herumkrauchend, bauend und grabend, voll glühenden Eifers, von Räubergeschichten und Königsmärchen unsichtbar umstrahlt, in glückseliger Unzugänglichkeit für Alle, die nicht ein Wort oder eine Bewegung fanden, die Einlaß erwirkte in ihre Welt.

O Fräulein Weinhold fühlte sich solcher Worte fähig! Sie wußte, was sie hätte sagen müssen, um die süßen kleinen Geschöpfe anzulocken; wie sie sie hätte anfassen müssen, damit sie willig bei ihr blieben! — Durfte sie denn nicht zu ihnen? Gehörte ihr denn nicht dunkel ein Anteil an ihnen?

O wie sie die Füße streckten! und an der Erde klebten! wie sie krähten und blickten! und umherhüpften! — Und die Kleineren, in den Wägen oder neben den Füßen ihrer Wärterinnen, wie entzückend sie um sich her glotzten und wie ihnen kleine Bläschen aus den Mündchen quollen! — O Gott, wie herrlich, ihnen schöne, saubere Kleiderchen anziehen zu dürfen, die unruhigen Beinchen

Digitized by Google

in kleine Strumpfröhren hineinzuführen, die krabbelnden kleinen Zehen in der Hand zu halten! oder sie ganz auszuziehen, die weichen Körperchen zu waschen, mit lauem Wasser und Seife, davon sie in halb wohlige, halb ängstliche Aufregung gerieten! Die Lämmchen, die süßen kleinen Fische, die Nacktfröschchen!

Oh mir! mir! — dachte Fräulein Weinhold, in ihrem Gange stockend, — mir gehören sie!

Manchmal wagte sie es, sich im Sonnenschein neben die Kindermädchen auf eine der Bänke zu setzen. Dann sah sie mit großen blauen Augen und glühenden Wangen zu, wie die Ammen mit robusten und sicheren Bewegungen die Windeln neu legten und mit den kleinen Wesen souverän hantierten. Sie entschloß sich zuweilen zu einer Frage: „Wie alt ist denn der Kleine?" oder „Ist dieser Ausschlag gefährlich?", und sie zog ihre Handschuhe aus und berührte mit entzückten Fingern ein blondes Köpfchen oder ein weiches Fäustchen oder einen kleinen Fuß, der sogleich zu zappeln begann.

Zu Hause bedeckte sie alsdann die Kätzchen mit glühenden Küssen, nahm sie zu sich ins Bett und streichelte sie, hielt sie dicht an sich gepreßt.

Einige Jahre danach, als sich das blonde Haar von Fräulein Weinhold schon mit Grau vermischte, kam im Dunkel der Nacht herabschwebend, Herr Weinhold zu seiner Gattin und brachte ihr die letzte Botschaft. Ein ernster Glanz lag auf seinen beiden vollen Wangen, und sein weißer Backenbart leuchtete vom Silber des Paradieses. Frau Weinhold hob sich mit ekstatischem Blick ein wenig empor, schluckte und schnappte ein paar Mal und griff mit beiden Händen nach der Rechten ihres Gatten, die sie zu sich emporhob. „O Gott, Idachen!" hauchte sie noch einmal in den Silberbart Herrn Weinholds. Dann entschwand sie.

Durch Befürwortung einer wohlwollenden adeligen Dame kam Fräulein Weinhold in ein Stift, wo ältere Jungfrauen ihr Leben in Stille und Säuberlichkeit beschlossen.

Digitized by Google

Bläulicher Flieder schäumte bis dicht unter die glänzenden Fenster des freundlichen Hauses, hinter denen weibliche Gestalten in adretten dunklen Kleidern hin und her sich bewegten oder still saßen. Der Frieden einer Welt herrschte hier, in der es nur noch ein Geschlecht gibt und wo die beunruhigende Dämonie der Fortpflanzung beseitigt ist.

Fräulein Weinhold zeigte sich allen gefällig. Sie erschien als die Jüngste trotz des grauen Schimmers ihres Scheitels. Ihre Apfelwangen kamen wie ein Schmuck in diese Räume. Dies sahen die Einen von den farbloseren Damen mit Vergnügen, die Anderen mit Säuerlichkeit an.

Wenn sich Fräulein Weinhold aber allein in ihrem winzigen Zimmer eingeschlossen hatte, so fiel die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit von ihr ab. Sie setzte sich alsdann in den schmalen Sessel, und langsam verbreitete sich erst Fremdheit, dann aber ein entzücktes Lächeln über ihr Gesicht. Sie neigte sich vor, ihre Lippen öffneten sich, sie nickte grüßend und einladend in das abendliche Licht der Stube, ihre Hände bewegten sich, sie tat sie auf, streckte sie vor, klatschte sie leicht und glücklich gegeneinander: „Komm nur! kommt nur!" flüsterten ihre Lippen, „wollt ihr denn nicht zu Tante Idchen kommen?" — Von dem dunklen Schrank her, an dem Blumenstrauß vorüber, hier zum Sessel her kamen sie, zu ihren Knien, ihrem Schoße her, die hellgelockten, hellblickenden, die lieblich Zugreifenden, mit den warmen Wangen und plappernden Mündern; der leuchtende Dämmerschein umflutete sie, sie ließen sich greifen und halten, sie kletterten auf den Schoß der glücklich Lockenden: wie viele wohl? — fünf, zehn, zwanzig — so viele nur kommen mochten! so viele Küchlein die Henne unter ihre Flügel birgt!

Fräulein Weinhold saß strahlend und richtete tausend Fragen an das vielfältige holde Nichts vor sich und in ihren Armen: „Wie war es heute in der Schule? — Was macht denn Lilis kranke Puppe? — Und das kleine Brüderchen? Ist es nicht auch da? Ei freilich, da rutscht es ja zu Füßen umher, es krabbelt ja schon

Digitized by Google

am Rock herauf, plumps, da fällt es zurück und sitzt wieder da! — O nur nicht weinen! — Wir wollen dem Kinde einen Klapper schenken! Klapp, klapp, klapp! — Und hier in der Tasche, was ist denn drin ?— Ein Lämmchen, herrlich weiß und rosarot, ganz süß um und um, zuckersüß — wer will daran lecken? Eins, zwei, drei! —"

Der Abendschein verblaßte und Fräulein Weinhold saß in ihrem Sessel und hielt wirklich ein leibhaftiges Zuckerlämmchen in ihren Fingern, das sie aus der Tasche geholt hatte. — Wohin glitten und schwanden ihre geliebten Kleinen? Nahm sie das Sonnenlicht mit sich hinab, — hinweg über Blumen und Kräuter, in seine goldene Tiefe, fern, fern am Rand der Erde? — Sie steckte seufzend das Lämmchen wieder in die Tasche. „Auf morgen!" sagte sie zu ihm.

Aber es kam die Zeit, da Fräulein Weinhold gar nicht mehr Abschied von ihren kleinen Traumgästen zu nehmen brauchte, sondern wo sie beständig, am hellerlichten Tage und in der dunkeln Nacht, bei ihr blieben. Sie war auch nicht mehr nur „Tante Idchen", sondern an die Stelle dieses freundlichen Namens trat, erst ganz leise und scheu, dann aber immer wärmer und vertrauter ein süßes Wort: „Mutti", riefen die Kleinen ihr zu, so daß ihr jedesmal das Herz davon erzitterte.

Im warmen Mittagsgärtlein des Stiftes, zwischen Flieder und Rosen, hockte sie sich, allein, ins Gras, ängstlich besorgt, daß Niemand sie sähe, und ließ ihren leisen Lockruf wie eine Amsel in der Sonne ertönen. Und sogleich füllte sich der grüne weiche Kreis mit den unsichtbaren Gespielen. Ja, hier vergaß sie sich soweit, daß ihr lautes, fröhliches Lachen entfuhr, daß sie aufsprang und in unschuldigem Jagespiel an den Büschen hinlief, sich umwendend, mit den Händen klatschend, neckend und aufmunternd: „Da, da, da! Fang mich nur!" Dann löste sich wohl eine Strähne aus ihrem glatten runden Scheitel und stand, wenn sie in ihrem Spiel anhielt, leise wehend und zwischen Grau und Blond schimmernd in der warmen Luft.

Digitized by Google

In der Nacht aber begann das größte Glück. Hier konnte sie ihnen ganz nahe bei sich ein Nest bereiten, das sie mit ihrer Brust und ihrem Arm erwärmte, an das sie ihre Wange schmiegte und über das sie ihr aufgelöstes Haar breitete. — Wie konnte man hier plaudern und kosen! Wie war es hier warm und geschützt!

Fräulein Weinhold wurde immer gefälliger und zuvorkommender gegen ihre Stiftsschwestern. Aber man fing an, sie zu beobachten und zu verdächtigen. Zwei ältere Fräuleins hatten sie im Garten durch das Gebüsch hindurch bemerkt, wie sie gerade einen Ringelreihen mit ihren Gespensterchen tanzte, und die erregten Damen hatten vergebens versucht, zu begreifen, um was es sich handelte. Auch waren aus dem Schlafzimmer Fräulein Weinholds kleine Rufe und seltsame Koselaute nebenan wahrgenommen worden, die die Nachbarin steif in ihrem Bett hatten emporfahren lassen, mit angehaltenem Atem und gespitzten Ohren.

„Was ist mit ihr?" fragte die gestrenge Oberin des Hauses, ihr Augenglas erhebend. Was trieb dieses Geschöpf? Hatte sie verbotenen Umgang? Frevlerische Beziehungen zur Außenwelt?

Man beobachtete nunmehr das Benehmen Fräulein Weinholds, wenn sie sich allein glaubte. Einmal mußte sich die jüngste der Damen, ein gelbliches Fräulein mit spitzer Nase, hinter einen Vorhang im Zimmer der Delinquentin verstecken. Da hörte und sah sie nun das Schluchzen und Lachen und Gestikulieren der kleinen rotbäckigen Dame. Mit vor sich hinglühenden Augen, die Hände zum Streicheln und Liebkosen bewegend, rief sie klagend: „Sollt ihr nicht mehr zu Mutti kommen? Weint nicht, meine süßen Kleinen! Mutti bleibt bei euch! Mutti verläßt euch nicht!"

Die Oberin kam in das Zimmer. Sie war ruhig und streng, ihre dunkle Gestalt war fast so hoch wie der Schrank, und ihre Hände hielten eine große Flasche mit einer braunen Flüssigkeit. Sie legte eine Hand auf Fräulein Weinholds Kopf und sagte: „Sie sind nicht wohl, meine Liebe! Wir hören sie stöhnen und klagen! Sie müssen sich ein wenig zu Bett legen und einige Tropfen

Digitized by Google

von dieser Medizin nehmen, die ich ihnen selbst auf ein Stück Zucker träufeln werde."

Fräulein Weinhold erhob sich demütig, mit glühenden Wangen, sagte nur schüchtern, daß ihr ganz wohl sei, und entkleidete sich gehorsam. Ströme von Tränen rannen innerlich über ihr Herz. Es war ihr als sollte sie sterben.

Die Oberin wurde gerufen und ging einen Augenblick hinaus. Die Flasche verblieb auf dem Tischchen neben Fräulein Weinholds Bett. — Krank? Waren die lieben Kinderchen krank? — Wer war denn Schuld daran? der böse Wind? — Ordentlich zudecken! Jetzt ging es an! Jetzt kamen herrliche Geschichten an die Reihe, man brauchte nur ganz still zu liegen und die Ohren zu spitzen, und tüchtig von der guten Medizin schlucken! — Da die großmächtige Flasche, mit der Papierfahne daran, auf der schwarzes Zeug gekritzelt stand, und mit dem roten Halskragen. Brrr, wie braun und schmutzig sah das aus, und wie bitter schmeckte es, aber das war gut, das tat dem Kindchen wohl, da ging das böse Fieber weg! Nur tüchtig das Mündchen auf! nur ordentlich geschluckt, gluck, gluck, gluck! — So, leer war die ganze Flasche. —

Fräulein Weinhold setzte mit glänzenden Wangen die geleerte Flasche auf das Marmortischchen, daß es klapperte. Es wurde ihr sogleich sehr übel. Ihr Herz begann sehr heftig zu klopfen. Ihr wurde rot und grün zu Mute, und dann ganz schwarz. Jetzt würde sie sterben. Die Oberin kam zurück und sah den Schaden, sie rief laut schreiend die Anderen herbei. Man hörte nunmehr mit Tränen in den Augen die mütterlichen Fieberphantasien der kleinen Medizintrinkerin. Fräulein Weinhold wurde sehr krank, für lange Zeit, aber sie starb nicht. Sie erholte sich wieder, verlor auch ihre Apfelwangen nicht, und lebte noch eine gute Weile mit ihren Traumkinderchen, an die sich auch die anderen Damen allmählich gewöhnten. Ein leiser Glanz legte sich um das Stiftshaus, gleich als wäre es eine Kinderbewahranstalt gewesen.

Digitized by Google

Hochschulen für Arbeiter

Von Arbeitersekretär Anton Erkelenz

Soviel wir den Engländern über sind, wenn es sich darum handelt, eine Sache systematisch aufzubauen, in zahllosen praktischen Fragen haben wir von ihnen sehr viel zu lernen. Und das betrifft nicht zuletzt auch die Volksbildungsarbeit im Großen und im Kleinen. Was will z. B. in Deutschland ein Arbeiter tun, der Arbeiter bleiben will oder muß, aber das starke Bedürfnis nach einer höhern Bildung hat? In einer Zeit, in der der Arbeitnehmer an Zahl so unbedingt alle andern Klassen überwiegt, wird es für den Fortbestand, für die ruhige Vorwärtsentwicklung der Gesellschaft zur Lebensfrage, daß auch in der Arbeitnehmerschaft Leute vorhanden sind, mit einer weiterreichenden Bildung. Um so mehr, je weiter die Demokratisierung unseres ganzen, gesellschaftlichen Lebens vorwärtsschreitet.

Zwischen der allgemeinen Durchschnittsbildung, die die Kinder der untern Klassen in der Volksschule erhalten und den für ganz andere Zwecke bestimmten Hochschulen, gibt es keine durchgreifende Bildungsmöglichkeit. Man mißverstehe uns nicht. Die vielen Bildungsmöglichkeiten, die unsere heutigen Großstädte bieten, sind außerordentlich wertvoll, aber sie müssen schließlich berechnet sein, für Leute, die nach ihrer Tagesarbeit noch eine Stunde ihrer Weiterbildung widmen können. Mehr können sie nicht leisten.

Wir haben den reinen Theoretiker und den reinen Praktiker, aber keine Einheit aus Beiden.

In Großbritannien bemüht man sich seit Jahren, diese Lücke auszufüllen. In Waltonstreet, in Oxford strebt jetzt gerade ein emsig geförderter Bau Himmel an, das neue Gebäude des Ruskin College. Gleich nebenan liegen eine Reihe kleiner alter Häuschen, in denen das genannte College seit 1899 seinen Sitz hat und eine weitreichende Wirksamkeit ausübt. Hier, im Schatten der vielen andern, Jahrhunderte alten Colleges, in denen die Söhne und auch teilweise die Töchter der besitzenden Klasse herangebildet werden, sind alljährlich bis zu fünfzig Arbeiter versammelt, die in 44 Wochen ihre Bildung und Kenntnisse zu erweitern suchen.

Ruskin College, ursprünglich eine Einrichtung, die von reichen Leuten errichtet und geleitet wurde, wird mehr und mehr zur Universität der britischen Arbeiterbewegung. Der britische Verband der Gewerkvereine, das parlamentarische Komitee des Gewerkvereinskongresses

Digitized by Google

und Abgesandte einzelner Gewerkvereine bilden den geschäftsführenden Vorstand. Er setzt sich ausschließlich aus Arbeitervertretern zusammen. Aber das bedeutet durchaus nicht die Ausschaltung anderer Klassen. Unter denjenigen, die zu den Kosten der Einrichtung beisteuern, befindet sich A. J. Balfour, der frühere Leiter der Konservativen, neben führenden Liberalen, wie Sir Brunner und Leuten, wie den Bischöfen von Durham oder York. Und manche, besonders interessierte Personen aus den höhern bürgerlichen Schichten arbeiten lebhaft mit an der Entwicklung des Colleges.

Das Leben in Ruskin College paßt sich in vielen Punkten dem in den andern Collegs an, d. h. es handelt sich hier nicht bloß um eine Studiengemeinschaft, die in alle Winde zerstäubt, wenn der Unterricht beendet ist. Nein, die Schüler bilden mit ihren Lehrern auch eine Lebensgemeinschaft. Soviel als möglich leben, arbeiten und erholen sich alle Anwesenden gemeinsam. In den alten Gebäuden leben an 50 Personen zusammen. An Bedienung gibt es nur eine Köchin mit ihrer Helferin. Alle andere Arbeit im College muß von den Studierenden selbst geleistet werden. Ausgenommen Wäsche. Jeder soll täglich etwa zwei Stunden der Ordnung seiner eignen Reinlichkeitsbedürfnisse widmen. Eine Einrichtung, nicht ohne erzieherische Bedeutung.

Der Lehrgang ist zweijährig, ein großer Teil der Studierenden verläßt aber aus naheliegenden finanziellen Gründen das College nach dem ersten Jahre. Die Ausbildung erfolgt durch Vorlesungen, durch Uebungen in Klassen, durch Niederschreiben und Prüfung kurzer geschriebener Aufsätze und durch Prüfung in Fragen am Schlusse des term. Der Stundenplan umfaßt folgende Themen. Im ersten Jahre:

1. Soziale Entwicklung, 2. Elemente der Volkswirtschaftslehre, 3. Englische Geschichte und industrielle Geschichte, 4. Geschichte und Tätigkeit der Konsumvereine, 5. dto. der Gewerkvereine, 6. Gemeindepolitik, 7. Englische Grammatik und Aufsatz. Nach freier Wahl für das erste oder zweite Jahr sind folgende Vorlesungen bestimmt: 1. Gewerkvereinsrecht, 2. Geschichte und Theorie des Sozialismus, 3. Englische Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert, 4. Aktuelle, soziale und politische Fragen, 5. Arbeiterfragen, 6. Logik, 7. Buchhaltung, 8. Englische Literatur. Für das zweite Jahr: 1. Volkswirtschaftslehre, 2. Geschichte der politischen Einrichtungen Großbritanniens, 3. Theorie und Praxis der Verfassung, 4. Statistik, 5. Politische Wissenschaft. Je nach besondern Wünschen können noch weitere Kurse eingelegt werden.

Das ist das letzte Vorlesungsverzeichnis. Die ganze Tätigkeit der Schule kommt zwar darin nur sehr unvollständig zum Ausdruck. Ein sehr wichtiger Teil des Studiums sind eben die erwähnten Uebungen in Klassen. Grundsatz des ganzen Lernens ist: kein Auswendiglernen, sondern Anregung zum eigenen Denken.

Als Leiter des Colleges wirkt Mr. Slater, Master of Art. Er ist vollangestellt. Als weitere Lehrer nimmt man mit Vorliebe ehemalige Schüler des College,

Digitized by Google

die sich weiter ausgebildet haben und gute Fähigkeiten als Lehrer besitzen. Einige Professoren von der Universität und andere Herren wirken als Vortragende mit.

Ein Teil der Besucher des College pflegt sich an den Prüfungen für die Diplome der Universität Oxford in volkswirtschaftlicher und politischer Wissenschaft zu beteiligen. Im letzten Jahre waren es vierzehn. Davon bestanden zwölf das Examen und von ihnen erhielten sechs eine Auszeichnung. Die Studenten des College beteiligen sich seit drei Jahren an diesen Examen und erhielten dabei sechzehn Auszeichnungen, von insgesamt 31, die zur Ausgabe gelangten. Das spricht zum mindesten dafür, daß die Arbeiter-Studenten fleißiger sind als die undergraduates aus den besitzenden Klassen.

Neben diesem Lehrbetrieb unterhält das College auch eine Schule durch Unterrichtsbriefe, die zeitweise von 4000 Arbeitern aus allen Teilen des Landes in Anspruch genommen wurden.

Von den 37 Studenten im Studienjahr des letzten Sommers entfielen auf die einzelnen Berufe: Bäcker 1, Bleicher 1, Buchbinder 1, Schuhmacher 1, Buchhalter 1, Maschinenbauer 11, Arbeiter 1, Eisengießer 1, Journalist 1, Bergarbeiter 8, Mechaniker 1, Eisenbahner 1, Werkzeugmacher 1, Weber 4, und drei ausländische Studenten.

Die Kosten betragen für jeden Schüler jährlich etwa 70 Pfund, 1400 ℳ. Darin ist Wohnung, Nahrung eingeschlossen. Jeder Schüler bezahlt aber nur 52 Pfund oder 1100 ℳ etwa. Der Fehlbetrag muß durch freiwillige Spenden, gedeckt werden. Der Kassenbericht von 1909 weist eine Einnahme von rund 67 000 ℳ aus. Davon wurden aufgebracht, durch Sammlung bei Privatleuten etwa 22 000 ℳ, durch Beisteuer der Gewerkvereine etwa 33 000 ℳ durch die Konsumvereine etwa 2000 ℳ. Für die Zeit vom 1. Januar 1910 bis 31. Juli 1911 waren die Ziffern: Einnahme 102 000 ℳ, darunter von Privaten 47 000 ℳ, von den Gewerkvereinen 22 000 ℳ, von den Genossenschaften 10 000 ℳ. Unter den Beiträgen aus privaten Kreisen finden sich im einzelnen Summen von 500 ℳ, 2000 ℳ und 3000 ℳ. Die Gewerkvereine senden für je 52 Pfund Beitrag einen Schüler. Einzelne Schüler tragen die Kosten auch selbst oder mit privater Hilfe. Das waren 1909 sechs. Der oben erwähnte Neubau wird auch zum größten Teile aus freiwilligen Gaben von Privaten oder Gewerkvereinen gedeckt. Der jetzt fertiggestellte Flügel wird 50 Studenten Raum gewähren, von denen jeder ein eignes Zimmer erhält. Zu den Kosten dieses Baues hat der verstorbene Sohn des liberalen Handelsministers Buxton, die Hälfte seines Vermögens mit 100 000 ℳ vermacht. Die Darlegung zeigt, daß bei der billigen Gestaltung des ganzen Betriebes die Kosten verhältnismäßig gering sind.

Digitized by Google

Im gewissen Sinne noch interessanter als Ruskin College ist eine ähnliche Einrichtung in kleinem Umfange, in Fircroft, bei der Gartenstadt Bournville. Diese Schule ist errichtet von einigen leitenden Quäkern, vor allem dem Chokoladenfabrikanten Cadbury und Rowntree. Sie haben die Gebäude eines älteren, mittelgroßen Bauerngehöfts zur Verfügung gestellt, eine bescheidene, aber ansprechende Einrichtung. Leben und Studiengang ist ähnlich wie in Ruskin College. Das Bibelstudium tritt mehr hervor. Die Gebäude liegen in einem riesengroßen Garten und die zwanzig Schüler verrichten jeden Tag ein bis zwei Stunden Gartenarbeit. Das geschieht ganz systematisch und nach sachverständigster Art. Auch sonst wird den Naturwissenschaften größere Aufmerksamkeit gewidmet. Und die Literaturstudien spielen eine große Rolle. Es wird hier eben noch viel mehr Wert gelegt auf Gemüts- und Charakterbildung als in Oxford.

Werden wir in Deutschland je zu ähnlichen Einrichtungen kommen? Werden die Arbeiterorganisationen selbst mehr Interesse dafür haben als bisher? Und werden sich Leute finden, die einen Teil ihres Ueberflusses für solche Zwecke zur Verfügung stellen wollen? Wir warten!

Gedichte von Max Brod

Ruinen von Forum Julii

I.

Ach, haben wir denn Zeit, die Hände aufzuheben,
Den Mund zu formen in gereiftem Wort!
Verbröckelt und vertragen ist das hunderttor'ge Theben,
Und also treibt auch uns ein Wirbel fort,

Daß wir kaum atmen können. — Tief vom Grund der Wesen
Aufbläst ein Sturm, in dem sich unsre Lampe dreht.
Oft dachte ich daran, ein Buch zu lesen...
Schon stieß die Luft, ich fühlte mich davongeweht.

Was halten wir uns auf! Wozu die heuchlerischen Mienen,
Als läge, zu verweilen, je in unsrer Macht,
Als könnten wir anordnen und gelassen dienen,
Uns neigen, wo es duftet, horchen, wo es lacht!

O Zug der Völker ohne Ende, Zug im Winde,
Beruf und Gegenwart und was da reizt!
Oft dachte ich, daß diese Haltung uns am besten stünde:
Mit schiefem Kopf, die Finger fallschirmartig ausgespreizt...

Digitized by Google

II.

Nur was verfällt, ist still. O die herabgestreifte Blüte,
Die faulend wieder in ihr Erdreich schmilzt,
Wie gleicht ihr des Amphitheaters aufgerissne Tüte,
In die Gestrüpp und Ziegelmoder sich verfilzt!

Die Treppen, steif und überemsig aufgerichtet,
Wie saugt als Hügel sie der Grund zurück!
Und wo sich Gallerie und Ehrenplatz geschichtet,
Genießt ein Bauch von Lehm sein Duselglück.

Ihr Keller, bloßgelegt, und Strünke der Arkaden
Und, der du leer die Luft durchgreifest, Fensterbug,
Nun wird euch keine „Ich-habe-keine-Zeit" mehr schaden,
Kein Sturmwind reißt. Nun habt ihr Zeit genug

Und in den Wandrer, der die braunen Mauern
Im Rund um sich wie Augenbinden hat,
Laßt ihr geheimnisvoll die süße Frage schauern:
Ob er Elysium hier betrat...

Lugano-See

(Meinem Freunde Franz Kafka).

Libellen rasteten an unsern Beinen,
Die zarten Flügelpaare ausgespannt. —
Ins Wasser hingestreckt von heißer Wand
Mochten wir ihnen Felsen oder Blumen scheinen.

Hoch oben zackte sich mit ihrem reinen
Kalkstaub die Straße, sonnenweiß gebrannt;
Zu uns die schweren Trauben hergewandt
Neigte sich Kühle frauenhaft aus Weinlaubhainen.

Doch unsre Seelen waren, lieber Freund,
Erregt von leidvoller Vergangenheit
Und klangen auf in Worten schwarz und weit.

Auch wußten wir, wiewohl jetzt hold gebräunt,
Daß nahe Tage uns in gleiche Bürden
Beugen und unerbittlich bleichen würden. —

Digitized by Google

Herrenhausmitglied Rosegger

Zum siebzigsten Geburtstag Peter Roseggers ist es natürlich hoch hergegangen. Ehrenbürgerschaften, Ehrengaben, Gassenbenennungen, Telegramme und Adressen.... Das Hübscheste waren die sechs paar warmen Socken, die ihm die Kinder aus der Waldschule seines Heimatdorfes feierlich überreichten. Recht hübsch empfindet man die seit Bülow aufgekommene Sitte, daß auch der deutsche Reichskanzler solche Gelegenheiten wahrnimmt, um Zusammenhänge wenigstens zu repräsentieren, die in einem gesunden Volksorganismus wirklich bestehen sollten! Auch Bethmann Hollweg sandte also ein kluges, respektvolles Telegramm. Noch mehr, der deutsche Kronprinz gratulierte, und auch das gibt eine angenehme Illusion...

Hingegen wird man in der Glückwunschsammlung keinen Gruß aus dem habsburg-lothringischen Hause finden. Dem alten Kaiser Franz Josef wird das kein Mensch nachtragen, der greise Herr hat andere Sorgen. Dagegen fragt man sich unwillkürlich, ob der österreichische Thronfolger den Roseggertag nicht ebenso warm empfinden könnte wie der deutsche Kronprinz. Franz Ferdinand sucht sich, während des langen, langen Wartens jede Weile einen Wirkungskreis, er kümmert sich nicht nur um Heer- und Flottenfragen, nicht nur um alle Katholikentage, sondern er g e h t auch zu den Premièren ins Burgtheater, bestellt Wandgemälde für die neue Hofburg (bei höchst mittelmäßigen Leuten), sammelt alle möglichen alten Sachen und bringt einen vortrefflichen Schloßkäse geschickt in den Handel. Es hätte den Steirern wohlgethan, wenn der Thronfolger dem dichterischen Waldschulmeister zu seinem siebzigsten Geburtstag ein freundliches, von innen kommendes Wort geschrieben hätte, und nicht nur den Steirern. Peter Rosegger ist einer der lebendigsten Helfer des Deutschen Schulvereines geworden. Es hätte den Deutschen in diesem zerstrittenen, zerrissenen Reich wohl gethan, wenn sie die Illusion eines Zusammenhanges des künftigen Kaisers mit Peter Rosegger hätten fühlen dürfen. Nun, die Oesterreicher müssen sich bescheiden....

Manche Leute hatten gehofft, Rosegger werde vom Kaiser ins Herrenhaus berufen werden. Das war bis vor kurzem so Sitte: Der berühmteste Dichter hatte quasi eine Virilstimme im österreichischen Herrenhaus! Dort ist ehedem Anastasius Grün gesessen, dorthin hat man den greisen Grillparzer gerufen und als Ferdinand von Saar, unser zartester Novellenschreiber, sehr alt und sehr gleichgültig geworden war, da hat man ihn ins Herrenhaus geladen. Graf Stürgkh, der Ministerpräsident, ist selbst Steirer, auch ein leidlich gebildeter, wenn auch durchaus professoraler Mann. Uebersehen hat Graf Stürgkh den siebzigsten Geburtstag Roseggers ganz gewiß n i c h t.

Aber Rosegger steht auf dem Index unserer Schwarzen. Er hat's einmal gewagt, sich für die Los von Rom-bewegung einzusetzen und für ein protestantisches Kirchlein im Mürgtal zu sammeln. Er hat das später wieder gutzumachen gesucht und auch für ein katholisches Gotteshäuschen gesammelt, wie denn Rosegger überhaupt keine agressive Natur ist, sondern am Liebsten mit aller Welt, mit Sozialisten und Agrariern, Katholiken und Protestanten, Juden und Antisemiten gut Freund sein möchte. Er hat sich selbst einmal einen protestantischen Katho-

Digitized by Google

liken genannt und könnte sich ebenso gut einen revolutionären Konservativen, einen nationalen Internationalen, einen egoistischen Altruisten und sonst noch Beherberger von hundert Gegensätzen nennen, die eben im Hirnkasten eines Dichters Platz haben, weil sie dort sind und schwinden, schwinden und sind. Im Testament eines Größeren, eines Genies steht dieses große Gebot: „Als Dichter hast Du ein Recht, mit Gedanken zu spielen, mit Standpunkten Versuche anzustellen, Ansichten zu erproben, ohne dich zu binden, denn Freiheit ist die Lebenslust des Dichters!" Ein solcher, jeweilig gläubiger Spieler mit Gedanken ist Rosegger stets gewesen.

Aber schon dies macht ihn in diesem armen, von allen Würmern des Verderbens benagten Oesterreich verdächtig. Es wäre diesem siebzigjährigen Peter Rosegger vielleicht noch zuzutrauen, daß er einmal, mitten in dem leisen Geraune und Geflüster des Herrenhauses ein lautes, gottbehüte, ein *starkes* Wort sagte.

Rosegger wäre im Herrenhaus so was wie der Repräsentant der intellektuellen Deutschen Oesterreichs gewesen (ich will hier nicht erörtern, wie viel das ist), aber selbst das ist unbequem, unsicher, erzeugt Aengstlichkeiten. Rosegger ist siebzig Jahre, aber den in Oesterreich verwaltenden Herren noch zu gefährlich lebendig, als daß sie ihn schon anerkannten. Man muß erst gründlich abgestorben sein, dann erst stellt man den Oesterreicher dar, auf den man sich wirklich verlassen kann!

Wien Stefan Grossmann

Ein praktischer Vorschlag zur Verhütung eines europäischen Krieges.

Ganz ohne jede Begründung, nur ganz einfach ein praktischer Gedanke.

Man lasse sich die Sterblichkeitstabellen geben, und dann stelle man eine Liste auf, in der alle Soldaten, die beim Heere im Felde Verwendung finden, aufgezeichnet sind und man setze bei jedem das nach den Sterblichkeitstabellen der Lebensversicherung wahrscheinlich erreichbare Alter.

Wenn der Krieg vorbei ist, dann rechne man für alle Gefallenen, Blessierten und gesundheitlich Geschädigten die Jahre zusammen, die sie noch hätten leben können, ohne Krieg.

Für diese Zeit ist den Angehörigen, Vätern, Müttern, Bräuten, Frauen, Kindern usw. die Summe auszuzahlen, die der Betreffende verdient haben würde, wenn er den Krieg nicht mitgemacht hätte.

Das macht so beiläufig die Bagatelle von einer Milliarde pro Jahr, ganz oberflächlich geschätzt, es könnte mehr, es könnte weniger sein.

Diese Milliarde ist natürlich laufend nur von denen aufzubringen, die ein großes Portemonnaie haben.

Für Deutschland könnte man gleich die Methode anwenden, die man für die Jubiläumsmilliarde erfunden hat. Einzig *den* einen Unterschied dürfte man machen, daß alle Zeitungsbesitzer, deren Blätter zum Kriege gehetzt haben, ferner alle Waffenlieferanten und vielleicht noch sonst einige moralisch, oder materiell extra Beteiligte, dreifach besteuert würden.

Nachdem ein dahingehendes Gesetz in sämtlichen europäischen Großstaaten perfekt ist, wollen wir uns ruhig schlafen legen, denn dann gibt es keinen Krieg mehr. Fritz Sänger

Digitized by Google

Superlativ zur Dritten

Es ist eine Zeit, in der man nicht mehr redet, sondern schreit, nicht lobt, sondern anpreist. Und in einer Epoche unvergleichlicher Ausdehnung wurden unsere Entfernungswörter unbescheidener als je. Sie übernehmen sich an ihren eigenen Dimensionen, schießen gegen ihr inneres Wachstumsgesetz zu einem Ueber-Superlativ in die Höhe und stellen sich schließlich als richtige Sprachenkarikaturen dar.

Man macht seinem Gegner die „weitestgehendsten" Zugeständnisse und verlangt dafür als allzu bescheidenes Gegenstück doch nur „engstbegrenzteste" Forderungen. Und wenn von unserer Gegenwart nichts bliebe als diese verrenkten Superlative, ein feinhöriger Sprachversteher würde die Art unserer Tage aus ihnen erlauschen und sie als Jahrmarktszeit bezeichnen. Man übernimmt sich an Uebertreibungen und die Sprache muß daran glauben, daß nichts dröhnend genug ist. Gesundheit und gerade Sprachwerkzeuge gibt man an diesen amerikanisierten Plakatstil daran. Die Zunge verrenkt sich, biegt sich und droht zu brechen, aber sie muß trotzdem Participia des dritten Grades stottern, als wären es Eigenschaftswörter.

Wer weitgehende Zugeständnisse macht, dem würde sein Widerpart entgegnen: „So wenig?" Da läßt er sich zu „weitestgehendem" Entgegenkommen herbei, und hat damit der Sprache das Meiste getan, aber noch lange nicht genug seinem Widerpart, der hartherzig dabei bleibt: „Nicht mehr?" Und so langt man, zum Triumph der Phrase, bei „weitestgehendsten" Konzessionen an, wie man zu schnellstfahrendsten Beförderungsmitteln und zu weitestgreifendsten Vorsichtsmaßregeln fortgeschritten ist. In dem wahnwitzigen Radau der Uebertreibung wird das Ohr stumpf und taub gegen so mißhandelte Wörter. Daß es nur weitestgreifende Vorsichtsmaßregeln gibt und nicht weitgreifendste, weil man weit, weiter und am weitesten greifen, aber ein Greifen zur dritten Stufe weder gedacht, noch ausgeführt werden kann, das ist schon eine belanglose Silbenstecherei geworden, über deren Erörterung „Männer des Lebens" nur lächeln. Sie sollten es aber nicht, den dem, der tiefer und feiner in die Worte hört, sagen sie ein weniges über ihren allgemein verständlichen Ausdruck und die „weitestgehendsten" Vorsichtsmaßregeln klingen gar sehr nach unreellem Schwindel.

Wir reden zwar ziemlich viel, allein das Sprachgefühl hat dabei nicht gewonnen, die Sprache ist dabei nicht edler gebildet worden, sondern abgegriffen und nivelliert. Allerlei marktschreierische Häßlichkeiten haben sich seuchenartig verbreitet. Die Superlativkrankheit ist dabei eine der quälendsten. Als einmal einer meiner Bekannten, ein über den Durchschnitt gebildeter Kaufmann, ausdrücken wollte, daß man mir sehr häufig begegne, drohte er an einem Zungenkrampf elendiglich zu verrecken, denn er hieß mich den meistgetroffenen, nein! den meistgetroffensten Menschen. Schwerer kann einem die Sprache das Vorbeisprechen am Richtigen nicht machen, als wenn sie, wie in diesem Falle, das steigerungsfähige Adverb vor das nichtssteigerungfähige Verb setzt. Trotzdem spricht man vorbei, vielleicht auch, weil man doch von dem kurzsichtigeren von zwei Brüdern, dem langatmigeren Parlamentsredner und dem kurzweiligsten Vergnügen redet. Wäre nicht auch von Rechts wegen ein kürzersichtiger Bruder und ein kürzestweiliges Vergnügen am Platz? Wenn nicht

Digitized by Google

die Endsilbe hier, gleich wie in tausend anderen Fällen (behäbig, säumig, sinnig, geräumig), die varbale oder substantivische Wurzel zum flektierbaren Eigenschaftswort gemacht hätte! Deutlicher als durch das „End" am Schlusse von weitgehend und schnellfahrend kann wohl der partizipiale Wortcharakter nicht angezeigt werden.¶

Darum ist immer und überall, bei noch so großen Zugeständnissen weitestgehendes Entgegenkommen das äußerste, eine größere Konzession verbietet, wenn schon nicht der Charakter des Opportunisten, so doch der Charakter der deutschen Sprache: und den wenigstens wollen wir uns rein erhalten.

Hans Wantoch

Eine Jubiläumsgabe des Alten Fritzen

Die beste Gedenkfeier einer großen Zeit oder eines großen Mannes ist ganz sicher, ihre Bestrebungen, ihre Taten möglichst wahrheitsgetreu und eindringlich den Feiernden ins Bewußtsein zu rufen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Fülle der Gedenkfeste zur Erinnerung an das Jahr 1813 das Gegenteil einer würdigen Feier.

Ein charakteristisches Seitenstück zu dieser Fälschung der Zeit vor hundert Jahren bildet die stille Verdeckung der Zeit vor weiteren hundert Jahren. Denn fast zusammen mit der Wiedererhebung Preußens jährte sich der zweihundertste Geburtstag des Fürsten, der diesen Staat als europäische Großmacht begründet hat. Ist es nicht höchst auffällig, daß in einer so erinnerungs-, fest- und ahnenfreudigen Zeit Friedrich der Große fast ungefeiert sein zweites Jahrhundert schließen konnte? Es ist nur daraus zu erklären, daß dieser freidenkende König in so völligem Widerspruche zu fast allem steht, was heute Hohenzollerntradition ist, und daß es auch mit den kühnsten Mitteln nicht gut möglich ist, die Erinnerung an ihn zur Verherrlichung der heutigen Zustände umzubiegen. Deswegen schweigt man am besten.

Aber Literatur und Buchhandel konnten diese Gelegenheit sich nicht entgehen lassen. Und eine Fülle von Schriften über den großen Preußenkönig ist erschienen, von denen mir nach dem oben angedeuteten diejenigen am wertvollsten erscheinen, die am klarsten den Mann selbst zur Erscheinung bringen. Unter den vielen möchte ich zwei hervorheben, ein volkstümliches, auf den Massenabsatz berechnetes Buch:

> Der König Friedrich der Große in seinen Briefen und Erlassen sowie in zeitgenössischen Briefen, Berichten und Anekdoten. Mit biographischen Verbindungen von Gustav Mendelssohn-Bartholdy. Verlag Langewiesche Brandt, Ebenhausen bei München, 528 Seiten. Preis Mk. 1.80, geb. Mk. 3.—

und ein Prachtwerk, das weit über alle anderen Neuerscheinungen nach Inhalt und Ausstattung hervorragt:

> Die Werke Friedrichs des Großen. In deutscher Uebersetzung. Mit Illustrationen von Adolf v. Menzel. 10 Bände. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin. Preis für den Prachtband in blauem Leinen mit Gold Mk. 10.—

Die Subskription auf das Werk ist seiner Zeit mit etwas patriotischem Tamtam eröffnet worden, durch einen Aufruf, den „9 Bundesfürsten, die 3 freien und Hansestädte und 600 der besten deutschen Männer freudig unterschrieben haben." Zu diesen 600 habe auch ich gehört, nicht persönlicher Würde

Digitized by Google

sondern des Titels M. d. R. wegen. Da ich gegen das Drum und Dran der Propaganda und gegen ein nur wenigen zugängliches Prachtwerk für 100 Mark öffentlich protestiert habe, halte ich es für meine besondere Pflicht, ebenso öffentlich auf die Vorzüglichkeit des Geleisteten hinzuweisen. Bisher sind 6 Bände erschienen, von denen die ersten vier geschichtliche Schriften enthalten, Band VI den Antimachiavell nebst Testamenten und anderen politischen Aufsätzen, Band VIII die philosophischen Schriften. Die Herausgabe ist von Dr. B. Volz geleitet, die Uebersetzung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski und anderen hervorragenden Kräften besorgt. Die Gedichte und Prosastücke lesen sich wie beste deutsche Originale. Die Ausstattung ist über alles Lob erhaben. Außer Porträts aller hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit ist das Buch nur mit Menzelschen Bildern geschmückt. In der Hauptsache sind es Bilder, die nur in der Fürstenausgabe der Werke Friedrichs vor 60 Jahren erschienen, der Oeffentlichkeit also noch ganz neu sind. Dazu kommen viele Bleistiftzeichnungen von Männern und Frauen aus Friedrichs Umgebung. Der Einband ist vornehm, einfach.

Der erste Band trägt auf einem von A. Kampf gezeichneten Blatte die Widmung „dieser ersten großen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen an Wilhelm II. zur Feier seines 25jährigen Regierungsjubiläums." Gewiß kann man dieses Fest des gegenwärtigen Königs kaum besser feiern, als durch die Verbreitung der Werke seines bedeutendsten Vorgängers. Aber wenn man den Inhalt der Bände vergleicht mit dem, was heute unter Wilhelm II. als Regierungsweisheit gilt, könnte man fast auf den Gedanken kommen, ein Voltaire habe diese Widmung veranlaßt. Wo man die Schriften aufschlägt, trifft man auf einen Geist, der von dem heute herrschenden himmelweit verschieden ist, sodaß man es den Herrschenden fast nicht verübeln kann, wenn sie die Aufmerksamkeit nicht auf ihn zu lenken wünschten. Desto mehr Grund haben alle, denen Gedankenfreiheit, Toleranz und Aufrichtigkeit am Herzen liegen, die Gedanken Friedrichs zu verbreiten. Je schneller die erste große Ausgabe vergriffen ist, desto eher kann die „Volksausgabe" folgen, die es jedem ermöglicht, sich die Schriften des alten Fritzen in den Bücherschrank zu stellen.

Heinz Potthoff

Lieber Herr Hillger!

Daß Sie uns in diesem Jahre, da alle Bücherschränke unter der Last urplötzlich ins Kraut geschossener vaterländischer Romane ächzen, mit einem eminent deutschfeindlichen Buche kommen, ist Ihnen immerhin zu danken. Denn der Widerspruch belebt, der Gegensatz bringt Farbe in das ewige Einerlei. Insofern wäre Ihr Unterfangen ganz erfreulich. Weniger erfreulich ist aber, daß Sie dem Roman des Mister E. Philipps Oppenheim, „Das Geheimnis", welchen diskreten Titel Sie als kundiger Thebaner in den etwas lauteren „Das Deutsche Gespenst in England" umwandelten, einen Waschzettel mit Ihrer ausführlichen Meinung auf den Weg gegeben haben. Wir ersehen daraus, daß Sie Ihrem Verlagsobjekte mit einem lachenden und einem weinenden Auge gegenüberstehen. Sie finden in dem Roman die „kriminalistische Spannung eines Sherlock Holmes", die „Romantik eines Grafen von Monte Christo" wieder; sie finden ihn „vorzüglich geschrieben,

Digitized by Google

außerordentlich spannend, in seiner Gefährlichkeit wirkungsvoll." So viel klingende Attribute verschwenden Sie an das literarisch nichtige Stück Arbeit eines Stümpers, der die ehrenwerte Tätigkeit ausübt, zwei Kulturvölker zu verhetzen.

Daß Sie den Roman für ein schriftstellerisch ernst zu nehmendes Erzeugnis halten, ist ein Irrtum, den Sie mit Ihrem eigenen Geschmack abzumachen haben. Aber Sie äußern sich auch über die Tendenz. Sie äußern sich über das Verhältnis zwischen Deutschland und England. Gramerfüllt. „Dieser Frage gehen seit Jahren die besten Männer hüben und drüben nach und, wenigstens bei uns zu Lande, auch diejenigen, deren Stolz die Wehrhaftigkeit des Volkes ist, allen voran der deutsche Kaiser, der in schier unsäglicher Langmut an dem Werke rückhaltloser Versöhnung mit England arbeitet."

Sie gehen den Ursachen nach.

„In dem Streben der Ursache dieses unerfreulichen Zustandes nachzugehen, sind wir auf eine Wühlarbeit gestoßen, die vor der ganzen gebildeten Welt Arbeiters, wie in den Palast des Lords gedrungen." Halten Sie wirklich die Engländer in Ihrer Gesamtheit für solche Toren, als daß Sie nicht durch die plumpe Absicht, durch die literarische Armseligkeit dieses Buches hätten verstimmt werden müssen? — Man könnte beinahe auf häßliche Gedanken kommen, Herr Verleger, wenn Sie (in Fettdruck!!) das Buch den „Mitgliedern der bewaffneten Macht", den „Angehörigen des Heeres und der Flotte" zur besonderen Beachtung empfehlen. Also den säbelrasselnden Elementen, die in einem Keim oder Liebert ihre geistigen Führer erblicken, wollen Sie Wasser auf die Mühle liefern. Ich muß bestreiten, daß Sie der Sache des deutschen Volkes dienen. Höchstens der junkerlichen Reaktion, der großindustriellen Demagogie, die beide gleich interessiert sind, daß der „gemeine Mann" nicht zum Atmen, nicht zum selbständigen Denken kommt. Ihr Appell wird nicht ungehört verhallen, die ewigen Hetzer werden Ihnen für dieses Material danken. Strebsame Oberlehrer werden magere Reden mit fetten Original-Zitaten spicken; unreife Bürschchen mit Einjährigenberechtigung in der Tasche und Reserveoffiziersaspirationen im Busen werden verkünden, daß das Vaterland von einer Welt giftiger Feinde umgeben sei. Neues Mißtrauen wird erregt, alter Haß wieder geschürt werden. Haben Sie daran nicht gedacht, Herr Verleger? Auf jeden Fall werden Sie mit Ihrem Buche kein schlechtes Geschäft machen. Und es ist auch nicht einzusehen, warum in diesem Jahre, wo der patriotische Rummel überall seine Nutznießer findet, Sie allein mit leerer Tasche trauernd abseits stehen sollen..... Peregrin

„Sema" *)

Das wirkliche oder scheinbare Chaos der heutigen Kunstbestrebungen rührt zum Teil daher, daß sich gewisse starke Traditionen, die meist von Frankreich herkommen, noch nicht genügend geklärt, gefestigt, und ausgebaut haben. Die Bildung von „Schulen", die oft dazu beiträgt, daß sich eine allgemeine gesunde Formkonvention herstellt, begünstigt in unseren Tagen leicht das Absurde, Esoterische und Theoretische. Da ist eine Vereinigung wie die

*) 15 Originalsteinzeichnungen der Künstler-Vereinigung „Sema". München, Delphin-Verlag. Mk. 35.—

Digitized by Google

„Sema" zu begrüßen, die wohl die entwicklungsgeschichtlichen Notwendigkeiten anerkennt, aber doch jedes ihrer Mitglieder sich frei auswirken läßt, ohne seine Individualität durch ein Dogma zu knechten. Dennoch ist in der Sema-Mappe ein gemeinsamer Dienst an der objektiven künstlerischen Form zu erkennen. Man sucht Einzelerrungenschaften unserer heutigen Kunst in höherem organischem Zusammenhang miteinander zu vereinigen: naturalistische Physiognomik mit kompositioneller Strenge, malerische Schummrigkeit der Töne mit linearem Rhythmus, breite Fleckwirkungen mit Strichtechniken, sensiblen Impressionismus mit der Architektur eines klaren Bildganzen. Zeittypische Verirrungen tauchen freilich auch auf: perverser Weltschmerz, ästhetenhafte Schöngeistigkeit, dilettantische Groteske, ein Fischen im Trüben und Manierismus; auch macht sich das gar zu lakonisch Angedeutete, das interessant sein will, breiter als das ehrlich Fertige. Aber es sind doch schon einige letzte Resultate erzielt, wo starker Geist aus einem Nichts an Mitteln spricht. Und Karl Caspar und Maria Caspar-Filser finden Formeln von der inneren Notwendigkeit eines modernen, konstruktiven Stils. Außer ihnen sind vor allem Gustav Jagerspacher, Frank S. Herrmann, Carl Schwalbach und Adolf Schinnerer zu nennen.

Hans Brandenburg

Schwefelblüte.

„Wolln sehn, was nun geschieht" äußerte piepsig und lächelnd Dr. Lorenz, mein kleiner Chemieprofessor. (Er ist kürzlich eines sanften Todes verblichen. Es ist anzunehmen, daß er noch im letzten Augenblick seines tatenarmen Lebens piepsig und lächelnd äußerte: „Wolln sehn, was nun geschieht.") „Ich nehme pulverisierten Schwefel", fuhr er fort, „und gebe ein Löffelchen davon in ein Probierröhrchen. Darauf erhitze ich die Sache, und — wolln sehn, was nun geschieht."

Es geschah: daß bläulich-weiße Dämpfe sich bildeten, die sich am oberen Rand des Glases zu einem sublimen Spiegel aus lauter kleinen gelbgoldenen Schwefelkristallen niederschlugen.

Das ist Ernst W. Freißlers Kunst: das S, der Stoff, verbindet sich unter Energieentwicklung (bei der Konzeption) mit dem O, seiner Phantasie, zu dem gasförmigen SO_2. Eine chemische Reduktion: das Schwefeldioxyd sublimiert auf dem Glasrand seines Schreibpapiers zu reinem S, das nicht mehr amorph, sondern kristallinisch ist, unter Abgabe von O_2, von Energie: Schwefel b l ü t e.

Ein Kunstwerk — die „Blüte" seines Stoffes. Das Sublimat des Gegenstandes. Das lebende Sujet ist gestaltlos, das Bildwerk aber hat die sorgsam zugeschliffene Kristallform.

So in der Chemie: die Schwefelblüte ein „Niederschlag" des Schwefels. So im künstlerischen Produktions-Prozeß: die Kunst ein „Niederschlag" des Lebens.

Das ist Ernst W. Freißlers Kunst.

Hans Leybold

Verantwortlich für die Leitung: Dr. T h e o d o r H e u ß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27.
Druck der S c h e l l'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Bebel

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Schließlich kommt es immer darauf an, ob einer ein Kerl war. Das ist für die menschliche Erinnerung und den fortlebenden Respekt, das entscheidende, wenn eines toten Mannes Bild sich vom dunkeln Hintergrund des Grabes hell und farbig abhebt.

Bebel war ein Kerl. Sein Reiz lag in seiner Persönlichkeit und in seiner Leidenschaft. Sie war seine Stärke und seine Schwäche. Seine öffentlichen Reden gaben, wie immer bei geraden Naturen ein groß Teil seines Wesens wieder; aber eben doch nicht alles, eben weil entsprechend seinem Temperament das Mittel seiner Beredsamkeit das Pathos war, das die feineren und weicheren Nuancen übertönt. Ich lese, er sei „hart" gewesen und erst im Alter mild geworden. In Wahrheit ist er sich immer bis ganz zuletzt gleich geblieben und hatte immer eine weiche Seite und Saite, die natürlich in polemischen Angriffsreden, wie sie in seiner Leidenschaft lagen, nicht oft, im privaten Verkehr-Gespräch aber fast immer hervortrat. Bebel hatte auch einen ausgesprochenen Gerechtigkeitssinn. Ich hörte ihn selbst über Kriegsminister sehr gerecht urteilen.

Ueberhaupt man muß ja nur diesen eindrucksvollen Kopf, dieses ansprechende Gesicht, dieses leuchtende Auge sich vergegenwärtigen, aus dem man ganz rein seinen Charakter ablesen konnte und dann den Klang der Stimme, diesen Widerhall der Stimmung. Mitunter überschlug sich die Stimme im Andrang des Zorns, den er reichlich auf Lager hatte, aber oft war die Stimme trotz des sächsischen Idioms wie eine Glocke.

Er war der packendste Redner des Reichstags, wenn er sich nicht verleiten ließ, zu breit zu werden und er hatte höchst markante Bewegungen. Ich werde die rechte Hand mit dem wagrecht aus-

Digitized by Google

gestreckten Zeigfinger und das zurückgeworfene Haupt nicht vergessen, auf dem eine Locke des reichen und zuletzt silberweißen Haares die Aufwärtsbewegung selbständig wiederholte.

Richter war ein größerer Parlamentsredner. Bamberger und Windthorst waren feiner. Bennigsen war getragener, aber Bebel war hinreißender. Vor vielen gleichfalls heftigen Rednern seiner Partei hatte er die Gabe voraus, auch mitten in der schärfsten Polemik nie in die unsympathischen Formen des Hasses umzuschlagen. Vielseitig war die Tonleiter seiner Reden nicht, er war immer der gleiche Bebel mit der gleichen Ueberzeugtheit von seiner Sache und seinen Mitteln.

Sein Glaube und seine Leidenschaft, seine Liebenswürdigkeit und seine Erscheinung machten ihn zum Führer und zum Generalissimus. Er war als solcher kein Diktator, er hat seine Stellung zur jeweiligen Herstellung der Parteieinigkeit benützt, aber er hat dabei doch mehr an das taktische Bedürfnis des Augenblicks und des Parteitags als an die Zukunft gedacht. Sonst hätte er zur Ueberwindung von Vorurteilen mitwirken müssen, die der Macht seiner Partei je länger je mehr im Weg stehen. Aber er selbst hat sich ja dazu hinreißen lassen in Dresden die Arbeiter der untersten Stufe gegen die Arbeiter „in gehobenen Stellungen", also gegen die natürlichen Führer mit dem größeren Ein- und Ueberblick selbst aufzuwiegeln und den Neid gegen ihre angeblich zu große Zufriedenheit mobil zu machen. Es berührt dies die Ursache der Krisis, die immer die Sozialdemokratie, wenn es zum politischen Handeln kommt, in zwei Teile zu zerlegen droht. Die Erfahreneren werden bedächtiger und die Unerfahrenen beschuldigen sie des Verrats, des Akademismus und der Sättigung. „Herunter von der Vertrauensstellung." So haben eben jetzt die Stuttgarter Genossen dem Stuttgarter Hildenbrand sein Landtagsmandat verekelt, und sich dadurch selbst einer Kraft beraubt. Aber derjenige, der vor ein paar Jahren zum Schiedsrichter herbeigerufen, Hildenbrand den Radikalinskis preisgab, war August Bebel. Auch das habe ich ihm bei Lebzeiten offen vorgehalten. Er

Digitized by Google

wollte es aber nicht Wort haben. In Wahrheit lag hier der tragische Punkt, den Bebel mit seiner Partei gemein hatte: Die proletarische Offensivkraft soll trotz oder wegen ihrer Einseitigkeit obenauf bleiben, weil das Gros die Einseitigkeit teilt und leichter begreift.

Staat und Gesellschaft sind aber vielseitig und müßten unter Einseitigkeit verkümmern, unter der proletarischen so gut wie unter der aristokratischen. Die Erziehung zur verminderten Einseitigkeit der Massen wäre gerade im heutigen Entwicklungsstadium die Hauptaufgabe eines großen Arbeiterführers. Die Organisationsperiode ist nahezu erschöpft. Kraft soll nicht nur Kraft bleiben, sondern auch in Wärme umgesetzt werden. Bebel hätte dieses schwere Meisterstück leichter leisten oder anbahnen können, als jeder Nachfolger. Ich habe vor ein paar Jahren ihm dies in einem Briefe begründet, den ich im „März" veröffentlicht habe. Er antwortete, ohne auf den Kern einzugehen.

Die Aufgabe ist bei seinem Tod ungelöst. Die Anhänger der proletarischen Einseitigkeit werden sich auf den Namen Bebel berufen, weil er es unterlassen hat, den Offizieren und Truppen eine fortschreitende Generalidee zu geben. Denn die von gestern genügt nicht und das Gelände des 20. Jahrhunderts ist in Folge mannigfacher „Erdbewegungen" ein anderes als das Gelände des 19. Jahrhunderts.

Die englische Parole, jeder soll ein Gentleman werden, ist psychologisch und kulturell größer, als die Losung: „Jeder soll ein Proletarier bleiben."

Bebel selbst sah, als „die große Zeit" der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion die Kämpfe mit Bismarck, das Streiten und Leiden um das Sozialistengesetz, in den Zeiten, in denen er selbst 56 Monate im Gefängnis zubrachte. Die Gitterstäbe sind ein Grund seiner Macht und ein Zeichen der Ohnmacht der Regierungsweisheit geworden.

Bebel war von den Reichstagsverhandlungen der letzten 10 Jahre nicht angezogen; im Gegenteil. Er sprach darüber sehr offen, mit mir am eingehendsten an einem Abend kurz nach seinem

Digitized by Google

70. Geburtstag. Damals hingen noch die Jubiläumskränze in seiner geschmückten Wohnung. Er und seine sehr sympathische Frau, der er in seinen „Memoiren" ein schönes und verdientes Denkmal gesetzt hat, kamen angeregt durch die Feier, durch die Memoirearbeiten und durch unsere fast 40jährige Bekanntschaft ins Erzählen und in die alten Erinnerungen, dabei weilten beide am wärmsten in den schwersten Tagen der politischen Verfolgung. Bebel erzählte mir an jenem Abend auch, was ich nicht wußte, er sei in seinen Memoiren, was in diesen angeführt ist, darauf gestoßen, daß Ende der 60. Jahre, er auf Antrag meines Vaters einmal in den Ausschuß der demokratischen Partei gewählt worden sei. Zum Schluß gab er, als ich Frau Bebel um ein Endchen Seidenstoff von einer der roten Schleifen bat, meiner Frau eine ganze Schleife zur Erinnerung mit.

Von den „Memoiren" wird nun wohl noch ein Teil nach seinem Tod erscheinen. Sie sind ein beredter Beweis dafür, daß er selbst den Schwerpunkt seines Lebens in der Parteiorganisationstätigkeit sah. Er hat die Entwicklungsstufen genau registriert. Das ist auch für Dritte interessant; aber in der Registrierarbeit liegt nicht der volle Pulsschlag seines Wesens. Und es ist schwer, diesen bei der Tatsachenaufzählung auch eines bewegten Lebens wieder zu geben. Zudem war bei Bebel die natürliche Kunst des Redens noch größer als die Kunst der Feder. Das gesprochene Wort überwindet die autodidaktischen Untertöne leichter und vollkommener als der Aufsatz.

Bebel glaubte an den „Kladderadatsch." Ich erinnere mich, wie er in den neunziger Jahren bei einem politischen Gespräch, in dem ich ironisch vom Kladderadatsch sprach, mit den Worten auffuhr: „Ja glauben denn Sie nicht an den Kladderadatsch"! und als ich erwiderte, „nur an den kleinen, nicht an den großen", suchte er mir mit lebhaften Worten „die Unhaltbarkeit der Verhältnisse" darzutun und folgerte aus ihnen die Notwendigkeit einer Katastrophe, ohne daß er über die Art und Form besondere Vorstellungen gehabt, oder wenigstens mitgeteilt hätte. Ich hörte ihm

Digitized by Google

gerne zu, ohne überzeugt zu werden. Aber ich zweifle nicht daran, daß er den Glauben an ein politisches Naturereignis bis zuletzt bewahrt hat. Der Zwiespalt zwischen dem Realismus der sachlichen Parlamentsarbeit und dem Idealismus plötzlicher Machteroberung war von ihm mit seinem weißglühenden Temperament zu brennend empfunden, als daß er sich von dem Glauben an die beschleunigende Kraft der Katastrophe hätte trennen wollen.

Auch fühlte er besonders lebhaft die Ungeduld, diese politische Triebkraft selbst in sich mit. Das vor allem machte ihn zum Liebling und Haupt der Millionenpartei.

Wenn ich in den zahlreichen persönlichen Erinnerungen blättere, so fällt mir die frische Behaglichkeit Bebels bei der Berner Konferenz ins Gedächtnis. Wir sprachen damals länger mit einander, auch davon, daß er meine Jungfernrede durch einen Zwischenruf gegen Windthorst verteidigt hat, der in meiner Kolonialrede die Ausführungen über die Missionsreibereien als Entgleisung in einer „Jungfernrede" zu behandeln suchte, worauf ihm Bebel dazwischenrief, „aber eine gute Jungfernrede" und Windthorst fuhr in gedehntem Ton fort, „ja, eine gute Jungfernrede."

Das war bei Bebel nur der Ausdruck eines von mir schon oben hervorgehobenen allgemeinen Wohlwollens im persönlichen Urteil über Dritte. Sein Idealismus ruhte auf dem guten Willen, gerecht und wahr zu sein.

Es ist eigenartig und wäre fast widerspruchsvoll, wenn nicht die Lebhaftigkeit seines Empfindungslebens die Erklärung böte, daß Bebel sich häufig bis zum Haß, der fast immer ungerecht ist, emporsteigern konnte.

Die Mitschuld trägt der Haß der Staatsgewalt, die während Bebels Mannesjahren zur schroffsten persönlichen Verfolgung politischer Ueberzeugungen ausgeholt hat.

Der Geist der Ungerechtigkeit und Unversöhnlichkeit wirkt und weckt die gleichen Stimmungen. Ein Staatsregiment, das auf die Selbständigkeitsregungen der Arbeiter immer nur militärisch und sauer zu reagieren die Lust verspürte, war der Möglichkeit beraubt,

Digitized by Google

eine Persönlichkeit wie Bebel für das Werk der sozialen Versöhnlichkeit fruchtbar zu machen.

Aber vielleicht soll ein solches Kulturwerk nur aus dem schroffen Kampf gegenseitiger Uebertreibungen hervorgehen. Dann wird, wenn das Gebäude endlich ersteht, Bebel als ein mächtiger Quader im Bau auch von seinen gerechten Gegnern gewürdigt werden. Denn die Geschichte der politischen und sozialen Entwicklung Deutschlands wird den Namen Bebel nicht überhören.

Gedichte von Regina Ullmann

Einem blöden Kinde

Gefallnes Laub — so kupferrot
Sind deine Wellenhaare,
Die Stirne ist so bleich wie tot,
Du Kind, du Unerfahrne!
Nie wird dir je die Welt bekannt
Und Gott, der deinen Geist verbannt,
Drückt' dir, als er den Fluch genannt,
Die Hand auf Stirn und Haare!

Schönheit

Du bist vollkommen, doch dir fehlt das Eine,
Daß du schon alles hast, was dir gebricht!
Nicht wie die Kinder, die zum Feste eilen
Und im Dahingehn schon den Schmuck verteilen,
Den wir für sie gehegt im Sonnenlicht;
Du bist wie Steine ohne eignes Licht! —

Freundschaft

Wie Fässer, die im Keller stehn
Und deren Holz beginnt zu glühn,
So ist die Freundschaft im Entstehn,
Um die wir uns noch nicht bemühn.
Entquillt wie Blut dem Erdenschoß,
Wir müssen selbst ihr Wunder sein,
Und wachsen uns als Weinstock groß
Und bieten selber süßen Wein!

Digitized by Google

Das glorreiche Königreich

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Westösterreich — einen amtlichen Gesamtnamen haben die „im österreichischen Reichsrate vereinigten Königreiche und Länder" nicht — ist ein Länderstaat. Dem ursprünglichen Länderbestande (Nieder- und Oberösterreich, Steiermark u. s. w.) wurden im Laufe der Geschichte eroberte oder angeheiratete Gebiete angegliedert, wobei ihre ursprüngliche Gestalt und auch die ständische Verfassung unangetastet blieb. Wohl wurden diese Länder in der absolutistischen Zeit vielfach Provinzen genannt, doch haben sie sich meistens gegen diese Bezeichnung gewehrt und hielten etwas auf ihre verhältnismäßige Selbständigkeit. Bei der Neugestaltung der österreichischen Verfassung im Jahre 1867, nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche, verleibten zwar die Ungarn zwei früher selbständige oder halbständige Teile (Siebenbürgen und die Woiwodschaft) ihrem Reiche ein, so daß nur das Königreich Kroatien eine gewisse größere Selbständigkeit behielt. In Westösterreich blieb alles beim alten und anfangs wurden sogar die Mitglieder des Abgeordnetenhauses nicht durch unmittelbare Volkswahl, sondern mittelbar durch die Landtage der einzelnen Länder gewählt. Erst die Reform von 1873 brachte die direkten Wahlen. Die Landtage blieben die Herde einer nie aussetzenden föderalistischen Bewegung und die größten unter ihnen (der von Böhmen und Galizien) wachten eifersüchtig auf ihre Kompetenzen und suchten sie beständig zu erweitern. Dem Flächeninhalte und der Bevölkerungszahl nach sind sie sehr ungleich. Galizien hat bald neun Millionen, Vorarlberg noch lange nicht 140 000. Insbesondere das Königreich Böhmen erhob in seinen tschechischen Vertretern immer den Anspruch auf besondere Geltung und

Digitized by Google

gründete ihn auf die alte geschichtliche Vergangenheit und auf die Artikel eines angeblichen alten Staatsrechts. Durch lange Zeit war es der Traum der tschechischen Politiker, zum Gesamtreich in ein ähnliches Verhältnis zu kommen wie die Ungarn. Dabei leitete sie der Gedanke, bei der Aufrichtung eines selbständigen Königreiches mit einem auf dem Hradschin in Prag gekrönten Königs die alten Gebiete der sogenannten Wenzelskrone (Mähren und Schlesien) einverleibt zu bekommen. Das gäbe dann ein Königreich von ungefähr zehn Millionen. Von diesen wären rund sieben Millionen Tschechen.

Diesen Bestrebungen der Tschechen gegenüber verhielten sich die Deutschen Böhmens natürlich durchaus ablehnend und sie wurden in ihrer Haltung von den übrigen Deutschen Westösterreichs unterstützt. Die Krone schwankte und eine kurze Zeit lang schien es (1871) unter dem Ministerium Hohenwart, als ob der Kaiser sich auf ihre Seite neigte. Aber der allgemeine Widerstand der Deutschen im ganzen Reiche brachte ihre Hoffnungen zum Scheitern. Dennoch haben sie ihre phantastischen Pläne keineswegs völlig aufgegeben und heute noch ist das Endziel ihrer politischen Bestrebungen die Wiederherstellung der Wenzelskrone.

Was sie vor vierzig Jahren durch Trotz und Gewalt erreichen wollten, das suchen sie jetzt etappenweise zu erobern. Die Politik der Abstinenz, die sie eine Zeit lang vom Wiener Parlamente ferne hielt, gaben sie auf, sie beschickten den Reichsrat und suchten hier durch Realpolitik Schritt um Schritt vorwärts zu kommen. Dabei ordneten sie alles ihren nationalpolitischen Zwecken unter. Diese Führung der Politik hat in Oesterreich Schule gemacht. Jede Nationalität betrachtet jede Sache einzig von dem Standpunkte aus, ob sie für ihre nationalpolitischen Forderungen vorteilhaft oder abträglich ist. Und zwar ist dabei das Auge ausschließlich auf den Tag eingestellt. Da in Oesterreich die Dynastie gegenwärtig noch eine bedeutende Macht ist, so sucht jede Nation vor allem ihre Kaisertreue hervorzuheben. Auch die deutschbürgerliche Vertretung im Reichsrate hat sich dieser Politik an-

Digitized by Google

gepaßt. Vom alten Freisinn ist keine Rede mehr, politische Grundsätze spielen keine Rolle mehr, die sogenannte nationale Gemeinbürgschaft verzichtet mehr und mehr auf die Geltendmachung parteipolitischer Gegensätze, die Deutschbürgerlichen sind heute die Führer des österreichischen Imperialismus. So wertvolle Regierungselemente dürfen die Regierungen natürlich nicht brutal vor den Kopf stoßen und so können sie die Tschechen, wie sie es meistens getan haben und tun möchten, nicht offen unterstützen. Aber mittelbar begünstigt auch die heutige Regierung die Tschechen, wie die Einsetzung des Verwaltungskommissariates in Böhmen dies beweist.

Auf den Landtag des „glorreichen" Königreiches, wie die Tschechen Böhmen gern nennen, sind sie sehr stolz. Er stellt den Embryo des nach ihrer Meinung unfehlbar kommenden Parlamentes der Wenzelskrone dar. Das wäre aber auch wirklich der einzige Grund auf ihn stolz zu sein. Denn in seiner Zusammensetzung, in seiner Geschäftsordnung, in seiner Bewegungsfreiheit steht er nicht sehr hoch über den alten „Ständen", wie ja die meisten übrigen Landtage auch. Wie ein schwerer unbeweglicher Block liegt in ihm die Vertretung des großen Grundbesitzes, dessen klassisches Land ja Böhmen ist. Das Wahlrecht ist beschränkt, die großen Massen der beiden das Land bewohnenden Völker kommen in ihm nicht zu Worte. Die Mehrheit haben die Tschechen in Verbindung mit dem konservativen Adel. Daß dabei die Deutschen an allen Ecken und Enden zu kurz kommen, versteht sich. Natürlich haben sie im Landesausschuß ihre Vertretung, aber sie bleiben ebenso natürlich immer eine hoffnungslose Minderheit. Sie beklagen sich über fortwährende Zurücksetzung der Deutschen im Lande, sowohl was die Landesanstellungen als auch was die finanziellen Aufwendungen betrifft.

Die Versuche zwischen den Deutschen und Tschechen in Böhmen, einen Ausgleich herzustellen, sind hundertmal unternommen worden und sind hundertmal gescheitert. Die jeweiligen Regierungen haben manchmal mitgewirkt, manchmal sich von den Beratungen

Digitized by Google

ferngehalten, manchmal auch hinter den Kulissen ihnen entgegengewirkt. Die vor einigen Jahren wieder eingeleiteten Verhandlungen schienen endlich einen Erfolg zu bringen. Sie entstanden unter dem Drucke der deutschen Obstruktion im böhmischen Landtage. Die parlamentarische Obstruktion ist zwar in Oesterreich nicht erfunden, aber hier zur höchsten Vollendung entwickelt worden. Ohne Verletzung der Geschäftsordnung konnte diese Obstruktion nicht gebrochen werden. Ein tschechischer Tisza ist nicht zu finden, er wäre auch in Böhmen nicht am Platze. Auch die tschechenfreundlichste Regierung könnte ihn nicht dulden. Mit tiefem Kummer sahen die Tschechen ihren Landtag arbeitsunfähig. Einen Augenblick wenigstens schienen sie einzusehen, daß der Weg zu einem ruhigen Funktionieren des Landtages nur durch einen Ausgleich mit den Deutschen gangbar gemacht werden können. Der obstruierte böhmische Landtag war ein schwerer Schlag für die Tschechen. Die Verhandlungen zogen sich Jahre hin, wurden wiederholt abgebrochen und wieder angeknüpft und sind wieder seit Monaten versandet. Die Deutschen verlangen solche Sicherungen im neu zu schaffenden Landrecht, daß sie das Gefühl der fortwährenden Bedrohung ihrer nationalen Existenz endlich ein- für allemal los wären. Sie verlangen nationale Trennungen überall dort, wo es möglich und zweckmäßig ist, z. B. in der Schulaufsicht und Landwirtschaftswesen. Sie wollen auf deutschem Gebiete die alleinige Geltung der deutschen Sprache bei allen Behörden. Sie verlangen, daß ein Teil der Landesbeamten durch Deutsche besetzt werden. Ueber all dies und noch vieles andere wurde endlos in zahllosen Sitzungen der Ausgleichkommissionen debattiert. Das ursprüngliche Programm der Deutschen war ja viel weitergehend. Es wollte die völlige Trennung des Landes in zwei Verwaltungsgebiete, ein deutsches und ein tschechisches, was technisch ganz gut möglich wäre, weil der nördliche und westliche Rand des Landes deutsch, das Zentrum und der Osten tschechisch ist. Ein solches Verlangen nennen die Tschechen Landeszerreißung. Bezüglich der Minderheitsschulen werden auf beiden Seiten die unglaub-

Digitized by Google

lichsten Schwierigkeiten gemacht. Die Tschechen beklagen sich darüber aufs Bitterste, daß sie jede Minderheitsschule im deutschen Gebiete erst mühsam erkämpfen müssen. Sie wollen nur Gerechtigkeit, rufen sie. Dabei machen sie es genau so wie die Deutschen, wie der neueste Fall in Lieben, einer Vorstadt Prags beweist.

Daß die Deutschen auf ihren ohnehin schon sehr herabgesetzten Forderungen unerbittlich bestehen, kann nur gebilligt werden. Wollen die Tschechen auf diese Forderungen nicht eingehen, so beweisen sie damit nur, daß sie den Gedanken des tschechischen Einheitsstaates nicht aufgegeben haben. In diesem Einheitsstaate würden die Tschechen — das wissen die Deutschen genau — das Beispiel der Magyaren nachahmen oder wenigstens nachzuahmen versuchen.

Die Folge der Lahmlegung des böhmischen Landtages war eine völlige finanzielle Zerrüttung. Die Landtage haben eine immerhin beträchtliche Kompetenz der Landesgesetzgebung. Wir haben z. B. wohl ein Reichsvolksschulgesetz, aber es ist ein Rahmengesetz, seine Durchführung ist den Ländern und Gemeinden überlassen. Sie haben die Volksschulen zu errichten und zu erhalten. Ebenso gehören zur Kompetenz der Landtage wesentliche Gebiete der landwirtschaftlichen Gesetzgebung mit ihren verzweigten Subventionswesen. Das Budget der Länder ist erheblich und wir. gedeckt durch Landessteuern, die der Landtag beschließen muß Ohne Steuern keine Eingänge. Aber gewisse finanzielle Verpflichtungen sind unabweisbar. Die Landesbeamten, die Volksschullehrer z. B. müssen regelmäßig bezahlt werden. Seit einigen Jahren mußte das „glorreiche" Königreich Böhmen dem Erzherzogtum Niederösterreich die Kosten schuldig bleiben, die dadurch erwuchsen, daß in den Spitälern Wiens Landesangehörige Böhmens aufgenommen waren. Diese Kosten machen schon über eine Million Kronen aus und die Vertreter Niederösterreichs gingen schon mit dem Gedanken um, ihr Guthaben auf dem unbeweglichen Vermögen des Landes Böhmen sicher zu stellen. Sie

Digitized by Google

erfuhren aber, daß schon alles überlastet sei. Natürlich — denn das Land mußte Schulden machen.

Daß das Land Schulden machen konnte, ohne daß der Landtag tagte, ist aus der Landesverfassung zu erklären. Jeder Landtag wählt einen Landesausschuß. Dieser bildet die autonome Landesregierung. Ihr zur Seite steht die politische (staatliche) Landesregierung (Statthalter, Landespräsident), die ein Organ des Ministeriums ist. Der gewählte Landesausschuß verteilt unter sich die verschiedenen Ressorts ganz nach Art der Reichsregierung. Sie sind gewissermaßen Landesminister und verwalten das Finanzwesen, das Landesschulwesen, das Straßenwesen usw. Nach den Landesverfassungen amtiert der Landesausschuß auch nach Auflösung des Landtages so lange weiter, bis der neue Landtag einen neuen Landesausschuß gewählt hat. Der zuletzt gewählte Landtag Böhmens hat es gar nicht zur Wahl des Landesausschusses gebracht, es amtierte also der des früheren Landtages weiter. Nun erklärte der Finanzreferent dieses Ausschusses vor einigen Wochen, daß er nur bis Anfang August imstande sei, die absolut notwendigen finanziellen Zahlungen zu leisten. Weiterhin sei kein Geld mehr in den Landeskassen und er sei auch außer Stande, irgendwo Geld für das „glorreiche" Königreich geliehen zu erhalten. Nun war jener Augenblick gekommen, wo die Regierung eingreifen zu müssen glaubte. Nur hatte sie rechtlich dazu keine Handhabe. Der Landesausschuß bestand zu Recht und seine Mitglieder waren nicht willens zurückzutreten. Der Ausweg, den man ersann, war, daß man den Landmarschall, Fürst Lobkowitz, veranlaßte, seine Stelle niederzulegen. Der Landmarschall ist das Oberhaupt des Landesausschusses. Wenn aber kein Kopf da ist, so lebt auch der Körper nicht mehr (meinte die Regierung) und so ging man über die sonst übrigens noch recht lebendigen Landesausschußmitglieder zur Tagesordnung über.

Um aber doch das Land weiterregieren zu können, ernannte man einen kaiserlichen Regierungskommissär und gab ihm eine achtgliedrige Kommission zur Seite. Nach den klaren Gesetzen ist

Digitized by Google

dieser ganze Vorgang entschieden verfassungswidrig. Die Regierung flüchtet sich hinter das Notrecht und verweist im übrigen auf eine Analogie in den Verfassungsgesetzen, die sie hier anführen zu dürfen glaubt.

In der österreichischen Gemeindegesetzgebung ist nämlich der Fall vorgesehen, daß eine Gemeinde plötzlich ohne Vertretung ist. Es kann der Fall vorkommen, daß durch Obstruktion eines Teiles der Gemeindevertretung oder aus irgend einem anderen Grunde, diese nicht mehr in der Lage ist, zu amtieren. Die Regierung macht in diesem Falle von ihrem Rechte, eine Gemeindevertretung aufzulösen, Gebrauch und kann einen Regierungskommissär einsetzen, der sich einen Beirat selbst zur Seite stellt, der aber nur beratende Stimme hat. Dieser Vorgang ist vollständig gesetzlich und oft geübt worden.

Die Einsetzung der kaiserlichen Verwaltungskommission ist natürlich eine tiefe Demütigung für die Tschechen, obwohl sie gewiß nicht ohne Wissen und wahrscheinlich auch mit geheimer Zustimmung der Tschechen erfolgt ist. Das hindert natürlich nicht, daß eine große Protestbewegung gegen den Verfassungsbruch durch das Land geht. Wenn sich an ihr auch die Deutschen beteiligen, so geschieht dies gewiß nicht aus Erregung über den Verfassungsbruch, sondern wohl hauptsächlich, weil sie in der Art der Zusammensetzung der Kommission eine besondere Feindseligkeit gegen sich erblicken. Daß der Kommissär, ein Graf Schönborn, ein eifriger Tscheche ist, muß weniger verwundern. Das sind ja alle altfeudalen Herren und nur ein solcher kann in Böhmen eine solche Stelle bekleiden. Daß er außerdem Präsident am obersten Gerichtshof ist, klingt fast wie ein guter Witz der Regierung, die weiß, daß die Rechtsbeständigkeit des Kommissärs und Kommissariats nur beim Reichsgericht angefochten werden kann. Aber darüber sind die Deutschen empört, daß in der von Beamten gebildeten Kommission neben ausgesprochen national gesinnten tschechischen Beamten nur ein paar deutsche Beamte sitzen, von deren nationaler Verläßlichkeit man überdies wenig zu wissen scheint.

Digitized by Google

Der kaiserliche Kommissär waltet nun in fast uneingeschränkter Machtfülle. Er kann im wesentlichen beschließen und durchführen lassen, was im Machtbereich des Landtages liegt. Schon hat er Steuern ausgeschrieben und wird weitere ausschreiben. Bei der Biersteuer könnten nur die Wirte protestieren. Sie werden es nicht oder nur zum Schein tun, weil sie erstlich es überhaupt mit den Behörden nicht verderben wollen und weil sie die Steuer auf die Verbraucher abwälzen können und sie so gestalten, daß sie dabei noch gewinnen. Bei anderen indirekten Steuern wird ein Protest oder eine Verweigerung der Bezahlung ganz unmöglich sein. Man spricht schon vom Bierboykott, der aber nur wirksam werden könnte, wenn die Arbeiterschaft die Losung übernehmen wird. Was natürlich auf jeden Fall sehr wünschenswert wäre.

Aber immer kann es so mit dem kaiserlichen Kommissär nicht bleiben. Endlich müssen wieder verfassungsmäßige Zustände hergestellt werden. Ein Teil der öffentlichen Meinung meint, die Regierung solle einfach ein Ausgleichsgesetz oktroieren. Das möchte sie ja vielleicht gerne tun, aber da eine solche vermutlich beide Nationen aufs äußerste verletzen würde, so zögert die Regierung, weil ja die weiteren Folgen tiefgreifender Unzufriedenheit auf den Reichsrat einwirken müßte, was dessen völlige Ausschaltung bedeuten würde. Das will man doch nicht, weil dann auch dem Auslande offenbar würde, daß die Grundlage dieses Reichs völlig schwankt.

So führt denn auch diese Betrachtung zu der allgemeinen Erkenntnis, daß Oesterreich, um aus unhaltbaren Zuständen herauszukommen, einer völligen Umgestaltung bedarf, die nicht in Teilausgleichen hie und da, in ermüdender Flickarbeit bestehen darf, sondern aufs ganze gehen muß. Und dieses ganze heißt: Fort mit der geschichtlich gewordenen, aber abgelebten Länderautonomien und deren Ersatz durch nationale Autonomie, Herstellung eines Nationalitäten-Bundesstaates.

Digitized by Google

Der Deutsche Chauvinismus

Von Theodor Heuß

Professor O. Nippold hat im Verlag von Kohlhammer in Stuttgart eine Arbeit erscheinen lassen, die die Dokumente des deutschen Chauvinismus enthält; es ist ein politisch wie zeitpsychologisch interessantes und wichtiges Büchlein. Zwar fehlt ihm die Vollständigkeit; Nippold scheint die Publizistik von der Art der „Deutschsozialen Blätter" nicht verfolgt zu haben, wo der Nationalismus der Akademiker und früheren Offiziere für die Bierbank ausgemünzt wird, und er kümmert sich auch nicht weiter um jene seltsame Sorte von ‚wissenschaftlichen' Politikern, für die der Haß der Völker eine biologische Gesetzmäßigkeit ist — er bleibt sozusagen in der guten Stube unserer Chauvinisten, oder was doch dafür gelten will.

Man wird auch dort Unerzogenheiten genug finden.

Es gehört zur Psychologie des Chauvinismus, daß er sich selber aus der Welt wegleugnet. Man konstruiert seine Existenz immer aus der Absicht des andern: die französischen Nationalisten erhalten sich von der Fiktion, daß das deutsche Volk auf den Augenblick wartet, da es wieder seine Westgrenze überschreiten kann und berufen sich auf deutsche Quellen; die deutschen Nationalisten, Wehrvereinler und was dazu gehört, ernähren sich von törichten Rodomontaden der France militaire, sind selig, wenn Churchill auftrumpft, unglücklich, wenn Asquith oder Haldane sachlich ruhige Worte sprechen. Es ist ein Geheimbund ohne Verfassung und Abrede, der durch die Mittelschicht der Nationen hindurchgeht, sich geschäftig aus allen Ungelegenheiten normaler Zeitläufte heraushilft, ein durchgebildetes System für internationale Beunruhigung. Das breite Volk der Bauern und Arbeiter, der

Digitized by Google

Erwerbsstände von Handwerk und Handel, ist von diesem Getriebe fast völlig unberührt und würde nichts davon spüren, wenn nicht die bekannte parteilose Presse sich zu den wechselseitigen Sensationen mißbrauchen ließe: der Chauvinismus, jene auf nationalen Haß und Selbstgerechtigkeit gestellte Gesinnung, ist noch nie eine Volksbewegung gewesen, sondern immer ein künstliches Gemächte.

Er ist Sport und gelegentlich Mode, eben eine Sache der Kreise, die von Sport und Mode ergriffen werden. Man könnte seine Bedeutung gering anschlagen, wenn man auf den Durchschnitt der Leute blickt, die ihn tragen. Gerade wer etliches von den Personen und Cliquen kennt, die in Berlin die Hauptvertreter der chauvinistischen Publizistik sind, macht sich rasch seinen Reim, und lacht bei dem Gedanken, daß diese Leute, etwa vom Schlage Limans, Erzieher und Repräsentanten des deutschen Nationalgedankens sein wollen. Oder auch Harden als Provisor der deutschen Idee.

Ist also der Chauvinismus eine vergleichsweise harmlose Sache?

Man tut gut, ihn nicht zu überschätzen; das Selbstbewußtsein seiner Trabanten könnte solche Anblähung vielleicht nicht ertragen. Vor allem sollen wir uns davon freihalten, nur den englischen und französischen Chauvinismus zu sehen und immer nur ihn mit großen Buchstaben hinzuschreiben — das wird dabei immer geflissentlich übersehen, daß etwa gerade in Frankreich die lauteste Gruppe der Nationalisten Feinde der Regierung und der Republik, daß also innerpolitische Rücksichten die Bedeutung der Lärmmacher korrigieren.

Der deutsche Chauvinismus ist noch jung und er ist lange genug völlig bedeutungslos gewesen; auch hat er nicht einige Gelegenheiten versäumt, sich vor der Geschichte zu blamieren (etwa in der Frage von Helgoland). Aber es sieht aus, als ob er an Gewicht wachsen wolle. Kein Zweifel, daß er in den letzten Jahren auf die Regierung stärkeren Einfluß erhalten — man erinnert sich noch, mit welcher Lebhaftigkeit Bülow s. Zt. Liebermann von Sonnenberg in seine Schranken gewiesen hat. Die besondere deutsche

Digitized by Google

Konstellation ist, daß hier der Chauvinismus in jenen Kreisen zu Hause ist und wächst, auf die sich auch die innere, vorab die Wirtschaftspolitik der Regierung gestützt hat. Dieses Zusammenfallen läßt dem parlamentarisch denkenden Ausland den deutschen Chauvinismus häufig so viel bedeutungsvoller erscheinen, als er nach unserer eignen Kenntnis der Leute ist.

Der deutschen Art ist der Chauvinismus wesensfremd. Als vor einigen Monaten an der französischen Grenze der akademische und der Gassenpöbel sich bloßstellte, da war das schmerzliche Argument der deutschen Stammtische: bei uns wäre das nicht möglich, bei uns behandelt man den Ausländer gut; viel zu gut. Man dachte dabei freilich nicht an die Ausweisungspolitik mancher Regierung, aber man hatte darin recht, unser Volk läßt sich zu derartigen Geschichten nicht hinreißen. Es ist dazu zu ruhig und ernsthaft. Jene sagen leider, wir Gottseidank.

Für unsere internationalen Beziehungen kann der deutsche Chauvinismus, was er bis jetzt noch nicht war, eine dauernde Belastung werden. Er stellt keine aktuelle Gefahr dar, denn die Regierung, die sich ihm übergibt, ist heute in Deutschland, wo doch vieles möglich ist, nicht möglich. Zum Wesen des Regierens gehört einstweilen noch Verantwortlichkeitsgefühl und das Ausmaß für das Gewicht der Entschließung — unbedachte Unverantwortlichkeit ist aber ein eigentümlicher Wesenszug von allem Chauvinismus.

Fast schlimmer beurteilen wir aber dessen Wirkung auf den inneren Volksgeist. Wir müssen uns dagegen verwahren, daß ein akademisches und militärisches Maulheldentum Stimmträger der deutschen Gesinnung wird. Wer geschichtlich denkt, empfindet ja die tragische Groteske, daß die Kreise, deren geistige und leibliche Ahnen sich gegen den deutschen Nationalstaat und den deutschen Nationalgedanken am meisten gewehrt haben, jetzt dies deutsche Nationalbewußtsein usurpieren wollen und auf ihre Weise verderben. Dagegen sich zu wehren ist nicht nur eine Pflicht gegen

Digitized by Google

die deutsche Zukunft, die man nicht der plumpen Hand von Subalternen überlassen darf, sondern auch gegen die Geistesgeschichte der deutschen Staatenbildung, die mit dem freien Geist der Volks- und Völkerachtung unlöslich verbunden ist.

Gefahr vorüber

Von Hermann Gottschalk

Sechzehn Stunden staken wir in der Kajüte, ohne den Fuß auf das Deck setzen zu dürfen. Ohne zu wissen, was mit uns vorging. Im Rauchsalon stritten die Herren zum so und so vielten male über Typhon und Taifun. Das heißt, die Deutschen stritten. Für die Engländer bestand hier keine Frage, und von den übrigen Nationen besaß jede ihre eigene Aussprache. Man rief durcheinander, mit jener bald heftigen, bald stockenden Stimme, deren Ausbrüche immer wieder durch ein geheimes Hinhorchen gestört und unterbrochen wurden, das den unheimlichen Wendepausen zwischen Untertauchen und Emporbäumen des Schiffsrumpfes folgte, der jeden Augenblick zu zerbrechen drohte.

Es war nicht das alltägliche rechthaberische Streiten um des Gegenstandes willen, oder zur Ausfüllung des erzwungenen Müßigganges. Man stritt, um sich selbst nicht aus den Ohren zu verlieren, wie man Stunde um Stunde seinen Halt an den verzweifeltsten und läppischsten Dingen gesucht hatte, um sich und die Andern zu täuschen. Es kam Keinem auf das an, was er gerade tat. Trinken, Spielen, Rauchen und wieder Spielen und Trinken, das alles hatte nach innen jede Reizkraft verloren, es lag eine von Mensch zu Mensch sich fortspinnende Fieberspannung darüber, hinter der, in einen glühenden Kern von Todesangst gebettet, nur der eine Gedanke sprungbereit lag: sofort der erste zu sein, wenn zu den Rettungsbooten gerufen würde.

Digitized by Google

Wenn zuweilen Gewohnheit und Ueberanstrengung das Fieber einzudämpfen schienen und eine allgemeine Schläfrigkeit sich über den Raum legte, dann tauchte gewiß das Gesicht eines Offiziers in der Türe auf. Und alle fuhren wie ein Mann empor. Dann aber war es eine Vertröstung, und einer nach dem andern setzte sich wieder und suchte seine Nachbarn an Gleichgültigkeit zu übertreffen. Es war, wie wenn ein böses Tier, einen Augenblick aus dem Schlafe geschreckt, sich abermals niederstreckte, um zum Schein die Augen zu schließen. Der bevorstehende Kampf war ein stillschweigendes Uebereinkommen, in welchem jeder Einzelne für sich allein gegen alle stand, bis aufs äußerste.

Und da erschien der erste Offizier und meldete: Gefahr vorüber! Und jeder lächelte im Kreise herum, wie gemeinsam angeführt. Keiner wußte mehr, daß er bei einer gewissen anderen Meldung seinen Nachbar sofort mit den Fäusten zu Boden geschlagen haben würde. „Gefahr vorüber", das bedeutete mehr als ein Aufatmen, mehr als eine Aufhellung der äußeren Lage. Es bedeutete fast für jeden das neue Geschenk seiner Menschlichkeit, das er im Geheimen, und wenn auch nur mit dem Gedanken spielend, schon von sich geschleudert hatte...

Nun wäre endlich Raum gewesen für die lang ersehnte Entspannung. Aber da war noch dieser Woltmann, der westfälische Hüne, dem niemand traute, als läge bei ihm noch eine besondere Entscheidung. Er war der einzige, der nach diesen schrecklichen sechzehn Stunden noch eine menschliche Gesichtsfarbe zeigte und seine Zigarre mit einem Behagen im Munde herumdrehte, als wäre sie die erste nach einem reichen Mittagsmahl. „Dicke Bohnen mit Speck" pflegte ihn Frau Birkow zu nennen (Frau Birkow aus Singapur, die ihre achtzehnjährige Tochter aus der Kasseler Pension heimgeholt hatte).

Er sollte übrigens wahre Herkulestaten vollbracht haben, als es galt, mitten in der Nacht, bei fast völliger Dunkelheit — denn die Lichtmaschinen versagten — die sich an den Wänden und Teppichen festkrallenden Damen in den Speisesaal zu bugsieren. Ein

Digitized by Google

freiwilliger und nützlicher Helfer der rücksichtslos vordringenden Schiffsmannschaft. Manche verzweifelte Gegenwehr hatte ihre Erinnerung in seinem Gesicht hinterlassen. Wunden, auf die er stolz sein durfte.

Ja, auf diesem Woltmann ruhte ein allgemeines Mißtrauen. Selbst die borfertigen Amerikaner schätzten im Stillen seine Naturanlage ab. Er konnte allein, wenn er wollte, die Türe des Rauchsalons sperren, um den Frauen, Kindern und Familienvätern den Weg aufs Deck freizuhalten. Man hatte schon seine Erfahrungen mit diesen Deutschen. Gefahr vorüber? Solange dieser Verdächtige die Augen offen hielt, wagte niemand, die seinigen zu schließen.

Und wieder erhob sich der Streit über leere Worte, und weiter wurde gespielt, getrunken, geraucht, und jeder hielt sich an seinem Platze fest.

Ich dachte wieder an Frau Birkow und ihre Tochter. Ein paar mal hatte ich mich zu ihnen durchgearbeitet. Sie lagerten mit den Familien im übel beschmutzten, überfüllten Speisesaal. Frau Birkow, stumm verbissen, mitten unter einem Haufen Kranker und Verzweifelter, die sich und andern die Kleider vom Leibe rissen, konnte mir nur durch Zeichen antworten.

Sie fühlte wohl, der erste Laut, den sie herausbringen würde, mußte ein Schrei sein, auf den kein Haltens mehr war. Denn keine Nerven konnten auf die Dauer der Ansteckungsgewalt dieser Umgebung widerstehen. Ich ließ deshalb die kleine Gertrud ungestört, die ihren zerzausten Kopf im Schoße ihrer Mutter verbarg. Besser betäuben, dachte ich, als den Mut verlieren.

Nun aber, da die Gefahr vorüber, würden sie mich sicher erwarten, gemäß der Kavaliersrolle, die mir im Verlaufe der Reise allmählich zugewachsen war. Ich stellte mir ihr Aufatmen vor. Ich genoß den Aufblick des Wiederfindens in diesem neugeschenkten Leben mit einer vorausgefühlten Rührung, die mich den beiden Wesen näher zeigte, als ich je vermutet hätte. Schien es mir nicht, als ob die väterlich wohlwollende Rolle, die ich der eben erst reifen-

Digitized by Google

den Kleinen gegenüber mit großer Beharrlichkeit durchgeführt hatte, einen Stich ins Erkünstelte bekam, während die Mutter zugleich alterte und mütterlicher wurde? Jedenfalls wurde meine Sehnsucht, den ungewöhnlichen Augenblick durch eine entscheidende Annäherung zu nützen, von etwas stärkerem getragen, als nur dem Reiz einer flüchtigen Gelegenheit.

Die lockende Aussicht hatte mich über die äußeren Schwierigkeiten meines Vorhabens hinweggetäuscht. Ich erhob mich — um wie ein Klotz wieder zurückzufallen. Meine Glieder waren mit Blei ausgegossen, und das noch immer starke Schlingern des Bodens war mir, wie wohl allen andern auch, unterm langen Sitzen so sehr zur Gewohnheit geworden, daß ich zum Stehen und Gehen einer vollständigen Neuordnung meines Schwerpunktes bedurfte.

Das warf mich aber zugleich in eine ganz neue Art des Wachseins. Ich hatte einer Traumwelt angehört, die immer ferner hinter der fortrollenden Wirklichkeit zurückgeblieben war. Die sechzehn Stunden des Hangens zwischen Leben und Tod, und der Erwartung des einzigen Augenblicks waren nicht gelebt, sie waren stehen geblieben. Ein Gedanke hatte die Rolle des Lebens übernommen. Kaum war er aufgehoben, so fand ich mich um sechzehn Stunden älter, während meine Genossen noch von gestern waren. Lebendige Gespenster eines Gedankens. Nicht übernächtig — überjährig! Fahl, mit überspannten, schlecht beleuchteten Zügen. Keiner zeigte noch den Ausdruck seines Heute. Der furchtbare Vorsatz grinste noch verräterisch von allen Gesichtern, in der vergeblichen Fassung der Gleichgültigkeit.

Das machte mir die ganze Gesellschaft unendlich widerwärtig. Auch meinen Landsmann, den Westfalen, der sich für mich nicht mehr von den anderen unterschied. Seine kernhafte Frische kam mir erlogen vor. Warum, das hätte ich freulich nicht zu sagen gewußt...

Endlich waren meine Sinne soweit ausgewogen, daß ich den Gang in den Speisesaal wagen durfte. Es war mehr Kriechen und Klettern, als Gehen. Jedenfalls gelang den Füßen kein

Digitized by Google

Schritt ohne vorherige Sicherung durch die Hände. Ich malte mir das Wiedersehen aus. Nichts anderes würde ich ausrufen, als: Gefahr vorüber! Das gewaltige Wort, das mich wie ein Wogenkamm emporhob und hinübertrug. Das jetzt für hunderte von Menschen alles in sich schloß, was sie ihr Leben und ihre Hoffnung nannten. In dieses Wort gefaßt, mußte der Augenblick unsres Wiedersehens auch in meinen Freundinnen alle zurückgehaltenen Gefühle zum Aufflammen bringen, die ich in meiner überströmenden Empfänglichkeit allein für möglich hielt.

Mit dem ersten Schritt im halbdunklen Korridor mußte ich innehalten, um der Neuheit des Lärms zu lauschen, der mich plötzlich umfing. Hier klang alles offener und drohender, als in dem stickigen Rauchzimmer. Hier war es offenbar, welch kleiner Schritt uns noch immer von der äußersten Gefahr trennte. Hier erst erlebte ich den Kampf des Schiffes. Deutlich schieden sich die Abstufungen des Lärms in den Widerstreit der anprallenden Wogen gegen die mit aller Macht sich behauptenden Maschinen; die Stimmen des Sturms und der Männer auf Deck, und all das Aechzen, Poltern und Klirren, mit dem sich jedes Organ dieses verzweifelten Riesen für seinen Teil zu halten suchte...

Als ich mich endlich losriß, warf es mich einer weiblichen Gestalt entgegen, die sich, vom Speisesaal herkommend, mit erstaunlicher Sicherheit der Wand entlang tastete.

Es war Gertrud Birkow.

Ich erschrak fast vor Freude. Aber ihr Anblick war befremdlich.

Ist etwas mit Ihrer Mutter? fragte ich unwillkürlich.

Gertrud antwortete nicht. In ihrem zerrissenen Kleide, mit wirrem Haar und starr geöffneten Augen wirkte sie so ganz anders auf mich, wie sonst, daß mein erster Gedanke, sie an mich zu ziehen, sofort zurücktrat.

Gertrud steckte den Kopf in den Rauchsalon... Hatte sie mich nicht erkannt?

Hier bin ich! rief ich ihr ins Ohr.

Digitized by Google

So wenig sie mich gesehen hatte, schien sie mich jetzt hören zu wollen. Sie machte einen Schritt in den Salon hinein. Mit der unwillkürlichen Reflexbewegung des gewohnheitsmäßigen Ritters kam ich ihr zuvor, faßte sie bei den Händen und ließ sie in den Sessel fallen, den ich soeben erst verlassen hatte. Was wollte sie in dieser wüsten Gesellschaft?

Sie war krank, das sah ich. Krank aus Angst und Not, wie das ganze Schiff. Ich beugte mich zu ihr herab.

Die Gefahr ist vorüber! rief ich, um das einzige zu tun, was mir im Augenblick möglich schien. Es konnte hier keinen Zustand geben, der nicht aus der Todesangst entsprang und durch das Zauberwort wieder gelöst wurde.

Aber es blieb ohne Eindruck. Dagegen sah ich zwei dunkle, verstörte Augen unter der halb gesenkten Stirne im Schutze verwilderter Haare von Tisch zu Tisch wandern, unstät suchend, und doch wie einem fest bestimmten Entschlusse unterworfen.

Wen suchen Sie? wagte ich noch einmal zu fragen. Vergeblich. Sofort fühlte ich mich elend vor Eifersucht.

Ich folgte dem Kreisen ihrer Augen, um ihnen das Ziel abzulocken, aber endlich sanken sie matt, erfolglos in den Schoß hinab; und mit ihnen, wie am äußersten Ende einer übertriebenen Anstrengung angelangt, verlor sich die ganze, bewußte Haltung ihres Körpers. In den weiten Ausladungen des Sessels versank ein hilfloses, junges Geschöpf, dessen unbewußt verlangende Formen lebhafter als je auf meine Sinne einsprachen.

Sie können hier nicht bleiben, flüsterte ich ihr zu.

Denn der Salon war nur den Herren zugänglich.

Noch einmal untersuchte ich selbst für sie die Physiognomieen, aber nirgends antwortete mir ein Aufschluß. Das waren alles die Menschen von vorher, nur um ein noch größeres Stück ferner gerückt, die in der Erschöpfung verblödeten Blicke kaum sehend auf den Eindringling gerichtet, da in den Stunden, die hinter uns lagen, das ungewöhnlichste gewöhnlich geworden war.

Digitized by Google

Herr Woltmann war sogar eingeschlafen. Den Kopf weit nach rückwärts gelehnt, ließ er durch einen schmalen Spalt der Lider das Weiße seiner Augen sehen. Sein breiter Mund, fest verschlossen, hielt noch die rauchende Zigarre fest. Er mußte sehr plötzlich in diese Betäubung versunken sein. Denn eigentlich hätte, der Lage entsprechend, der Kiefer herabsinken sollen, auch wäre ein kräftiges Schnarchen zu erwarten gewesen. Aber das fiel mir erst später auf, nachträglich.

Für jetzt bemühte ich mich um Gertrud, die sichtlich krank war. Ich begriff sie ohne weiteres, wenn ich sie in das Höllenbild der haltlosen Verzweiflung zurückversetzte, gegen das sie sich so tapfer gewehrt hatte, das aber zuletzt gerade ein vertrauendes Gemüt, das zur Ehrfurcht vor dem Glauben, und zum Glauben an den Glauben der Andern erzogen war, in vollkommene Verwirrung versetzen mußte. Ich versuchte, die erschütterte Ordnung dieses armen Köpfchens durch gütliches, logisches Zureden wiederherzustellen. Irgend ein Wort mußte ihr zum Faden dienen, an dem sie sich wieder zum Begreifen des neu geschenkten Lebens zurückfände. Aber ich fand es nicht. Ich erreichte nur, daß das Mädchen plötzlich wieder aufsprang und mir entfloh. In neu erwachtem Schrecken.

Ihrer somnambulen Sicherheit zu folgen, war unmöglich. Ich versuchte es, ich begegnete ihr auch mehrere Male auf Treppen und Gängen, doch immer nur, um sie wieder zu verscheuchen. Da suchte ich denn die Mutter...

Mein Plan, die Rührung des Augenblicks für mich zu nutzen, hatte sich so gründlich verflüchtigt, wie der Rest eines Traumes, sobald man wach auf den Füßen steht. Jetzt wollte ich nur Beistand leisten. Im Lärm des Speisesaales fand ich Frau Birkow nicht. Nur klägliche Bilder eines Elends, das, nachdem es seinen tiefsten Grund verloren hatte, in manchen Uebertreibungen von trauriger Komik war. So suchte ich sie nach einigem Zögern in ihrer Kabine auf.

Digitized by Google

Und wirklich, dort fand ich sie, auf den Knieen liegend, über ihre Tochter gebeugt, die sie gewaltsam am Boden festzuhalten schien. Von der Pflicht zur Hilfeleistung über alles Bedenken hinweggetragen, trat ich ohne weiteres näher.

Ich beugte mich ungesehen über die Schulter der Mutter herab, die mir wirklich gealtert erschien, und erwartete, das Gestammel des Wahnsinns zu hören. Aber was Gertrud sich da erpreßte, war nichts weniger, als Wahnsinn. Nur war es etwas, was mich hätte zum sofortigen Rückzug veranlassen müssen. Und dennoch blieb ich. Ich brach das heiligste Beichtgeheimnis. Die furchtbare Abrechnung eines zerbrochenen Kinderherzens, das endlich den Weg zur Mutter gefunden hatte, hielt mich fest, als wäre ich durch mein eigenes Schicksal darangebunden.

Die Mutter stöhnte, kaum hörbar: und so hat er dich überwältigt?

Die Tochter bejahte stumm mit dem Kopfe, den sie wie einen schweren Hammer auf ihre Arme schlagen ließ.

Gott — Gott! stammelte jene wieder, unfähig, die Wahrheit zu begreifen.

Und nun folgte, einigermaßen erlöst, das rückhaltlose Geständnis. Worte, von denen jedes einzelne wie von einem Krampf aus der Brust emporgestoßen wurde.

... er wollte mich tragen — sagte er — aber er ging nicht von der Stelle — hielt mich fest — küßte mich — rief: in zehn Minuten bricht das Schiff auseinander — laß uns zusammen sterben — in Liebe — um den letzten Rest des Lebens auszukosten — ach ich weiß nicht, was er alles sagte, und was er tat — ich schrie — ich schrie nach dir — du warst fort — aber alles schrie — alles war von Geschrei erfüllt — niemand hörte mich — und dann trug er mich an die Türe des Speisesaals — und ließ mich dort fallen — wo du mich auflasest ...

Aber wer es war? Wie er aussah? fragte fast besinnungslos die Mutter.

Gertrud schüttelte sich von neuem.

Digitized by Google

Ich weiß es nicht! Ich finde ihn nicht! Er war wie ein fürchterlich großes Tier — aber ich erkenne ihn nicht wieder!...

Ich stand mit wenigen Sätzen drunten im Rauchsalon. Ich wußte nichts mehr vom Sturm, vom Wälzen des Schiffes. Ich suchte nur den einen... Woltmann.

Da lag er noch.

Diesmal schlief er wirklich, und wirkliche Entspannung hatte sich über das Gemach gebreitet. Gefahr vorüber — das bedeutete seine Kapitulation für alle.

Seine Kinnlade war herabgefallen, die Zigarre lag auf dem Teppich. Und er schnarchte, wie die andern.

Ohnmächtig stand ich vor ihm, nicht wissend, was hier zu tun wäre. Alles, was ich aufbringen konnte, war Abscheu. Nie in meinem Leben hatte ich ein abstoßenderes Bild gesehen. Der entfernte Versuch nur, ihn für Gertruds Zukunft in Anspruch zu nehmen, schien mir verbrecherischer, als die Schuldlose in Ungewißheit zu lassen.

Mochte ihr Leid im Dämmer der Zeit verbleichen.

Ich schwieg.

Ich überließ die Damen ihrer Zurückgezogenheit, bis sie in Singapur landeten, mit fröhlichem Mützen- und Tücherschwenken empfangen...

Digitized by Google

König Ferdinand

Im Urteil der Außenwelt galt der Koburger, der durch staatskluge, vorsichtige Schachzüge die Unabhängigkeit Bulgariens einspruchslos erwirkte, sich selbst den stolzen Titel eines „Zar's der Bulgaren" gab, der seine Politik ganz auf Abwarten der günstigen Momente eingerichtet hatte, der selbst ohne irgendwelche soldatischen Neigungen es verstand, eine vom politischen Parteigängertum frei gebliebene, tüchtige Berufsarmee entstehen zu lassen, die sich im Krieg gegen die Türkei die Anerkennung aller ausländischen Fachleute errang, der Bulgarien im Mund von ganz Europa zum prädestinierten Vorherrschaftsstaat des Balkans machte, — als der beste Spieler auf dem politischen Schachbrett des nahen Ostens. Und das wußte auch jedermann, daß König Ferdinand — gleichviel ob der Wechsel der Stimmung ein russophiles oder ein mehr westeuropäisches Kabinett in Sofia forderte, zumal in der äußeren Politik stets sein eigener Kanzler blieb.

Um so schwerer ist es — wenn man noch eine persönliche Abscheu vor Gewalt, eine fast ängstliche Besorgnis um seine Sicherheit, die König Ferdinand eigen sind, dazuschlägt, psychologisch zu erklären, daß dieser übervorsichtige, mißtrauische und sehr schwer zu beeinflussende Fürst sich einerseits von den militärischen Draufgängern nach den Erfolgen des ersten Balkankrieges zu einer solchen Unterschätzung der Qualitäten seiner früheren Verbündeten, Serbien und Griechenland und Ueberschätzung der bulgarischen Kräfte hinreißen ließ, mit den Früchten der thrazischen Siege Vabanque zu spielen und noch unbegreiflicher erscheint es, daß der schlaue Diplomat Ferdinand, der sich rühmte, die feinsten politischen Fäden zu entdecken, sich von dem — Rußlands Willen und Rußlands Macht am Balkan falsch einschätzenden — Daneff und seiner Klique so weit beeinflussen ließ, wie es geschehen — und sich weiters über Rumänien so irrig informiert zeigte, daß er absolut an die aktive rumänische Einmengung nicht glauben wollte, bis die rumänische Armee die Donau überschritt und die weitere Operationsfähigkeit der Bulgaren lahm legte!

Mit diesem Versagen des richtigen politischen Urteils — nicht mit den militärischen Mißerfolgen der bulgarischen Armee, die bekanntlich für verspäteten Aufmarsch gegen Serbien, die zögernde Regierung Daneff verantwortlich macht, setzt die Berichtigung des Charakterbildes „Ferdinand von Bulgarien" an, der seine für das Land wertvollen Eigenschaften unter dem Eindruck der Siege im ersten Krieg, der unerwartet großen Beute — nicht weiter zu behaupten wußte. Dabei spielen keine Feldherrngefühle, keine persönlichen Leidenschaften, keine echte, nationale Begeisterung in dem Mann mit — nur Eitelkeit, krankhafte Großmannssucht, eine Art archäologischen Rausches, sich als byzantinisch-starre Majestät zu installieren, und damit — wenn er schon keine siegreiche Armeespitze vorstellen könne — alle andern „Könige auf fremder Erde", alle importierten Regenten, weit zu übertrumpfen. Für das Fantasiebild, einen byzantinischen Weltthron wieder ausgraben zu können und sich für diesen Größenwahn anhimmeln zu lassen, gab der geschäftskluge Koburger alles hin. Wer diesen Fürsten nicht persönlich kennt, kann diese Doppelnatur in ihm kaum verstehen. Prak-

Digitized by Google

natur in ihm kaum verstehen. Praktisch, modern, bedacht und klug, wie der geriebenste Kaufmann, mißtrauisch gegen jedermann bis zur Mißachtung — und daneben dieser vollständig unpraktische Eitelkeitswahn!

Viel hatte Bulgarien nach dem ersten Krieg in Sicherheit gebracht. Es fehlte eigentlich höchstens noch der Einzug in Konstantinopel. So sehr dieser Gedanke dem Byzanz-Ferdinand geschmeichelt hätte, siegte doch damals der politisch-kluge Teil in ihm, wobei noch hinzukam, daß es wohl fürchterlicher Kämpfe in der Tschataldschalinie bedurft hätte. Dafür wollte sich nun Bulgarien in Mazedonien schadlos halten und zwar an den Teilen der Verbündeten, die sich militärische Schulung im ersten Krieg geholt und weil sie qualitativ weniger gute Gegner zu bekämpfen gehabt, sich auch nicht so ausgegeben hatten, wie die Bulgaren.

Es heißt wohl, daß jetzt — da Bulgarien in tausend Nöten — alles so ziemlich den Kopf verloren hat, die Militärs erst zum Bewußtsein kommen, daß es eine grenzenlose Nachlässigkeit war, — Adrianopel einfach wie eine Bahnstation nur schwach besetzt zu haben, wodurch es spielend von den Türken wiederzunehmen war, die Bulgarischen Politiker sehen, daß ihr großes Prinzip „Der Balkan den Balkanvölkern" ihnen nicht helfen kann und die Hilfe der Großmächte, an die sie appellieren, sie mehr oder minder wieder auf das erwähnte Prinzip zurückverweist, — König Ferdinand wieder seine alte Diplomatenmaske aufgesteckt hat und bestrebt ist, durch geschicktes Verhandeln zu retten, was noch zu retten ist.

Die Tage der Glorie, der Zukunftsträume sind aber für Bulgarien auf lange vorbei. Es beginnt wieder die Kleinarbeit langsamen Wiederaufbaus. Ob sie Ferdinand von Koburg noch einmal durchführen kann — ist sehr zweifelhaft...

Die Goethegesellschaft

Als Goethes 150. Geburtstag gefeiert wurde, wollte unter den rheinischen Städten auch Düsseldorf nicht zurückbleiben: Es veranstaltete mit Unterstützung eines Vereins, der zu diesem Zweck gegründet wurde, Goethefestspiele. Und da der finanzielle Erfolg unerwartet groß war, sowohl nach den direkten Einnahmen bemessen, als nach dem Fremdenzufluß, der doch sonst noch Geld in der Stadt zurückgelassen haben mußte, machte man die Goethefestspiele zu einer ständigen Einrichtung; in Deutschland geschieht heute alles mit Rücksicht auf die Hebung des Fremdenverkehrs. Alljährlich im Juli sammelte also der Berliner Regisseur Grube berühmte Schauspieler, die kaum miteinander gespielt hatten, sich zum Teil haßten und gegenseitig die Rollen verdarben, im glühend heißen Düsseldorfer Stadttheater zu Aufführungen, in denen die Meiningersche Theaterkunst neue Triumphe feierte. Zum Patron hatte man den damaligen Regierungspräsidenten von Rheinbaben gemacht, und damit waren die sommerlichen Festspiele ein offizielles gesellschaftliches Ereignis geworden, zu dem sich einfand, was Gründe hatte, sich in der Gesellschaft zu zeigen: Vor den Schauspielern, die meiningerten, daß es zum Fürchten war, ein Parterre von Menschen, die aus guten Gründen die Stätte ihrer gesellschaftlichen Zusammenkünfte einmal verlegt hatten und — nach heimlichem Gähnen; es war auch zum Gähnen — über jede Auf-

Digitized by Google

führung mit dem stereotypen Entzücken quittierten.

Rheinbaben kam als Staatsminister nach Berlin, blieb jedoch von dort aus den rheinischen Goethefestspielen treu; man sieht es in der Beamtenschaft nicht ungern, wenn eines der Ihrigen gewisse Verbindungen mit der geistigen Welt unterhält. Rheinbaben kehrte in die Rheinprovinz zurück, diesmal als Oberpräsident, weil es zu viel Menschen gab, die lieber mit Bethmann durch dick und dünn gingen, als seinen Konkurrenten zum Trompetensolo an die erste Stelle zu lassen. Und nun ist dieser Rheinbaben vor ein paar Wochen als Nachfolger des verstorbenen Berliner Professors Erich Schmidt Präsident der deutschen Goethegesellschaft geworden: Er ist es geworden gegen die Person des Leipziger Literarhistorikers Adolph Köster, der mit ihm aufgestellt war und inzwischen den Ruf nach Berlin als Nachfolger Erich Schmidts auf den Lehrstuhl für neuere deutsche Literatur bekommen hat; er ist es geworden um seiner Protektion der Düsseldorfer Goethefestspiele willen, denn im übrigen hat Rheinbaben dieselbe Verbindung mit Goethe wie der bessere preußische Verwaltungsbeamte überhaupt, die des wohlmeinenden Epigonen, der den Goethe seiner Zeit mit Sicherheit nie erkennen würde.

Hier interessiert nicht die Person Rheinbabens, den kaum jemand ernsthaft mehr für als einen brauchbaren Beamten ansieht, sondern die Gesellschaft, die diese Wahl zustande gebracht und also an ihre Spitze so ungefähr einen Staatsminister gestellt hat, wie Ausstellungen von ihren Veranstaltern ein Protektor gegeben wird: Diese Gesellschaft ist vor einigen Jahrzehnten aus dem wahrhaft vaterländischen Interesse an dem in Goethes Werk noch verborgenen geistigen Gütern in Weimar mit der Bestimmung gegründet worden, der „Pflege der mit Goethes Namen verknüpften Literatur sowie der Vereinigung der auf diesem Gebiet sich betätigenden Forschung" zu dienen. Als Besitzer des Archivs, dessen Ausnutzung sie sich zur Aufgabe gemacht hat, ist ihr dauernder Protektor der Großherzog von Weimar; ihr Vereinsorgan und mit ihr Vereinsziel ist das Goethejahrbuch, ihre Versammlungen sind bis in die letzten Jahre immer wieder Treffpunkte für bedeutende Vertreter des geistigen Lebens der Gegenwart gewesen. Was hat um alles in der Welt an der Spitze dieser Gesellschaft der Minister von Rheinbaben zu tun? — Gewiß braucht ihr Leiter nicht notwendig ein Literarhistoriker zu sein; ihr erster Präsident etwa war der Reichsgerichtspräsident v. Simson, der mit zu den Gründern des neuen deutschen Reiches zu rechnen und gewiß einer der bedeutendsten Erscheinungen seiner Zeit gewesen ist. Daß Persönlichkeiten aus irgend welchen Spezialgebieten geistig-schöpferischer Tätigkeit mit allgemein gerichteten Interessen an die Spitze dieser Gesellschaft treten, wird sogar um so notwendiger sein, je mehr sich die speziell philologische Aufgabe, die sich die Gesellschaft ursprünglich ebenfalls gestellt hatte, erschöpft. Aber bedeutend müssen sie doch wohl auf jeden Fall sein?

Eine gewisse Erkenntnis dieser Sachlage liegt nun wohl selbst noch der neuen Wahl sowie einigen anderen Entscheidungen im Zusammenhang mit dieser Wahl zu Grunde: Im Laufe des vorigen Jahres wurde vom Großherzog von Weimar als Direktor des Goethe-Schiller-Archivs der Kunsthistoriker Wolfgang v. Oettingen berufen; gleichzeitig mit der Wahl Rhein-

Digitized by Google

babens wurde von der Gesellschaft resp. von denen, die gerade als ihre Vertreter fungieren durften, der Professor Ludwig Geiger in der Weise von der Leitung des Goethejahrbuchs verdrängt, daß beschlossen wurde, ein neues zu schaffen. Die Umgestaltungen in der Vertretung der Goethegesellschaft sind also offenbar gegen die künstlerische Literarhistorik gerichtet; und das ist dankenswert, denn die deutsche Literarhistorie steht als geistige Wissenschaft heute geradezu kläglich tief, und auch das Goethejahrbuch war langsam läppisch geworden. Aber ist durch die Neuwahl denn nun irgend etwas gebessert; ist Rheinbaben etwa berufen, die Richtung der Goethegesellschaft von dem Philologischen auf das Centrale in Goethes geistiger Existenz zu lenken? Oder mußte er gewählt werden, weil Deutschland heute so arm an wahrhaft geistigen und bedeutenden Persönlichkeiten ist, daß er sich auf diesen Platz drängen lassen mußte? — In Wahrheit ist eine im Grunde unlebendige, erstarrte und also reaktionäre, die eine epigonische Macht Deutschlands durch die andere ersetzt, an die Stelle der philologischen Kleinarbeiter an die Spitze der Gesellschaft die Macht der vornehmen Phraseure aus einer Schule getreten, die man nicht näher zu kennzeichnen braucht. Was diese Wahl beweist, ist einzig, daß die einflußreichen Mächte, die hier doch offenbar für die Wahl gewirkt haben, nicht die geringste Verbindung mit den wahrhaft lebendigen und schöpferischen Kräften unserer Zeit haben, so daß die Gesellschaft vom Regen in die Traufe gekommen ist: Ein Fürst, ein Staatsminister, ein adliger Privatgelehrter ohne sichtbare Verdienste der Vertreter von Goethes Erbe; holla, es scheint so weit zu sein, daß Goethes Weisheit — mit Auswahl wie bei Schiller — für die offizielle Phraseologie nutzbar gemacht werden soll.

Solchen Vorkommnissen gegenüber, die merkwürdige Zeichen der Zeit sind, taucht vor einem jedenfalls wieder der alte Plan einer deutschen Akademie auf, in der sich ohne jede Verbindung mit dem Staate und ihren Vertretungen die Republik der Geister selbstständig ihre sichtbare Spitze schafft. Wäre sie, von der schon so viele geträumt haben, nicht doch möglich und heute mehr als je nötig? Die Zeit, die ein Abbesches Statut für die Führung eines Riesenunternehmens ohne persönliche Spitze geschaffen hat, sollte wohl auch Statuten schaffen können, die die möglichen Unzuträglichkeiten eines solchen Instituts ausschalten. Es ließen sich wohl Anordnungen denken, nach denen eine solche Vertretung nicht notwendig mit der Zeit zum Hort reaktionärer Gesinnung in geistigen Dingen würde. Eine Vertretung der deutschen Intellektuellen aus allen Gebieten, durch Zusammentritt der ganz wenigen unbedingt Führenden der Zeit begründet und durch vorsichtige Zuwahl vorerst auf eine Mindestzahl von Mitgliedern gebracht, ganz auf persönliches Verdienst ohne jede Rücksicht auf die Parteistellung in irgendwelcher Hinsicht gegründet, in der Idee aber nicht auf eine allzu schwache Basis gestellt, dies alles ohne jede Verbindung mit den staatlichen Mächten und also eine zweite oder dritte Vertretung deutscher Gewalten neben den anderen: würde Deutschland heute in mehr als einer Beziehung zum Segen gereichen.

Joachim Benn

Digitized by Google

Deutsche Bibliothek

In der Kaiserhofstraße in Berlin hat sich ein neuer Verlag aufgetan, der eine „Deutsche Bibliothek" herausgibt. Die Sammlung will gute Lektüre billig ins Volk bringen, und, alles in allem, ist sie wirklich bis heute der schönste, gelungenste Versuch dieser Art. Die gut gedruckten Bücher kosten in anständige Leinwand gebunden eine Mark, und es sind Bände von drei bis vier hundert Seiten dabei! Die Hauptsache ist, die Bücher sind ausnahmslos gut, und viele davon haben auch das Verdienst, neu zu sein. Es ist nämlich nicht damit allein getan, daß man Hauffs „Lichtenstein" oder Immermanns „Oberhof" wieder einmal abdruckt, vielleicht um ein weniges schöner oder um ein weniges billiger als die vielen schon existierenden Volksausgaben. Auf diesem Gebiet ist fürs Erste wohl eine Grenze erreicht — man kann vorzügliche Literatur in sehr anständigen Drucken überaus wohl feil kaufen. Ob man es mit der Zeit noch fertig bringen wird, diese schönen populären Sammlungen noch ein klein wenig sorgfältiger zu drucken oder noch um Pfennige billiger zu machen, daran ist sehr wenig gelegen. Wer Goethes Faust für vierzig Pfennig nicht kauft, der kauft ihn auch für dreißig nicht. Wohl aber gilt es, die gute Literatur schmackhaft und verkäuflich zu machen. Dazu hat die neue „Deutsche Bibliothek" sehr viel Gutes beigetragen, schon durch das Aussehen ihrer schönen, uniformen Bände. Weit wichtiger aber ist die Auswahl und die Form der Darbietung. Da sind vor allem Bände wie der Claudius dieser Sammlung wertvoll. Ein vergessener Dichter wird in einer straffen, gut getroffenen Auswahl vorgestellt, eine Person und Zeit wird wieder lebendig, auch der Belesene findet Neues oder neue Gesichtspunkte. Das ist überaus verdienstlich und wertvoll. Auch die Briefbände dieser Bibliothek, der Band mit Mörike's Erzählungen, das Kantbuch sind ähnliche Treffer. Nach dieser Seite hin muß die Arbeit weiter gehen, nicht nach der Konkurrenz mit Reklam. Die Preisfrage ist nicht so sehr wesentlich wie sie scheint; wer überhaupt Geld für Bücher ausgibt, dem kommt es bei verlockenden Büchern nicht auf zwanzig Pfennige an. Aber verlockend müssen die Bücher sein, das gute Alte muß mit Geschmack und Frische, originell und überraschend dargeboten werden; das ist die wesentliche Aufgabe populärer Editionen, und gerade diese schöne und reizende Aufgabe hat die „Deutsche Bibliothek" erkannt. Der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Hermann Hesse

Die Prämie auf Idealismus.

Es gibt eine Sippe von Idealisten, die sich recht gut in dieser Welt zurechtzufinden wissen. Sie sind Virtuosen auf ihrer einen Seite. Eine gewisse Heiterkeit und Hoffnungsfülle strahlt aus ihrem idealischen Inneren. Ihr Idealismus besteht im allgemeinen in einer weitläufigen Vertröstung, daß die Welt wunschgemäß fortschreiten und das Gute wohl dereinst zu seinem Rechte gelangen werde, und da sie in jeder Nordpolexpedition und jeder Stimmrechtserweiterung Symptome einer solchen allgemeinen Besserung zu erkennen glauben, so ermangeln sie in unseren Zeiten nicht einer beständigen Ermutigung.

Dieser Idealismus ist die Frucht gleichmäßiger Volksgesundheit und

Digitized by Google

gleichartiger Lebensbedingungen. Er schafft pflichtgetreue Bürger und einstimmige Patrioten. Er ist in kleinen Ländern mit einfachen Verhältnissen zu Hause, er ist stark in Norwegen und wohlgenährt in der Schweiz. Sein Fehler liegt nur in einer unbedeutenden Engheit. Er mißt leicht jedem Krähwinkelbeschluß universelle Bedeutung bei, er betrachtet es als einen Gewinn für den Weltfrieden, wenn ein Frauenverein sich gegen das Blutvergießen ausspricht, und ist geneigt, die heroischen Eigenschaften eines Reichsratsmitgliedes zu überschätzen.

Eine Stufe über diesem gemeinen Idealismus steht jener der Verkünder und Propagandisten, der Geistesversorger und Idealeinbläser. Bei einem Idealisten dieser Art wird das Mißverhältnis zwischen dem Gewollten und dem Erreichten frühzeitige Schatten auf den frischen Hoffnungsreichtum werfen. Ist er Sanguiniker, so wird der langsame Fortschritt der Menschheit ihn ungeduldig machen; überblickt er mit Ruhe und Gelassenheit die Wege und Stege und berechnet er die Langsamkeit aller Entwicklung, so wird die Flamme seiner Energie einer kalten Entschlossenheit Platz machen. Von diesen praktischen Idealisten mit den großen fernen Zielen und den kleinen täglichen Forderungen gibt es bewundernswerte Beispiele unter den Politikern manch eines Landes. Das Ideale in ihrem Leben ist, daß sie nicht erwarten, das Resultat einer ihrer Anstrengungen zu erleben. Sie verstecken sich willig unter der Erde als Bausteine zu der Grundmauer des Zukunftshauses. Ihre Arbeit zielt nicht auf Lohn. Das Bundesgefühl hält sie aufrecht; sie leben im Anschluß und wärmen sich unter den Ihrigen. Nebstbei stärken sie sich an der sichtbaren Macht ihres Einflusses.

Vor vielen Jahren lebte noch das „Ideal" als ein gewisses Etwas, zu dem man sich bekannte und das man späterhin in den festlichen Lebensmomenten nicht im Stiche ließ — eine abstrakte Geliebte, von der Strindberg seinerzeit schrieb als von einer alternden Schönen, die sich in ihr warmes Laken legte, während ihre Anbeter ihr draußen im Mondschein stürmische Serenaden brachten.

Wie gewisse Moralisten heutigentags die Moral in Mißkredit bringen, indem sie die nichtige Bedeutung des Wortes hervorkehren, so schläferten jene Festidealisten das Ideal mit Serenaden ein. Man ist nicht ungestraft ein schlechter Musikant. Einzelne weite und leere Begriffe wie das Schöne und das Gute sind außer Kurs geraten. Viele verheißungsvolle Beiläufigkeiten machen keinen Eindruck mehr; neue haben sie abgelöst. Wenn Phrasen über ein gewisses Alter hinaus sind, hört man ihnen die Phrase an.

Ich habe jahrelang nach einer passenden Definition des Idealismus gesucht und mich auf der Straße nach Idealisten umgesehen. Der Idealismus wird ja durch ein großes Stipendium gestützt und es gilt den Würdigsten zu finden. Die ausgezeichneten Personen, die mit geringem Egoismus ihr ganzes lebelang für eine oder die andere Sache arbeiten, sind zahlreich und gleich an Vorzügen, und es ist daher schwierig, eine Wahl zu treffen.

Ich bin einem Poeten begegnet, keinem ums tägliche Brot, keinem fürs Weihnachtsfest, sondern einem von der gnädigen oder barschen Laune der Natur, — einem Poeten, irrewandernd zwischen Eingebung und Verzweiflung, schöpferisch zur Unzeit und steril im Fleiße. Ich halte ihn für einen Idealisten, das will sagen für einen echten

Digitized by Google

Poeten. Ich habe einen Philosophen gekannt, der im Regenwetter einherging und die Löcher in seinen Schuhen betrachtete, ohne sie zu sehen und sein Leben dahinlebte in wunschlosem Glück zwischen seinen Ideen. Ich halte ihn für einen Idealisten, das will sagen, für einen echten Philosophen. Und ich weiß, daß ringsum in der Welt Menschen leben in stillem Aufruhr gegen die herkömmlichen Regeln für Gewinn und Verlust, für Größe und Geringheit, für Ehre und Verachtung, und ich halte sie für Idealisten, das will sagen für echte Menschen. Aber was sollten sie mit diesen Hunderttausenden Kronen?

Käme einer von ihnen durch irgend ein Werk mit idealer Tendenz, z. B. mit der Tendenz, die Sterilität, Grausamkeit, Gottlosigkeit der modernen Geldbarbarei zu beleuchten, in Betracht und erhielte ein Kapital als Belohnung — wie sollte der Idealist dieses anlegen? In guten Papieren? In südafrikanischen Goldminenaktien? In einer Spiritusfabrik? In einer Pulvermühle? In einem Korntrust? Idealist und Couponschneider? Oder würde er sein ganzes Vermögen den Armen geben? Aber wozu dann der Umweg, den das Geld über ihn genommen?

Hat hier etwa ein Menschheitszweifler den Idealisten Pandoras Büchse öffnen wollen?

Nils Kjaer (Christiania).

Das Museum als Kunstwerk

Der gebildete und mit feineren Nerven begabte Europäer hat eine gewisse Scheu vor Museen. Selten sind sie so eingerichtet, daß sie den Genuß ihrer Schätze vermitteln; meist bedarf es großer Opfer an Intellekt und Instinkten, um sich zur Empfindung der Kunstwerke hindurchzuarbeiten. Vollends die Kunstgewerbemuseen ähneln oft noch allzusehr Kehrichtfässern und Rumpelkammern. Um so erfreulicher, wenn vom strikten Gegenteil einmal zu berichten ist; von dem kleinen Kunstgewerbe-Museum Frankfurts, das sein Direktor von Trenkwald zu einem organisch gegliederten Kunstwerk umgeschaffen hat, das anzuschauen allein schon Genuß bietet.

Es handelt sich hier — schon früher war es so, vollends aber nach der Neuordnung des vorigen Jahres — keineswegs um eine malerische Gesamtkunstklitterung nach Makartschem Atelierrezept: im Gegenteil, auch die leiseste Stilimitation in Architektur und Aufmachung ist vermieden. Vielmehr zeigt sich eine gewisse Nüchternheit sehr am Platze; eine sachliche und wissenschaftliche Nüchternheit, die immer wieder den Besucher auf das Faktum stößt, daß er sich hier nicht in alten Plunderkammern, sondern in einer Schausammlung befindet, die streng vermeidet, sich selbst aufs Podium zu stellen, und die gerade dadurch, daß sie die vielen kunstgewerblichen Kleinigkeiten isoliert, gleichsam mit luftleerem Raum umgibt, die Aufmerksamkeit ausschließlich auf sie lenkt. Das ist sehr erfreulich; denn nun hat man Vergnügen an den Dingen, die sich Einem präzis und sauber darbieten und selber erklären. Man braucht nichts zu suchen, man sieht die Bäume und den Wald, und alles Uebrige besorgen die wissenschaftlichen und zugleich klaren Unterschriften.

Und dennoch ein Kunstwerk? Gewiß; gerade um dieser Sachlichkeit willen. Denn es ist nicht vergessen, die Stimmung und das räumliche Behagen zu erregen, ohne die einmal

Digitized by Google

keine Freude an Kunstwerken aufkommt.

Was macht den Münchener Glaspalast und den Louvre gleichermaßen unerfreulich? Die Qualität der Werke tuts nicht; aber die Grenzenlosigkeit der Räume nach vorn und rückwärts und oben und links. Raumeinschränkung und Individualisierung sind die Mittel, mit denen von Trenkwald und sein Architekt (von Hoven) gearbeitet haben; freundlichste Belichtung und reicher Wechsel in der Behandlung der Säle. Und wie sind sie behandelt? Die weißen Decken heruntergezogen, wo die Höhe allzu ungemütlich wurde (es handelt sich z. T. um alte Zeichensäle); die Wände mit einfarbigem Anstrich oder gleicher Bespannung; Vitrinen und Pulte zur Farbe der Wände und dem Charakter des Inhaltes gestimmt. Das mag schematisch klingen, und jede neue Museumsordnung sieht darin ihr Heil. Aber *wie* ist das hier gelungen! Man muß es selber erleben, wie neutral ein dunkelvioletter Bodenbelag den Raum macht, in dem nichts als Pulte mit Medaillen stehen; empfinden, wie lebhaft auf das Grün des Stickereisaales das reine Weiß in der Eisensammlung wirkt, und wie anschaulich diese Dinge (die zu betrachten sonst oft eine Qual ist) auf Eichenbrettern präsentiert sind. Und dann der goldgelbe Raum der orientalischen Keramik mit der reizvollen Estrade des antiken Kunstgewerbes; und das andre, rötliche Gelb der entfernten Stoffmustersammlung, und vor allem die Behandlung der historischen Räume: denn hier lag die Gefahr so nahe, entweder in Trockenheit oder aber in Stilhuberei zu verfallen. Beides ist glücklich vermieden; es stellt sich im gotischen Raum die Stimmung alter Bürgerkirchen und im Renaissancesaal die florentiner Palazzi ein, der biedere Sinn des deutschen 16. Jahrhunderts rückt automatisch ebenso ins Empfinden wie der Esprit des Rokoko im Raum des achtzehnten. Und alles lediglich durch die Wandfarbe, die lockere oder enge Stellung der Möbel, die Schwere oder Leichtigkeit, mit der die Sammlungsschränke gebaut sind; ohne sich auch nur mit einem historisierenden Profil in Unkosten zu stürzen.

Man versuche dieses wahre Muster nachzumachen! Es wäre wert um des Erfolges willen. Aber Kultur gehört dazu. Ein feiner Kopf, der nicht nur um die Wissenschaft Bescheid weiß, sondern auch um die Wirkung von Raum, Licht, Farbe, Material; kurz: ein Künstler muß es schon sein!

Dr. Paul F. Schmidt

Das Unbezahlbare

„Der Triller is unbezahlbar," sagte der dicke Getreidehändler, als die Diva aufgehört hatte, die atemlose Stille des menschenerfüllten Kursalons mit schwindlig schnell wechselnden kristallklaren Tönen zu zerschneiden. Unbeschreiblich die Grazie und Süße, mit der ihre Stimme endend zu Höhen emporgeglitten war, die, als seien sie wirkliche Höhen aus Gestein, zwangen den Kopf in den Nacken zu beugen und so sie anzuhören. Welten taten sich auf.....

Und der dicke Getreidehändler sagte: „Der Triller is unbezahlbar," die Hände in den Hosentaschen, mit dort verstreuten Geldstücken klimpernd (vielleicht auch einen Floh beschwichtigend, — nach seinen Bewegungen zu schließen).

Unbezahlbar, das heißt: es gibt auf Erden nicht so viel Geld, um diese Illusion von Wohllaut, Schönheit und

Digitized by Google

Reinheit in edler Harmonie, gleichwertig aufwiegen zu können. Unbezahlbar, das heißt: wertvoller noch als der Menschen höchstes Gut, das Geld. Aber die Sängerin ist doch bezahlt worden für ihren Gesang. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie der Kurdirektor ihr ein Kuvert in die Hand drückte und was konnte anderes darinnen sein als Geld. Also war dieses Destillat aus Klang und Schönheit doch nicht so unbezahlbar, wie der Getreidehändler meinte.

Gibt es überhaupt irgend etwas, das unbezahlbar ist, etwas, das nicht in Geld abgeschätzt werden kann. Die Liebe? — Auf den Straßenecken ist sie feil. Die Ehe? — Eifrige Vermittlerhände (gegen 2 vom 100 der Mitgift) knüpfen sie. Die Freundschaft? — Eigennutz wirbt sie und zerbricht sie. Bleiben Kunst und Literatur als feilste aller Güter. Man nenne mir den Maler, der nicht für Geld Kaffeeextraktplakate zeichnete, den Dichter — und hieße er selbst Gerhard Hauptmann, den des Kinos flimmernde Lockung nicht verführte, den Schauspieler, den gigantische Variétégagen nicht aus dem Kostüm klassischer Helden ins Narrenkleid des Variétékünstlers zwängen. Aber ich muß sagen, die Leute sind nicht erfinderisch, Zahler und Bezahlte lassen die schönsten Tricks, die besten Chancen ungenutzt und die glänzendsten Attraktionen sterben ihnen weg. Ich hätte beispielsweise Kainz und Sonnenthal fürs Tingeltangel acquiriert, den ersteren als Zungengymnastiker, den letzteren als komischen Alten. Zehn-, zwanzigtausend Mark pro Abend hätte ich ihnen gezahlt und wäre glänzend dabei herausgekommen. Wer hätte sich so was entgehen lassen. Das Publikum ist doch für alles zu haben, was nicht Kunst heißt. — Ich hätte von Ibsen ein Operettenlibretto, von Gustav Mahler die Musik machen lassen. Tausend Aufführungen in Wien allein wären sicher gewesen. Ich würde die Kurz als Kanarienvogel kostümieren und in goldenem Käfig im Variété trillern lassen. Dreißigtausend Mark pro Abend ihr, Defizit ausgeschlossen. Und den alten Baumeister, der Bauernkraft von Urzeiten in seinen Knochen trägt, daß er mit achtzig oder mehr Jahren einen Buben zeugen konnte, den würde ich im Panoptikum sehen lassen. Man lache nicht, da ist Geld zu verdienen, denn nichts ist heute unbezahlbar und nichts, worauf die Leute nicht fliegen, es sei denn, daß es nach Kunst rieche. Nichts ist heute unmöglich, nichts unerreichbar, nichts trägt die Gloriole des Sehnsuchtszieles, der Wunschferne an sich. Nicht der Parsival, — bald werden ihn alle Werkel spielen; à la naturell oder transponiert im Dreivierteltakt; nicht der Wagnerauszug, — in Lieferungen für wenig Pfennige bekommst du ihn marktschreierisch angepriesen, „ungekürzt, vollständig, bei Abnahme aller, einen gratis"; nicht der Nietzsche, — in Lieferungen gibt ihn Alfred Kröner in Leipzig heraus. Man denke sich den Zarathustra gevierteilt und noch mehrfach zergliedert. Mitten im „Eselsfest" nach dem ersten ia „Fortsetzung folgt" und mit dem zweiten ia die nächste beginnend.

Wozu auch zu Begräbnissen gehen. Drei Pfennige kostet dich ein p. c. und die offiziellen Gefühlsergüsse bei großen Toten kannst du in der Zeitung lesen. Für hundert oder zweihundert Mark entleeren sich die Tränendrüsen in Tiegel voll Druckerschwärze und von hier aus aufs weiße Papier von Zeitungen und Revuen. Wohin du blickst, für Geld kannst du alles haben, — die kristallene Kühle duftender Glet-

Digitized by Google

scherhöhen, die zu genießen einst Mühe und Verwegenheit kostete, das Ikarusziel der Lüfte, wie die Wunder Nibelheims.

Leider kann ichs nicht verdammen, zweifelsohne bin ich auch so. Es ist der „Geist der Zeit", der uns auf den Markt treibt, zur Marktware stempelt, was ehedem Tummelplatz der Ideale war, Farbtopf, aus dem ehedem güterkarge Lebenswege mit Wunsch und Sehnsucht bunt bemalt wurden, der „Geist der Zeit" ist es, der beschmutzt (weil jedermann zugänglich gemacht), was ehedem von Sünden und Begierden rein wusch. „In deinem Tau gesund mich baden," wo kann man das heute, wohin tasten geldbeschmutzte Hände nicht, was ist heute unabhängig vom Willen der Finanziers, unbezahlbar, in Geld nicht abschätzbar.

Der Wind weht kühler, Wolken ballen sich zusammen und der Wald tief unter der Hotelterrasse stöhnt auf vom Sturm (nun schon) gebogen und gepeitscht. Nun: lichtgelb, fast weiß wie Silber ein zerfetzter Spalt im Himmel. Wie schön, wie schön. Nun wieder Finsternis. Jetzt plötzlich ein Schrei wie aus Urweltstiefen, ein Knall, ein Kugeln über hölzerne dröhnende Treppen aus höchster Höhe hernieder, fern erst, erstarkend im Näherkommen, mit wilder Gewalt aufbrüllend und zu Fernen zu wieder verstummend. Blitz, Donner, Sturm, wie schön, wie schön, wie unberührt. Keines Menschen Hand darf euch winken, daß ihr kommt und halte sie euch noch so viel Gold hin, so kommt ihr doch erst, wann es euch gelüstet, Herren seid ihr, unberührt von Wünschen, Flüchen, Segenswünschen, ihr gehorcht nur dem Muß der Ewigkeit. Wie liebe ich euch drei, euch und den Regen, der euch Festgewand ist. Regen, wie lieb ich dich, Duftenden, Sprühenden, Reinen, Unbezahlten, dich mit deinem rauschenden Liede. Grüße von allen Meeren bringst du im runden Wege, den wir alle schreiten (unfrankiert bringst du sie und ohne Strafporto). Donner und Blitz stürmt dahin, zertrümmert die Welt und peitscht aus den alten Stücken die Rundung einer neuen Welt und du Regen nimm allen Schmutz von ihr und segne sie, du Unbezahlbarer!

Mit aufgewühlten Empfindungen blick' ich dem Gewitter ins Gesicht, grüße lachend in ihm meinen Gott, befreit von Erdenschwere. Mensch, nichts weiter mehr, nackter Nerv, der schlackenfrei die Melodie des Seins vernimmt. Fern liegt Geld und Erdenschmutz.... Da, — sagt der Getreidehändler, leise ist er an mich herangetreten: „Der Regen is wert e Million."

„Hund," schreit es in mir, mein Gesicht starrt. „Für der Landwirtschaft," sagt er ruhig und saugt an seiner Zigarre.

Felix Langer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Armee und Politik in Oesterreich

Von Alfred von Mehrn

Aus dem furchtbaren Chaos der nationalen Gegensätze, die immer mehr und immer erfolgreicher ihre Lösung auf staatlichem Gebiete erstreben, ragt in den Augen der habsburgischen Politiker als unerschütterte und unerschütterliche Säule des Hauses Oesterreich die Armee. Wenn auch rings die Stürme toben, wenn auch eine gemeinsame Einrichtung nach der andern dahinschwindet, wenn auch alles der Auflösung verfällt — die Armee ist der starke Hort des österreichisch-ungarischen Staatsgedankens. In ihr lebt und webt noch der unsterbliche Geist des alten Oesterreichertums und sie bietet die sichere Gewähr, daß all die Krisen, die jetzt in schier unübersehbarer Reihe über die Donaumonarchie hereingebrochen sind, schließlich und endlich doch eine, im habsburgischen Sinne, glückliche Lösung finden, daß sich alles in Wohlgefallen findet nach dem langen Streite. Denn die Hexe Politik, zu der ja der nationale Kampf auch gehört, hat keine Macht im Heer und über das Heer, das unter dem Doppeladler steht.

Diese Meinung ist bezeichnend für die Oberflächlichkeit der habsburgischen Politiker, sie ist ein Teil jener verhängnisvollen Vogel-Straußtaktik, die nicht hören und sehen will, bis sie fühlen muß. In Wahrheit wird in keinem europäischen Heere so viel und so leidenschaftlich Politik getrieben, wie im österreichisch-ungarischen. Nicht vielleicht, daß sich der Antimilitarismus mehr breit machte, als in den anderen großen Militärstaaten. Der Gegensatz zwischen Monarchismus und Republikanismus spielt derzeit keine Rolle, wie ja der Einfluß der Sozialdemokratie in Oesterreich-Ungarn weit hinter der Zahl ihrer wirklichen oder vermeintlichen Anhänger zurückbleibt. Die Sozialdemokratie wird in der Donaumonarchie wahrscheinlich nie „umstürzlerisch" wirken

Digitized by Google

können, weil in ihr die nationalen Gegensätze eine Einigung in diesem Sinne menschlichen Ermessen nach gar nicht zulassen.

Das kaiserliche Heer von heute ist nicht mehr das Alt-Oesterreichs. Bedeutsam in die Wagschale seiner Entwicklung ist natürlich die vollständige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht gefallen. Aber die allgemein-politische Slavisierungstendenz der Wiener Regierung, die auf allen Gebieten der zivilen Verwaltung, in der Rechtspflege, im Verkehrswesen, in der Schule — kurz überall so entsetzliche Verheerungen anrichtete, konnte doch unmöglich gerade vor den Kasernen Halt machen, nur weil darin uniformierte Leute wohnten, uniformierte Zivilisten. Leute, die eine gewisse Zeit darin wohnen mußten, während dieser Zeit aber ihre zivilistische Gesinnung und ihren zivilistischen Umgang beibehielten. Es gibt ja noch kein Narkotikum gegen nationale Empfindungen und politische Meinungen. Aus der Welt schaffen ließen sich diese Dinge nicht, selbst nicht für einige Zeit. Sie waren da und ließen sich nur ein bischen unterdrücken. Doch diese Unterdrückung war eher ein Mittel, Meinungen und Gefühle zu stärken, denn zu schwächen. Was man an den Leuten im Zivilstande großziehen ließ und selber großzog, das konnte nicht für acht Wochen, ein Jahr, drei Jahre oder vier Jahre aus ihnen herausreglementiert werden. Absperren von der Welt des Zivils konnte man sie auch nicht. Die Gefühle und Gesinnungen bekamen täglich neue Nahrung. Freilich war das „nur" die Mannschaft.

Das Offizierskorps Alt-Oesterreichs rekrutierte sich aus dem deutschen Lager oder aus der germanisierten Beamtenschaft beziehungsweise aus jenen nichtdeutschen Elementen des Offizierskorps, die ebenfalls eingedeutscht worden waren. Sie waren keineswegs deutschnational, sie wirkten nur unbewußt in deutschem Sinne, weil sie der einzigen Vermittlungssprache Geltung verschafften, die es geben konnte und die sie selbst beherrschten. Diese sprachliche Not wurde zur österreichischen Tugend und wenn sie nicht gewesen wäre, wäre der Zersetzungsprozeß heute in der ganzen Donaumonarchie noch um ein Erkleckliches weiter fortgeschritten.

Digitized by Google

Geübt wird die Tugend heute nicht mehr. Wohl ist die Armee noch immer die einzige Institution des Reiches, die für ihre inneren Angelegenheiten nur die deutsche Sprache offiziell als Dienstsprache anerkennt; das Prinzip wird jedoch immer mehr zur Theorie. Der Kitt wird entfernt, von Zeit zu Zeit ein Stückchen; jedes Jahr kommt irgend ein kleinerer oder größerer Erlaß, der die Rechte der deutschen Sprache einschränkt, die der anderen Sprachen erweitert. Ewig kann es so nicht gehen, aber die Ansprüche der nichtdeutschen Völker werden nicht schweigen und wenn die deutsche Sprache glücklich an der zweiten Stelle ist, wo heute die anderen sein müssen, dann wird die Rivalität unter den anderen kommen, vielleicht noch heftiger, als jetzt der Kampf gegen die deutsche Sprache geführt wird.

Die allgemeine Entdeutschung der Donau-Monarchie hat auch auf das Offizierskorps übergreifen müssen. Es herrscht bei den österreichischen Slaven nicht jene Vorliebe für das Militär, im engeren Sinne für die Offizierslaufbahn, wie bei den Deutschen, wo sie oft krankhafte und lächerliche Formen annimmt und nicht selten zum Ruin ganzer Familien führt. Der äußere Glanz und die mühelos zu erlangende gesellschaftliche Vorzugsstellung haben dennoch eine Rolle gespielt, ausschlaggebend mußte das rein ziffernmäßige Anwachsen des Slaventums sein, das mit Hilfe der Regierung alle staatlichen Berufe überflutete; ein Teil der Flut mußte seinen Weg ins Offizierskorps finden.

Der deutsche österreichische Offizier war von Haus aus mit der allgemeinen deutschen Indolenz gegen politische Fragen behaftet, zudem stammte er gewöhnlich aus Kreisen, die überhaupt für deutsche nationale Angelegenheiten keinen Sinn hatten; er war daher geradezu prädestiniert für das nationslose Oesterreichertum. Der polnische, tschechische, serbische, kroatische Offizier brachte eine slavische nationale Gesinnung mit, die ihre starken Wurzeln in der chauvinistisch gefärbten Erziehung des Elternhauses und der Volks- und Mittelschule hatte; die Kadettenschule

Digitized by Google

konnte da nicht mehr viel „verderben". Er stand den nationalen Regungen seiner konnationalen Mannschaft näher, er freute sich, wo er hätte strafen sollen. Unzählig sind die Fälle, in denen sich Offiziere (und Mannschaften) an Festen und Vereinen heimlich oder öffentlich beteiligten, wo es das Reglement streng verbot. Die tschechische, polnische, südslavische Presse hat ihre Mitarbeiter und getreuen Abnehmer in Offizierskreisen. Und wenn es einer gar zu bunt getrieben, da drückte der Vorgesetzte ein Auge zu oder milderte doch die Strafe. Das hatte dann zur Folge, daß sich unter den deutschen Offizieren so etwas wie deutsche Gesinnung zu regen begann; harmlos natürlich und in den bescheidensten Grenzen, aber der Gegensatz bildete sich. Vielleicht auch weniger aus wirklichem Nationalgefühl, sondern weil man sich sagte, daß die Herauskehrung des Slaventums dem eigentlichen Oesterreichertum denn doch widerspreche.

Der Geist dieser Zustände hat dann die Folgen gezeitigt, die in der schweren Krise des letzten Winters zu den umfangreichen und sehr bedenklichen Meutereien besonders in Böhmen und Mähren gleich bei den Abtransportierungen auf die vermutlichen Kriegsschauplätze getrieben haben. Amtlich ist das beliebte Vertuschungssystem eingehängt worden. Es sind später jedoch die Verurteilungen gekommen, Hunderte sind bekannt geworden, obwohl auch da zu verheimlichen gesucht wurde.

Was Hunderte und Tausende im vollen Bewußtsein der schweren Strafe getan haben, können dies bei der nächsten Gelegenheit nicht Zehntausende, Hunderttausende tun, werden sie es nicht tun? Und wenn wirklich ein Krieg ausbricht, wenn die wahre oder erfundene Meldung von einem serbischen oder russischen Erfolg kommt — es braucht ja auch nur ein französischer zu sein — ist dann nicht das Debacle da? Heute sieht das österreichische Heer, rein militärisch betrachtet, recht imposant aus. Sicher ist das Menschenmaterial und die Bewaffnung gut, vielleicht hat Oesterreich auch Feldherren, die Tüchtiges leisten könnten — man wiegt aber nicht den Geist, der die Truppen beherrscht

Digitized by Google

mit dem nötigen Ernste ab, man läßt das Moment außer acht, daß die Armee politisiert und daß sie in einem kriegerischen Konflikte zu einem großen Teile Partei nehmen wird, Partei nicht im Sinne der Wiener Regierung, die selbst daran schuld ist, wenn das Heer, die letzte Säule der Habsburger, um es vulgär auszudrücken, „politisch verseucht" ist.

Die Aya Sofia. Kirche und Moschee

Von Sophus Michaëlis

Kreuz oder Halbmond?

Noch eine Zeitlang wird es also dauern, bis das Kreuz wieder auf der Kuppel von Konstantins und Justinians mächtiger Kirche für die heilige Weisheit aufgepflanzt wird. Der Halbmond strahlt noch darüber mit seiner Feuervergoldung, die fünfzigtausend Dukaten gekostet haben soll. Aber seine Tage sind gezählt. Die Türken wissen es selbst. Die Erde am goldenen Horn ist nicht ihr dauernd Eigen. Sie wagen es nicht, ihre Toten in Europa zu begraben. Jeder Stambultürke, der dazu in der Lage ist, kauft sein Grab an der asiatischen Küste, in dem ungeheuren Kirchhof Skutaris, wo die fezgeschmückten Grabsteine in schiefen Reihen unter den schweren, ewig grünen Zypressen versinken.

Der Halbmond ist doch in Konstantinopel viel älter als die Herrschaft der Türken. Er war schon das Stadtzeichen des alten griechischen Byzantion. Die Sage erzählt, daß, als König Philipp von Macedonien die griechische Stadt belagerte und sie durch eine nächtliche Ueberrumpelung nehmen wollte, plötzlich der Mond am Himmel hervorglitt und seinen Anschlag verriet. Zur Erinnerung an ihre Rettung setzte die Stadt den Neumond und den Stern in ihr Wappen.

Digitized by Google

Eine wunderbare uralte Kultur ist in jener schönen, merkwürdigen Stadt heimisch gewesen, deren Alter nach Jahrtausenden zählt. Als Kaiser Konstantin die Residenz in dieses Neu-Rom verlegte, in das die Pforten des Orients führten, schmückte er es durch Anleihen der Kunst Griechenlands, Italiens, Asiens und Aegyptens. Ganze Flotten wurden mit Bronzestatuen und Marmorsäulen beladen, mit Obelisken und Tempelraub. In der Sophia-Moschee prangen noch die blanken Säulen aus Ephesus und Heliopolis. Viel von dieser Herrlichkeit hat die Zeit zerbröckelt und der Staub verschlungen. Die Venetianer schleppten die Kunstwerke fort, als sie 1204 Konstantinopel eroberten, u. a. das Bronzepferd für die Markuskirche. Die Türken, deren Religion die Menschendarstellung nicht erlaubt, sahen mit Seelenruhe die letzten Statuen und Bilder zugrunde gehen. Dennoch führen die Spatenstiche überall zu altgriechischer und byzantinischer Kultur hinab. Das Hippodrom des Kaisers ist bloßgelegt, und aus der Erde ringeln die alten Delphischlangen ihre Säulen, das Denkmal des Sieges der Hellenen über die Perser bei Plataiai, mit den noch bewahrten Namen der griechischen Volksstämme, die an der Schlacht teilnahmen.

Als Sultan Mohammed, der Eroberer, 1453 die Bronzepforte der heiligen Sophiakirche sprengte und auf seinem Streithengst durch das Hauptschiff ritt, stieg er beim Hochaltar ab und rief: Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Der letzte christliche Priester, der die Messe las, verschwand mit dem heiligen Kelch durch ein Pförtchen, und die Mauer schloß sich hinter seinem Rücken. An dem Tage, an dem die Sophia-Moschee wieder christlich ist, wird der Priester wieder erscheinen und die unterbrochene Messe zu Ende lesen.

Die Aya Sofia, wie die Türken sie nennen — scheint von außen gesehen, ihre ursprüngliche Basilikaform nicht bewahrt zu haben. Wollte man hier zur Kirche gehen, man wäre in der größten Verlegenheit, den Eingang zu finden. Die Türken haben es verstanden, diesem Haupttempel der Christenheit dasselbe Islam-

Digitized by Google

gepräge zu geben wie den anderen Moscheen. Oder richtiger: die Aya Sofia wurde der Urtypus für all die anderen „Djamien", d. h. große Moscheen in Stambul. Sie hat nichts von Europa an sich, hingegen all das vom Orient, was die Phantasie uns beim bloßen Klang des Namens vorgaukelt — das asiatisch-afrikanisch-chaotische, das auf Aegypten, Phönikien, Karthago zurückgeht — ja im letzten Grunde eine Wiederspiegelung der Pagodenarchitektur Indiens ist.

Ueber dem Gewühl der Nebengebäude und Zubauten erhebt sich die schwere breite Hauptkuppel, gestützt von Strebepfeilern, so schwer wie Pylonen, gestreiften Türmchen, die oben in kleinen abgerundeten Glockenhäuschen enden, die früher offen waren, aber jetzt zugemauert sind mit einer Art blinder Zifferblätter.

Mit seinen niedrigeren, treppenförmig abgestuften Halbkuppeln nach Osten und Westen scheint dieser ockergelbe, rotgestreifte Mittelkoloß noch siegreich das Gekrabbel der Außenwerke zu beherrschen, womit die Muselmänner einen Kreis um ihre Eroberung gezogen haben. Die vier Minaretts markieren, daß die Aya Sofia eine eroberte Veste des Islams ist. Aber trotz des ganzen hinankrauchenden Gewirrs von Mauern, Schrägdächern, Kuppelchen, Kiosken und Strebepfeilern steht die alte Basilika noch steil und starr wie ein Recke, zwischen Schildern eingeklemmt.

Die Hauptform der Moschee — die Stufenpyramide — ist nicht erreicht. Die gewaltigen Bogen an den Seiten mit den tiefer liegenden, fensterbedeckten Mauern unterscheiden sie von allen anderen. Die Aya Sofia liegt in Ketten geschmiedet, aber sie protestiert noch souverän gegen ihre Gefangenschaft.

Von außen scheint die Aya Sofia gleichsam gegerbt, ockergelb gebrannt von der Sonne des Morgenlands, ein plumper Koloß, umringt von Kobolden und Trollen. Innen ist sie ein Wunder an Höhe, an Schönheit, an Tempelstimmung. Kein Raum der Christenheit wirkt so gigantisch erhebend wie dieser. Roms St. Peter scheint im Verhältnis dazu öde, kahl und nüchtern in seiner Raumwirkung, barockverschnörkelt in glatter, nackter Marmorpracht. Man

Digitized by Google

begreift Kaiser Justinians Stolz, als er bei der Einweihung in die Worte ausbrach: Ehre sei Gott, der mich würdig befunden hat, dieses Werk zu vollenden. Ich habe dich besiegt, oh Salomo.

Ein Engel soll ihm den Grundriß gegeben haben.

Als ich das erstemal in diesen Raum blickte, dessen Kubusform sich am Tage in lauter runde Kuppelwölbungen aufzulösen scheint, war es an einem Abend bei der feenhaften Beleuchtung des Fastenmonats Ramazan. Verwirrt kam ich durch endlose Gänge über eine stockfinstere Treppe und stand auf einer Tribüne über der inneren Vorhalle, Narthex. Der ungeheure Kirchenraum umgab mich mit seinem Dunkel und seinen Lichtkreisen, so als stünde ich plötzlich mitten in der Nacht eines Tempeluniversums. Die Tausende von Kandillen, die an unsichtbaren Fäden wie von der Himmelswölbung selbst über einem Boden der Finsternis hingen, vermochten die Gewaltigkeit und Tiefe des Raumes nur anzudeuten. Der Mosaikboden funkelte nicht, er schimmerte nicht einmal, er schwebte nur wie matte, schwach beleuchtete Sphären über einem Meer von Finsternis, von Wand zu Wand, von Nische zu Nische. Drückte ich die Augen zu, sah ich nur den Spiegel eines stillen nächtlichen Ozeans, auf dem über zwanzig Kandelaber-Sonnenringen eine mächtige Mittelsonne schwamm. Diese Sternenkreise, die selbst aus bogenförmig verschlungenen Flammen zusammengesetzt waren, neigten sich zu einem sphärischen Rosenkranz, einem astronomischen Rundtanz um das Sonnensystem der Mitte. In einfachen Lichtkreisen liefen die Laternen rings um die Galerien. Der oberste Ring schwebte wie eine Glorie um die Hauptkuppel.

Und in der Dunkelheit des Bodens standen in Reihen mit breiten Zwischenräumen die Gläubigen, die sich bald mit dem Gesicht zur Erde auf die dunklen Gebetteppiche niederwarfen, bald sich wieder erhoben, ihre Antworten zu der rezitativischen Messe des Priesters murmelnd, die sich zumeist in einem näselnden Falsett bewegte.

Digitized by Google

Aus dem dunklen Hintergrunde schimmerten in dem Schein der leuchtenden Kandillenkränze die sieben ungeheuren Propheten-schilder mit den feuervergoldeten Koransprüchen auf einem Grunde, der am Tage grün ist, aber nun dunkelblau schien. Stumme heilige Bibelplakate, aufgehängte Erobererschilder, die leise in dem Raume erklingen, der sich mit seinem vollkommenen Mangel an Bildern zu brüsten scheint. Der Tünchpinsel des Islam hat ja Christus und seine Mutter von dem goldenen Mosaik hinweg-gewischt, Apostel, Heilige und Kaiser ...

Am nächsten Tage stand ich ungläubiger Hund an dem einzigen, nördlichen Eingang für Ungläubige, in einem weißgetünchten Vorraum, durch breite Ledervorhänge von der Kirche abgesperrt. Der wachthabende Geistliche sah mich mit stechender Verachtung an: Die Gläubigen dürfen nicht in ihren Gebeten gestört werden. Auf jeden Fall nicht für weniger als 20 Piaster. Endlich schlüpfte ich für 15 hinein, eskortiert von einem Softa-Student, der mich quer durch den Raum führte. Die Andächtigen lagen über den unermeßlichen Boden zerstreut, die meisten waren oben in der Hochaltarnische vor der Mihrabe zwischen den zwei ungeheuer dicken Wachskerzen versammelt. Auf der Kanzel, die aus einer schmalen, steilen Treppe unter einem spitz zulaufenden Schilder-häuschen besteht, war ein Geistlicher damit beschäftigt, den Koran auszulegen, während die Zuhörer rings um ihn auf dem Boden saßen. Ich bewegte mich zwischen den gläubigen Muselmännern, die namentlich im Fastenmonat den Ungläubigen wenig freundlich anblicken, mit etwa dem Gefühl, als sollte ich durch einen unge-heuren summenden Bienenkorb, ängstlich, die Stachel gegen mich aufzureizen.

Bei Tage wirkte der Raum noch größer und schöner als am Abend. Unbeschreiblich still und harmonisch in seiner dunkel-gelben Färbung, unterbrochen von dem weißen Würfelmuster der vielen Fenster, kuppelt er sich befreiend über unserem Haupte, kuppelt sich seitwärts, rundet und öffnet sich überall zu neuen

Digitized by Google

vertieften Perspektiven. Die Fenster werden zu Perlenreihen aus Licht, die Mauern weichen zurück, scheinen zu fliehen, auch nach oben zu sind keine Flächen, die begrenzen, alles steigt an, hebt sich, Bogen über Bogen, Kranz über Kranz, zu neuen Höhen lockend. Keine Schiffe, keine Wände, keine Mauern — der Raum entflieht und biegt sich entweichend nach allen Seiten — in einem sanften Schwindel, einer sphärischen Raummusik, die im letzten Grunde das Geheimnis des Bogens und der Kuppel ist. Ein Raum, der auf Erden der wenigst gefängnisartige ist, der elastischeste — nicht im gotischen Spitzbogensinne, sondern in einer Art astronomischen Bahnbedeutung: Sterne könnten diesen Linien entlang in der Runde wandern, der ganze Raum könnte rotieren und sich drehen, und die Achse würde doch sicher in jenem Kuppelmittelpunkt ruhen, wo kein Jehova-Auge thront, aber wo die Goldbuchstaben verkünden: Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.

Das einzige, was von Bildkunst bewahrt und nicht übertüncht ist, sind die ungeheuren Cherubgestalten auf den vier Kuppel-Pendenten. Ihre mächtigen Flügel sind in einem mystisch-unheimlichen Gewirr wie gigantische Federkleider anzusehen, während die Gesichter unter einer Art großer Goldsterne oder Feuerwerkssonnen verschwunden sind. Dort kann ein Madonnenantlitz matt unter dem Kalk hervorschimmern, hier sieht man hoch oben auf dem Ockergelb der Wand den weißen Abdruck einer Hand: Sultan Mohammeds Besitznahme von der eroberten Kirche. In den rundlaufenden Seitengalerien betrachtet der christliche Fremdling verstohlen die vielen Kreuze, die noch stumme Siegel der Herkunft der Kirche sind. In Kapitälen und Gesimsen nisten zahlreiche Tauben, die durch die vielen zerbrochenen Scheiben freien Zugang haben. Die Muselmänner sind ja in viel höherem Grade tierfreundlich als die Christen. Niemand verjagt die Tauben aus Gottes Haus. Wenn eine Taube zwischen den zweitausendjährigen Säulen dahinflattert, klingt es so natürlich — ihr Flügelschlag gehört in diesen Tempel des Friedens.

Digitized by Google

Aus allen Himmelsrichtungen rieselt das Himmelslicht in diesen schönen, hohen herrlichen Raum, der mit seiner mystischen Zahl von 107 Säulen der göttlichen Weisheit geheiligt ist. An zahlreichen Fäden hängen von den Kuppeln Straußeneier, Seidenquasten und die rotierenden Kandillenkreise der Kronleuchter. Die kleinen Lampengläser sind schmal und wie die Trinkgläser geformt, die man vor Kanarienvögelkäfige hängt — mit wasserklarem Oel gefüllt, funkeln sie wie Ketten und Kränze aus Bergkrystall.

Kreuz oder Halbmond?

Auch unter den Türken ist die Hagia Sofia ein Gotteshaus und ein Himmelsport gewesen. Eine Zufluchtsstätte für gläubige Bekenner des Gottes, der das Licht des Himmels und der Erde ist.

Helbling's Geschichte

Von Robert Walser

Ich heiße Helbling und erzähle hier meine Geschichte selbst, da sie sonst wahrscheinlich von niemandem aufgeschrieben wurde. Heutzutage, wo die Menschheit raffiniert geworden ist, kann es keine besonders kuriose Sache mehr sein, wenn einer, wie ich, sich hinsetzt und anfängt an seiner eigenen Geschichte zu schreiben. Sie ist kurz, meine Geschichte, denn ich bin noch jung, und sie wird nicht zu Ende geschrieben, denn ich habe voraussichtlich noch lange zu leben. Das Hervorstechende an mir ist, daß ich ein ganz, beinahe übertrieben gewöhnlicher Mensch bin. Ich bin einer der Vielen, und das gerade finde ich so seltsam. Ich finde die Vielen seltsam, und denke immer: „Was machen, was treiben sie nur alle?" Ich verschwinde förmlich unter der Masse dieser Vielen. Wenn ich mittags, wenn es zwölf Uhr schlägt, von der Bank, wo ich beschäftigt bin, nach Hause eile, so eilen sie Alle mit, einer sucht den andern zu überholen, einer will längere Schritte nehmen als der andere, und

Digitized by Google

doch denkt man dabei: „Es kommen doch alle nach Hause." In der Tat kommen sie alle nach Hause, denn es ist kein ungewöhnlicher Mensch unter ihnen, dem es arrivieren könnte, daß er den Weg nicht mehr fände nach Hause. Ich bin mittelgroß von Gestalt und habe deshalb Gelegenheit, mich zu freuen, darüber, daß ich weder hervorstechend klein, noch herausplatzend groß bin. Ich habe so das Maß, wie man auf schriftdeutsch sagt. Wenn ich zu Mittag esse, denke ich immer, ich könnte eigentlich anderswo, wo es vielleicht fideler zuginge am Eßtisch, ebenso gut, oder noch feiner essen, und denke dann darüber nach, wo das wohl sein könnte, wo die lebhaftere Unterhaltung mit dem besseren Essen verbunden wäre. Ich lasse alle Stadtteile und alle Häuser, die ich kenne, in meiner Erinnerung vorübergehen, bis ich etwas ausfindig gemacht habe, das etwas für mich sein könnte. Im allgemeinen halte ich sehr viel auf meine Person, ja, ich denke eigentlich nur an mich, und bin immer darauf bedacht, es mir so gut gehen zu lassen, wie nur irgend denkbar. Da ich ein Mensch aus guter Familie bin, mein Vater ist ein angesehener Kaufmann in der Provinz, so finde ich leicht an den Dingen, die sich mir nähern wollen, und denen ich auf den Leib rücken soll, allerlei auszusetzen, zum Beispiel: es ist mir alles zu wenig fein. Ich habe stets die Empfindung, daß an mir etwas Kostbares, Empfindsames und Leichtzerbrechliches ist, das geschont werden muß, und halte die andern für lange nicht so kostbar und feinfühlig. Wieso das nur kommen mag! Es ist gerade, als wäre man zu wenig grob geschnitzt für dieses Leben. Es ist jedenfalls ein Hemmnis, das mich hindert, mich auszuzeichnen, denn wenn ich beispielsweise einen Auftrag erledigen soll, so besinne ich mich immer erst eine halbe Stunde, manchmal auch eine ganze! Ich überlege und träume so vor mich hin: „Soll ich es anpacken, oder soll ich noch zögern, es anzupacken!", und unterdessen, ich fühle das, werden schon einige meiner Kollegen bemerkt haben, daß ich ein träger Mensch bin, während ich doch nur als zu empfindsam gelten kann. Ach, man wird so falsch beurteilt. Ein Auftrag erschreckt mich immer, ver-

Digitized by Google

anlaßt mich, mit meiner flachen Hand strichweise über den Pultdeckel zu fahren, bis ich entdecke, daß ich höhnisch beobachtet werde, oder ich tätschle mir mit der Hand die Wangen, greife mich unter das Kinn, fahre mir über die Augen, reibe die Nase und streiche die Haare von der Stirne weg, als ob dort meine Aufgabe läge, und nicht auf dem Bogen Papier, der vor mir, auf dem Pult, ausgebreitet liegt. Vielleicht habe ich meinen Beruf verfehlt, und dennoch glaube ich zuversichtlich, daß ich es mit jedem Beruf so hätte, so machen würde und verderben würde. Ich genieße, infolge meiner vermeintlichen Trägheit, wenig Achtung. Man nennt mich einen Träumer und Schlafpelz. O, die Menschen sind darin talentvoll, einem ungebührliche Titel anzuhängen. Es ist allerdings wahr: die Arbeit liebe ich nicht besonders, weil ich mir immer einbilde, sie beschäftige und locke zu wenig meinen Geist. Das ist auch wieder so ein Punkt. Ich weiß nicht, ob ich Geist besitze, und ich darf es kaum glauben, denn ich habe bereits öfters die Ueberzeugung gewonnen, daß ich mich jedesmal dumm anstelle, wenn man mir einen verstand- und scharfsinnfordernden Auftrag gibt. Das macht mich in der Tat stutzig, und veranlaßt mich darüber nachzudenken, ob ich zu den seltsamen Menschen gehöre, die nur klug sind, wenn sie es sich einbilden, und aufhören, klug zu sein, sobald sie zeigen sollten, daß sie es wirklich sind. Es fallen mir eine Menge intelligenter, schöner, spitzfindiger Sachen ein, aber sobald ich sie in Anwendung bringen soll, versagen sie mir und verlassen mich, und ich stehe dann da wie ein ungelehriger Lehrjunge. Deshalb mag ich meine Arbeit nicht gern, weil sie mir einesteils zu wenig geistvoll ist und mir andersteils sogleich über den Kopf hinauswächst, sobald sie den Anstrich des Geistvollen erhält. Wo ich nicht denken soll, da denke ich immer, und wo ich verpflichtet wäre, es zu tun, kann ich es nicht. Aus diesem zwiespältigen Grunde verlasse ich auch den Bureausaal immer einige Minuten vor zwölf und komme immer erst einige Minuten später als die andern an, was mir schon einen ziemlich schlechten Ruf eingetragen hat. Aber es ist mir so gleichgültig, so unsäglich

Digitized by Google

gleichgültig, was sie von mir sagen. Ich weiß zum Beispiel sehr wohl, daß sie mich für einen Schafskopf ansehen, aber ich fühle, daß wenn sie ein Recht zu dieser Annahme haben, ich sie daran nicht verhindern kann. Ich sehe auch wirklich etwas schafsköpfisch aus in meinem Gesicht, Betragen, Gang, Sprechen und Wesen. Es ist kein Zweifel, daß ich, um ein Beispiel herauszunehmen, in den Augen einen etwas blödsinnigen Ausdruck habe, der die Menschen leicht irreführt und ihnen eine geringe Meinung von meinem Verstand gibt. Mein Wesen hat viel läppisches und dazu noch eitles an sich, meine Stimme klingt sonderbar, so als wüßte ich selber, der Sprecher, nicht, daß ich rede, wenn ich rede. Etwas Verschlafenes, Noch-nicht-ganz-Aufgewecktes haftet mir an, und daß es bemerkt wird, habe ich bereits aufgezeichnet. Mein Haar streiche ich immer ganz glatt auf dem Kopf, das erhöht vielleicht noch den Eindruck trotziger und hilfloser Dummheit, den ich mache. Dann stehe ich so da, am Pult, und kann halbstundenlang in den Saal, oder zum Fenster hinausglotzen. Die Feder, mit der ich schreiben sollte, halte ich in der untätigen Hand. Ich stehe und trete von einem Fuß auf den andern, da mir eine größere Beweglichkeit nicht gestattet ist, sehe meine Kollegen an und begreife gar nicht, daß ich ihren Augen, die zu mir hinüberschielen, ein erbärmlicher, gewissenloser Faulenzer bin, lächle, wenn mich einer ansieht, und träume, ohne zu sinnen. Wenn ich das könnte: Träumen! Nein, ich habe keine Vorstellung davon. Nicht die mindeste! Ich denke mir immer, wenn ich einen Haufen Geld hätte, würde ich nicht mehr arbeiten, und freue mich wie ein Kind darüber, daß ich dieses denken konnte, wenn der Gedanke ausgedacht ist. Das Gehalt, das ich bekomme, erscheint mir zu klein, und ich denke gar nicht daran, mir zu sagen, daß ich nicht einmal so viel verdiene mit meinen Leistungen, trotzdem ich weiß, daß ich so gut wie nichts leiste. Seltsam, ich habe gar nicht das Talent, mich einigermaßen zu schämen. Wenn mich einer, zum Beispiel ein Vorgesetzter, anschnauzt, so bin ich darüber im höchsten Grade empört, denn es verletzt mich, angeschnauzt zu werden. Ich ertrage

Digitized by Google

das nicht, obgleich ich mir sage, daß ich eine Rüge verdient habe. Ich glaube, ich widersetze mich dem Vorwurf des Vorgesetzten deshalb, damit ich das Gespräch mit ihm ein wenig in die Länge ziehen kann, vielleicht eine halbe Stunde, dann ist doch wiederum eine halbe Stunde verstrichen, während deren Verlauf ich mich wenigstens nicht gelangweilt habe. Wenn meine Kollegen glauben, ich langweile mich, so haben sie allerdings recht, denn ich langweile mich zum Entsetzen. Nicht die geringste Anregung! Mich langweilen, und darüber nachsinnen, wie ich die Langeweile etwa unterbrechen könnte: darin besteht eigentlich meine Beschäftigung. Ich vollbringe so wenig, daß ich selber von mir denke: „Wirklich, du vollbringst nichts!" Oftmals kommt es über mich, daß ich gähnen muß, ganz unabsichtlich, indem ich meinen Mund aufsperre, gegen die Höhe der Zimmerdecke, und dann mit der Hand nachfahre, um langsam die Mundöffnung zu verdecken. Alsdann finde ich es für angebracht, mit den Fingerspitzen meinen Schnurrbart zu drehen und etwa auf das Pult zu klopfen, mit der Innenfläche eines meiner Finger, ganz wie in einem Traum. Manchmal erscheint mir das alles wie ein unverständlicher Traum. Dann bemitleide ich mich und möchte über mich weinen. Aber, wenn das Traumartige verfliegt, möchte ich mich, der Länge und Breite nach, auf den Boden werfen, möchte umstürzen, mir an einer Kante des Pultes recht weh tun, damit ich den zeitvertreibenden Genuß eines Schmerzes empfinden könnte. Meine Seele ist nicht ganz schmerzlos über meinen Zustand, denn ich vernehme manchmal, wenn ich recht das Ohr spitze, darin einen leisen, klagenden Ton der Anklage, ähnlich der Stimme meiner noch lebenden Mutter, die mich immer für etwas Rechtes gehalten hat, im Gegensatz zum Vater, der da viel strengere Grundsätze besitzt, als sie. Aber meine Seele ist mir ein zu dunkles und wertloses Ding, als daß ich schätzte, was sie vernehmen läßt. Ich halte nichts von ihrem Ton. Ich denke mir, daß man nur aus Langeweile auf das Gemurmel der Seele horcht. Wenn ich im Bureau stehe, werden meine Glieder langsam zu Holz, das man wünscht, anzünden zu

Digitized by Google

können, damit es verbrenne: Pult und Mensch werden Eines mit der Zeit. Die Zeit, das gibt mir immer zu denken. Sie vergeht schnell, doch in all der Schnelligkeit scheint sie sich plötzlich zu krümmen, scheint zu brechen, und dann ist es, als ob gar keine Zeit mehr da wäre. Manchmal hört man sie rauschen wie eine Schar auffliegender Vögel, oder zum Beispiel im Wald: da höre ich immer die Zeit rauschen, und das tut einem recht wohl, denn dann braucht der Mensch nicht mehr zu denken. Aber es ist meistens anders: so totenstill! Kann das ein Menschenleben sein, das man nicht spürt, sich vorwärts, dem Ende zudrängen! Mein Leben scheint mir bis zu diesem Augenblick ziemlich inhaltlos gewesen zu sein, und die Gewißheit, daß es inhaltlos bleiben wird, gibt etwas Endloses, etwas, das einem befiehlt, einzuschlafen und nur noch das Unumgänglichste zu verrichten. So tue ich es denn auch: ich tu nur so, als ob ich eifrig schaffe, wenn ich den übelriechenden Atem meines Chefs hinter mir spüre, der heranschleicht, um mich bei der Trägheit überraschen zu können. Seine Luft, die er ausströmt, ist sein Verräter. Der gute Mann verschafft mir immer eine kleine Abwechslung, deshalb mag ich ihn noch ganz wohl leiden. Aber was veranlaßt mich denn eigentlich nur, so wenig meine Pflicht und meine Vorschriften zu respektieren? Ich bin ein kleines, blasses, schüchternes, schwaches, elegantes, zimperliches Kerlchen voll lebensuntüchtiger Empfindsamkeiten und würde die Härte des Lebens, wenn es mir einmal schief gehen sollte, nicht ertragen können. Kann mir der Gedanke, daß man mich aus meiner Stellung entlassen wird, wenn ich so fortfahre, keine Furcht einjagen? Wie es scheint, nicht, und wie es wiederum scheint: wohl! Ich fürchte mich ein bischen, und fürchte mich wieder ein bischen nicht. Vielleicht bin ich zur Furcht zu unintelligent, ja, es scheint mir beinahe, als ob der kindliche Trotz, den ich anwende, um mir vor meinen Mitmenschen Genugtuung zu verschaffen, ein Zeichen von Schwachköpfigkeit ist. Aber, aber: es paßt wundervoll zu meinem Charakter, der mir stets vorschreibt, mich ein wenig außergewöhnlich zu benehmen, wenn auch zu

Digitized by Google

meinem Nachteil. So zum Beispiel bringe ich, was auch nicht statthaft ist, kleine Bücher ins Bureau, wo ich sie aufschneide und lese, ohne eigentlich Genuß am Lesen zu haben. Aber es sieht wie die feine Widerspenstigkeit eines gebildeten, mehr, als die andern sein wollenden Menschen aus. Ich will eben immer mehr sein, und habe einen Jagdhundeifer nach Auszeichnung. Wenn ich das Buch jetzt lese, und es tritt ein Kollege zu mir heran mit der Frage, die vielleicht ganz am Platz ist: „Was lesen Sie da, Helbling?", so ärgert mich das, weil es in diesem Fall anständig ist, ein ärgerliches Wesen zu zeigen, das den zutulichen Fragenden wegtreibt. Ich tue ungemein wichtig, wenn ich lese, blicke mich nach allen Seiten nach Menschen um, die mir zusehen, wie klug da einer seinen Geist und Witz ausbilde, schneide mit prachtvoller Langsamkeit Seite für Seite auf, lese nicht einmal mehr, sondern lasse es mir genügen, die Haltung eines in eine Lektüre Versunkenen angenommen zu haben. So bin ich: schwindelköpfig und auf den Effekt berechnet. Ich bin eitel, aber von einer merkwürdig billigen Zufriedenheit in meiner Eitelkeit. Meine Kleider sind von plumpem Ansehen, aber ich bin eifrig im Wechseln von Anzügen, denn es macht mir ein Vergnügen, den Kollegen zu zeigen, daß ich mehrere Anzüge besitze und daß ich einigen Geschmack in der Wahl von Farben habe. Grün trage ich gern, weil es mich an den Wald erinnert, und Gelb trage ich an windigen, luftigen Tagen, weil es zum Wind und zum Tanzen paßt. Es kann sein, daß ich mich darin irre, ich zweifle gar nicht daran, denn wie oft ich mich am Tag irre, wird mir genugsam vorgehalten. Man glaubt schließlich selber, daß man ein Einfaltspinsel ist. Aber was macht es aus, ob man ein Tropf oder ein Mann von Achtung ist, da doch der Regen ebenso gut auf einen Esel, wie auf eine respektable Erscheinung herabregnet. Und gar die Sonne! Ich bin glücklich, in der Sonne, wenn es zwölf Uhr geschlagen hat, nach Hause laufen zu dürfen, und wenn es regnet, spanne ich den üppigen, bauchigen Regenschirm über mich, damit mein Hut, den ich sehr schätze, nicht naß wird. Mit meinem Hut gehe ich sehr sanft um,

Digitized by Google

und es scheint mir immer, wenn ich meinen Hut noch berühren kann, in der zarten Weise, wie ich es gewohnt bin, so sei ich immer noch ein ganz glücklicher Mensch. Besondere Freude macht es mir, ihn, wenn es Feierabend geworden ist, sorgsam auf die Scheitel zu setzen. Das ist mir immer der geliebte Abschluß eines jeden Tages. Mein Leben besteht ja aus lauter Kleinigkeiten, das wiederhole ich mir immer wieder, und das kommt mir so wunderlich vor. Für große Ideale, die die Menschheit betreffen, habe ich es nie passend gefunden, zu schwärmen, denn ich bin im Grunde mehr kritisch als schwärmerisch veranlagt, wofür ich mir ein Kompliment mache. Ich bin so einer, der es als herabsetzend empfindet, wenn er einem idealen Menschen in langen Haaren, Sandalen, an den nackten Beinen, Schurzfell um die Lenden und Blumen im Haar begegnet. Ich lächle dann verlegen in solchen Fällen. Laut lachen, was man doch am liebsten möchte, kann man nicht, auch ist es eigentlich mehr zum ärgerlich werden, als zum lachen, unter Menschen zu leben, die an einer glatten Scheitel, wie ich sie trage, keinen Geschmack finden. Ich ärgere mich eben gerne, deshalb ärgere ich mich, wo sich mir nur immer eine Gelegenheit bietet. Ich mache öfters hämische Bemerkungen, und habe es doch sicherlich wenig nötig, meine Bosheit an andern auszulassen, da ich doch genug weiß, was es heißt, unter der Spottsucht anderer zu leiden. Aber das ist es ja: ich mache gar keine Beobachtungen, nehme keine Lehren an und verfahre immer noch so, wie an dem Tage, da ich aus der Schule entlassen wurde. Viel Schulknabenhaftes klebt an mir und wird wahrscheinlich mein beständiger Begleiter durchs Leben bleiben. Es soll solche Menschen geben, die gar keine Spur von Besserungsfähigkeit und kein Talent besitzen, sich an der Anderen Benehmen auszubilden. Nein, ich bilde mich nicht, denn ich finde es unter meiner Würde, mich dem Bildungsdrang hinzugeben. Außerdem bin ich schon gebildet genug, um einen Stock mit einiger Manier in der Hand zu tragen und eine Schleife um den Hemdkragen binden zu können und den Eßlöffel mit der rechten Hand anzufassen und zu sagen, auf

Digitized by Google

eine bezügliche Frage: „Danke, ja, es war sehr hübsch gestern Abend!" Was soll die Bildung viel aus mir machen? Hand auf die Brust: ich glaube, da käme die Bildung ganz und gar an den Unrichtigen. Ich strebe nach Geld und nach bequemen Würden, das ist mein Bildungsdrang! Ueber einen Erdarbeiter komme ich mir furchtbar erhaben vor, wenn er mich auch, wenn er wollte, mit dem Zeigefinger seiner linken Hand in ein Erdloch, wo ich mich beschmutzen würde, hinabschleudern könnte. Kraft und Schönheit an armen Menschen und in bescheidenem Gewande machen auf mich keinen Eindruck. Ich denke immer, wenn ich solch einen Menschen sehe, wie gut es unsereiner doch habe mit der überlegenen Weltstellung, einem solch ausgearbeiteten Tropf gegenüber, und kein Mitleid beschleicht mein Herz. Wo hätte ich ein Herz? Ich habe vergessen, daß ich eines habe. Gewiß ist das traurig, aber wo fände ich es für angebracht, Trauer zu empfinden. Trauer empfindet man nur, wenn man einen Geldverlust aufzuweisen hat, oder wenn einem der neue Hut nicht recht passen will, oder wenn plötzlich die Werte auf der Börse sinken, und dann muß man sich noch fragen, ob das Trauer ist oder nicht, und es ist bei näherem Zusehen keine, sondern nur ein angeborenes Bedauern, das verfliegt wie der Wind. Es ist, nein, wie kann ich mich da ausdrücken: es ist wunderbar seltsam, so keine Gefühle zu haben, so gar nicht zu wissen, was ein Empfinden ist. Gefühle, die die eigene Person betreffen, hat jeder, und das sind im Grunde verwerfliche, der Gesamtheit gegenüber anmaßliche Gefühle. Aber Gefühle für einen jeden? Wohl hat man bisweilen Lust, sich darüber zu befragen, spürt etwas wie eine leise Sehnsucht darnach, ein guter, bereitwilliger Mensch zu werden, aber, wann käme man dazu? Etwa um sieben Uhr des Morgens, oder sonst wann? Schon am Freitag und dann während des darauf folgenden ganzen Samstages besinne ich mich darauf, was ich am Sonntage unternehmen könnte, weil doch immer am Sonntag etwas unternommen werden muß. Allein gehe ich selten. Gewöhnlich schließe ich mich einer Gesellschaft von jungen

Digitized by Google

Leuten an, wie sich eben einer anschließt, es geht ganz einfach, man geht einfach mit, obschon man weiß, daß man ein ziemlich langweiliger Geselle ist. Ich fahre zum Beispiel mit einem Dampfboot über den See, oder gehe zu Fuß in den Wald, oder fahre mit der Eisenbahn an entferntere schöne Orte. Oft begleite ich junge Mädchen zum Tanz, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß mich die Mädchen gerne leiden mögen. Ich habe ein weißes Gesicht, schöne Hände, einen eleganten, flatternden Frack, Handschuhe, Ringe an den Fingern, einen mit Silber beschlagenen Stock, sauber gewichste Schuhe und ein zartes, sonntägliches Wesen, eine so merkwürdige Stimme und etwas leis Verdrossenes um den Mund, etwas, wofür ich selber kein Wort habe, das mich aber den jungen Mädchen zu empfehlen scheint. Wenn ich spreche, klingt es, als ob ein Mann von Gewicht spräche. Das Wichtigtuerische gefällt, da ist kein Zweifel zu hegen. Was den Tanz betrifft, so tanze ich, wie einer, der eben erst Tanzunterricht genommen und genossen hat: flott, zierlich, pünktlich, genau, aber zu schnell und zu saftlos. Es ist Genauigkeit und Sprunghaftigkeit in meinem Tanz, aber nur keine Grazie. Wie könnte ich der Grazie fähig sein! Aber ich tanze leidenschaftlich gern. Wenn ich tanze, vergesse ich, daß ich Helbling bin, denn ich bin dann nichts mehr als nur noch ein glückliches Schweben. Das Bureau mit seinen mannigfaltigen Qualen würde mir keine Erinnerung zu Gesicht bringen. Um mich herum sind gerötete Gesichter, Duft und Glanz von Mädchenkleidern, Mädchenaugen blicken mich an, ich fliege: kann man sich seliger denken? Nun habe ich es doch: einmal in dem Kreise der Woche vermag ich selig zu sein. Eines der Mädchen, die ich stets begleite, ist meine Braut, aber sie behandelt mich schlecht, schlechter, als mich die andern behandeln. Sie ist mir, wie ich wohl bemerke, auch keineswegs treu, liebt mich wohl kaum, und ich, liebe ich sie etwa? Ich habe viele Fehler an mir, die ich freimütig ausgesprochen habe, aber hier scheinen mir alle meine Fehler und Mängel vergeben zu sein: ich liebe sie. Es ist mein Glück, daß ich sie lieben, und um ihretwillen oft verzagen darf,

Digitized by Google

Sie gibt mir ihre Handschuhe und ihren rosaseidenen Schirm zu tragen, wenn es Sommer ist, und im Winter darf ich ihr im tiefen Schnee nachtrotteln, um ihr die Schlittschuhe nachzutragen. Ich begreife die Liebe nicht, aber spüre sie. Gut und böse sind doch nichts gegen die Liebe, die gar nichts anderes und übriges kennt, als Liebe. Wie soll ich das sagen: so nichtswürdig und leer ich sonst immer bin, so ist doch noch nicht alles verloren, denn ich bin wirklich der treuen Liebe fähig, obschon ich zur Treulosigkeit Gelegenheit genug hätte. Ich fahre mit ihr im Sonnenschein, unter dem blauen Himmel, in einem Nachen, den ich vorwärtsrudere, auf dem See, und lächle sie immer an, während sie sich zu langweilen scheint. Ich bin ja auch ein ganz langweiliger Kerl. Ihre Mutter hat eine kleine, armselige, etwas verrufene Arbeiterkneipe, wo ich Sonntags lang zubringen kann mit Sitzen, Schweigen und sie-Ansehen. Manchmal beugt sich auch ihr Gesicht zu dem meinigen hinunter, um mich einen Kuß ihr auf den Mund drücken zu lassen. Sie hat ein süßes, süßes Gesicht. An ihrer Wange befindet sich eine alte, vernarbte Schramme, was ihren Mund ein wenig verzerrt, aber ins Süße. Augen hat sie ganz kleine, mit denen sie einen so listig anblinzelt, als wollte sie sagen: „Dir will ich es auch noch zeigen!" Oft setzt sie sich zu mir auf das schäbige, harte Wirtshaussopha, und flüstert mir ins Ohr, daß es doch schön sei, verlobt zu sein. Ich weiß selten etwas zu ihr zu sagen, denn ich fürchte immer, daß es nicht passend wäre, so schweige ich, und wünsche doch heftig, zu ihr etwas zu sprechen. Einmal hat sie mir ihr kleines, duftendes Ohr an meine Lippen gereicht: Ob ich ihr nichts zu sagen hätte, das man nur flüstern könne? Ich sagte zitternd, daß ich nichts wüßte, und da hat sie mir eine Ohrfeige gegeben und hat dazu gelacht, aber nicht freundlich, sondern kalt. Mit ihrer Mutter und ihrer kleinen Schwester steht sie nicht gut und will nicht haben, daß ich der Kleinen Freundlichkeiten erweise. Ihre Mutter hat eine rote Nase vom Trinken, und ist ein lebhaftes, kleines Weib, das sich gern zu den Männern an den Tisch setzt. Aber meine Braut setzt sich auch zu den Männern.

Digitized by Google

Sie hat mir einmal leise gesagt: „Ich bin nicht mehr keusch", in einem Ton der Natürlichkeit und ich habe nichts dagegen einzuwenden gehabt. Was wäre es gewesen, was ich ihr dazu hätte sagen können. Andern Mädchen gegenüber habe ich einen gewissen Schneid, sogar Wortwitz, aber bei ihr sitze ich stumm und sehe sie an und verfolge jede ihrer Manieren mit meinen Augen. Ich sitze jedesmal so lang, bis die Wirtschaft geschlossen werden muß, oder noch länger, bis sie mich nach Hause schickt. Wenn die Tochter nicht da ist, setzt sich ihre Mutter zu mir an den Tisch und versucht, die Abwesende in meinen Augen schlecht zu machen. Ich wehre nur so mit der Hand ab und lächle dazu. Die Mutter haßt ihre Tochter, und es liegt auf der Hand, daß sie sich beide hassen, denn sie sind sich im Wege mit ihren Absichten. Beide wollen einen Mann haben, und beide mißgönnen einander den Mann. Wenn ich abends so auf dem Sopha sitze, merken es alle Leute, die in der Kneipe verkehren, daß ich der Bräutigam bin, und jeder will an mich wohlwollende Worte richten, was mir ziemlich gleichgültig ist. Das kleine Mädchen, das noch in die Schule geht, liest neben mir in ihren Büchern, oder sie schreibt große, lange Buchstaben in ihr Schreibheft und reicht es mir immer dar, um mich das Geschriebene durchsehen zu lassen. Sonst habe ich nie auf so kleine Geschöpfe geachtet, und nun mit einem Male sehe ich ein, wie interessant jedes kleine, aufwachsende Geschöpf ist. Daran ist meine Liebe zu der andern schuld. Man wird besser und aufgeweckter durch eine ehrliche Liebe. Im Winter sagt sie zu mir: „Du, es wird schön sein im Frühling, wenn wir zusammen durch die Gartenwege spazieren werden", und im Frühling sagt sie: „Es ist langweilig mit dir". Sie will in einer großen Stadt verheiratet sein, denn sie will noch etwas haben vom Leben. Die Theater und Maskenbälle, schöne Kostüme, Wein, lachende Unterhaltung, fröhliche, erhitzte Menschen, das liebt sie, dafür schwärmt sie. Ich schwärme eigentlich auch dafür, aber wie das sich alles machen soll, weiß ich nicht. Ich habe ihr gesagt: „Vielleicht verliere ich auf nächsten Winter meine Stellung!".

Digitized by Google

Da hat sie mich groß angeschaut und mich gefragt: „Warum?" Was hätte ich ihr für eine Antwort geben sollen? Ich kann ihr doch nicht meine ganze Charakteranlage in einem Atem herunterschildern. Sie würde mich verachten. Bis jetzt meint sie immer, daß ich ein Mann sei von einiger Tüchtigkeit, ein Mann, allerdings ein etwas komischer und langweiliger, aber doch ein Mann, der seine Stellung in der Welt habe. Wenn ich ihr nun sage: „Du irrst dich, meine Stellung ist eine äußerst schwankende", so hat sie keinen Grund, weiter meinen Umgang zu wünschen, da sie doch alle ihre Hoffnungen in Bezug auf mich zerstört sieht. Ich lasse es gehen, ich bin ein Meister darin, eine Sache schlitteln zu lassen, wie man zu sagen pflegt. Vielleicht, wenn ich Tanzlehrer oder Restaurateur oder Regisseur wäre, oder sonst irgend einen Beruf hätte, der mit den Vergnügen der Menschen zusammenhängt, würde ich Glück haben, denn ich bin so ein Mensch, so ein tänzelnder, schwebender, beineherumwerfender, leichter, flotter, leiser, sich stets verbückender und zartempfindender, der Glück hätte, wenn er Wirt, Tänzer, Bühnenleiter oder so etwas wie Schneider wäre. Wenn ich Gelegenheit habe, ein Kompliment zu machen, bin ich glücklich. Läßt das nicht tief blicken? Ich bringe sogar da Verneigungen an, wo es gar nicht üblich ist, oder wo nur Scharrwenzler und Dummköpfe sich verbeugen, so sehr bin ich in die Sache verliebt. Für eine ernste Mannesarbeit habe ich weder einen Geist noch eine Vernunft, noch Ohr, noch Auge und Sinn. Es ist mir das mir am fernsten Liegende, was es auf der Welt geben könnte. Ich will Profit machen, aber es soll mich nur ein Zwinkern mit den Augen, höchstens ein faules Handausstrecken kosten. Sonst ist Scheu vor der Arbeit an Männern etwas nicht ganz Natürliches, aber mich kleidet es, mir paßt es, wenn es auch ein trauriges Kleid ist, das mir da so vorzüglich paßt und wenn der Schnitt des Kleides auch ein erbärmlicher ist: warum sollte ich nicht sagen: „Es sitzt mir", wenn doch jedes Menschenauge sieht, daß es mir faltenlos sitzt. Die Scheu vor der Arbeit! Aber ich will nichts mehr darüber sagen. Ich meine

Digitized by Google

übrigens immer, das Klima, die feuchte Seeluft, sei schuld daran, daß ich nicht zum Arbeiten komme, und suche jetzt, gedrängt von dieser Erkenntnis, Stellung im Süden, oder in den Bergen. Ich könnte ein Hotel dirigieren, oder eine Fabrik leiten, oder die Kasse einer kleineren Bank verwalten. Eine sonnige, freie Landschaft müßte im Stande sein, in mir Talente zu entwickeln, die bis jetzt in mir geschlafen haben. Eine Südfruchthandlung wäre auch nichts übles. Auf jeden Fall bin ich ein Mensch, der immer meint, durch eine äußerliche Veränderung innerlich ungeheuer zu gewinnen. Ein anderes Klima würde auch eine andere Mittagstafel erzeugen, und das ist es vielleicht, was mir fehlt. Bin ich eigentlich krank? Mir fehlt so viel, mir mangelt eigentlich alles. Sollte ich ein unglücklicher Mensch sein? Sollte ich ungewöhnliche Anlagen besitzen? Sollte es eine Art Krankheit sein, sich beständig, wie ich es tue, mit solchen Fragen abzugeben? Jedenfalls ist es eine nicht ganz normale Sache. Heute bin ich wieder zehn Minuten zu spät in die Bank gekommen. Ich komme nicht mehr dazu, zur rechten Zeit anzutreten, wie andere. Ich sollte eigentlich ganz allein auf der Welt sein, ich, Helbling, und sonst kein anderes lebendes Wesen. Keine Sonne, keine Kultur, ich nackt auf einem hohen Stein, kein Sturm, nicht einmal eine Welle, kein Wasser, kein Wind, keine Straßen, keine Banken, kein Geld, keine Zeit und kein Atem. Ich würde dann jedenfalls nicht mehr Angst haben. Keine Angst mehr und keine Fragen, und ich würde auch nicht mehr zu spät kommen. Ich könnte die Vorstellung haben, daß ich im Bett läge, ewig im Bett. Das wäre vielleicht das Schönste!"

Digitized by Google

Ueber Martin Greif

Von Ernst Kreowski

(Mit Briefen)

I.

s war wohl 1888 im Herbst, als um Martin Greif ein heftiger Zeitungskampf tobte. Graf von Schack, Paul Heyse, Hermann Lingg, Max Haushofer und Georg Scherer hatten öffentlich gegen ihn Protest erhoben, weil er sich vom Verleger seiner soeben in fünfter Auflage ausgegebenen „Gedichte" als den bedeutendsten Lyriker seit Goethe ausposaunen ließe. M. G. Conrad nahm in seiner „Gesellschaft" für den Angegriffenen gegen die Protestler Partei, wurde aber wegen formaler Beleidigung zu einer Geldstrafe verurteilt.

Ob Greif in mir einen Bundesgenossen vermutete, oder ob ich irgendwo für ihn eingetreten sein mochte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ebenso wenig kann ich sagen, ob wir schon um jene Zeit herum — er hatte seine Junggesellenwohnung in der Heystraße — persönliche Bekanntschaft gemacht haben sollten. Jedenfalls aber war ihm mein Name in der „Gesellschaft", öfter noch in den von Dr. Bernhard Westenberger und Philipp Berke (Frankfurt a. M.) herausgegebenen „Neuen poetischen Blättern" begegnet. Genug — ich erhielt eines Tages ein unterm 9. Dezember 1888 datiertes Schreiben, worin Martin Greif mir mitteilte, er habe einen etwa 14 Tage früher an mich gerichteten Brief als unbestellbar zurückerhalten. „Dagegen wurde das gleichzeitig von mir abgesandte Buch nicht remittiert, daher ich hoffe, daß es in Ihre Hände gelangt ist. Wenn nicht, so bitte ich mich gefl. davon in Kenntnis zu setzen."

Ich hatte wirklich nicht die mir zugedachte Sendung bekommen, wie aus dem nachstehenden Schreiben ersichtlich ist:

Sehr geehrter Herr! In Erwiderung Ihrer werten Zeilen teile ich Ihnen mit, daß ich, nachdem eine Recherche bei der Post nach so langer Zeit doch kaum das gewünschte Resultat haben dürfte, ein mir zu Gebot stehendes Exemplar der 4. Auflage, welche in der 5. nicht vermehrt wurde, Ihnen gleichzeitig zu überschicken mich beeilt habe.

Indem ich Ihnen für die mir kundgegebenen Gesinnung bestens danke, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung

München, den 28. Dezember 1888. Ihr ergebenster

Martin Greif.

Ob ich Gelegenheit fand, mich an irgend einer Stelle über Greif als Lyriker zu äußern, ist mir nicht mehr gegenwärtig. Jedoch im Frühling des nächsten Jahres, als ich mit mancherlei großen Hoffnungen, die freilich bald zu Wasser wurden — die „Neuen poetischen Blätter" übernommen

Digitized by Google

hatte, sollte mir unter den Mitarbeitern auch er nicht fehlen. Ich wandte mich an ihn. Darauf schickte er mir eine Karte folgenden Inhaltes:

Sehr geehrter Herr! Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihren freundlichen (Geburtstag-)Glückwunsch und zugleich die erwünschte Mitteilung, daß ich gern bereit bin, die „Neuen poetischen Blätter", sobald dieselben unter Ihrer Leitung stehen, ab und zu mit einem poetischen Beitrag zu bedenken. In Eile mit bestem Gruß Ihr ganz ergebener

München, den 22. Juni 1889. Martin Greif.

Mittlerweile war meine erste Nummer herausgekommen. Darin hatte ich unter Anspielung auf die oben beregte Protestaffäre auch des Dichters gedacht, der am 18. Juni fern von München seinen 50. Geburtstag begangen. Dieser Höflichkeitsakt wurde jedoch von Greifs Gegnern ziemlich übel vermerkt. Hermann Lingg kündigte mir die Mitarbeit; er wollte fürderhin an einer Zeitschrift, in der von ihm und Genossen als von „Dunkelmännern" geurteilt würde, unter keinen Umständen mit Beiträgen aufwarten und erklärte mir, daß er nach wie vor der Ansicht bleibe, daß Martin Greif, wenn schon nicht den Waschzettel seines Buchverlegers selbst verfaßt, doch stillschweigend dessen Inhalt gebilligt habe. Im Verlauf unseres Briefwechsels einigten wir uns schließlich dahin, daß ich vorläufig von Lingg kein Gedicht bringen möchte, bis der böse Eindruck bei den Lesern verwischt sei.

Aber auch Martin Greif haderte; oder richtiger: er machte die Zusage seiner Mitarbeit von gewissen Zugeständnissen meinerseits abhängig. Er schrieb:

Sehr geehrter Herr! Besten Dank für die mir freundlich zugemittelte Probenummer der „Poetischen Blätter", welche gleich im Eingang ein sehr wirkungsvolles Gedicht Hermann Linggs enthält. Gern werde ich bereit sein, ab und zu einen kleinen lyrischen Beitrag zu leisten; allein ich muß meine Mitarbeiterschaft an eine Bedingung knüpfen. Ihr Vorgänger Westenberger hat, nachdem ich ihm nach Wunsch entgegengekommen war, über meine lyrische sowohl als dramatische Produktion sich, und wiederholt, geradezu verächtlich in diesen Blättern ausgesprochen, wahrscheinlich durch Dritte (?) dazu veranlaßt, da ich ihm, wie gesagt, persönlich nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben und er auch sich um meine Mitarbeiterschaft zuvor beworben hatte. Insbesondere hat er die der Wahrheit entsprechenden Berichte von dem Erfolg meiner beiden Schauspiele „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz im Rhein" als Spiegelfechtereien zu verdächtigen gesucht, kurz, mich zur Zielscheibe seiner kritischen Verunglimpfung gemacht.

Diese Sachlage zwingt mich daher, Ihren Abonnenten und Lesern gegenüber, die Sie aus der früheren Zeit übernommen haben, erst eine redaktionelle Zurücknahme der vorangegangenen Herabwürdigung zu bedingen, oder vielmehr die Vorausschickung einer objektiven Beurteilung meiner „Gedichte". Ich habe dieses Verhalten auch seinerzeit dem „Dichterheim" (herausgegeben von Paul Heinze in Dresden) gegenüber angeschlagen und bin seit dieser gewonnenen neuen Grundlage auch dessen Mitarbeiter geworden. Der Wechsel der Redaktion bedingt an sich ja nicht die Aenderung der bisherigen Anschauungen und Grundsätze, und wenn es auch, wie ich überzeugt bin, in diesem Falle so angenommen werden darf, so kann diese Kenntnis nicht auch auf Seiten des Publikums vorausgesetzt werden, das mich in den „Poetischen Blättern" bis vor Kurzem herabgezogen zu sehen gewohnt gewesen.

Digitized by Google

Indem ich mich der sicheren Erwartung hingebe, daß Sie meinen Standpunkt als berechtigt anerkennen werden, verbleibe ich mit ausgezeichneter Hochachtung

München, den 9. Juli 1889. Ihr ergebenster

Martin Greif.

Natürlich beeilte ich mich, ihm zu bedeuten, daß meinerseits ja bereits im Voraus seiner literarischen Verdienstlichkeit, ob zwar nur kurz umrissen, Erwähnung geschehen sei; daß aber der Lyriker noch speziell zu seinem Recht gelangen sollte. Auf diesen Hinweis schien Greif gewartet zu haben, um prompt zu erwidern:

Sehr geehrter Herr! In Erwiderung Ihrer neuen werten Zuschrift teile ich Ihnen mit, daß ich Ihre mir gewidmete freundschaftliche Notiz (!) wohl gelesen hatte, aber es für angemessen hielt, dieselbe deshalb lieber in meiner Erklärung zu umgehen, weil Sie darin, nach meiner subjektiven Ansicht, die aber auch von vielen Anderen, wie Ihnen bekannt sein dürfte, geteilt wird, meinem dramatischen Schaffen nicht gerecht geworden sind. Nach dem Begriff von Bescheidenheit, den wir wohl miteinander teilen, würde ich einen Autor, der für das Theater schreibt und für seine Stücke das Interesse der Bühne wie des Publikums zu erregen sucht, gleichzeitig aber auch nur ein ganz Geringes von dieser Tätigkeit zu halten die Eigenheit besässe, gerade dieser Bescheidung willen für sehr unbescheiden ansehen müssen, da er Andere alsdann um ein Nichts belästigen würde. Ich glaube daher nach dem Vorausgeschickten, Ihnen nicht als anmaßend vorkommen zu können, wenn ich Ihnen obiges Geständnis nunmehr nachträglich mache und Sie dabei auf meine hiesigen mehrfachen Theatererfolge verweise, die doch wohl keineswegs auf der an den Tag gelegten „Gesinnungstüchtigkeit" (wie in meinem Geburtstagsartikel bemerkt war) allein beruhen dürften. Da ich aber auch Denjenigen, welche mich nur als Lyriker gelten lassen wollen, Rechnung tragen möchte und ich an Ihrer freundlichen Gesinnung nimmermehr zweifeln kann, so halte ich zwar daran fest, nicht schon in der nächsten Nummer Ihrer geschätzten Zeitschrift mit einem Beitrag mich einzustellen, der einer Quittung meinerseits hinsichtlich Ihrer summarischen Beurteilung meiner Dramen ja allzusehr gleichkäme, dagegen aber, wenn der Eindruck Ihres Vorbehaltes einmal mehr verwischt sein wird, vorausgesetzt, daß es Ihnen noch lieb und angenehm, meine Mitarbeiterschaft sichtbar zu bestätigen.

Mit bestem Gruß hochachtend Ihr ergebener

München, den 11. Juli 1889. Martin Greif.

Das auf gegenseitiges Vertrauen gegründete Verhältnis zwischen der Leitung eines Journals und seinen geistigen Helfern duldet selbstverständlich keinerlei persönliche Reibung. Ob jedoch die Redaktion sich nunmehr des Rechts einer objektiven Kritik an der künstlerischen Gesamtleistung eines ihrer Mitarbeiter, wäre er auch ein anerkannter Poet, zu entschlagen habe, oder ob dieser etwa gar verbriefte Ansprüche auf Lobeserhebung in jedem Falle besitze: das ist freilich strikte zu verneinen. So gerne ich Martin Greif eine Ausnahme von der Regel zubilligen mochte — eigentümlich berührte mich seine Anforderung doch. Man konnte ja die höchste Bewunderung für den Lyriker hegen — ohne gleich jede seiner Schöpfungen der Veröffentlichung wert zu erachten. Und das hatte wohl auch mein Vorgänger getan. Ja, er hatte sogar, als Greif sich verstimmt zurückgezogen hatte, an dessen

Digitized by Google

dramatischer Produktion, obzwar wenig schmeichelhaft, Kritik geübt. Eine Kritik übrigens, die in ihren Grundrissen keineswegs allein stand und angesichts gewisser, allzugefällig vorgetragener lokalpatriotischer Farbentöne des Dichters auch berechtigt schien. Hierüber hatte mich selbst ja der laute, dessen ungeachtet rasch verklingende Erfolg einiger seiner historischen Jambenstücke anläßlich ihrer Aufführung am Münchener Hoftheater nicht zu täuschen vermocht. Es war da eben doch eine beträchtliche Ration „vaterländischer Gesinnungstüchtigkeit", die jenen Haschischrausch bewirkt hatte, in Abzug zu bringen. Das konnte ich nicht, ohne Greif zu kränken, der gerade von seinen Dramen eine hohe Meinung besaß. Noch weniger vermochte ich seiner Ansicht beizupflichten: als sei Dr. Westenberger förmlich darauf ausgegangen, ihn zu verunglimpfen. Das schrieb ich ihm denn, ohne natürlich von der Frontstellung Hermann Linggs gegen ihn die geringste Andeutung zu machen — und hiermit war unser Meinungsaustausch erledigt. —

II.

Vier Jahre später wollte es der Zufall, daß wir beide sozusagen nacheinander am selben Karren zogen. Greif, ohnehin zeitweise gezwungen, durch journalistische Taglöhnerei seine spärlichen Einkünfte zu verbessern, war — was nur wenige Leute erfahren haben — unter die Redakteure gegangen.

Seit Anfang 1893 existierte in München die „Bayerische Zeitung", ein Blatt „großen Stils" von „nationalliberaler" Färbung mit täglichem Feuilleton und täglicher „Gelehrten"-Beilage. Sie sollte, als Konkurrenzunternehmen, die bereits damals sterbenskranke „Allgemeine Zeitung" totmachen. Leider kams umgekehrt; der Neugründung ging bald die Puste aus, während die „Allgemeine" noch verschiedene Jährchen von ihrer einstigen Berühmtheit zehren durfte, bis sie zum Hades hinunterhumpelte.... Bei der „Bayerischen" also verantwortete Martin Greif den „schöngeistigen" Teil. Knappe vier Monate hindurch. Mittendrein war er weggeblieben. Warum? Das wurde mir später offenbar. Ich war nämlich sein Nachfolger. Bis zu der Stunde, da man mich holte, hatte ich aber weder vernommen, wer mein Vorgänger gewesen, noch daß es in München eine neue Zeitung gab. Für diese an Tag gelegte Unkenntnis bin ich hoffentlich entschuldigt, wenn ich sage, daß das Blatt bei meinem Eintritt ganze siebzehn Abonnenten zählte. Ein paar Dutzend mehr, zu denen wir uns dann noch aufschwangen, machten den Kohl schlechterdings nicht fetter...

Geldgeber, somit „Eigentümer" des Unternehmens war Heinrich Höch, einer der verwegensten Bauspekulanten, dem aber München die ersten

Digitized by Google

Monumentalgebäude, unter ihnen das berühmte Café Luitpold an der Briennerstraße verdankt. Eine Art Strousberg, der mit Millionenobjekten operierte — und doch nur selten ein paar lumpige Mark im Hosensack führte! Dieser mit Schwabinger Oedländern zahlende Gigant vermochte scheinbar alles. Nur eins mangelte ihm: der Schatten, der seine phantastischen Pläne journalistisch zu stabilisieren vermöchte. Und diesen Schatten borgte ihm — als nomineller Zeitungsherausgeber und Chefredakteur ein gewisser Friedrich Reusche. Noch nie zuvor war mir der Mann begegnet. Aber wenn ich ihn jetzt mir gegenüber am Pult sitzen sah, bedächtig die Feder führend; erst gar, wenn er im Lehnsessel zurückgebeugt, ein sprühendes Erzählertalent entwickelte, ungeheuer farbige plastische Bilder von tropischen Gegenden, die er bereist haben wollte, wie spielend entrollte, vergaß ich für Augenblicke, daß wir doch eigentlich für unsere Handvoll Abonnenten arbeiten sollten. Kein Zweifel: Reusche war ein geistreicher Kopf, eine Scheherezadegestalt — oder ein Morphinist und gerissener Catilinarier? Irgendwann mußte mir sein Name schon vorgekommen sein. Vergeblich sann ich den Spuren nach. Aber was las ich da in seinen zu verschiedenen Gelegenheiten geschriebenen Leitartikeln? Mit einer Regelmäßigkeit, die mich erst aufmerken ließ, dann stutzig machte, stand dort der Name Ferdinand Lassalles. Stets bildete er — wir steckten damals gerade in ziemlich hochgehenden Wahlbewegungen zum Reichstage — den strikten Gegenpol zur Sozialdemokratie. Und immer wieder wurde mit Aufwendung malitiöser Hinterhältigkeiten zu beweisen versucht, daß Lassalle, der Führer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei alles andere, nur kein Sozialdemokrat gewesen sei... Das war nicht mehr komisch — nein, dieser Haß trug pathologische Züge. Also: wer war Friedrich Reusche?

Einst Sekretär Lassalles, hatte er heimlich gegen ihn Intrigen gesponnen. Dann, als nach dessen Tode Jean Baptist von Schweitzer die Führung der Arbeiterpartei an sich gerissen und den „Sozialdemokrat" gegründet hatte, stieß auch Reusche zu ihm. Doch nicht lange. Er hatte sich wohl schon früher der Gräfin Hatzfeld als bezahlter Schildknappe ergeben und gebrauchte nunmehr von Oesterreich aus seine Feder zu anonymen Hetz- und Schmähartikeln gegen Wilhelm Liebknecht, der ihn mehrmals im „Demokratischen Wochenblatt" festnagelte. Mitte Februar 1868 schüttelten ihn auch die Wiener Arbeiter als einen „preußischen Agenten" ab. Von da ab ist sein Leben in Dunkel gehüllt.

Anfangs der neunziger Jahre war er nach München gekommen. Hier zunächst beim katholischen „Fremdenblatt", dann bei der protestantisch-nationalliberalen „Allgemeinen Zei-

Digitized by Google

tung" redaktionell beschäftigt, hatte er nunmehr in Heinrich Höch ein williges Opferlamm entdeckt, dem er den Plan zur Gründung der „Bayerischen Zeitung" aufschwätzte. Mitarbeiter unter ortsansässigen Gelehrten und Schriftstellern wurden leicht gefunden — und einer war Martin Greif. Daß dieser schließlich seine Stellung hatte fahren lassen, weil Reusche ihm das Gehalt schuldig blieb, erfuhr ich nachträglich — am eigenen Leibe. Reusche jedoch, weit entfernt mich mißtrauisch gegen sich zu machen, kriegte es dank seiner pfiffigen Ueberredungskunst fertig, mich auf einen Umschwung zum Guten zu vertrösten. Nicht an ihm läge es, sondern an Höch, der sich momentan in Zahlungsschwierigkeiten befände usw. Aber wenn dem so war, wie ging es zu, daß Reusche selbst stets über reichliche Geldmittel verfügte? Jedenfalls fiel mir auf, daß er jeden Freitag sehr geschäftig zu Höch hinaufturnte — und sich hernach nicht mehr blicken ließ. Höch wohnte nämlich im Café Luitpold. Dort lagen zu ebener Erde auch die Redaktionsräume. Man mußte, um dahin zu kommen, einen kleinen Lichthof überschreiten, der nun längst in die Restaurationsräume — und zwar den altdeutschen Billardsaal — verbaut ist. Das Blatt selbst wurde außer Hause gedruckt.

Eines Tages offenbarten mir die Setzer, daß es schwierig sei, pünktlich von Reusche den Wochenlohn zu erhalten. Ich möchte doch ihre Interessen wahrnehmen. Zweifellos eine heikle Sache! Aber lieber wollte ich hintenanstehen, nur um den Fortgang des Unternehmens zu stützen. Es mußte jetzt darauf ankommen, Reusche förmlich den Mammon abzujagen. Sobald ich zu bemerken glaubte, daß er beabsichtigte, sich zu Höch zu begeben, suchte ich ihm unmittelbar zuvor den Aufstieg nach oben abzuschneiden. Bis er keuchend im Comptoir angelangt war, hatte ich bereits das Geld für die Drucker im Sack und er bekam nichts. Zuletzt gab er die Konkurrenz mit meiner Schnellfüßigkeit auf — und so konnte die Zeitung noch durchgehalten werden. Freilich nur wenige Wochen lang. An einem Augusttage wars damit zu Ende. Für die letzte Nummer stiftete ich ein Marterl, das, aus dem Setzerkasten mit einer Gift-Tod-Etiquette verziert, so lautete:

Ihr, die so rühmlich angefangen,
Ist heut die Puste ausgegangen.
Hängt Gläubiger, euch daneben auf,
Wo sie beschloß den Lebenslauf...

Greif und ich hätten auch alle Ursache dazu gehabt. Er war mit annähernd 3000 Mark hängen geblieben und wurde später gegen Höch klagbar. Ob mit Erfolg, weiß ich nicht. Was mich anging, so trug ich Höch

Digitized by Google

an, meine Forderung mit kleinen Wechseln, die er mir ausstellen sollte, nach und nach zu tilgen. Er war gern dazu bereit, meinte aber, daß mir auf seine Unterschrift kein Mensch in ganz München und Bayern einen Groschen geben würde. So stand ich davon ab, klagte ihn auch nicht ein, weil es doch nutzlos gewesen wäre; denn der Gute machte selbst rasch genug völlig Pleite. Zuerst kam seine mit ein paar Hunderttausend Mark zusammengebrachte Gemäldegalerie unter den Hammer, und ich war persönlich dabei, wie im Lichthof des Cafés ein riesiger Ganymed von Bruno Piglhein, für den Höch einst 10 000 Mark gegeben hatte, mit 80 Pfennig ausgeworfen wurde, um schließlich bis auf 495 Mark hinaufgesteigert wegzugehen. Es war eben doch das Bildwerk eines bedeutenden Malers. Nein, ich klagte nicht, Höch tat mir immer wieder leid. Reusche hatte ihm innerhalb knapper acht Monate an 60 000 Mark, zumeist im eigenen Nutzen, aus der Tasche gezogen...

Gesehen habe ich den edlen Catilinarier nicht mehr. Kaum ein Jahr später biß er ins Gras. Seine jugendliche Witwe, eine kroatische Schönheit, folgte ihm bald. Und dann haben sie auch Heinrich Höch begraben. Kein Hahn kräht danach. Nur Martin Greif, ob er gleich starb, wird wohl noch ein Weilchen fortleben in wenigen seiner Lieder.

Hymne

Den Erdball auf und ab reich ich mit meinen Blicken.
Alle Länder, die ich jemals sah,
Liegen hell und ausgebreitet in mir da.
Und ich lebe mit allen Geschicken;
Geburtenschreie, Jammer am Sarg und Grab
Sinken nährend in mein Herz hinab
Und der Liebenden Verzücken.
Denn ich stehe bei den Wehemüttern heut,
Helfe den eifrigen Totengräbern morgen,
Kein Geheimnis der zitternden Zeit
Bleibt meinen Sinnen verborgen.
Ich sehe die siegenden Fahnen
Von heut, besiegend, was ich litt;
Auf allen fernsten Eisenbahnen,
Mit den Schiffen auf allen Ozeanen
Fahr ich, ein geheimer Fahrer, mit
Nach den Inseln im Süd,
Nach den Monden der Nächte im Norden
Und ich wurde nie müd
Und des Schauens bin ich niemals satt geworden,
Welt geschah um meinetwillen,
Es entbrannten um mich ewige Stillen.
Kräfte drängen aufgespart,
Schicksal wurde Gegenwart,
Daß sich eins im andern löse.
Kreisend in unendlichen Ringen
Lauschend seiner eignen Größe
Rauscht der Gott im Wehen unsichtbarer Schwingen.

Jakob Picard

Digitized by Google

Fuselplebiszite

Rasende Temperenzlerinnen vom Format der Carrie Nation, die mit der Axt in nerviger Faust für mildere Trinksitten demonstrieren, dürften der deutschen Menschheit — dank der besänftigenden Wirkung des einheimischen dicken Bieres — bis auf weiteres erspart bleiben. Aber der originelle Wunsch, mindestens durch Abgabe von Stimmzetteln auf den Feuchtigkeitskonsum des lieben Nächsten bestimmenden Einfluß zu gewinnen, ist immerhin schon da. Fünfmalhunderttausend Puritaner und Puritanerinnen haben beim Reichstag um Einführung des Gemeindebestimmungsrechtes petitioniert: die volljährigen Mitglieder jeder Gemeinde, Männer und Frauen, sollen durch Abstimmung darüber entscheiden dürfen, ob und in wie weit ein Ausschank oder ein Kleinvertrieb geistiger Getränke innerhalb der Gemeinde zu gestatten sei. Die Petitionskommission des Reichstags und die Regierungen wollen nun zwar fürs erste von einem Gemeindebestimmungsrecht in alcoholicis nichts wissen: damit ist aber die Angelegenheit weder in der Theorie noch in der Praxis erledigt, denn jener Entscheidung lagen nicht nur sachliche, sondern zum guten Teil auch steuerfiskalische Rücksichten zugrunde, die ein neuer Petitionssturm unter anders gearteten Parteiverhältnissen leicht entwurzeln könnte.

Das Bestreben, die Epigonen vor einer alkoholisierten Vätergeneration zu bewahren, zeugt sicherlich von einem hochentwickelten Kulturgewissen. Peinlich und verwirrend wirkt nur der Versuch, eine Frage des Individualgeschmacks und des Individualwillens als Kommunalproblem lösen zu wollen (anstatt umgekehrt im Individuum den a priori fuselreinen Kommunalwillen zu erzeugen!) Menschen und Dinge werden hier, in der allerbesten Absicht, der Vergewaltigung durch die Gemeinschaft ausgeliefert: dieselbe Hand, die auf ihren Befehl dem Quartalsäufer die Schnapsflasche entwindet, verschüttet zugleich das Weinglas des Dichters, des Heroen.

Das nordische Trinkerproblem ist im Wesentlichen Fuselproblem. Abstinent sein heißt in Norddeutschland und vollends in England und Amerika: auf etwas verzichten, was in der Regel, des Begehrens nicht wert ist. In München, Heidelberg und Rom würde es schon schwerer halten, als Temperenzler zu leben. Die Alkoholika des Massenkonsums zu berennen, kommt vieler Orten eigentlich auf das Vergnügen heraus, eine leidenschaftliche Attaque gegen den Genuß von schwarzer Tinte zu eröffnen. Der Kampf hätte sich bei uns der Hauptsache nach gegen jene schlechten Surrogate zu wenden, deren Konsum verdorbene Geschmacksnerven und Geldmangel voraussetzt, auf die jeder von Herzen gern verzichten würde, wenn es ihm möglich wäre, sich die Narkotika der Reichen zu gönnen, die nicht nur durch teure Alkoholsorten, sondern auch durch verfeinerte Erotik, Kunst, Geselligkeit, Sport und wechselnde Natureindrücke repräsentiert werden. Nur eine solche Art edlerer Trunkenheit ist imstande, jene kläglichen Mittel der Selbstbetäubung zu entwerten und zu ersetzen. (Nicht der Kampf gegen den Rausch an sich!)

Der Trinker aus Freude an der Erhabenheit des Trinkens will mit dem Trinker aus Traurigkeit und Verzweiflung nicht verwechselt werden. Aber der Typ des Nüchternheitsfanatikers, der pessimistische, selbstgenugsame Intellektuelle, der sich gegen jede vulkanische Sprengung seines Ich

Digitized by Google

mit der verbissenen und boshaften Zähigkeit seiner Gattungsmoral (will heißen: seines schlechten Gewissens) zur Wehr setzt, wirft unbedenklich Fuselnarkose und sakramentale Erdentbundenheit durcheinander. Er hat eine leider zur Regel gewordene Entartungsspezies von Trinkertypen: Weltschmerzlyriker, kommentbeflissene Korpsstudenten, Trunkenbolde und kraftweinbedürftige Rekonvaleszenten vor Augen, die er nun, auf ein Votum der statistikfrommen Gemeinschaft pochend, teils mit der Strenge erretten, teils mit Milde begönnern will. Aber sein Für und sein Wider — Beides ist falsch.

Alkoholschäden zu bekämpfen ist nicht die Sache der Moral und Hygiene, sondern der sozialen Kultur und sozialer Machtargumente. Der außerordentliche Erfolg des Schnapsboykotts der deutschen Arbeiterschaft ist nicht auf ethische und temperenzlischere Motive zurückzuführen, sondern auf die Durchschlagskraft einer parteipolitischen Parole. Niemand wird es einfallen, zu bestreiten, daß ein Alkohol-Zweckverband, wie er hier in Aktion trat, zugleich eine sittliche Mission erfüllt: aber sie ist nicht sein oberster Programmpunkt. In England wiederum, wo heute tatsächlich jeder sechste Einwohner Temperenzler ist, handelte es sich um Fusel in seiner gemeingefährlichsten Gestalt: der englischen Gesellschaft wurde das Gemeindebestimmungsrecht zum willkommenen Instrument der Selbstverteidigung gegen eine unerhörte Verwilderung der Trinksitten.

Aber selbst der kargste Deutsche wird, sobald er britischen Boden betritt, den Mangel an öffentlicher Gastlichkeit, der dieser glorreichen Puritanergeneration zu danken ist, als bedrückend empfinden. Von Alkoholexzessen ist in englischen Temperenzlergemeinden zur Zeit vielleicht weniger zu bemerken als früher; die Ursache liegt jedoch meist darin, daß die Exzendenten den Schauplatz ihrer Tätigkeit in die Nachbarorte verlegt haben oder es vorziehen, sich innerhalb ihrer vier Wände auszutoben: ein Verfahren, das durch die billigere Eigenproduktion wesentlich gefördert wird. Der Quäker und Schokoladenfabrikant Cadbury hat denn auch, solcherlei Eventualitäten weise vorausahnend, in der Gründungsurkunde der Gartenstadt Bourneville ausdrücklich festgesetzt, daß der Alkoholvertrieb in der Gemeinde nur dann unterdrückt werden soll, „wenn nicht nach Ansicht der Verwaltung eine derartige Unterdrückung zu noch g r ö ß e r e n U e b e l n führt". Und in Port Sunlight bei Liverpool war es das souveräne Volk selbst, das für die Erteilung der Schanklizenz an das bis dahin temperenzlerisch geleitete Kommunalgasthaus votierte. Was aber die Temperenzler besonders verschnupfte: die erforderliche Dreiviertelmajorität wurde nur dadurch erzielt, daß man vorsichtshalber — die F r a u e n zur Abstimmung zuließ. (Votes for women! . . .)

Die tiefere Ursache des lokalen Fiaskos lag, ganz allgemein gesprochen, in dem heillosen Versuch, ein Mysterium zu rationalisieren. Denn nicht nur die Entscheidung zwischen Spiritus und Selterswasser steht zur Diskussion: es geht um zahllose in beiden Lagern verkannte Glücksmöglichkeiten, um den festlichen Aufputz des Lebens, um seine Sonntage, um seine Helden und Sänger. Anakreon würde vermutlich niemals in eine Stadt mit Gemeindebestimmungsrecht übersiedeln: er hätte sonst jeden Augenblick zu gewärtigen, daß ihm ein Plebiszit den Betrieb sperrt.

Max Adler

Digitized by Google

Die Erdenschwere der Phantasie

All die antiken Darstellungen mythologischer Figuren, die asiatischen Dämonen und Geister, die mittelalterlichen Teufel und Fabelwesen (bis zu Dürer und Callot) sind in derselben, naiven Art konstruiert. Menschen und Tiere müssen gleicherweise herhalten, und da der Kopf eines Krokodils, dort der Rumpf eines Papageis und wieder die Gliedmaßen eines harmlosen Europäers werden zusammengestoppelt und das abenteuerliche Wesen, das Erstaunen und Grauen zu erregen hat, ist fertig!

Nun ist sehr viel Zeit seit Callot vergangen, aus einem Nichts von Sagen und Mythen ist eine allumfassende, profunde Wissenschaft emporgewachsen. Diese Wissenschaft hat vieles geklärt und festgestellt, und unter diesem Vielen schließlich auch die Bewohnbarkeit erdferner Welten. Es ist natürlich, daß sich da der „Erdianer" vorstellen will, wie doch die „Marsmenschen" und „Pallasbewohner" eigentlich aussehen, und ebenso natürlich ist es, daß es Beruf des Künstlers ist, diese Neugierde zu befriedigen. Und siehe: trotz alles Fortschritts in Wissenschaft und Kunsttechnik, blieb die Methode, den „Marsmenschen" und „Pallasbewohner" darzustellen gleich, mittelalterlich! Man muß Paul Scheerbart zugestehen, daß er der denkbar konsequenteste, radikalste Phantast in der Literatur ist, und dennoch: auch er verfügt bloß über diese einzige Möglichkeit phantastische Wirkungen zu erzielen, über diese Zusammenstoppelungstechnik. Und so wird es gerade bei Scheerbart vollends klar, daß wir nicht nur physisch, sondern mit unserer ganzen Phantasie an die Erde und ihre sichtbaren Formen gekettet sind. Ein paar armselige Sprünge, und wir müssen zurück!

Wohl einer der ersten Marsromane stammt von Kurd Laßwitz. Hat es Laßwitz übersehen, daß vom wissenschaftlichen Standpunkt (das wäre diesfalls der darwinistische!) ein kleines Plus oder Minus an Wärme, Wasser, Sauerstoff (der Erde gegenüber) auch vollkommene Veränderung der Entwicklungsrichtung der Lebewesen bedeutet, oder hat er bereits die Unmöglichkeit eines freien Phantasiewaltens eingesehen, jedenfalls Laßwitz' Martier sind Menschen wie wir. H. G. Wells versucht es bereits mit der Phantasie, und was zu erraten wäre, trifft ein. Die uns fremdartigsten animalischen Lebewesen sind zweifellos die Tiefseetiere, die Polypen, Seeanemonen etc. Nun, Wells' Marsbewohner sind krakenartige Ungetüme, eigentümlich mit mechanischen Maschinen gekreuzt. Noch phantastischer zu sein, ist Scheerbarts Streben. Und Scheerbart kommt wirklich soweit, als es eben noch die Vernunft gestattet. „Lesabéndio", „Ein Asteroiden-Roman"*) ist Scheerbarts letztes Werk. Biba, „ein sehr alter Pallasianer, der sich besonders für die Sonne interessiert und philosophische Bücher schreibt", Lesabéndio, „ein Führer, der mehr technische als künstlerische Interessen hat und die Erbauung eines großen Turmes am meisten fördert", Sofanti, „ein Fachmann für Hautfabrikation" etc. sind Hauptpersönlichkeiten, aber es treten noch viele Quikkoïaner und andere seltsame, astrale Individuen auf. Der Inhalt ist sicher seltsam, beispielweise:

„Der Pallesianer Nuse sah jetzt den Lesabéndio mit dem Biba heranfliegen und breitete gleich seine Kopfhaut wie einen riesigen Regenschirm seitwärts aus und brachte den Rand seiner

*) Georg Müller, München.

Digitized by Google

Kopfhaut zum Schwingen. Lesabéndio und Biba taten dasselbe; so pflegten sich die Pallasianer zu begrüßen, wenn sie gerne miteinander sprechen wollten. — Und sie sprachen miteinander. — Viele feine Falten glitzerten dabei neben den Mundwinkeln der Pallasianer. Und die messerscharfen Nasen zuckten öfters." Oder:

„Um ihre Saugfüße ein wenig zu schonen, pflegten zusammenfahrende Pallasianer aufeinander sitzen — was zuweilen sehr drollig aussah. So saß auch Biba mit seinem Saugfuß auf Lesabéndios Rücken hinter den Flügeln, als die Beiden auf den Bandbahnen einem ferner gelegenen Berggipfel zustrebten. Nachher saß der Lesabéndio auf dem Biba. Die Beiden kamen rasch weiter im oberen Teile des Trichters und überflogen mindestens dreißig breite Talschluchten in ein paar Augenblicken." U. s. f.

Man sieht, wie allerlei irdische Möglichkeiten kaleidoskopartig verwendet werden. Und wenn Schilderungen, wie die angeführten, zum Lachen reizen, möge man keinesfalls annehmen, daß es sich hier um einen unfreiwilligen Humor handelt. Scheerbart ist ein Knockabout der Phantasie. Er ist ja darauf gekommen, daß sich Formen nicht erdichten lassen, aber mit den drolligsten Sprüngen und Saltomortalen sucht er sich über die Hindernisse hinwegzusetzen. Den intellektuellen Leser müssen nun Scheerbarts tolle, nicht selten ironischen und selbstparodistischen Kreationen aufs Köstlichste unterhalten.

„Lesabéndio" ist nicht am wenigsten deshalb interessant, weil dem Buche 14 Zeichnungen Alfred Kubins beigegeben wurden. Und diese Zeichnungen des grandiosen Poe- und Nerval-Illustrators zeigen hübsch, um wieviel mehr noch der Zeichner an die Erfahrungsformen gefesselt ist. Kubin hat, will er nicht ganz unmöglich werden, noch dort volle Menschenähnlichkeit zu zeichnen, wo Scheerbart doch anscheinend frei erfindet.

Hermann Koch

Die Augen der Angelina Perza*)

Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Irgendwo stehen wir zu allem in geheimer Beziehung. Wir buhlen mit Wunschbildern. Plötzlich fühlen wir, daß der Dämogorgon selber die Szene stellte. Wir vernehmen das leise, höhnische Locken der Unterirdischen. Und verhüllten Hauptes, sehend blinden Auges schreiten wir weiter — bis ans Ende. Bis ans Ende.

Der Dichter Netto wagt es, die dünne Decke aufzuritzen, darunter, die Menschenwelt tückisch umlauernd, die Geisterwelt ihr Wesen treibt. Es wäre banal, die Geschichte nachzuerzählen. Ihre suggestive Macht liegt in der unheimlichen grausamen Intensität der innern Schau; in diesem illusionslosen Wahrnehmen furchtbarer Gesetze, die scheinbaren Zufälligkeiten, jenseits aller Willenshandlungen, eine grauenhafte Bedeutungstiefe geben. Wir sterben alle an unsern Träumen. Wir suchen das Wunder; was wir aber in Wirklichkeit suchen, das ist die Erfüllung, das Schicksal. Das eherne Muß des kosmischen Denkprozesses zwingt uns mit einer eisernen Logik, die nur dem kleinen Teilgedanken des unendlichen Welthirns, dem menschlichen Verstande, nicht einleuchtet, unsern dunklen Weg zu Ende zu gehen:

*) Verlag Paul Cassirer, Berlin.

Digitized by Google

eine Idee, die sich selber vollendet. Drunter hört man die endlose Kette klirren.

Ein kühler, klarer Intellekt, illusionslos, amoralisch: betrachtet der Dichter das Ziehen und Gleiten. Blank poliert, stählern, greifen die Verzahnungen ineinander. Er läßt das Uhrwerk mit entsetzenerregender Ruhe vor uns ablaufen, bis „die Masse Kraft und Leben sich erschöpft hat." Das Werk gleicht der schweren, verführerisch gleißenden Frucht, an die eine Pflanze all ihre Kräfte verschwendet hat, um sie, nur einzig sie zu bilden und mit einer berauschenden herben Süße zu füllen. Das Erdreich, aus dem die Wurzeln ihre Nahrung saugen, ist der Garten der Qualen; die Frucht aber ist von der gefährlich verlockenden Art jenes Apfels, den die Schlange vom Baume der Erkenntnis pflückte und Eva reichte. Wer hineinbeißt, wird wissend — schrecklich wissend. Ob der Dichter Netto, der diese Novelle schuf, noch ein Weiteres zu geben vermag? Wer so das Geheimnis selber geschaut, dem müssen die Worte auf der Lippe sterben, und sein innerstes Sein „ist dem Tode schon anheimgegeben." Netto hat an der Mündung gestanden, wo individuelles Sein und Weltwesen ineinanderfließen, und in seinen Worten ist jene äußerste Konzentration zu einer einmaligen, entscheidenden, zusammendrängenden Rede eines, der nie mehr vor den dunklen Vorhang treten mag.

Peter Hamecher

Diebstahl

Man muß nicht gleich Rentierskassen erbrechen oder fünfundzwanzig Kamele herdenweise entführen, Diebstähle lasten schon auf einem Blatt Papier.

Man verlangt im Café eine Zeitschrift, um Gedichte oder Skizzen eines Freundes zu lesen.

Inhalt — — richtig! — Seite 395.

Man blättert.

Seite 395 ist nicht zu finden.

Fetzige Ueberreste verraten, daß ein Dieb hier war.

Offenbar ein geistiger Freund des Dichters; ein guter Freund sogar; sonst hätte er das Blatt nicht mitgenommen.

*

Es ist Mittwoch. Donnerstag, Freitag und Samstag lesen noch viele Gäste in der Zeitschrift.

Sie würden vielleicht auch Seite 395 lesen, Gefallen daran finden und sich, wenn der Dichter ein Unbekannter ist, schließlich auch den Namen merken.

Angenommen, bald darauf erscheint ein Buch des jungen Dichters und wartet in einer Auslage. Vielleicht würde mancher, der die Gedichte oder die Skizzen gelesen hätte, in sein Tasche greifen, um ein Silberstück zu opfern.

Aber so — „unbekannt!" —

*

Lieber Leser, bist vielleicht du der egoistische Freund des jungen Dichters gewesen?

Hand aufs Herz! —

Du hast ihm durch solche Freundschaft schlechten Dienst erwiesen.

Gottfried Kölwel

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Das Kartell der schaffenden Arbeit

Von Theodor Heuß

Die Konkurrenz der Fürstenwallfahrt nach Kelheim hat in der öffentlichen Beachtung einen Vorgang verdunkelt, der politisch von ungleich größerer Bedeutung ist als die harmlose Feier im Geiste des ersten bayrischen Ludwig. Die Reden und Festberichte von der Donau fraßen sich durch die Spalten der Zeitungen, daß dort kaum Platz blieb für einen Kongreß, der gleichzeitig in Leipzig stattfand. Der hatte allerdings den unbedenklichen Namen „Deutscher Mittelstandstag", und ein Programm, das mit Einzelfragen den politischen Kern der Versammlung verhängte. Man weiß nicht recht, ob es den Leuten recht oder unbequem war, daß sie so, von der Phalanx der Fürsten und Bürgermeister verdrängt, etwas im Hintergrund blieben.

Der Sinn der Leipziger Tagung ist die Bekanntgabe der Interessengemeinschaft, die von dem Zentralverband deutscher Industriellen und vom Bund der Landwirte geschlossen wurde; als drittes Glied hat sich das unklare Gebilde des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes den beiden mächtigen Gruppen angehängt. Die Reichsregierung hat ihre Grüße und Wünsche aussprechen lassen. Der Abgeordnete Dr Oertel, der fatale politische Poet der Rechten, hat den neuen Bund in seiner Weiheandacht das „Kartell der schaffenden Arbeit" getauft.

Die Geschichte, die sich da vollzieht, hat mehrere Kapitel. Eines davon ist ein wenig moralisch; es betrifft den Zentralverband. Als vor ein paar Jahren zur Abwehr der agrarischen Uebergriffe der Hansabund gegründet wurde, stellten sich die Zentralverbändler mit unerschrockener Selbstsicherheit an seine Spitze; sie markierten eine Zeitlang Führung gegen den Agrarierbund,

Digitized by Google

Man wußte, daß es sich für sie nur um ein Manöver handelte in dem Kampf um den Vorrang innerhalb der industriellen Welt. Sie drangen nicht durch und ließen denn auch auf halbem Weg die Maske fallen. Es war ihnen nie ernst gewesen mit den programmatischen Reden, daß die politische Vormacht des Agrariertums niedergeworfen werden müsse. Heute verzichten sie auf die Fechterstellung und reichen dem „Gegner" die Bruderhand. Die Auguren brauchen sich nicht mehr anzuzwinkern; verbündet können sie sich den Betrug der Oeffentlichkeit ersparen.

Das taktische Bündnis zwischen der schweren Industrie und den Getreidemagnaten ist ja in seiner praktischen Wirkung nicht von heute. Es half Bismarck im Ausgang der siebziger Jahre, die deutsche Wirtschaftsführung auf die Privatinteressen der politisch Mächtigen zuzuschneiden, es stand im Hintergrund der Bülowschen Hochschutzzöllnerei und funktionierte nach der bewährten Formel: do ut des. Vorab die kleine Schar der Freikonservativen bildeten den Schnittpunkt der Verständigung: Leute wie der alte Kardorff waren der Typ, in denen sich grundsätzlicher Industriefeudalismus und Kornjunkertum kreuzten. Man verständigte sich über die möglichen Gewinnprozente auf Kosten der Fertigindustrie und des Handwerks, denen man Material und Arbeitskräfte verteuerte, auf Kosten der Kleinbauern, der Lohnempfänger, der übrigbleibenden Masse der „Unproduktiven". Das Neue und Wichtige der Leipziger Kundgebung ist nur dies, daß man sich nicht mehr auf die stillen Abreden in Sitzung und Kommission verläßt, sondern eine öffentliche Kampfgruppe bildet.

Niemand wird behaupten können, daß die schwere Industrie und die Landwirtschaft eine natürliche wirtschaftliche Interessengemeinschaft darstellen; nur bestimmte sozialpolitische Abneigungen sind ihnen von Hause aus psychologisch gemeinsam. Aber in vielen schwierigen Einzelfragen der Praxis, etwa im Problem der Arbeiterbeschaffung, klaffen zwischen ihnen tiefe Gegensätze. Es ist auch nicht so, als ob man sich dieser Unterschiede nicht bewußt wäre. Die landläufige agrarische Demagogie lebt ja in

Digitized by Google

ihrem Stimmungsvorrat von der Gegnerschaft gegen den rheinisch-westfälischen Industriekapitalismus, und auch auf der anderen Seite hat man schon offene Worte über diese Dinge gesprochen. Als vor reichlich zweieinhalb Jahren der alte schroffe Bueck die Geschäftsführung im Zentralverband niederlegte und sich aus dem Amt hinausbankettieren ließ, war sein Abgesang voll pessimistischer Worte, ob sich das Geschäft mit Diedrich Hahn noch einmal machen ließe. Denn er begriff den circulus vitiosus der Zöllnerei, daß ein weiteres Eingehen auf die agrarischen Forderungen weitere Verteuerung der Lebensmittel, weitere Erhöhung der Arbeitslöhne notwendig mache. Sein Pessimismus hat nicht recht behalten. Dr. Schweighoffer macht aus der Geschäftsverbindung eine offene Handelsgesellschaft.

Das Demagogische des Vorgangs liegt in der Wahl der Gelegenheit. Man traf sich bei den Biederleuten vom „Reichsdeutschen Mittelstandsverband", beim schlichten Mann aus der Werkstube und streckte dem auch noch seine Arme hin: kleiner Bruder, du darfst mitgehen. Und diese Gruppe läuft hinterdrein. Bloß darf man sie nicht mit dem deutschen Handwerk verwechseln. Dessen schaffende und aufbauende Vertretung liegt in Handwerkskammern und Gewerbevereinen, daneben aber ist gerade das Handwerk im letzten Jahrzehnt das Tummelfeld von Unklarheiten und persönlichen Ehrgeizen gewesen, ein Exerzierplatz von halbbeschäftigten Lärmmachern. Am Schreien liegts, daß man vorne dran komme; das ist das Geheimnis des agrarischen Erfolgs, und es wurde auch zur Methode gemacht, als der Bund der Landwirte daran ging, die kleingewerbliche Stadtfiliale zu gründen. Der „Mittelstand" wird so mitgenommen: er ist, gleichviel ob er mitgeht, bei dem politischen Spiel, das hier losgeht, der Betrogene.

Die Grundlage des Leipziger Vertrages ist ein Schutz- und Trutzbündnis für Teuerung und gegen Sozialpolitik. Der Bund der Landwirte garantiert der schweren Industrie das Maß von Protektionismus, das der deutschen Industrie in ihrer Gesamtheit den Atem schwer macht, aber bestimmten Dividenden gut be-

Digitized by Google

kommt; der Zentralverband schluckt den „lückenlosen Zolltarif" des Dr Hahn. Beide wenden sich gegen die Fortentwicklung des Arbeiterrechts.

Versteht mans recht, so ist der neue Bund das erste Fanal der kommenden Kämpfe um das Bild der deutschen Wirtschaftszukunft. Die nächsten großen Auseinandersetzungen innerhalb der Reichsgrenzen werden nicht um Militär oder Flotte oder Staatsform gehen, sondern um die Ordnung der wirtschaftlichen Kräfte: sollen Rittergut und Zeche die Regierungssitze des künftigen Deutschlands bleiben, oder soll das Volk der wachsenden Millionen die Fessel abreißen, die seinen gewerblichen und sozialen Aufstieg beengt. Ein paar Jahre, dann stehen wir wieder in den Zollkämpfen. Die Rechte hat die Bedeutung des Kommenden begriffen; wird die Politik der Linken dasselbe Maß entschlossener Sicherheit finden?

Einem hätte man den Tag von Leipzig gegönnt: dem Dr Alexander Tille. Zwischen all den widerwärtigen Clownerien seiner Kundgebungen war das etwa der Leitstern für seine theoretischen Nachtwanderungen, was jetzt in Leipzig verwirklicht wurde: alle Gruppen sogenannter selbständiger, arbeitgebender Unternehmung mechanisch zu addieren. Er hat es nicht mehr erlebt. Und der Undank der rasch vergessenden Welt nahm nicht einmal den freundlichen Namen auf die Lippen.

Bulgarisch-rumänische Feindschaft

Von Adolf Flachs

Als Fürst Alexander I. im Jahre 1886 dem bulgarischen Thron entsagte — genauer ausgedrückt — auf Rußlands Wunsch entsagen mußte, wandte er sich im Einverständnis mit Stambulov an Carol I. mit der Anregung, dieser möge Rumänien mit Bulgarien nach dem Vorbilde des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn

Digitized by Google

unter seinem Szepter vereinigen. Der rumänische Souverän sprach sich nach kurzer Ueberlegung grundsätzlich für diesen Vorschlag aus, wollte seine entscheidende Antwort jedoch erst nach einigen Tagen geben. Er beriet sich auf telegraphischem Wege mit den höchsten Stellen in Berlin. Hier winkte man ab. Insbesondere hielt der alte Reichskanzler die beabsichtigte Union für unratsam. Und Carol I. lehnte ab.

Dieser Vorfall bildet ein verläßliches, einwandfreies Zeugnis für die freundschaftlichen Gefühle der Bulgaren von damals für die Nachbarn nördlich der unteren Donau: der Battenberger wie Stambulov und deren intimere Anhänger nahmen also als sicher an, daß dem bulgarischen Volk ein solch inniges Bündnis mit dem rumänischen sehr willkommen gewesen wäre und dieses hätte kaum etwas dagegen einzuwenden gehabt, denn es bestand ja seit langer Zeit zwischen beiden Völkern das beste Einvernehmen.

Als die Türken ihre christlichen Untertanen im Balkangebiet noch mit — damals zeitgemäßer Härte — behandelten, flüchteten die Bulgaren in Scharen über die Donau — nach der Wallachei und Moldau. Diese dazumal noch türkischen Provinzen hatten unter dem Druck und der Wildheit der von der Pforte entsandten Vertreter weniger als die bulgarische zu leiden, auch, weil sie nicht unmittelbare Nachbarn des Konstantinopeler Vilajets waren, weniger zu fürchten. Aus Haß gegen die Türken wie aus Vorliebe für ihre Glaubensgenossen — die Bulgaren sind ja gleich den Rumänen orthodoxe Christen — empfing man die Flüchtlinge auf dem freieren Boden freundlich und gütig. Das Verhältnis der Rumänen zu den Gästen gestaltete sich umso angenehmer, als diese in der Mehrzahl stille, friedliche, fleißige Arbeiter waren und namentlich durch großzügigen Gemüsebau auf dem Lande und durch Gemüsekleinhandel in den Städten dem Lande Nutzen ohne Schaden brachten. In den in der Nähe der Donau gelegenen Landgegenden vollzog sich oft eine Mischung der beiden Rassen, da viele Bulgaren in ihre Heimat nicht zurückkehren,

Digitized by Google

wollten oder konnten. Auch in den Donaustädten kamen Mischehen nicht selten vor. So heißt es auch, daß Rumäniens größter Politiker, J. C. Bratiano, der Abkömmling einer bulgarischen Familie namens Bratow gewesen sei. Man hört mitunter behaupten, daß in den Adern der Bewohner des heutigen Königreiches Rumänien 8—10% bulgarischen Blutes fließe. Andererseits schätzt man die Zahl der reinblütig gebliebenen Rumänen in Donaubulgarien (wohl zu hoch) auf etwa 100 000; hierzu kommt noch die gänzlich unkontrollierbare Zahl von Mischehen auf diesem Boden.

Je schwächer und demgemäß milder die Türkenherrschaft in den jetzt bulgarischen Landen war, desto geringer wurde die Zahl der Auswanderer nach Rumänien.

Im vorigen Jahrhundert, etwa gegen Ende der 40er Jahre, begann das bulgarische Volksbewußtsein ernstlich zu erwachen. Der türkischen Regierung konnte dies natürlich nicht gefallen, und sie suchte diese Regung nach Möglichkeit zu ersticken. Die ersten Vorläufer und die späteren Führer der bulgarischen Renaissance mußten ins Ausland fliehen, die meisten ließen sich in Rumänien nieder, weil sie hier aus nächster Nähe am besten für ihr Volk arbeiten konnten. Die Flüchtlinge — darunter Kaufleute, Politiker und Schriftsteller — ließ man in Rumänien unbehelligt ihr Werk vorbereiten; ja, sie fanden mitunter auch Unterstützung. In welch glänzender Weise das rumänische Heer im letzten russisch-türkischen Kriege zu Gunsten der Bulgaren eingegriffen hat, ist allgemein bekannt.

Mit den Erfolgen, die Bulgarien hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten errungen hatte, wurde es auch selbstbewußter und herrischer — die Rumänen sagten: anmaßender. Die freundschaftliche Gesinnung, die die Nachbarstaaten verbunden hatte, verwandelte sich allmählich in Gereiztheit und schließlich geradezu feindselige Stimmung. Die Rumänen behaupten, daß ihren Stammesgenossen auf dem Balkan, den Kutzowlachen, von den Bulgaren das Leben sauer gemacht werde; man verletze fort-

Digitized by Google

während die nationalen Empfindungen der Kutzowlachen, hindere sie an dem Aufbau ihrer kulturellen Einrichtungen, namentlich des Schul- und Kirchenwesens. Dann kam der Einmarsch des rumänischen Heeres.

Die Regierungen der beiden Völker haben sich nun versöhnt. Die Rumänen werden bald wieder „gemütlich" sein; die Bulgaren jedoch dürften nicht sobald vergessen, daß ihr heimatlicher Boden von feindselig gesinnten Soldaten des Nachbarn betreten wurde. Der Bulgare verzeiht wirkliches oder vermeintliches Unrecht, das man ihm angetan hat, nur sehr schwer. Sein Haß ist still, stark, zäh ....

Man darf es als zweifellos bezeichnen, daß das bulgarische Volk den Verlust des „Vierecks", das zu den ertragreichsten Landstrichen gehörte, nicht verschmerzen wird, daß die Bulgaren den Revanche-Gedanken unablässig und zielbewußt hegen und pflegen werden, bis zu dem ihnen geeignet erscheinenden Zeitpunkt, da sie es versuchen werden, ihn in Tat umzusetzen. Rumänien hat nun in Bulgarien, wenigstens im Volksbewußtsein, einen Todfeind. Schon im Hinblick auf die jetzt feindseligen Beziehungen zwischen den beiden Nachbarn ist der Bukarester Friede, was auch die Fürsten sich depeschieren mögen, nichts weiter als ein Waffenstillstand.

Amelias Angedenken

Von Rudolf G. Binding

Carlos Devalier war der Sohn eines großen Gewerbetreibenden in einer geschäftigen Stadt unseres deutschen Landes. Der Vater hatte die Welt mit Badeeinrichtungen und ähnlichen der Gesundheit, Reinlichkeit und verwandten Bedürfnissen dienenden Wohltaten und Anstalten versorgt und war gerade daran, sich mit dieser Tätigkeit, da alle reinlichen Eigenschaften des Volkes ohne sein Zutun

Digitized by Google

wuchsen, ein beträchtliches Vermögen zu gewinnen, als er starb und seinem einzigen Hinterbliebenen zwar ein aufblühendes Geschäft, aber eine verhältnismäßig kleine Erbschaft an Geld und eine noch unbedeutendere an Verstand hinterließ; denn davon hatte er selbst nie viel besessen.

Carlos, damals 20 Jahre alt und vom Vater schon im Hinblick auf die künftige Größe und Gewichtigkeit erzogen, die ihm das aus Badewannen, Mulden und Becken aller Art zurückströmende Geld dem Lauf der Dinge nach geben würde, fühlte sich völlig als Träger einer höheren Kultur und als Angehörigen einer veredelten Generationsstufe, die es ihm nicht mehr erlaubte, in den Schaum erwerblicher Tätigkeit zurückzutauchen. Er verkaufte alsbald das väterliche Geschäft. Denn er war empfindlich bis in die Tiefen seines Gemüts und freute sich fast über den innerlichen Abstand von seinem Erzeuger, den er fühlte, wenn er beim zufälligen Anblick seines Namens auf den mehrfach erwähnten Becken und Wannen oder in den schönen städtischen Anstalten, welche die Herkunft aus seines Vaters Niederlage freimütig bezeugten, ein wenig schamhaft errötete, wie vor etwas Anrüchigem.

Es war daher auch eines der ersten Dinge, die ihm nach seines Vaters Tod zu Betrachtungen Anlaß gaben, wie man den Namen durch eine vielleicht unauffällige geeignete Abänderung aus jenem Geruch heraus bringen könne. Mit dem guten deutschen Vornamen, der ihm einst von seinem Vater zugefallen war, schien es leicht zu glücken; denn er gewann durch die kaum zu beanstandende Verwandlung in Carlos einen, wie's ihm schien, fremdländisch-vornehmen Klang. Seinem Familiennamen aber, der sich ärgerlicher Weise gar nicht in die Fernen alter französischer Geschlechter verfolgen ließ und ihm selbst verdächtig jung und nichtsbedeutend dünkte, versuchte er dadurch beizukommen, daß er ihn geeigneten Falls in zwei Teile zerlegte oder wenigstens das D im Anfang recht klein und das V der zweiten Silbe recht groß und in einem gehörigen Abstand zur ersten schrieb. Glaubte

Digitized by Google

er aber ein übriges tun zu sollen, so fügte er dem r am Schluß noch einen nach unten gebogenen kleinen Schwung an, der einem s nicht unähnlich war, und verband dann in Gedanken dies so geschmückte Bruchstück seines Namens mit der Vorstellung von irgend einem alten Schloß in Frankreich, das nirgends lag noch je irgend wo gelegen hatte. Für sein verfeinertes Gefühl nahm sich das so entstandene Carlos de Valiers doch erheblich besser auf dem Papier aus, als das Karl Devalier auf den fatalen Becken und anderen Orten, und wenn er den Namen auf Urkunden auch nie offensichtlich zu fälschen wagte, so widersprach er andererseits niemals der sich bei den Unkundigen einbürgernden Schreibweise mit der bezeichneten Trennung oder den Vermutungen von adeliger französischer Herkunft, die er in dieser Gestalt wachrief.

Mit dem schwankenden Besitztum des derart verbesserten Namens und der recht beträchtlichen Summe, die er aus dem Verkauf des Geschäfts erlöste, setzte sich Carlos zurecht, um ganz seinen Grundsätzen zu leben, deren er, da fast keine Woche verging, ohne daß er sich zu den alten einen oder ein paar neue anschaffte, bald eine ansehnliche Herde zu hüten hatte. Denn nach Prinzipien sein Dasein zu richten und sie konsequent zu befolgen, darin bestand für Carlos die eigentliche Weisheit des Lebens; und zwischen diesen beiden Fremdworten fühlte er sich so wohl und verschanzt wie zwischen zwei weichen und zugleich schützenden Kissen eines Ruhestuhls.

Manche dieser Richtlinien und Stützen seines Lebensbaus boten anfänglich einen ganz vernünftigen Anblick; aber sie hatten es an sich, in der Anwendung, die er von ihnen machte, beharrlich ins Abenteuerliche und Lächerliche auszuschlagen und sich zu verwerfen, wodurch dann der zwischen ihnen eingeklemmte Carlos häufig genug in eine schiefe Lage kam und schleunigst ein neues Prinzipchen ausfindig machte und anbaute, mit dem er der Abweichung aus dem Lotrechten entgegenarbeiten und alles wieder gerade richten könnte.

Digitized by Google

Zu den Grundpfeilern seiner Anschauungen gehörte es aber, daß man sein Geld anständig ausgeben und bei den Vornehmen der Stadt und des Landes von sich reden machen müsse. Carlos trieb sich daher mit Beharrlichkeit in sogenannten vornehmen Lokalen umher und fand es für seinen Ruf vorteilhaft, sich ab und zu mit einer spanischen Tänzerin, die in der Stadt ein Gastspiel gab, oder einem Stern der Bühne ins Gerede zu bringen, wobei es ihm ganz und gar nicht darauf ankam, jenen Damen die diamantbesetzte Strumpfbandschnalle, die er ihnen schenkte, selbst anzulegen oder mit ihnen zwischen zwei Leintücher zu kommen, sondern nur darauf, daß die Leute das als wahrscheinlich annahmen und es lächelnd und anerkennend besprachen. Denn er war im Grunde viel zu bequem, um sich durch Liebesabenteuer in Unruhe zu versetzen. Aber, wie er war, machte er aus dieser Eigenschaft alsbald eine Tugend und einen neuen Grundsatz, der ihm als solcher der Leidenschaftslosigkeit besonders philosophisch und nachachtenswert erschien; nur galt es, die oben genannten, nicht minder wichtigen gegen ihn aufrecht zu erhalten, damit seiner Manneswürde kein Abbruch geschehe.

Um nun wiederum dieser einen kräftigen und sichtbaren Rückhalt zu geben, fand er es für gut, da und dort, wenn es sich nur halbwegs mit den Tatsachen vereinbaren ließ, einen hübschen Jungen eines besonders hübschen Mädchens als Pfand seiner Liebe anzuerkennen und als solches mit einer anständigen Rente auszurüsten; was dann auf der anderen Seite glücklich dem Grundsatz einer freien Denkweise entgegen kam, wie er ihn auslegte.

Da er von nichts etwas rechtes verstand und doch nach seiner Meinung das Beste gerade gut genug für ihn war, so überließ er es sich anpreisenden Meistern und Lieferanten, ihn damit auszustatten. Er ließ sich ein kleines Palais aufführen, wie es der Baumeister für gut und würdig erachtete; der Innendekorateur richtete ihn ein und stellte alles an seinen gehörigen Platz; der Schneider zog ihn an, wie sich Lord Falmouth angeblich kleidete; der Haarschneider stutzte ihm die Haare, wie sie Marquis de Villiers

Digitized by Google

in Paris nach den letzten Nachrichten trug, wobei Carlos, während er auf dem Frisiersessel lag, sich an dem ähnlichen Klang des Namens dieses Edelsten mit dem seinen leicht berauschte.

Alle diese schönen Grundsätze und entzückenden Eitelkeiten kosteten Geld und Carlos sah nach einigen Jahren, daß er das artige Gerüst von Pfeilern, Streben, Stützen und Ausschmückungen, welches er um sein Leben erbaut hatte, nicht würde weiter in die Höhe führen können, wenn ihm nicht bald ein großes Vermögen zufloß. Er kämpfte einen harten Kampf, ließ dazu das ganze Heer seiner Grundsätze auf zwei Seiten aufmarschieren und schickte sie gegeneinander ins Treffen. Noch hatte er genug, um sich aus alle dem, was ihn umgab, zurückzuziehen; aber am Ende siegte sein Prinzip der Konsequenz in der Art, daß es nicht zuließ, jetzt alles unvollendet im Stich zu lassen, was für edle Zwecke und Ziele begonnen war und sein Ansehen und sein Glück ausmachte.

Aus solchen wohlerwogenen Gründen heiratete Carlos nach mancherlei Vorbereitungen und Erkundigungen Amelia Süß, eine reiche Erbin, die zwar nicht ganz den Anforderungen entsprach, welche er an Herkunft und Verbindungen stellen zu dürfen glaubte, aber im übrigen sehr bequem für ihn war, da sie nicht hübsch, nicht klüger als er, nicht jung und in keiner Weise anspruchsvoll in die Ehe kam. Carlos dankte ihr für das einzige, was sie ihm zubrachte, nämlich für ihr Geld, dadurch, daß er es zum weiteren Ausbau seiner Gepflogenheiten und altgewohnten Vornehmheiten verwandte. Wenn er sich mit einer gewissen Genugtuung mit den neuen sittlichen Verpflichtungen der Ehe belastete, schien ihn das keineswegs zu berechtigen, seinen erprobten Grundsätzen untreu zu werden, und so teilte er gewissenhaft seine Zeit und seine Kraft zwischen den sich immer höher türmenden Anforderungen des Lebens. Drei Abende der Woche verbrachte er regelmäßig und sittsam mit Amelia, die drei anderen war er verpflichtet in Klubs, beim vornehmen Spiel, im Mäcenatentum gegen aufgehende Sternlein des Ballets oder fahrende Kometen ähnlicher Bestimmungen zu opfern. Für den Sonntag hatte

Digitized by Google

er sich eine besondere Teilung vorbehalten, indem er zwar mit Amelia morgens zur Kirche pilgerte, aber darauf seine freimütigen Anschauungen beim Frühschoppen im Hinterzimmer des Ratskellers rasch wieder an allerhand unsauberen Geschichten erweiterte, um den Kirchgang wieder wett zu machen. Kurz, er fand mit Hilfe seiner Grundsätze bald heraus, zwischen Gott und dem Teufel so hübsch in der Mitte hinzuleben, daß er — je nach Gelegenheit — jenen bei der Hand und diesen beim Schwanz fassen konnte; und mit solchem wechselweisen Geleit hoffte er aufs beste durch die Welt zu kommen.

Der tiefste Schmerz in seinem Dasein aber war, daß Amelia ihm keinen Erben seines schönen Namens, dessen veredelte Schreibweise sich allmählig verbreitet hatte, schenken wollte, und sie dadurch den wohlgepflegten Ruf seiner Männlichkeit gefährdete. Er wurde manchmal selbst an sich irre und der Anblick seiner vorehelichen Söhne, an dem er sich aufzurichten gedachte, konnte die leise quälenden Zweifel seiner Seele nicht völlig beheben. Indes, er trug sein Geschick mit Haltung.

In dieser Zeit war es, daß Carlos ein kleiner stadtväterlicher Bauch zuwuchs und er, wie er bei seiner Betrachtung im Spiegel feststellte, ein würdiges Aussehen gewann. Dies schien ihm die neue Verpflichtung nahe zu legen, einen angemessenen Teil seiner Kraft seinem Bürgertum und dem öffentlichen Leben der Stadt zu weihen, und kaum hatte er das erkannt, als er sich mit all seiner grundsätzlichen Beharrlichkeit der Sache unterzog. Er begann kleine und größere Stiftungen zu machen, für vernünftige und unsinnige Zwecke, wie es gerade traf, gab den Schaffnern der elektrischen Bahnen, wenn sie ihn kannten, wohlwollende Trinkgelder, wofür diese vernehmlich „meinen besten Dank, Herr de Valiers" sagen mußten, und ließ sich von den Schutzleuten auf der Straße, die er zu Weihnachten beschenkte, militärisch-ehrerbietig grüßen. Schon trug er einen kleinen wirklichen Orden im Knopfloch, den man ihm für irgend eine Wohltätigkeit zugewendet hatte, und einen noch nicht wirklichen großen in seiner

Digitized by Google

Vorstellung um den Hals, welchen er dafür erwartete, daß er das Stadtwäldchen, wo sich niemand verlief, durch Wegweiser verschönert hatte; schon auch schmeichelte er sich mit der Aussicht zum unbesoldeten Stadtrat ernannt zu werden.

Da starb Amelia. Und Carlos teilte seine Empfindungen zwischen der Trauer, die ihm die Pflicht gebot, und der Dankbarkeit, dafür, daß sie ihn verließ. Denn es schien ihm gerade noch Zeit zu sein, durch eine rasche zweite Heirat der Erbenlosigkeit abzuhelfen, in der sie ihn zurückgelassen hatte. Da das aber so ungefähr Carlos' erster Gedanke nach ihrem Tode war, schämte er sich etwas; und er beschloß daher, das Angedenken der Toten, die ihm all das schöne Geld hinterlassen und so rücksichtsvoll zur rechten Stunde von ihm geschieden war, in überschwenglicher Weise in Ehren zu halten und zu pflegen; denn er war ein dankbares und leicht gerührtes Gemüt.

Also trug er seine Trauer nach Gebühr zur Schau, rüstete der verstorbenen Amelia ein pomphaftes Leichenbegängnis, ließ ihr einen weithin ragenden griechischen Säulenstumpf über einem tempelartigen gotischen Unterbau aufs Grab setzen und schützte im Hause alles, was irgend wie von ihr herrührte, sorgfältig vor Vernichtung oder Verstellung. Ihr eigenstes kleines Zimmer wurde in ein verschlossenes und verdunkeltes Heiligtum verwandelt, wo es nach allerlei Mottenmitteln roch; ihre Stickereien in anderen Räumen und die von ihrer Hand geschriebenen Wäscheverzeichnisse in den großen Schränken wurden unter Glas gesetzt, und alles an seinem Platz belassen.

Diese umfangreiche Betrauerung berechtigte Carlos begreiflicherweise auf der anderen Seite, seine Blicke um so eher nach einer Nachfolgerin für Amelia auszuwerfen. Da er nun Reichtum besaß und es auf die Gründung eines großen Geschlechtes der de Valiers ankam, brauchte seine zweite Frau nicht alt und vermögend zu sein, sondern mußte, wie er sich überlegte, im Gegenteil Jugend und Anmut besitzen, wie keine andere.

Digitized by Google

Die künftige Mutter seines Geschlechts war denn auch bald gefunden und es traf sich glücklich, daß er in der Erhebung eines Mädchens aus einfachem Stande zu seinen Höhen zugleich etwas von seinem Edelmut und seiner Gönnerhaftigkeit betätigen konnte. So bot er einer auffallend hübschen, blutjungen und unerfahrenen kleinen Schauspielerin, Susanne mit Namen, seine zukünftigen Stadtratswürde, die Erbschaft seiner ersten Frau und alles von seinem Herzen an, was er jemals besessen oder noch besaß. Susanne war unbefangen genug, in alle dem ein Glück zu erblicken, das man nicht von der Hand weisen dürfe, und ergriff es.

Indessen bemerkte Carlos bald nach der Hochzeit an sich eine unbegreifliche Lauheit gegen seine junge Frau, der er die stolzen Hoffnungen nicht verschwiegen hatte, die er auf sie setzte. Da er es sich aber in keinem Fall eingestehen wollte, daß er für diese neue Ehe in der alten an der Seite Amelias vielleicht zu alt, vielleicht auch nur zu bequem geworden war, so betrog er sich mit der Vorstellung, daß ihr Andenken, welches er so eifrig pflegte, ihn noch ganz gefangen halte und je mehr dieses verlösche, desto leichter sich ein Flämmchen für Susanne in seinem Herzen werde entfachen lassen. Aber da ihn zu seinem Verwundern dieses merkwürdige Angedenken an Amelia im Lauf der Zeit nicht losließ, sondern eher noch stärker packte, so verschanzte er sich nach und nach Susanne gegenüber dahinter, indem er es als Entschuldigung bei jedem Angriff anführte, den ihre Jugendlichkeit auf seine Bequemlichkeit machte.

Susanne freilich, die alle ihre fünf Sinne am rechten Ort hatte, durchschaute ihren Gemahl ganz und gar, sah bald ein, daß das Angedenken Amelias zu bekämpfen keinen Zweck haben würde, und fand sich mit dieser Tatsache in ihrer Weise ab; und da sie lustig und vergnügungsfreudig war, gelang ihr das besser, als selbst Carlos zu hoffen wagte, der ihr übrigens in einer Art Schuldbewußtsein alle Wünsche erfüllte, wenn sie mit dem Gelde Amelias zu erfüllen waren.

Digitized by Google

Carlos aber mußte seiner Weise nach nun erst recht die künstlich groß gezogene Liebe zu seiner ersten Frau hegen und aufbinden um für die Kühle gegen die zweite vor sich und der Welt so etwas wie eine tragische Berechtigung zu schaffen. Also wallfahrtete er sozusagen bei jedem Gedenktage, der ihm dazu tauglich schien, zu dem Grab mit der ragenden Säule, träumte vor den glasbedeckten Stickereien oder öffnete andächtig einen kleinen Achatschrein, den er nach ihrem Tode für ein ihn mit fernen Erinnerungen verknüpfendes Myrtensträußchen hatte anfertigen lassen.

Susanne ließ das alles mitleidig lächelnd geschehen.

Indessen glaubte er doch, um nichts zu weit zu treiben, er werde gut daran tun, ihr einen Teil von Amelias Angedenken zu opfern, und eröffnete ihr eines Tages in schwermütigen Worten, daß er beschlossen habe, jenes noch immer verhängte und verschlossene kleine tägliche Ruhegemach Amelias zu ihrer eigenen Benutzung einrichten zu lassen, da er finde, daß sie ein solches entbehre.

„Nein, nein", erwiderte Susanne beinahe heftig; „nichts von einem Opfer oder einer Entweihung eines dir teuren Gedächtnisses! In den Räumen, die ihm entzogen würden, könnte ich mich niemals wohl und frei fühlen. Da du mir aber ein Gemach gönnen willst, das ich ganz als mein eigenes betrachten darf, so wünschte ich mir, du ließest mir ein kleines Gartenhaus mit einem hübschen Raum errichten, in welchem ich musizieren und singen könnte oder der Ruhe pflegen, wenn mir danach zu Sinn ist."

Er glaubte ihr diese kleine Absonderlichkeit umsomehr bewilligen zu sollen, als sie offenbar ebenfalls der Wahrung von Amelias Angedenken entsprang; doch wußte er nicht recht, ob er sie bewundern oder ihr mißtrauen solle. Das Gartenhaus wurde gebaut und von Susanne nach ihrem Geschmack zu dem doppelten Gebrauch eingerichtet, den sie angedeutet hatte.

Freilich mußte Carlos bald gewahren, daß das Gartenhaus nicht auf die beiden genannten Zwecke beschränkt war. Denn wie er eines Abends aus seinem Klub eher heim kam, als es seinen strengen Gewohnheiten entsprach, fand er Susanne nicht im

Digitized by Google

Hause und vermutete sie daher richtig in ihrem kleinen Gartenreich. Er wollte sie dort aufsuchen, als ihm aus dem Häuschen statt des erwarteten Gesanges eine volltönende Männerstimme und danach ein so vertrauliches männliches Lachen entgegendrang, daß er entsetzt in seinem Vordringen inne hielt. Behutsam stieg er die wenigen Stufen zur Tür hinan, drückte geräuschlos die Klinke nieder, fand aber den Riegel vorgeschoben. Da ihm die Lage keinen Zweifel ließ, wappnete er sich mit Haltung und zog sich zunächst vorsichtig in sein Haus zurück. Er sah ein, daß die Umstände einen Mann von ihm forderten, und sie sollten ihn finden.

Also überdachte er, was die Regeln des Anstands von ihm verlangten. Und nachdem er sich eine wohlgesetzte Rede zurecht gelegt, ergriff er einen sechsläufigen Revolver, um im Notfall des Aeußersten für fähig zu erscheinen, prüfte seine Erscheinung noch einmal vor dem Spiegel, der ihn indes nicht zu ermutigen vermochte, und schritt dann, einen hochnotpeinlichen Schweiß auf der Stirn, dem verhängnisschweren Gartenhaus zu. Vor der Tür ließ er ein kleines deutliches Räuspern, wie zur Entschuldigung, vernehmen und klopfte:

„Im Namen meiner ehemännlichen Rechte begehre ich hier Einlaß", sagte er, wie er sich vorgenommen; „man öffne!"

Susanne, die von ihres Ehemanns Temperament nichts, von seinen Prinzipien, wenn er eines für diesen Fall bereit haben sollte, alles fürchtete, fand es nicht für gut, ihren Liebhaber oder überhaupt irgend etwas um deswillen aufs Spiel zu setzen. Mit gesunder Geistesgegenwart erfaßte sie, daß nur ein Ueberrennen alles retten könne, und obgleich sie noch kein Wort wußte, welches sie dem Einlaß begehrenden Carlos entgegensetzen könnte, so sprang sie doch rasch zur Tür und glitt behend hinaus, ehe ihr Mann auch nur einen Blick in den Raum hatte werfen können.

Dieser aber schwieg, von der Schnelligkeit des ganzen Vorgangs überrascht, so daß sie zuerst zum Wort kam:

Digitized by Google

„Unglückseliger", sagte sie halblaut, wie um ihn zu schonen; „siehst du denn nicht, wie ich dir dazu helfe, das Andenken Amelias zu wahren?" —— Und nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: „Man muß aber auch konsequent sein!" mit welchen Worten sie, da ihr genug gesagt zu sein schien und eine winterliche Kälte durch den Garten ging, langsam den Blicken des Mannes entschwand, bis die Tür ins Schloß fiel.

Carlos, der nicht darauf gefaßt war, auf den Stufen von Susannes Gartenhaus dem Geist Amelias zu begegnen und zugleich mit seinem besten Schlagwort einen Stoß versetzt zu erhalten, stand sprachlos und verspürte keine Lust, sich davon zu überzeugen, ob die Tür, vor der er gelassen war, verriegelt oder unverriegelt sei. Kein Mensch konnte behaupten, daß die Worte Susannes irgend wie folgerichtig gewesen waren; und doch schienen sie für Carlos etwas Zwingendes zu haben. Gewiß: er mußte es anerkennen, ja bewundern, wie hoch Susanne von dem Andenken Amelias dachte, das er durch nichts entweihen durfte. Hätte nicht jede andere Frau schon längst daraus eine Waffe gegen ihn geschmiedet, daß er die spät entdeckte Liebe zu einer Toten als Schranke zwischen sich und der Lebenden aufrichtete? Hätte sie nicht auf Scheidung dringen und ihn mit der Begründung vor der Welt lächerlich, die Würde seines Namens zum Gespött, seine künftige Laufbahn zu Aemtern und Ehren zu Wasser machen können? Konnte sie das alles nicht noch, wenn er nicht konsequent war, wie sie verlangte? Und hatte sie nicht eine Art von Recht, wie es die fortschrittlichen Denker jetzt allenthalben predigten, denen er sich so gern zurechnete?

Das waren die Gedanken, die Carlos unter dem Eindruck von Susannens Worten in eine nie gekannte Erregung versetzten, während er sich behutsam, fast wie ein Ertappter, aus dem stillen Garten in sein Zimmer schlich; und etwas wie Rührung und Zerknirschung überkam ihn, als er sich in seinen tiefen Ledersessel warf, wo er angekleidet die Nacht in einem traumvollen Schlaf verbrachte.

Digitized by Google

Am anderen Morgen freilich fand er, wie er sich selbst und alles Geschehene bei Tageslicht besah, einige Einwendungen gegen die unausgesprochene Beweisführung Susannens, die ihm gestern so bindend erschienen war. Aber da er sie gegen den Eindringling in seine Rechte, den er gestern frei hatte ausgehen lassen, nicht wohl nachträglich geltend machen konnte und sich auch halb und halb schon damit zu trösten begann, daß er eigentlich überhaupt nichts gesehen habe, so beschloß er, nur dafür zu sorgen, daß in Zukunft niemand mehr in seinem Garten spazieren ginge, der nicht hinein gehörte, und ein zweites Mal anders aufzutreten.

Allein trotz der eifrigen Ueberwachung Susannens, die ihm nun als eine neue und vornehme Pflicht auferlegt war, konnte er in der Folge nicht das leiseste entdecken, das einen Verdacht gerechtfertigt hätte. Sie war völlig unbefangen und hielt sich merkwürdig ruhig zu Hause. So oft er sie suchte, immer fand er sie allein in ihrem Gartenhaus, nachlässig auf ihrem Ruhelager ausgestreckt, vor sich hin sinnend; kaum, daß sie einmal zu einer kurzen Ausfahrt das Haus verließ. Eine stille einfache Schönheit begann sich über ihre lebhaften Züge zu breiten und ihre frühere Ausgelassenheit und Unternehmungslust schien wie verflogen.

Carlos atmete auf.

Da — es mochten etwa vier Monate seit jenem Abend vergangen sein, den er so gern als einen Traum betrachtet hätte, — wurde er eines Nachts, als er spät von einem patriotischen Festmahl zurückkehrte, durch eine ihm fremde rundliche Frau erschreckt, die ihm mit einer geheimnisvollen Feierlichkeit die Tür seines Hauses öffnete. Sie dienerte ihn in den erleuchteten Eingangsraum, machte Augen wie zwei Sparbüchsenschlitze und redete ihn also an:

„Da darf ich wohl als erste dem gnädigen Herrn gratulieren zu den beiden jungen Herrn de Valiers, denen die gnädige Frau vor ein paar Stunden das Leben geschenkt hat."

Digitized by Google

„Das ist ja gar nicht möglich", fuhr Carlos heraus; denn das Dasein dieser Knaben ließ sich in keiner Weise mit dem Angedenken Amelias, das er so keusch hütete, vereinbaren.

„O, doch", sagte die Dame mit den beiden Sparbüchsen im Gesicht, „Zwillinge kommen in den vornehmsten Kreisen vor; sogar Prinzessinnen —"

„Ach was!" unterbrach sie Carlos ärgerlich, rettete sich an ihr vorüber in sein Arbeitszimmer, wo er seinen Grundsätzen nachzugehen pflegte, und zeigte gar keine Lust, sich durch den Augenschein von der Richtigkeit der Angaben zu überzeugen, die die rundliche Frau, welche ihm unverfänglich nachging, des weiteren über die beiden Stammhalter machte. Als sie aber schmunzelnd sagte: „Der Herr de Baliers möchten gewiß gleich die beiden hübschen Kerlchen begrüßen", dachte er, daß es doch vielleicht klug sei, dieser Einladung zu folgen, und kroch hinter ihr die Treppe hinauf.

Oben machte er Frau Susanne mit den Augen einen stummen Vorwurf. Aber sie zuckte halb traurig mit den Achseln und erwiderte nichts.

Da verbrachte Carlos eine zweite unruhige Nacht in Kleidern auf dem Ledersessel seines Studienraums, was ihm schwer ankam; und wenn er dachte, daß alles ein Traum sei, so gemahnten ihn zwei kleine schreiende Stimmen, zu einer fürchterlichen Einheit verschmolzen, an die Wirklichkeit, welche sich mit keinem seiner Prinzipien beikommen lassen wollte.

Am anderen Morgen, so gegen die Mittagsstunde, begann indessen sein Los freundlichere Gestalt anzunehmen; denn da trafen die ersten Glückwünsche aus der Nachbarschaft und von seinen Freunden ein. Es schmeichelte ihn doch, daß sie es wenigstens für möglich hielten. Füglich konnte ihm doch niemand nachweisen, daß es nicht seine Söhne seien.

Und er begann, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen. Am Ende aber, nach langem Sinnen und ruhelosen Wochen, fand er auch vor seinem Innern für die Anerkennung dieser beiden

Digitized by Google

Erben eine rettende Ausflucht und hat sie nie das entgelten lassen, was nicht ihre Schuld war.

Mit der so erfolgten Gründung des Geschlechtes der de Valiers wäre nun eigentlich diese Geschichte zu Ende, wenn es nicht dem Grundsatze seines mit ihm erstandenen Ahnherrn, alles bis ins Aeußerste zu verfolgen, gefallen hätte, ihr noch einen kleinen Anhang zu liefern, fast wie ein Faunschwänzchen.

Es wandelte Carlos nämlich eines Tages an, allerhand geheimnisvolle Streifzüge in die entlegensten Winkel seines Hauses zu unternehmen, und dabei fand er unter einer Anzahl fadenscheiniger Oelbilder, die in Nichtachtung und schlechter Behandlung sich den Speicher ansehen durften, ein solches, das ihm einer Auffrischung und Neuherstellung wert erschien. Es war, wie er sich erinnerte, das Abbild eines Onkels seines Vaters, jetzt aber bis zur Unkenntlichkeit verdorben und beschädigt. Mit dieser Leinwand, sorglich verpackt, begab er sich zu einem Maler in dem nicht fernen Düsseldorf, den man ihm bezeichnet hatte, und einer der Zwillinge, die damals zwei kernige hübsche Knaben von vier Jahren waren und sich glichen wie ein Kirschlein dem anderen, durfte ihn begleiten. Da nun der Meister um irgend welche Anhaltspunkte bat, nach denen er die kaum noch sichtbaren Züge des Bildes mit neuem Leben füllen könnte, deutete Carlos ihm an, daß er für das Porträt des alten Herrn kein anderes Vorbild stellen könne, als den Jungen, den er hier vor sich sehe; denn nach seiner bescheidenen Vorstellung sei eine gewisse, wenn auch nur ferne, Aehnlichkeit nicht von der Hand zu weisen. Und Carlos war ehrlich dieser Ansicht.

Der Künstler sah prüfend das Bild an, Carlos und den Knaben. Dann lachte er und verstand; denn er besaß Humor.

Also malte er mit Fleiß nun die jungen Züge in das alte Gesicht und nie ist eine Familienähnlichkeit artiger zu Stande gekommen.

Carlos war glücklich. Als das Bild fertig war und in seiner Stube hing, führte er Susanne davor. „Sind sie ihm nicht ähn-

Digitized by Google

lich?" fragte er, bangend, ob er sich nicht getäuscht und sie ihm beistimmen werde.

Sie indes schien das Bild kaum zu beachten, sondern trat nahe an ihn heran und sagte sehr ernsthaft:

„Wenn sie es nicht sind, lieber Carlos, mußt du das Angedenken Amelias dafür verantwortlich machen."

Aber durch die Säle des Hauses verklang, indem sie sich entfernte, ein helles silbernes Lachen und umklingelte wie ein leises Narrenschellengeläut das Haupt des Gatten, als er, noch in inneren Vergleichen das Ahnenbild betrachtend, dessen Züge mit den dunkeln Worten seiner Frau in Beziehung zu bringen suchte.

Beethoven

Von Willi Dünwald

Und wiederum wurden ihm die Noten zu Worten, die Instrumente zu Menschenstimmen, da er dasaß in der Vorstadt Baden in eines einfachen Schlossermeisters Haus. Entflohen war er der Stadt und seinen Wohnungen, deren seine nicht Ruhe findende Unstetheit immer einige besaß ... entflohen war er den ihn stärker als je heimsuchenden Erinnerungen und Gesichtern. Aber Erinnerungen und Gesichte waren mitgeflohen und quälten ihn weiter, belasteten ihn weiter und machten ihn weiter sterbensmüde. Er fühlte, das Leben, das sich von seinem Vater auf ihn weitergegeben und das er nicht weitergeben würde, wollte ihn verlassen. Und dieses Lebens, dieses einsam gelebten Lebens Erinnerungen dämmerten hinauf aus zeitweiliger Vergessenheit; wollten ihn zerdrücken schier. Nicht ein Augenblick in seinen nun dreiundfünfzig Lebensjahren dünkte ihm in der einen Minute, der zum Verweilen schön gewesen ... oder wennschon, dünkte ihm in der anderen, der sich hätte halten lassen. Und doch hatte die Sehnsucht seiner liebeswarmen, liebesbegehrlichen Brust stets und allewege eine Brücke schlagen gewollt zu der Welt da draußen. Und weil das Leben in seiner ganzen, grausam und doch holden Naivität sich ihm nie ergeben, mußte er sich selbst verdächtig werden ... und verdächtig werden mußte ihm alles, was seinem menschlichen Verlangen nicht erlangbar. Wodurch die Keime des in ihm ruhenden Mißtrauens befruchtet worden ... dieses Mißtrauen, das sich umso stärker,

Digitized by Google

umso ausgiebiger entwickelt hatte, je mehr er mit einem seiner Sinne, mit dem des Gehörs, der Welt abgestorben war.

Erinnerungen wühlten in ihm seit Tagen, seit Wochen. Totes stand auf, Vergangenes wurde lebendig, Gestern ward Heut. Alles war wie am ersten Tag und Alles erwies ihm nochmals und wiederum, daß er als ein stets Unbefriedigter, weil nie Gestillter, durch die Tage seines Lebens, angefangen im stets liebgehaltenen Bonn, hatte gehen müssen. Was war ihm der Vater gewesen? Ein Freund, ein Versteher seiner verschlossenen, qualverstummten Kindheit? Nichts denn als ein untalentierter, versoffener Hofmusikus, der ihn mit dem Studium der Musik gequält, um nur bald Kapital aus ihm zu schlagen; nichts denn als ein unhaltbarer Mensch, den er, selbst noch halb Kind, hatte halten müssen, auf daß er nicht in der Gosse verende. Und was war ihm die Mutter? Eine Heilige, eine Mater dolorosa, der gegenüber seine scheuen und verschlossenen Lippen sich nicht öffnen gewollt und also das, Mutter und Sohn auch geistig verbindende Wort des Verstehens, unausgesprochen geblieben. Und was war ihm das in der Bonngasse gelegene, dunkle und enge elterliche Zuhause, darin er in einer armseligen Dachstube auf dieser Welt angekommen? Eine Stätte ehelicher Szenen mit dem Vater als jähzornigen Tyrannen und der Mutter als duldenden Tyrannisierten; eine Herberge nicht auszuweisender oft bitterer Not; ein Herd der Unfrohheiten, der Herzensvereisung, der körperlichen und seelischen Zehrung. Und nur ein Tag im Jahr war geweiht gewesen dem Frieden, der Freude, der Harmonie: Magdalenen-Tag, an dem, Muttern zu ewig gleichen und doch sie immer aufs Neue überraschen sollenden Geburtstagsehre, Laubwerk ins dunkle Wohnungsloch geschafft und Madame Beethoven spät abends aus dem Bett unter ein Baldachin gebeten wurde, um die aus allen Zimmern tönende, ihr dargebrachten Musik entgegenzunehmen; wobei die ganze Gasse auf ihr Gaudi gekommen, zumal geendet wurde mit Tanz auf Socken. Aber weil der Mutter die Lunge nicht gelangt für hohe Jahre, waren der Freud- und Friedensfeste nicht viele geworden. Kaum erstmalig in Wien, hat er fortgemußt allsogleich von Mozarts Seite, diesem, seinem Vorgänger aus Genieland ... hatte fortgemußt zurück nach Bonn, zu traurigen Geschäften: Tote zu begraben, Habseligkeiten zum Trödler zu bringen, den Vater hochnotpeinlich entmündigen zu lassen und für diesen wie zwei jüngere Brüder leibliche Sorge zu tragen. Dies, und weil dadurch sein Geist, sein schon wacher und schaffenssehnsüchtiger Geist im Wachstum gehemmt und gehindert, hatte ihn erfüllt mit melancholischer Verdüsterung.

Grau in Grau lag sein Jugenddaheim. Die Welt durch das Prisma eines staunenden Kindergemüts als Wunder und Traum rosiger Vieldeutigkeit gesehen ... dies war ihm nicht verstattet worden. Und was galten ihm die aus

Digitized by Google

gleichem Blut zu Leben gekommenen Sprößlinge dieses Jugenddaheims? Was waren ihm seine Brüder? Die schlimmsten, verruchtesten seiner Mitmenschen. Als der Name Beethoven Klang in der Welt bekommen, fanden sie gut, seiner Spur nach Wien zu folgen, um diesen Klang sich zunutz auszumünzen. Fremd seinem Wesen, fremd seinem Schaffen, hatten sie sich in seine Nähe gedrängt und unredlich seine Geschäfte geführt, sodaß ihn Scham überkommen mußte ob solcher Umgebung. Aber die Stimme des Blutes sprach immer wieder ihre eindringliche Sprache, wenn er die sauberen Brüder auf den Blocksberg zu schicken gedachte, dahin er sie aus tiefster Seele wünschte. „Gutsbesitzer" beliebte sich einer mit der Arroganz eines vom Esel aufs Pferd Gekommenen zu nennen, worauf er, Ludwig van Beethoven, dessen Künstlerstolz einst gebot: ostentativ einer Fürstin Haus zu verlassen, da man ihn nicht zu den Geladenen der Prinzentafel gerechnet, was ihm herrliche, ihn besonders ehrende Genugtuung erbrachte ... worauf er, Ludwig van Beethoven, dem aufgeblasenen Herrn Bruder mit dem übertrumpfenden Gegentitel: Hirnbesitzer geantwortet hatte. Und das andere, noch geckenhaftere und hochmütigere Bruderblut war unter die Weiber geraten und verkommen, nicht ohne ihm ein Souvenir, entstammend seiner Luderehe, testamentarisch hinterlassen zu haben. Was war ihm dieser Brudersohn? Gefäß seiner von sonst niemand beanspruchten Liebe und Ursache schlimmster Not und Enttäuschung. Dieser Liederling, um den er vor Gericht mit einer Mutter gestritten und für den er, Erziehungskosten bestreiten zu können, zeitweilig zum Vielschreiber geworden ... dieser Liederling, wegen dem er sich mit dem Jugendfreund Breuning entzweit und demzuliebe er den Verlegern als saugender Nimmersatt an den Geldadern saß und sich trotzdem Mahlzeiten entzog, nur um diesen Brudersohn ein kleines Vermögen hinterlassen zu können ... dieser Liederling dankte durch Hohn und Mißachtung; lief, vom gleichen Blut angezogen, zur Mutter Liederlich zurück, ward von der Universität relegiert, tat im Kaufmannsstande nicht gut und würde sicherlich seinen Dank an den komischen Onkel in eine Selbstmordkandidatur gebührend ausgipfeln lassen.

Und doch war unter Menschen nur dieser ihm geblieben, über den und in den hinein seine Liebe sich ergießen konnte, weil die übrigen, wer sie auch immer gewesen, als Gegenstand unerfüllbarer Sehnsucht zu seines Lebens wehmutsvoller Historik geworden. Und besonders am „Zauberfädchen, das sich nicht zerreißen läßt" und das die Frauen in Händen haben, hatte ihn einer stillen Sehnsucht unsichtbarer Gewalt gehalten. Jeannette d'Honrath ... lang her die Zeit, daß diese urfidele Kölnerin den armen Bratschisten des kurfürstlichen Theaters spielerisch am Bändel gehabt, Lang her ... und doch: wenn er den Wienerinnen nachschaute, durchs Augenglas, so ganz heimlich und verlegen,

Digitized by Google

vermeinte er oft Lotten aus seiner Wertherzeit zu schauen. Gräfin Julia Guicciardi ... deren Liebe ihm Mut und Kraft zum Weiterleben und Weiterschaffen gegeben, da das Gespenst immer stärkerwerdender Taubheit mehr und mehr Besitz von ihm genommen und seiner künstlerischen Sendung, kaum in Wien begonnen, schicksalsstupide Einhalt zu bieten schien. Hatten nicht können zusammen gekonnt, weil, wie er damals sich selbst betrügend glauben machte, die Kluft beschränkter Standesbegriffe nicht zu überbrücken wäre. Schmerzdurchzuckt hatte er in der Sonata quasi una phantasia von ihr Abschied genommen, war nach Heiligenstadt in die Einsamkeit geflohen, dort grübelnd und wägend zwischen Sein und Nichtsein; grübelnd und wägend viele Tage, um sich doch schließlich, obgleich das Testament schon aufgeschrieben dastand, durchzuringen zum resignierten Weiterleben. Zur Entsagung gezwungen, sollte er sich damals noch glauben von äußeren Verhältnissen, von Gesellschaftsunterschieden; mußte aber den ihn treibenden Zwang als einen in seiner Natur selbst Ruhenden erkennen, da zehn Jahre nachher er mit Leib und mit Seele ganz und gar ergeben war der unsterblich Geliebten, Therese Brunswick. Schauend ins eigne Ich hinein, war ihm nun als ein im Leben Vollgereifter kund geworden, daß er eine Gemeinschaft, auch mit dem geliebtesten Weibe nicht vertrage, und daß in ihm die Vorstellung der Liebesbeglückung zu sehr über das von der Realität Erreichbare hinausgehe. Und obgleich mithin ein Ausgleich zwischen Phantasie und Wirklichkeit nicht möglich, war er doch stets bestrebt gewesen, Sehnsucht in Wirklichkeit umzusetzen; hatte der jeweils Erwählten und Begehrten zu gefallen, das Rad geschlagen wie ein Pfau und sich aus dem verlotterten Zustand seines äußeren Menschen gemausert zu einem eleganten Herrn.

Einblick in sich und in dies sein Schicksal ließ er auch freimütig Theresen tun, nachdem er in der Fis-Dur-Sonate ihr noch einmal von seiner großen Liebe gesprochen. Und sie verstand und entsagte gleich ihm. Verstand, daß in diesem von ihr verehrten und geliebten Menschen Anziehung und Abstoßung im Streite lagen, daß dieser Mensch ewig Sehnsucht leiden würde nach dem Weibe und nach der Vereinigung mit dem Weibe ... und daß dennoch diesem Menschen ewig grauen müsse vor einem ständigen Zuzweitsein. Sah vor sich den tragischen Menschen: aus innerer Notwendigkeit Zweierlei tun müssen und aus gleichstarker innerer Notwendigkeit nur eines tun können. Des Verlangens nach Liebe und nach Menschen voll und doch leben und sterben zu müssen einsam, nur mit sich allein. Armer, unzulänglicher Mensch bleiben und durchwandern die Tage und Jahre als ein Unbefriedigter, weil Wünsche nicht Erfüllungen werden konnten.

... Die Noten wurden ihm zu Worten, die Instrumente zu Menschenstimmen. Und was er klagte, wurde, kaum seiner Seele entbeichtet, mehr als eines Menschen

Digitized by Google

Leid, wurde zu der Menschheit Leid überhaupt. Das wollte ihn schier zerdrücken. Nicht nur sich, nicht nur persönlichen Erinnerungen und Gesichten entlief er nun... Weltwehs und Weltsnots grauses Gespenst brachte ihn auf die Flucht. Zur Stadt zurück.

Wien, Stadt seines künstlerischen Erdenwallens, dahin ihn ein Freund des Bonner Kurfürsten, Graf Waldstein, als Zweiundzwanzigjähriger gefördert; dorten er sich, trotz Verehrung und Huldigung der Großen und Größen, stets fremd gefühlt und darin man ihn vergessen mit den Zeiten. Aber die sonst schmerzende Empfindung, daß ihm, dem ernsten Ringer, ein leichtfertiger, sinnenkitzelnder Rossini nun vorgezogen wurde, hatte zurzeit in ihm nicht Raum. Denn lebenserhaltende Energie arbeitete in dem, dem Sturm an die Wurzeln seiner tief- und mitempfindenden Menschlichkeit gefahren. Rettung, Erlösung, Befreiung suchte er in dem inbrünstigen, leidüberwindenden Verlangen: o Freunde nicht diese Töne, sondern lasset uns angenehmere anstimmen und freudenvollere. Wenn es sein kann...

Und es konnte sein, da er, wie so oft schon in tiefster Not, sich zurückgefunden zu dem, die den Knaben geliebt aufrichtigen Herzens und nicht erst sich zu ihm gefunden, als dies einer Ehre gleichkam. Es konnte sein, weil seine Seele, voll des Verlangens nach Weltversöhnung und Weltharmonie, nun jene, vorhin nicht geachteten oder wertlos befundenen Erinnerungen des kleinen Lebens in sich trank. Und als er sich nun gar in seiner Wohnung dem Bilde seines, von ihm verherrlichten, obgleich nie gekannten Großvaters Louis van Beethoven, der von den Niederlanden nach Bonn eingewandert, und es vom Hofmusikus zum Hofkapellmeister gebracht, gegenübersah, da nahmen die Manen guter und freundlicher Erlebnisse der letzten in Bonn verlebten Jahre Sturm auf ihn. Seine Seele wurde groß und weit vor Dankbarkeit, da er der erst 28jährigen und doch schon verwitweten Hofrätin von Breuning gedenken mußte, die ihn, den scheuen, starren und trotzigen Jüngling mit ihrer fraulich-mütterlichen, nie versagenden Güte übersonnte und das traurige, bedrückende Elternheim vergessen machte. Im Breuningschen Hause... da durfte er sein, da war er Mensch; dort erhob man ihn aus aller Niedrigkeit und Not; dort gab man ihm der Jugend Paradies; dort sah man tief in ihn hinein. Stephan, der Sohn, zum Freund und Bruder worden, lebte hier in Wien... und war er auch wegen seines Neffen mit ihm entzweit, sie würden sich noch zusammenfinden vor dem Tode. Eleonore, die Tochter, zur Freundin und Schwester worden... ihr hatte er in der Fidelio-Oper, in der Leonoren-Ouverture, seine Liebe und seinen über den Tod währenden Dank gesagt.

Dies kurz durchlebte Glück bedenkend, solcher Beschenkung sich erinnernd, flog seine Seele, die sich nicht im Mittelmaß der Gefühle halten konnte, von

Digitized by Google

Weltende zu Weltende: von Weltweh zu Weltfreude. Und obgleich ein paar Jahr später, als die Aerzte achselzuckend das Siechenbett einer schmerzhaften Wassersucht umstanden und er als ein Unterliegender grausig-humorisch murmelte: „Plaudite amici — comoedia finita est" ... obgleich er sterbend unter Gewittergeböller sich noch einmal aufrichtete und grollend mit Allen und Allem drohend die Fäuste ballte ... in dieser Stunde war das faustische Leben überwunden, die Unzulänglichkeit gehoben. In dieser Stunde vergänglichen Siegs, errungen in Nacht getauchter Einsamkeit, ragte er als der Freund der Freunde, deren Ebenbild in aller Menschen Antlitze schauend, hinan an die Ewigkeitswelt des sehnsüchtigen Geistes. Und in dieser Stunde wurden ihm wiederum die Noten zu Worten, die Instrumenten zu Menschenstimmen, verkündend den großen Menschheitsrhythmus: Bruderliebe, Menschenliebe.

Da aber sein umfassendes, allumspannendes Weltempfinden jubelnd Ausdruck suchte, sein Genius rang und rang und er doch seinem eignen Seid-umschlungen-Verlangen Schillers Hymnus an die Freude unterlegen mußte ... da fühlte er, der Große und Einzige, voll Demut, daß das Wort mehr als der Ton, die Sprache mehr als das Instrument, der Dichter der größere, höhere Mittler sei zwischen Gott und Menschen. Offenbar ward ihm die tiefe Weisheit des Bibelsatzes, der da spricht von der Menschheit höchstem Gut als aller anderer Güter Ursache und da heißt: „Im Anfange war das Wort und Gott war das Wort und nichts ist ohne dasselbe gemacht worden, was gemacht worden ist."

Aussöhnung

Von Walt Whitman

Wort aller Worte, schön wie der Himmel!
Schön ist, daß der Krieg und sein Gemetzel endlich völlig dahin sein müssen,
Daß die Hände der Schwestern Tod und Nacht diese befleckte Welt
sanftmütig reinigen und wieder reinigen.
Denn mein Feind ist tot, ein Mensch, göttlich wie ich, ist tot.
Ich schaue nach ihm, wo er mit weißem Antlitz noch im Sarge liegt —
nähere mich,
Beuge mich nieder und berühre mit meinen Lippen leise das weiße Antlitz
im Sarge.

Uebertragung von Max Hayek

Digitized by Google

Kelheimer Festspiele

Man hatte schon seit Monaten das Gefühl, in irgend einer außerordentlich wirksamen Kombination habe sich die deutsche Oeffentlichkeit noch nicht der großen Zeit von vor hundert Jahren erinnert. Da fand der Prinzregent von Bayern endlich die treffliche Formel: Drei Infanterie-Regimenter, eine Abteilung Pioniere, 400 Polizisten und Gendarmen, zahlreiche Kriminalbeamte aus Berlin und München und fünfundzwanzig deutsche Bundesfürsten und regierende Bürgermeister. Hinter den Bajonetten jubelte ein ergriffenes Volk.

Die Jahrhundertfeiern, die jetzt schon dreiviertel Jahre in Deutschland umgehen und bei denen man teils Standbilder, teils die rollende Unfähigkeit von Fürst und Volk enthüllt, eine große Zeit groß, das heißt hier schlicht und ehrlich zu feiern, haben sich in eine funkelnde Spitze zusammengezogen. In der Kelheimer Attrappe des entthronten Königs Ludwigs I. haben sich die Kollegen zusammengefunden, um auch ihrerseits solidarisch zu erklären, sie hätten die Geschichte des Jahres 1813 mißverstanden. Unter dem Schutz von Militär und Gendarmen versicherte der bayerische Regent, die Bundesfürsten reichten gerne und mit Freuden dem wackeren, deutschen Mann die Hand, der mit ihnen sich zum Schutz der heiligen Güter unsres Volkes, der von Gott gesetzten Autorität und der Liebe zum Vaterland zusammenschließt. Gott sei Dank war dieser wackere, deutsche Mann nur in ausgewählten Exemplaren und dazuhin im Kostüm der Zeit vorhanden, so daß sich immerhin mit dieser patriarchalischen Anwandlung die angenehmen Vorstellungen von Subjekt und Untertan verbinden ließen.

Aber abgesehen von der bajonettstarrenden Illustration einer Freiheitsbewegung, die Erklärung der Fürsten, warum sie ihren Völkern und der Welt die erhebende Kelheimer Feierlichkeit vormachten, muß jedes Herz rühren. Sie haben nämlich ihre diversen Sommerfrischen oder, wie der Kaiser, ihre Geschäftsreisen unterbrochen, um eine gewaltige Demonstration für die unzerbrechliche Einigkeit der Bundesfürsten zu veranstalten. Man demonstriert nicht für selbstverständliche Dinge, sondern für solche, die man sich selbst ein wenig fester einreden will. Mußte gerade im Erinnerungsjahr 1913 eine solche Entblößung erfolgen? Was für den, der mit der augenblicklichen Gestaltung der Dinge im Reich am wenigsten zufrieden ist, debattelos feststeht, die ewige Einheit des Reichs, dafür müssen die Potentaten erst noch demonstrieren. Sie scheinen dynastische immer noch über Lebensfragen zu stellen, nicht zu wissen, daß das Leben notwendig ist, nicht ihr Regieren. Der Geist von 1813, nämlich wie er damals auf den stolzen Höhen der Throne horstete, konnte allerdings keine bessere Illustration finden, als durch diese Kelheimer Einigkeitsparade. Sie hätten zwischen ihre glänzenden Herrschergestalten und das Volk wahrhaftig kein halbes Armeekorps zu stellen brauchen, um den Abgrund zwischen den Vierundzwanzig und den 66 Millionen zu bezeichnen. Vielleicht aber hat die begeisternde Feier in ihren Busen den Reichsgedanken gestärkt — vielleicht waren sie erstaunt und ergriffen, wie gut sie sich vertragen haben und schwenkten ihre Napoleonskronen mit treudeutschem Gruß einander zu. Leider hatte der Kaiser seinen königlich preußischen Privatkintop nicht mitgebracht. Eine kine-

Digitized by Google

matographische Darstellung, auf welche Seite Bayern, Hessen, Badener und Württemberger zusamt den Sachsen hundert Jahre vor dem Tag der Kelheimer Feier standen, hätte den Süddeutschen vielleicht die ganze Lächerlichkeit der stimmungsvollen Feier gezeigt. Damit befaßte sich die fürstentümliche Geschichtsvorlesung des Prinzregenten leider nicht. Er hat aber dafür dem Wiener Kongreß Worte der Anerkennung gewidmet.

Wir aber — und das ist meine Festrede auf 1813 — wallfahren weder zu dem Theatertempel in Kelheim, noch tun wir mit, wenn Jungdeutschland von seiner Jahrhundertfeier an der Katzbach ein Huldigungstelegramm an den — Zaren schickt! Tiefer und dümmer gehts nicht mehr. Wir wollen 1813 und seine immanenten Kräfte dadurch für uns lebendig machen, daß wir die Apostel eines produktiven Patriotismus sind! Die Andern mögen die wehrlosen Freiheitskrieger für ihre hohle Gegenwart mißbrauchen und aus deren Tüchtigkeit für sich das Recht ableiten, leere, servile Burschen zu sein. Wer die Fürstendemonstration erhebend findet, der hat von einer Einigkeit in der Liebe zur deutschen Landschaft, zur deutschen Sprache, zur deutschen Pflicht noch nichts verspürt. Ob die Herrn Potentaten sich einmal vollzählig zum Mittagessen treffen oder nicht, ist ganz bedeutungslos. Ihre Feier war wie fast alle in diesem Jahr eine Totengräberfeier. Wir wollen neue Werte schaffen, um deretwillen wir froh sein können, Deutsche zu sein und die Gegenwart so reich machen, daß sie endlich des Mißbrauchs der Vergangenheit überhoben ist. Der Patriotismus von heute ist ein fleißig geführter Geschichtskalender und was das offizielle Deutschland an eigenen Taten einzeichnet, sind — Erinnerungsfeiern. Dagegen wollen wir mit aller Anstrengung kämpfen, sonst erleben wir noch, daß sich die deutschen Fürsten, zu einer erneuten Demonstration, am 20. September 1919 in Karlsbad zusammenfinden.

Ulrich Rauscher

Klerikales

Ein hübsches Genrebild.

Der Freund der Wahrheit, Dompfarrer Franz Bettinger, die Herren Dr Eugen Jäger und Zimmern in fröhlicher Tafelrunde mit den Sozialdemokraten Franz Josef Ehrhart und Profit vereint. Lauter joviale „Pälzer", die einen guten Tropfen Wein zu schätzen wissen, Leute von demokratischen Manieren, die über Tisch gleich zu gleich reden. Man schreibt das Jahr 1907. Kurz vorher waren die Wahlen zum bayrischen Landtag, auch die Reichstagswahl lag nicht lange zurück.

Also fehlte es nicht an Gesprächsstoffen zwischen den Herren, die anno 1899 im Dom zu Speyer das berühmt gewordene Bündnis geschlossen hatten. Natürlich wurde auch, wie es unter Krischern der Brauch ist, ordentlich geschimpft und diesmal über die Erzbischöfe von Bamberg und München, die sich unliebsam „staatserhaltend" geberdet hatten.

Bettinger hielt mit seinem Urteil nicht ängstlich zurück und der lustig mit den Augen zwinkernde Ehrhart konnte feststellen, daß der stattliche Domherr von herzgewinnendem Freimut geblieben war, genau so, wie er in jener scherzhaften Stunde neben den Kaisergräbern sich gegeben hatte.

Die „Preiße" mit ihren russischen Polizeimanieren bekamen eins ab,

Digitized by Google

über die schlesischen Zentrumsmagnaten wurden starke Aufrichtigkeiten gesagt und der demokratische Geist der süddeutschen Geistlichkeit, der sich ja auch hier so bieder zeigte, wurde gefeiert. Man trennte sich mit Handschlag und neu gestärktem Gefallen aneinander.

Zwei Jahre später. Der kluge Tapezierermeister Franz Ehrhart war gestorben, sein offenherziger Freund und Landsmann Bettinger aber wurde im Januar 1909 auf den erzbischöflichen Stuhl von München-Freising berufen.

Der joviale Domdechant hielt den Klimawechsel nicht aus. Eine ungeheure Gedächtnisschwäche überfiel ihn und insbesondere konnte er sich an keinen Vorgang in Speyer mehr erinnern.

Die feucht-fröhlichen Wahlbesprechungen mit Ehrhart und Profit, die fidele Zusammenkunft im Dom, kurz die ganze politische Vergangenheit hat der neugebackene „Kercheferscht" vergessen. Er weiß von nichts. Seine Trabanten müssen feierliche Erklärungen loslassen, daß der Hochwürdigste nie mit Sozialdemokraten etwas zu tun hatte, und der demokratische „Weschtricher" ruft nach der Polizei, wie die „Preiße" und er will von seinen alten Zechgenossen so wenig wissen, wie der hochnäsigste schlesische Magnat. L.

Despoten

Herr Merton wandert vom Vorstand in den Aufsichtsrat der Berliner Handelsgesellschaft. Carl Fürstenberg ist grau geworden, aber die Proskriptionsliste schließt er nicht. 1902 begann die Mäharbeit und immer wieder fand er Harmlose, die sich wurzelfest glaubten. Dieser Mann will nicht anerkennen. Nur sich selbst schätzt er und vertritt auch Schiefheiten vor seinem eigenen Gewissen und vor der Außenwelt mit starrsinniger Logik und Cynismen. Keiner nennt ihn talentlos. Aber über das Talent hinaus will er universell sein. Das ist er nicht und wird auch nicht verlangt. Eine Selbstregistratur seiner Finanzeffekte müßte ihn belehren. Dutzendweise Debacles. Er hatte immer Aktionärhammel vor sich. Einer kräftigen Gegenaktivitas hätte es bedurft. So konnte er Angreifbarkeiten mit witzigen Nichtachtungen und gebrüllter Wurstigkeit kaschieren. Ob er das kolportierte Wort vom Idiotenkreis gesprochen, ist nicht verbürgt. Gehandelt hat er darnach. Exmittent aller Intelligenzen. Mosler ad exemplum. Wie einen Hohn setzt er sie über sich — in einen machtlosen Aufsichtsrat. Dort mögen sie Kulturen erforschen oder mögen sonst was — besonders ihm. Noch sind die Augen klar. Zwei Augen. Werden sie immer genügen? Das Genie schafft mit Selbständigkeitsvorspiegelung und Gewährenlassen in partibus Helfer und Nachkommen. Fürstenberg ist nicht genial. Er ist begabt und eigensinnig. Doch ist er kein Jobber. Er hat sich des Spargroschensaugers nicht bedient. Aus Blöcken wurde die Handelsgesellschaft gebaut. Immer noch ist sie ein großes und einfaches Monument ohne den Kitsch der Depositenkassen.

* * *

Es hieß, Ballin habe den Anti-Lloydzorn begraben. Seit der Versöhnung mit Wigand sei er Friedensförderer, Interessengemeinschaftler. Die Superioritätssucht hätte ausgeschäumt. Verträglicher Vertragsmann sei er geworden. Seine Seele hat die Krisenapathie überwunden. Die Hochkonjunktur brachte sie wieder zum Brodeln. Er baute nicht Schiffe, nicht

Digitized by Google

Kästen, er baute Leviathane. Meter um Meter über die Lloydmasten hinaus. Ca. 50 000 Tonnen, à 50 Millionen Mark. Der Raumgehalt sollte es machen. Ruhm und Reklame steigerten seine Selbsteinschätzung ins Abnorme. Ein Gott vor sich. Einfach Ballin. Nicht Geheimrat, nicht Excellenz, nicht Hamburgs Ballin, nicht Deutschlands Ballin, Welt-Ballin. „Imperator" maris. Was ist da Heineken? Ein Bremer Kraucher. Gebt der Hapag Raum! Aber der Lloydpatriarch wollte sich nicht in die Poolecke schieben lassen. Ihm wurde wigandisch und nun ist das Rasen da. Die Luxuskiele, die Transportkähne sind Schlachtschiffe geworden. Ratenkrieg im Pool und feindliche Brüder. Kurz vor einer Weltkrise. So wird Klugheit von Despotenwahn umnebelt und sieht nicht mehr die deutschen Schiffahrtsnotwendigkeiten. Lloydlinie Bremen - Boston - New-Orleans - Hapaglinie Hamburg - Baltimore. Zug und Gegenzug. Die Aktionäre werden sich freuen. Reserven sind nicht unversiegbar. Ballin hat aus dem Fiasko 1908 und 1909 nicht gelernt. Er hat die Konjunkturenkalkulation verloren. Und reckt sich immer weiter wie ein Phantasus. Die Regierung will nicht nach San Franzisko? Dann spiele ich den Dirigenten. Ganz Deutschland hat mich verspottet, bin ich nicht allmächtig? Hier ist ein kranker Trieb, der die Kraftgrenze nicht mehr fühlt. Eine genial sich gebärdende Organisationsbegabung. Die Posse wird mit Potenz verwechselt. Inseratensklaven jubeln. Ikararussprung oder Sturz? Wird Ballin sich wiederfinden?

Carnifex

Der energetische Imperativ

Eine sachlich-nüchterne Auseinandersetzung mit Wilhelm Ostwald, dem Philosophen, stolpert allzu leicht über die hochnasige Seichtheit, mit der er philosophische und religiöse Fragen zu behandeln liebt; aber der Nachdruck, welchen er dank seiner wissenschaftlichen Autorität und dank seines agitatorischen Talentes seinen Worten zu geben vermag, sollte jene zum Widerspruch zwingen, die nicht an der Lebensfähigkeit der Philosophie verzweifeln, und auch jene, denen das Pathos Jesu Christi hinreißender dünkt als das des monistischen Sonntagspredigers.

Schon als Chemiker hat es Ostwald verstanden, mit einem Geschick und einer Kraft, wie sie in Gelehrtenkreisen selten sind, für seine Ideen Propaganda zu machen und seinen Gegnern böse zuzusetzen. Und doch hat ihm ein unscheinbarer Feind, an dessen Bekämpfung er viel Beredsamkeit gewendet, eine empfindliche Schlappe beigebracht, ein Feind, dem er die Existenzberechtigung abgestritten — ich meine, das Atom.

Die Energie, mit der Ostwald den Feldzug gegen die Atomistik seinerzeit geführt hat, war vergeudet; im Monistenkatechismus steht zwar zu lesen, daß Energievergeudung die wahre Sünde gegen den heiligen Geist ist, aber nicht einer solchen wollen wir ihn zeihen, sondern nur das Mißtrauen gegen eine Persönlichkeit begründen, deren Talent sich durch ihr Temperament in die Irre führen ließ.

Das Weltgeschehen besteht in der Transformation von Energie. Die Grundgesetze der Energetik gelten, denn der Energiebegriff umspannt gleichzeitig alles Physische und Psychische, für die unbelebte und belebte Welt.

Digitized by Google

Die Verquickung des zweiten Hauptsatzes der Wärmetheorie mit dem Kulturbegriff, das Zusammenfallen des technischen Ideals mit dem kulturellen bildet den Kern der praktischen Philosophie Ostwalds. Der Inhalt des zweiten Hauptsatzes sei durch ein Beispiel illustriert: Bei der Umwandlung von Wärmeenergie in Arbeit geht stets ein Bruchteil der Wärme verloren, der sich also der gewünschten Umwandlung entzieht. Diesen Bruchteil nun auf sein theoretisches Minimum zu reduzieren, fordert der energetische Imperativ. In der Fassung, die ihm Ostwald gibt: „Vergeude keine Energie, sondern verwerte sie" gilt er für alle Energieumwandlungen, also auch für die Totalität des menschlichen Lebens. Wenn nun dieser Satz zur Richtschnur unseres Handelns werden soll, dann müssen wir die Frage entscheiden können, ob ein verwendetes Energiequantum vergeudet oder verwertet wird. Solches gilt für die Probleme der Technik, hier haben die Begriffe „Vergeuden" und „Verwerten" einen eindeutigen Sinn. Für den Techniker ist aber der energetische Imperativ ein selbstverständlicher Gemeinplatz, und als neue Erkenntnis nicht mehr wert als die Tatsache der Ueberlegenheit unserer Dampfmaschine gegenüber der des James Watt, an der niemals ein vernünftiger Mensch gezweifelt hat.

Energieverwertung ist, gemäß der Ostwald'schen Definition, Energieverwendung für gewollte Zwecke, Energievergeudung solche für ungewollte Zwecke, wobei die Worte „Verwertung" und „Vergeudung" sittliche Werturteile involvieren. Der energetische Imperativ führt, wenn er sich nicht auf eine andere sittliche Norm stützen will — und damit unterscheidet er sich bereits prinzipiell von dem kategorischen Imperativ — zu den absurdesten Konsequenzen. Sind dann nicht unsre Techniker ethisch höherstehend als die des vorigen Jahrhunderts, weil sie es verstehen, Energieen rationeller auszunützen? Handelt nicht auch der Verbrecher, der sich der modernen technischen Hilfsmittel bedient, gemäß dem energetischen Imperativ, wenn er die Beraubung oder Vernichtung seines Nebenmenschen nach den eleganten Methoden der Jetztzeit ausführt? Ist nicht eine Gesellschaft amoralisch, die einer Gruppe von Menschen die Energieverwendung für gewollte Zwecke unterbindet und damit den Weg zur — Sittlichkeit verrammelt? Energievergeudungen sind vom Standpunkte des frommen Christen monistische Bestrebungen, oder vom Standpunkte des nationalen Chauvinisten kosmopolitische Tendenzen, die sich umgekehrt werten lassen, sobald man Monist oder Kosmopolit ist.

Der energetische Imperativ führt uns nicht heraus aus der Relativität der Standpunkte, und gerade das ist die Aufgabe der Ethik. Sie soll uns in dem Labyrinth der Willenskonflikte ein Wegweiser sein; um dieser Forderung gerecht zu werden, greift Ostwald auf das beliebte größte Glück der größten Zahl zurück, das als selbstverständliche Erkenntnis unterschoben wird. Beiläufig sei bemerkt, daß der Adel der Kant'schen Morallehre in der völligen Ausmerzung der Eudaimonistik liegt.

Im besten Falle ist der energetische Imperativ eine Interpretation jener mathematisierenden Ethik, für welche das Glück einer Majorität entscheidend ist. Energieverwertung, i. e., sittliches Handeln, ist also Energieverwendung für Zwecke, die von der Majorität gewollt werden. Der Verbrecher ist dann amoralisch, weil sein Wollen gegen eine Mehrzahl gerichtet ist, aber auch

Digitized by Google

der Schöpfer neuer Gedanken muß den Widerstand einer großen Masse brechen und „Willenswidrigkeiten" schaffen. Auch er gehört zunächst einer verschwindenden Minorität an, die die Zukunft freilich zur Majorität werden lassen kann. Die Lösung dieses Rechenexempels ist dem Individuum, das in der Gegenwart lebt, durchaus unmöglich, und der rationale Faktor, den Ostwald mit dem Energiebegriff einzuführen meint, nichts als Schein. Nicht einmal den trivialen Einwand, der gegen alle Eudaimonistik zu erheben ist, vermag er zu entkräften, daß zum sittlichen Idol der indolente Schwachkopf erhoben werden könnte, dessen Wollen auf ein Minimum gesunken ist, der also keine Energie für ungewollte Zwecke verwenden muß und der auch keinen Zwang in das Leben seiner Mitmenschen bringt, weil er eben nichts will.

Die gedankliche und seelische Leere der Ostwald'schen Ethik darzulegen wäre überflüssig, hätte sie ihren Namen nicht von der Kants geborgt. Den Wortschutz, den jedes Patentchen erwerben kann, genießt die geistige Ware nicht; darum ist es Pflicht, auf minderwertige Nachahmungen aufmerksam zu machen. Dr. Franz Eissler

Man kanns nicht besser nachmachen

Auf einer Schweizer Wanderung fand ich an einem verzweifelten Regenabend in Nr. 14 der Berner Zeitschrift „Sport" folgenden neckisch-sinnigen Brief aus St. Moritz: „St. Moritz, die Hotelstadt im Hochgebirge, oder, wie begeisterte Engadinfahrer und Poeten unseren Quellenkurort am Fuße des alten Rosatsch so gerne nennen, die Perle des Engadins, partizipiert an diesem Schönheitshymnus des jungen Blumenkönigs Lenz in hervorragender Weise. Dazu gab dem hübschen Erdenwinkel, der wie eine verzauberte Oase mitten im hohen Engadin träumt, Mutter Natur in beneidenswerter Donatorenlaune auch die notwendigen Vorbedingungen, so daß man sie eigentlich kaum freisprechen kann von dem seitens so manches minderbegünstigten Rivalen gemachten Vorwurfes, bei der Verteilung ihrer Gaben recht parteiisch vorgegangen zu sein. Hier hat sich die Pracht des Oberengadins zu einer mannigfaltigen Kollektion gesammelt, jede einzelne Nuance, aus denen das herrliche Naturgemälde besteht, ist vertreten, sei es der schattende grüne Wald, seien es die blumigen Matten und sonnigen Weiden, der Azurstrahl der Seen oder die Silberkrone eisbepanzerter Bergriesen. Hochgebirgslyrik — unser Engadinbewunderer-Heer hat mit hellen Augen in diese Landschaft geschaut.

Hier auf diesem gesegneten Boden, der sogar mit seinen heilkräftigen Wassern nicht kargt und ihrer drei auf ihrem Gang durch die Zeiten nun längst schon weltberühmte Eisenquellen aus seinem Schoße hervorsprudeln läßt, spielt sich in diesen jungen Junitagen das hoffnungsreiche, jedes Jahr wieder neugeschaffene Schauspiel der Entstehung einer neuen Sommersaison ab." — — —

Lieber Korrespondent, ich drücke dich an meine gerührte Brust, denn du atmest echte unverdorbene schweizer Aelplerlyrik, und, was du auch seiest, Oberkellner oder Kurdirektor, du stehst vor mir als Monument, wie deutsche Poesie durch deutsche Seelen nach- und wiederklingt.

Hochgebirgslyriker aus heeren Landen! Fridolin

Digitized by Google

Anna Pawlowa in München

Die zwei Tanzabende, die Anna Pawlowa in München gab, bereiteten eine große Enttäuschung. Zwar hatte schon das Russische Ballett hier längst nicht die Triumphe gefeiert wie anderswo, und das war kein Wunder gewesen in der Stadt, wo man die Ziele einer neuen Tanzkunst wie nirgend erkannt und verstanden hat, wo Gertrud Leistikow, Alexander Sacharoff, Clotilde von Derp und Sent M'ahesa leben und wo man daher weiß, daß auch der vollendetste Ballettanz die edleren Gesetze des Körpers mißachtet und das Problem der Bewegung fälscht und entstellt. Aber von der Pawlowa mußte man nach dem Rufe, der ihr voranging, dennoch zum mindesten starke Persönlichkeit erwarten, über deren menschlichen Reichtum sich vielleicht die Ueberlebtheit ihrer künstlerischen Mittel vergessen ließe. Sie erschien jedoch, von allem anderen abgesehen, völlig leer, und ihr einziger Tanz, der ernsthafte seelische Momente enthält, der „sterbende Schwan", ist eine Erfindung Fokins, jenes Russen, der sonst in wenig glücklicher Weise versucht hat, Reformideen auf das antiquierte Tanzhandwerk seiner Landsleute zu pfropfen. Der Erfolg, den die Pawlowa mit ihren übrigen Nummern fand, war ohne Wärme und rührte ersichtlich von den Sommerreisenden und solchen Leuten her, die den Tanz als Kunst nicht kennen und nur durch das Weltrenommee der Tänzerin angelockt waren; am zweiten Abend blieben die Blumenspenden aus und viele Sitze leer. Die „Ueberwindung der Materie", die man der Pawlowa nachrühmt, ist nicht, wie behauptet wird, eine geistige, sondern lediglich eine technisch-akrobatische, wie sie heute nur noch im Zirkus und Variété am Platze ist. Die Elßler und Taglioni, mit denen man sie so gern vergleicht, hat niemand von uns gesehen, und selbst wenn der Vergleich berechtigt wäre, so können wir uns doch nicht in unsere Urgroßväter zurückverwandeln. Spitzentänze, Pirouetten, Wadentriller, Gazeröckchen, Puppenanmut, geschleckte Attitüden und kitschige Waldprospekte sind ehrwürdige Requisiten der Vergangenheit, so lange sie in der historischen Erinnerung aufleben und nicht als wirklich wieder in die Gegenwart eindringen. Traditionen sind immer nur zum Teil von Segen, zum anderen aber spuken sie als sentimentale Archaismen umher und versuchen das Wehen eines neuen Geistes und sein Ringen um Ausdruck zu stören. Sie treten auf, von der Reklametrommel begleitet und von einer Kritik begrüßt, die impressionistisch ist auf Kosten der klaren Vernunft, der Gesinnung und Fruchtbarkeit. Hans Brandenburg

Knoops Roman des Niedergangs

In den Briefen an seine königliche Mutter schreibt Prinz Hamlet von dem Roman des jungen Dichters Torade. Der Roman hat große Bedeutung in dem genannten Buch. Das Gerede über ihn ist die Ursache für die fast gewaltsame, völlige Vereinzelung des Prinzen.

Prinz Hamlet aber schreibt davon: „Er ist ein Roman, der im kaiserlichen Rom spielt. Er besitzt alles, was von einem Roman verlangt werden kann: Handlung, Spannung, eigenartige Charaktere, eine ungemein ausdrucks- und wandlungsfähige Sprache. Die Erzählung hat eine große Natürlichkeit, gewissermaßen Selbstverständlichkeit als eine Lebensäußerung jener Epoche; umso sonderbarer mutet es

Digitized by Google

an, daß sie ebenso gut aus unseren Tagen ... genommen sein könnte. — Wichtiger als das eigentliche Geschehen ist der Hintergrund, auf dem es sich abspielt, er bildet den wesentlichen bedeutenden Inhalt des Buches.... Dieselben Verhältnisse, dieselben Wirbel, welche sie im Zusammentreffen bilden, siehst Du in dem alten Rom, und daneben gleichsam als ein vergrößertes, aber etwas blasseres Spiegelbild in unserer eigenen Zeit."

Von Bedeutung ist, daß der Roman des Dichters Torade dem neuen voranging. Der neue entstand, als die Briefe Prinz Hamlets gedichtet wurden; er ergab sich, drängte sich dem Dichter auf, mußte geschrieben werden. Denn das ist nebensächlich, ob der Roman im alten Rom oder im vergangenen Enkhuisen sich abspielt. Und was Knoop über den fingierten Roman des Dichters Torade schrieb, ist kaum anders aufzufassen, als die eigene Erkenntnis Knoops von seiner Aufgabe. Er hat sie gelöst.

Es ist für die gegenwärtige Dichtung bezeichnend, daß so oft in ihr die Gestaltung des Niedergangs und Verfalls gegeben ist. Zumeist ist sie Anfang oder ein kurzer Aufenthalt des Dichters; bei Knoop ist sie offenbar in seiner Natur begründet; denn sie kommt immer wieder.

Und doch ist er nicht der Dichter des Niedergangs. Wäre er es, so müßte im gesamten Werk Knoops an irgend einer Stelle sich ein Ausdruck von Haß, Verachtung oder Verneinung finden; es müßte eine tolle Lust über ein paar Seiten in einem seiner Bücher brüten und ein Paroxysmus dumpfer Leidenschaft das Bestehende vernichten.

Nichts davon läßt sich herauslesen. Sondern das Gegenteil trifft zu. Der Niedergang geht mit solcher Ruhe, solcher Abgeklärtheit vor sich und endet so selbstverständlich wie ein Naturgesetz, daß man die überall veränderte Fähigkeit zur Tat kaum bemerkt. Es gibt keinen Dämon, der gewaltsam die Ordnung löst. Sie hört von selber auf. Man könnte meinen, der Reichtum einiger weniger zersetze mit seiner Uebermacht das Ganze; aber es ist nicht wahr. Man könnte erwarten, daß von unten her neue Männer aufstehen und, von der Begeisterung unzufriedener Massen und der Ränkesucht Mißvergnügter getragen und gestützt, die Absicht einer Neugestaltung durch ihr eigenes Unvermögen zerstören.

Auch das trifft nicht zu. Der Reichtum der regierenden Familien, der Hochmögenden von Enkhuisen, ist zuverlässige Hilfe. Man spendet freiwillig und ohne großes Aufheben; man gibt Geld, viel Geld, um in einer Hungerszeit Getreide zu kaufen; Recht und Gerechtigkeit werden gewahrt; die Freiheit bleibt unbeschränkt; der Emporkömmling findet, wenn auch zögernd, überall Einlaß und bringt es zu Ansehen; das Bewußtsein der sittlichen Pflicht bei Hoch und Nieder ist wach und stark und kämpft das Böse, das tiefbegehrte Unerlaubte, nieder. Und doch geht alles zugrunde.

Dieser unbemerkte, langsame Niedergang, dieser grundlose Verfall ist tief begründet. Gleich im Anfang steht die Müdigkeit alter arbeitsamer Geschlechter. Die lebendigen Nachkommen lassen mit sich geschehen, sie bewegen nichts und beginnen nichts. Der Bestand aller Verhältnisse ist ihnen so sicher, daß sie keinen Antrieb finden; die Müdigkeit ist in allen und verwirrt sie. Sicherheit im Denken und Empfinden geht ihnen verloren. Der gute Geschmack wird zur Enge. Sie verkennen die schöpferische Kraft eines Künstlers unter ihresgleichen

Digitized by Google

und überantworten ihn dem Untergang; denn er allein ist nicht stark genug, auch noch die Hindernisse des Lebens zu besiegen. Sie entschließen sich nicht zu den Maßregeln und Unternehmungen, die der Emporkömmling anrät; nicht etwa weil er es ist, der dazu rät; sie geben zu, daß sein Rat Richtigkeit hat; aber sie entschließen sich nicht. Sie sind müde und warten auf den Zwang.

Der Niedergang wird allmählich deutlich; beiläufig geschehen einige Untaten; doch stören sie nicht die Behaglichkeit des Lebens. Dem Verfall geht kein Gespinst voraus. Nur eine kleine, fast natürliche Umkehrung tritt ein: der Müde wird arbeitsam und opfert ohne Scheu sich und sein Vermögen dem allgemeinen Wohl; der Arbeitsame aber verläßt die Stadt, er, der Emporkömmling, hat zu ihr keine seelische Beziehung durch die Folge vieler Geschlechter, als deren eines Glied er sich empfinden könnte. Er geht, wie der Heimgekehrte, der den Nächsten fremd wurde, in die Ferne, in die glückbringende Welt — ohne Wiederkehr.

Dieser Roman des Niedergangs ist wahr. So geht eine Welt zugrunde. So und nicht anders. Ohne die Aufgeregtheit blindwütender Massen, ohne ihre Zerstörungslust, ohne das Gejammer der Betroffenen. Eine Welt von Menschen wächst irgendwo und vergeht, weil ihr Wachstum ein Ende hatte. In ihrem Keim lag zu Größerem keine Kraft. Sie vollendet sich und verfällt. Die Mühe vieler vergangener Geschlechter hatte sie so geadelt, daß davon ihr letzter Gestus noch ruhige Schöne und keusche Zurückgehaltenheit bekam.

Das ist Knoops Roman des Niedergangs. Von dem sprachlichen Bemühen, alte niederdeutsche volkstümliche Wortfiguren in unser Schriftdeutsch einzuführen, blieb manches zu sagen; es wäre in den Wind. Auch diesmal ist Knoop nicht Mode geworden. Das ist gut. Es läßt dem Kommenden Raum, das vom Werden einer neuen Welt zeugt. Georg Hecht

Heine und die Frauen

(Bei Gelegenheit eines Buches.)

Waschzettel lügen immer; ob sie einen Roman von Walter Bloem als „epochales Werk" ankünden, ob sie Kleists Novellen als „echtes deutsches Hausbuch" anpreisen, ob sie Scheerbarts „Große Lichte" (jener tiefseriösen Dichtung) ein Prädikat oktroyieren, gegen das Paul Schüler revoltieren müßte: sie lügen. Verwaschzettel, Verwischzettel müßten sie heißen, so ihre weitere Existenz überhaupt gerechtfertigt oder zu rechtfertigen wäre.

Ein wundervolles, von Carl Blanck bei Eugen Rentsch-München erschienenes Buch trägt mir ein Streifband zu mit der grausig-beirrenden Aufschrift „Der brillanteste aller Kurmacher" (natürlich zinnoberrot und mit dem Vermerke Mk. 1.80). Das Werk handelt weder von Casanova, noch von Byron, sondern bezweckt, das Liebeleben Heinrich Heines zum ersten Male wahrhaft darzulegen. Dabei lautet der Aushängezettel derartig: Reklame? Doch wohl eher ihr Gegenteil, eines schädlichen Verwischzettels kläglichstes Beispiel.

Dieses Werk ist ernst und gut; ein Beweis für künstlerisch erfaßte Philologie, für philologisch bewanderte Künstlerschaft. Es gilt, so manchen Irrwahn zu vertilgen, mit vielen verkehrtesten Grundauffassungen aufzuräumen. Der Erkenntnis des Juden, der berufen war, das deutsche Volkslied zu regenerieren (berufen von einer witzigen Ironie der Literarhistorie),

Digitized by Google

ihr war bislang die Feindschaft der Bartels und Nordhausen weit weniger im Wege als die leider ganz antiplatonische Zuneigung der Blumenthal und Konsorten, als die aufdringlich-annexion-gewillte Bewunderung aller jener Unkönner, die in Heines Leichtherzigkeit die eigene Frivolität gespiegelt mit seiner, wie Blanck vorzüglich erweist, nur scheinbaren Skrupelfreiheit, die er sogar (!) im Leben (jenem von ihnen — wie allen Philistern — stets betonten Widerparte der Kunst) bewährte, die eigene journalistisch-niedrige ein für alle Male entschuldigt, ja geadelt wähnten.

Im wesentlichen stellt Blancks Arbeit eine Sammlung von Dokumenten zum Thema „Heine der Erotiker" dar, eine Sammlung, die mit vorbildlich-glückhafter Wahl Gedichte, Briefe und Tagebuchbekenntnisse vereint. Von Amalie Heine über Rahel, „Die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele", über die Prinzessin Belgiojoso bis zu Caroline Jaubert und „Lady Mathilde" zieht sich ein Netz spinnwebzarter Fäden; eine innere Beziehung schließt alle Leidenschaften enger zusammen, als es der Literaturforschung eines halben Jahrhunderts schien: Die Sehnsucht nach Schönheit und Reinheit, wie sie in keinem Künstlerherzen je reicher wogte als in dem dieses oft zum Frauenverächter, zum snobistischen Eroberer aus Langweile, zum Nur-Literaten herabgewürdigten Dichters. Daß der Mann, der die herrlichen Worte über die Muse des Novalis zu dichten vermochte, der Mann, der als erster in einer noch heute musterhaften Prosa die Schlegels in ihrer wahren Gestalt sah, im Grunde viel mehr war als der Vorausempfinder unserer Fin-de-siècle-Stimmungen, daß er einer der frühesten echt modernen Erleber gewesen: es wird auch nach diesem guten Werke noch vielfach bestritten werden. Doch man wird — und das ist vielleicht der Arbeit tiefster Wert — wieder einmal eindringlich erfahren haben, wer die Gegner sind; Heine kannte sie, besser als jeder andere:

„Oh, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Parteien: Barbaren und Hellenen."

Wobei unter „Wahrheit" selbstverständlich jenes „tertium non datur" der Philister aus allen Zeitläuften begriffen ist, die für die Faustmenschen niemals Verständnis noch Sympathie besaßen und ihnen dafür, daß sie sich nicht unbedingt in die Kategorie der Weißen oder Schwarzen ordnen ließen, dann ganz besonders grollten, wenn sie bisweilen die Maske des Satyros vorzogen. Ueber Divergenz in Zeit, Rasse und Ethos hinaus, ragt jene Feindschaft, und stets wird Heine sie mit Goethe, Kleist und Hebbel teilen. Mehr und Mehr wird, da die Läufte der Zeit lehrhafter werden denn je zuvor, sein Lebenswerk und dessen Verfechtung als ein Zeugnis des Kampfes gegen jenes schale Stammtischunwesen bestehen, auf dessen internationale Schädlichkeit durchaus sein Wort passen dürfte:

„Und flöhest du bis China, Japan —
Du wirst nicht los den armen Schnapphahn."

Als welcher so arm ist, nicht fühlen zu können, und so reich, den dessen Fähigen ständig mit Erfolg Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Erich Franz.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die „Neue Armee“

Von E. Moraht, Major a. D.

Aus dem gewaltigen Kampf Frankreichs um sein militärisches Prestige und aus der Besorgnis vor der kriegerischen Kraft eines überlegenen Gegners ist eine Idee geboren, an welcher die militärische Welt nicht vorübergehen kann. Mehr noch sind die unter Rüstungslasten seufzenden Nationen an der Möglichkeit interessiert, entweder die im Konkurrenzkampf immer schwerer zu entbehrenden Arbeitskräfte eine weniger lange Zeit brach zu legen, oder die finanziellen Opfer zu verringern, oder gar beide Vorteile zu gewähren. Es ist der Gedanke von Jean Jaurès, das System des stehenden Heeres durch eine Miliz zu ersetzen. Zwar wendet er sich zunächst an sein Vaterland, zweifelt aber nicht daran, daß, wenn hier der Anfang gemacht würde, die benachbarten Nationen Europas nach und nach folgen würden. Und ich glaube, man darf ihm darin zustimmen. Die in ständiger Wandlung und in fortwährender Entwicklung begriffene Heerespolitik der Staaten kann sich in absehbarer Zeit sehr wohl einem System zuwenden, das der fortschreitenden Demokratisierung der Völker besser entspricht, als das noch bestehende. Indessen ist es ein Irrtum, wenn behauptet wird, vom Milizsystem sei der sozialdemokratische Zukunftsstaat nicht zu trennen. Das Beispiel der Schweiz lehrt es anders. Vorausschicken muß ich endlich, daß es ganz verfehlt wäre, in Jaurès einen Sozialistenführer sehen zu wollen, welcher der nationalen Verteidigung seines Vaterlandes teilnahmslos gegenübersteht. Er selbst weist solches Urteil weit von sich. Sein Programm stützt sich durchaus auf Vaterlandsliebe, und wenn er seiner Partei als Ziel setzt, verhüten zu können, daß abenteuerliche Unternehmungen nach außen

Digitized by Google

den Frieden bedrohen, so hat er in erster Linie sein Frankreich im Auge.

Der Gesetzesentwurf, den Jaurès der Kritik aller Welt vorlegte, umfaßt nach einer langen, allzu langen Vorrede und einer etwas umständlichen Motivierung in 18 Artikeln die Organisation des Landes und des Heeres im Interesse der Landesverteidigung (Deutsche Ausgabe bei Eugen Diederichs in Jena). Alle waffenfähigen Bürger im Alter von 20—45 Jahren sind verpflichtet, an der nationalen Verteidigung teilzunehmen. Vom 20.—34. Jahre gehören sie zur aktiven Armee, vom 34.—40. Jahre zur Reserve, vom 40. Jahre ab zum Landsturm. Jaurès will also die allgemeine Wehrpflicht in ganz ausgedehntem Sinne, ohne Ausnahmebestimmungen und ohne Bevorzugungen. Hierin wie in den meisten anderen grundlegenden Gesichtspunkten dient ihm das schweizerische Wehrsystem zum Vorbild. Aber die Ausbildungsbedingungen seiner neuen Armee modifiziert er, entsprechend der Großmachtstellung Frankreichs. Er gliedert sie in den Vorbereitungsunterricht für Knaben und Jünglinge, die Rekrutenschulen für Bürger im 21. Lebensjahre und in die regelmäßig wiederkehrenden Waffenübungen. Schon früh, mit dem 10. Lebensjahr, beginnt die vorbereitende Schulung der Knaben und währt für die Jünglinge bis zum 20. Jahre. Es handelt sich dabei nicht um eine Vorwegnahme der eigentlich militärischen Ausbildung. Diese Klippe wird klug vermieden, denn die Erfahrung lehrt, daß der beim Soldatenspielen erworbene Dünkel der ernsten Auffassung des späteren Dienstes nur hinderlich ist. Die liberalen Parteien Deutschlands haben sich ein ähnliches Programm der Jugendpflege zu eigen gemacht, das durch maßvolle Sportübungen und rationellen Turnbetrieb die Kraft des Organismus in normaler Weise entwickeln, und Mut und Selbstvertrauen wecken wollen. Auch unsererseits wäre gegen die Ausdehnung des Vorbereitungsunterrichts auf Reiten, Marschieren und Schießübungen, wie Jaurès sie wünscht, nichts einzuwenden, wenn wir

Digitized by Google

im drilluſtigen Deutſchland nicht alsbald Auswüchſe befürchten müßten. Dieſen grundlegenden Vorbereitungsdienſt übernehmen nach dem Geſetzentwurf Jaurès Bürgeroffiziere, auf deren Stellung zur Landesverteidigung wir noch zurückkommen. Ebenſo ſollen die Lehrer aller öffentlichen und privaten Schulen in den Dienſt der Sache geſtellt werden, während Aerzte und ein gewählter Militärerziehungsrat ihn überwachen. Eine vorangehende Schulung der Lehrer ſelbſt und ein Syſtem von Belobigungen und Beſtrafungen der Schüler ſollen den Erfolg fördern.

Jaurès geht einen Schritt weiter als die freie Schweiz, und er hat ſeine Gründe dafür. Sie liegen in der ihm ſicher wohlbekannten wachſenden Unluſt am Dienſt der Landesverteidigung. So ſucht er auch wie mit einer Wünſchelrute nach dem ſprudelnden Quell einer Idee. Er findet ſie nicht in der Religion; die iſt ihm eine „vergangene Kraft“. Auch aus der Sehnſucht nach politiſcher Freiheit erwächſt ſie ihm nicht; die iſt in Frankreich längſt „erworbenes Gut“. Um ſie in der Abſicht der Erwerbung des Elſaß zu erwarten, dazu war die Ruhepauſe zu lang, die „den Gedanken der Vergeltung einſchläferte“. Worin er ſchließlich „die Idee“ entdeckt, welche die Liebe zur Sache und die nötige moraliſche Kraft für die kriegeriſche Konzentration des nationalen Willens geben ſoll? In einer etwas umſtändlichen Definition der Ziele des Parteiprogramms. Soll der Vorbereitungsunterricht mit der Pflege dieſer Idee belebt werden? Ideen, die befähigt ſind, ſich zu elementaren Gewalten auszuwachſen, müſſen früh gepflanzt und täglich gepflegt werden. Es hat alſo hier den Anſchein, als ob Jaurès der Pflege der belebenden „Idee“ den Sieg des ſozialiſtiſchen Gedankens vorangehen laſſen will.

Mit dem 21. Jahre werden die jungen Männer Frankreichs auf 6 Monate in eine Rekrutenſchule einberufen, wo ſie ohne Unterbrechung, oder in 2 Abſchnitten, ihre Einzelausbildung für die Kompagnie, die Schwadron oder die

Digitized by Google

Batterie erhalten. Nur sommerlicher Dienst findet statt und nur in Schuleinheiten, nicht in territorialen Truppeneinheiten der Armee, aber unter Leitung von Berufssoldaten. Im weitesten Umfang ist territoriales Heeressystem zu Grunde gelegt. Wie die Rekrutenschulen ihre Schüler aus dem nächst gelegenen Territorium empfangen, so setzt sich auch der Schlußstein des Wehrsystems, das Heer selbst, aus Offizieren und Mannschaften der einzelnen Rekrutierungskreise in der Art zusammen, daß jede Division aus ihrem eigenen Kreise sich ergänzt. Die Jahrgänge des Feldheeres, die „aktive" Armee, werden während ihrer Dienstzeit, also innerhalb von 13 Jahren, achtmal zu Uebungen und Manövern einberufen werden und zwar die gesamte Mannschaft einer taktischen Einheit zu gleicher Zeit. Jaurès will vermeiden, was einst militärische Autoritäten der zweijährigen Kasernenarmee nachsagten: „Ihre kriegsmäßige Ausbildung ist nichts als ein Köder!" Und dem alten Vorwurf, daß das stehende Heer seine Reserven vernachlässigt habe, begegnet er energisch mit der gleichzeitigen Einziehung aller Uebungspflichtigen des Bürgerheeres. Auch dem Mangel an Liebe zum Dienst will er mit seinem Milizsystem vorbeugen. Ohne Zweifel kennt er jenen Mangel genau und überschminkt ihn nicht, wie unsere deutschen Chauvinisten, wenn sie die „Forderung der Armee" durchgesetzt sehen wollten. In Frankreich äußert sich die mangelnde Liebe zum Dienst durch allerlei Disziplinwidrigkeiten, wie einst bei uns zu Zeiten des 3. Jahrgangs bei der Infanterie. In Deutschland begnügt man sich seitdem, einen gewissen dienstlichen Ueberdruß durch Absingen schwermütiger Reservelieder und durch Berechnungen harmlosen Ausdruck zu geben, wann endlich „Reserve Ruh hat". Das System der Einberufung auf 10—21 Tage zu kriegsmäßigen Uebungen in kriegsstarken Verbänden unterbricht die Lebensfähigkeit des Unmutbazillus, der sich übrigens während der neu votierten dreijährigen Dienstzeit Frankreichs noch aufs peinlichste bemerkbar machen wird.

Digitized by Google

Es versteht sich von selbst, daß das System des Offizier- und Unteroffiziersatzes vom Erfinder der „Neuen Armee" bis ins kleinste durchdacht ist. Für die Aufstellung der ständig vorhandenen Kader aller Truppen ist dieser Gesichtspunkt von größter Bedeutung. Sie werden zum Teil aus Unteroffizieren und Offizieren von Beruf, zum Teil aus Bürgerunteroffizieren und Bürgeroffizieren gebildet. In den Rekrutenschulen aber finden nur Berufsunteroffiziere Verwendung. Ein „Regimentsrat", der wiederum aus Offizieren und dem „Erziehungsrat" sich zusammensetzt, bestimmt die zu Unteroffizieren geeigneten Rekrutenschüler auf Grund ihrer Leistungen. Sie haben dann einen dreimonatigen Kursus auf der Rekrutenschule und einen zweiten eben so langen auf einer Unteroffizierschule zu absolvieren. Niemand darf sich dieser Bestimmung entziehen. Für die spätere Zivilversorgung ist reichlich gesorgt. und die Möglichkeit der Beförderung zum Leutnant ist vorgesehen. Die Offizierkaders bilden sich zu einem Drittel aus Berufsoffizieren. Für die Besetzung der höheren Rangklassen sind in erster Linie Abiturienten der höheren Schulen in Aussicht genommen. Vorauf geht ihrer Aufnahme in einer militärischen Studienabteilung, die den Universitäten angegliedert sind, eine sechsmonatige Ausbildung an einer Rekrutenschule. Ein vierjähriges Studium folgt und erstreckt sich auf Geschichte, Literatur, Philosophie, Volkswirtschaft und Politik. Praktische Uebungen laufen dem Studium parallel und die Beförderung zum Unterleutnant erfolgt nach Abschluß des Studiums, während jeder höhere Dienstgrad einen 20tägigen Spezialkursus an einer Universitätsabteilung voraussetzt. Diese Berufsoffiziere sind die Lehrer der bürgerlichen, der Milizoffiziere. Eine Kriegsschule legt den Grund zur Generalstabswissenschaft. Die Bürgeroffiziere — zwei Drittel des ganzen Offizierkorps — beziehen ein Gehalt und werden in öffentlichen Stellungen bevorzugt. Kein Unteroffizier kann sich seiner Ernennung zum Bürgeroffizier entziehen,

Digitized by Google

dem überdies ein Recht auf Pensionsbezug vom 50. Lebensjahr an zusteht.

Die Wahl der Offiziere, ihre Beförderung nach Dienstalter und Verdienst, ihre Sicherstellung in Staat und Beruf erinnert stark an die Stellung des Offiziertums während der Tage der ersten Republik. Auch Jaurès gibt bürgerlichen Ausschußmitgliedern eine beratende Stimme, die sich bald zu einer aufsichtführenden auswachsen würde. Denn was ihm vor allem am Herzen liegt, ist die Vermeidung jedes Mißbrauchs der Heereskräfte durch Diktaturgelüste Einzelner durch Bekämpfung des Proletariats. Mit beweglichen Worten wirbt er unter den Offizieren des jetzigen Friedensstandes, sich der kühlen Ablehnung seines Entwurfs zu enthalten und sich wenigstens mit diesem vertraut zu machen. Und ich glaube, daß in seinem schönen Vaterlande am ehesten das Verständnis für manchen seiner Gedanken aufgehen wird. Auch wir Deutschen würden klug daran tun, uns mit der Frage zu beschäftigen, „wie trostlos es ist, wenn zwischen den Millionen von Proletariern und den anführenden Offizieren des Heeres ein Mißverstehen sich festsetzt, das nicht wieder gut zu machen ist."

Endlich noch ein kurzer Blick auf die Kriegsbereitschaft der „Neuen Armee". Jaurès schließt sich auch hier teils an schweizerisches Muster an. Er gibt dem entlassenen Soldaten seine Bekleidung mit in die Heimat, aber nicht durchweg die Waffen und Munition. Diese lagern in Waffendepots des Territorialbezirks. Das ist eine weise Vorsicht und ist hinreichend in gewissen nationalen Eigenschaften der Franzosen, die Jaurès richtig beurteilt, begründet. Nur in den örtlichen Grenzbezirken erfordert die Kriegsbereitschaft die Austeilung der Waffen im Frieden. Ein dichtes Verkehrsnetz für jede Art von Beförderungsmitteln wird vorgesehen und die Konzentration der territorialen Divisionen erleichtert. Bei strenger Ueberwachung der Vorbereitung einer auf solcher Grundlage aufgebauten Mobilmachung ist an einer schnellen Truppen-

Digitized by Google

versammlung großen Stils nicht zu zweifeln. Wenn aber Jaurès glaubt, mit seiner Milizarmee größere Stärken zu erzielen, als im mobilen Heere der dritten Republik zur Zeit auf die Beine gebracht werden könne, so dürfte er sich irren. Mehr wie 11% der Bevölkerung werden auch unter seinem System kaum kriegsverwendbar sein.

Was ist nun von Jaurès „armée nouvelle“ zu halten? Stehen wir hier nach Meinung der deutsch-militaristischen Weltanschauung vor einer Phantasterei? Oder haben wir es mit einer Idee zu tun, die nicht stirbt, die ein Ziel bedeutet und sich durchsetzen wird? Ich muß mich für das letztere entscheiden und halte es für kurzsichtig, den Gärungsprozeß zu überhuschen in bequemer Anlehnung an die jetzt herrschenden Gewalten. Daß wir im Wechsel der Dinge einmal wieder zu einer Volksbewaffnung zurückkehren, uns abwenden von der Rüstungspolitik der Gegenwart, ist nicht so unwahrscheinlich, wie es den Nutznießern der geltenden Systeme erscheint. Und gerade wegen des Sieges der dreijährigen Dienstzeit über das Milizsystem in Frankreich breitet sich hier ein Wechsel am schnellsten vor. General Foy hat einmal treffend gesagt, daß der Franzose mit Begeisterung in die Schlacht, aber höchst ungern in die Kaserne gehe. Und General Bazaine-Hayter nennt diese psychologische Beobachtung vollkommen richtig: „Die Eltern entsenden ihre Kinder nur widerwillig zum Heeresdienst.“ Hier wird trotz der politischen Mache zur Zeit der Abstimmung über das Heeresgesetz und trotz des Sieges einer düpierten Majorität der Hebel einsetzen, denn ohne Heeresdienst kann und will man nicht bestehen, aber den Kasernendienst haßt man. Bleibt als Remedium ein Milizdienst und ein riesiges Volksheer im Sinne Jaurès. Als eine Gefahr für den europäischen Frieden könnte solche Wandlung nicht angesehen werden, aber vielleicht als ein Vorbild zur Nacheiferung für Staaten, die sich bisher dem Fortschritt demokratischer Ideen schroff entgegenstemmen.

Digitized by Google

Die Legende von Springe

Von Hans F. Helmolt

Gerade weil ich ihn hoch verehre, muß ich ihn hart angreifen. Das klingt paradox, ist es aber nicht. Konkret gefaßt: gerade weil ich vor der Publizistik eines Heinrich Friedjung eine unbegrenzte Hochachtung habe, muß ich sie befehden, wenn ich glaube, daß sie einmal auf irrigen Wegen wandelte. Ihr Einfluß ist zu wuchtig. Würde man ihre Entgleisungen unwidersprochen lassen, so liegt die Gefahr nahe, daß sie sozusagen Gemeingut aller gebildeten Deutschen würden. Friedjung ist nun mal kein x-beliebiger Dutzend-Politikaster, sondern eine Autorität, dessen Aufstellungen von zahlreichen Lesern unbesehen als politische Glaubensartikel hingenommen werden. Solche Legendenbildung gilt es zu verhüten, so lang es Zeit ist.

„Schlechthin unwiderlegbar" ist kürzlich von einem größeren westdeutschen Blatte der Aufsatz genannt worden, den Professor Heinrich Friedjung am 28. August in der „Vossischen Zeitung" veröffentlicht hatte. So beugt man sich vor seiner Ueberlegenheit! Sonst unterschreibe ich das gern; schätz' ich ihn doch nicht erst seit den Tagen, da er einen vielbewunderten Beitrag zum achten Bande meiner „Weltgeschichte" beisteuerte. Aber im gegenwärtigen Falle fühle ich mich verpflichtet einzuschreiten. Friedjung schrieb dort u. a. folgendes:

„Im Jahre 1909 schüttelten Aehrenthal und Bülow die Drohung der russischen Probemobilisierung furchtlos von sich ab; während der letzten Krise dagegen wurde sie von den Kabinetten von Wien und Berlin besorgt in die Rechnung eingestellt. Die Folge davon war, daß der Sandschak verloren gegeben wurde."

Daß Oesterreich-Ungarn im ersten und im zweiten Balkankriege mindestens moralisch schlecht abgeschnitten hat, geben selbst Wiener einflußreiche Kreise glatt zu. Nistet sich nun, wie es ganz

Digitized by Google

den Anschein hat, die legendäre Auffassung ein, daß daran im wesentlichen Deutschlands Einspruch schuld sei, der dem tatenlustigen Bundesgenossen in den schon erhobenen Arm gefallen sei, dann hätten wir voraussichtlich für lange Zeit ein recht überflüssiges Odium zu tragen. Da wir von dieser Sorte im übrigen gerade genug zu verarbeiten haben, erscheint es angebracht, unberechtigte Vorwürfe a limine abzuschütteln.

Am 22. November 1912 reiste Kaiser Wilhelm II. mit dem österreichischen Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Berlin nach Springe zur Hofjagd ab. Während der Reichskanzler an dieser „Aussprache" teilnahm, empfing der Chef des Großen Generalstabes, General v. Moltke, in Berlin den Besuch seines österreichischen Kollegen, des Feldmarschalleutnants Blasius Schemua. Längst ist es kein Geheimnis mehr, daß die Herren aus Wien im hannöverschen Saupark und in der Reichshauptstadt nicht das gefunden haben, was sie erhofft hatten; daß sie mit der Marschroute heimfahren mußten: das Schwert bleibt in der Scheide. Daraus leiten nun seit geraumer Zeit österreich-ungarische Politiker, wie jetzt wieder Friedjungs Ausführungen lehren, den Schluß ab: wir Schwarzgelben hätten viel tatkräftiger gehandelt, hätten wohl auch mit den Waffen losgeschlagen — aber wir durften ja nicht: uns waren die Hände gebunden!

Gott sei Dank, sagen wir, daß dies so war! Ohne Zweifel haben Kaiser, Reichskanzler und Generalstabschef abgewiegelt. Aber nicht aus blasser Furcht vor der viel zu hoch gewerteten Probemobilmachung Rußlands, sondern lediglich deswegen, weil der teure Bundesgenosse selber vom Beginn der Balkankrisis an höchst unsicher und widerspruchsvoll gehandelt und den Karren gründlichst verfahren hatte. Nur darum riet Deutschland zur Ruhe, weil es in besserer Einsicht erkannte: jetzt, Ende November, ist eine Reparatur der früheren, durch den kühnen Einmarsch der Serben und Montenegriner in den Sandschak Novibazar vereitelten eugenischen Donaupläne schlechterdings nur durch einen europäischen Krieg erreichbar.

Digitized by Google

Angesichts dieser drohenden Gesamtlage war es einfach die Pflicht des Kaisers wie des Kanzlers, die um bewaffnete Unterstützung nachsuchenden Freunde aus Wien abschlägig zu bescheiden. Deutschland hat wahrhaftig besseres zu tun, als balkanische Fehler Oesterreich-Ungarns — und es gibt ihrer eine schwere Menge — mit dem Blute seiner Söhne auszuwischen.

Was Wien hätte tun sollen, das habe ich — in Uebereinstimmung mit einem großen Teile der reichsdeutschen Presse — schon im „März" vom 23. November 1912, also gewiß nicht erst post festum, auseinandergesetzt. Am 10. Oktober hatte Graf Berchtold vor der ungarischen Delegation erklärt: „Wir haben auf dem Balkan wichtige Lebensinteressen und sind entschlossen, sie unter allen Umständen zu wahren." Das klang vielversprechend. Aber es blieb und blieb andauernd bei bloßen Erklärungen. Anstatt frisch und fröhlich den Sandschak wieder zu besetzen (selbst Friedjung sagt ausdrücklich, daß der Zar deswegen seine Kanonen nicht hätte donnern lassen), den Aehrenthal törichterweise allzufrüh aufgegeben hatte, ließ man Gewehr bei Fuß die Serben des Königreichs und der Schwarzen Berge in ihm einrücken. Nun war die Straße nach Saloniki mit einem Male versperrt. Es ist gar nicht auszudenken, welch günstige Wendung wahrscheinlich die Dinge für den Dreibund (und für die Türkei) genommen hätten, wenn das Gebiet von Novibazar von Anfang an als Faustpfand in österreichischem Besitze gewesen wäre.

Welchen Wert solche faits accomplis haben, lehren die Zwölfinseln in italienischen Händen, um von neuen Vorgängen ähnlicher Art ganz zu schweigen. Aber nichts davon geschah. Wien drohte und besorgte seine beliebte Politik der Nadelstiche, die sich dies Mal nicht nur gänzlich unwirksam, sondern sogar als direkt verkehrt erwies. Und diese Summe verpaßter Gelegenheiten hätten wir wett machen sollen!

Nur dann hätte Friedjungs angeblicher Kausalzusammenhang Aussicht auf Uebergang in die methodische Geschichtsschreibung, wenn er den Nachweis liefern könnte: Oesterreich-Ungarn hat

Digitized by Google

zwar schon Mitte Oktober (als die Kriegserklärungen der Balkanstaaten feststanden) seine „Entschlossenheit" vom 10. wahrmachen und in die Tat umsetzen wollen, ist daran aber bereits damals durch deutsche Hemmungen gehindert worden. Wäre es so, dann müßte ich bekehrt die Segel streichen. Aber diese Belehrung wird er uns immerdar schuldig bleiben.

Weder Friedjung noch ich haben die Unterredungen in Springe und Berlin vom 22./23. November belauscht; was wir beide davon wissen, ist nicht viel mehr als eine dem Scheine der Gewißheit nahe kommende Vermutung. Wenn es sich dabei auch um den Sandschak gedreht hat, dann sicherlich nur in dem Sinne: jetzt ist es zu spät dazu! Die siegreichen Serben aus Prischtina und Sjenitza, Novibazar und Kumanovo wieder hinauszubugsieren, dazu hätte es nunmehr, nach vollen vier Wochen ungeahnter Triumphe, einer unverhältnismäßig großen Kraftaufwendung bedurft, deren Bilanz von vornherein ein Minus erwarten ließ. Auf Abenteuer solcher Art sich nicht einzulassen, bedeutete demnach kein „Eingeschüchtertsein", sondern höchste staatsmännische Weisheit, deren Betätigung wir uns durch keine die chronologischen Abfolge auf den Kopf stellende Legende vergällen lassen dürfen.

Luther

Eine psychologische Skizze

Von Dr. Eugen Fischer

Wer von uns vermag mit Luther zu leiden und zu siegen? Wer kennt Augenblicke, in denen Luthers Kraft ihn durchströmte, wer weiß sich auf Wegen, an deren Ende Luther steht? „Die Analyse Luthers ist noch nicht geleistet" sagt Harnack. Also kennen, also lieben wir ihn auch nicht. Analysieren ist Besitz ergreifen, ist das Werk, das lebendige Verehrung unablässig treibt.

Digitized by Google

Dieser Zustand beruht auf einer Grundbeschaffenheit des Protestantismus. Die ruhige und natürliche Verehrung seiner Helden wird ihm schwer. Sein geistiger Grundriß gestattet ihm nicht, zur Würdigung der religiösen Tat eine Form zu finden. Ja, dieser Begriff selbst, der der religiösen Tat, hat im Grunde kein Heimatrecht im Protestantismus. Sein Bekenntniswort von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben ist ihm zum Unstern geworden. Wir bekamen den Gegensatz von Glauben und Werken. Das religiöse Leben suchte seinen Brennpunkt in dem Gedanken des bloßen Hinnehmens der Gnade Gottes. Wollte man die Fülle dieses Gefühls festhalten, so vermochte man nicht den Blick von der Gotteskraft weg auf die Bewegung zu lenken, durch die der Mensch sich ihrer teilhaftig macht. Wären die Beweggründe nicht so erhaben, man müßte es komisch finden, wie der Protestantismus leidenschaftlich um den selbst geschaffenen höheren Besitz kämpft und doch den Blick wie gebannt an dem Bewußtsein der eigenen Tat und des eigenen Wertes vorbeirichtet.

Daß die geschilderte Schwäche die Folge des Lutherischen Erbes ist, liegt auf der Hand. Sie ist in Wahrheit sogar nichts anderes als eine große Spiegelung der Lutherpsychologie. Diese trägt in den großen Einsätzen noch ein sehr einheitliches Gepräge. Jeder, der über Luther redet, hat die Empfindung, daß dessen Charakter durch eine geistige Revolution entschieden wurde. Jeder weiß, daß ihn dabei die ewige Frage nach der Lösung von Sünde und Schuld bewegte. Weiß endlich, daß Luther vor dem Wendepunkt der Verzweiflung nahe war, dann aber der Gewissensnot Herr wurde. Demgemäß gibt der erste Teil der Lutherdarstellungen ein Bild jener zunehmend qualvolleren Entwicklung. Der Psychologie und Pathologie dieser Zustände wandte sich zumeist in den letzten Jahren ein erfolgreiches Interesse zu, und dieser Teil des Bildes wurde beständig verfeinert. Man sieht vor Augen, wie Luther sich müht und quält und zu zergehen scheint. Dann aber verschwindet auf einen Augenblick das Bild, die Bühne dreht sich, — und nun sieht man, wie er aus seines Gottes Vaterhand Gnade

Digitized by Google

um Gnade empfängt. Wie es aber dazu kam, oder richtiger, wie er es dazu brachte, das bleibt so gut wie verhüllt. Man muß aber doch eine Veränderung, muß einen Entschluß in der Verzweiflung bei Luther erkennen, sonst fehlt an der Einsicht in das Erlebnis, für dessen Gehalt er den Kampf seines Daseins führte, nicht weniger als alles. Der Frage nach dem Grund von Luthers Umschwung hat das protestantische Gewissen noch nicht standgehalten.

Es war Pietät gegen Luther, wenn es nicht geschah, und es war sein eigenes Bekenntniswort von der Gerechtigkeit allein aus Glauben, das diese Entwicklung herbeiführte. Sein Verbot, sich jemals einer Leistung oder selbst der guten Gesinnung zu getrösten, ist schlechthin unbedingt. Sogar die Absicht verwirft er sich der Sünde zu entziehen. Man kann ihn nicht anders verstehen, als dahin, in einem unbedingten Verzicht auf Besserung das Erlebnis der Besserung selbst, das heißt die höhere Kraft, die reinere Menschlichkeit, die vollkommenere Erfüllung der menschlichen Bestimmung zu finden. Luther erklärt damit den Begriff der Pflicht für die eigentliche Gefahr des religiösen Handelns, für die Quelle des Verderbens. Darum wagte man es nicht, die Erneuerung als Eigenwilligkeit zu erkennen, und nicht, den Weg zu Gott als eine Tat zu verkündigen, in der Besorgnis, von neuem eine Pflicht aufzurichten.

Man kann zum tiefsten Einblick in das Vollgefühl religiösen Glückes nicht anders kommen, als indem man die Grenzen des Erklärbaren berührt und hinweist auf eine natürliche Ausrüstung zu diesem Empfinden. Luther gehörte zu den Menschen, vor deren Auge immer das Ganze des Lebens steht. Ihr Gefühl ruht nicht, bis es auch das Letzte in sich aufgenommen, was ihm erreichbar ist; und sie kennen die Wonne schrankenloser namenloser Hingabe. Aber wenn sie nicht zum Ziele kommen, so sind sie zerrissen und empfinden nichts als die Qual der Sehnsucht, die sich zur verzweifelten Selbstverachtung steigern kann. Alle Freude, die unendliche und alles Leid, das unendliche, geben die Götter ihren

Digitized by Google

Lieblingen ganz. Man muß den ewigen Gleichklang langer Bücher Luthers auf sich wirken lassen, um die leidenschaftliche Einseitigkeit zu empfinden, mit der er auf die religiösen Grunderfahrungen hindrängt. Man hält es für eintönig und langweilig, bis es sich erschließt, daß hier ein Feuergeist angstvoll sein einziges Lebensinteresse verteidigt.

Es war, wie gesagt, immer das ergreifendste und bedeutendste Kapitel in der Lebensbeschreibung Luthers, wenn sein Versinken in Grübeln und Anklage geschildert wurde. Das schöne und wahre Lutherbekenntnis des Protestantismus besteht denn auch in der Ueberzeugung, daß in der Durchdringung des scheinbar gerechten Handelns mit dem Mut des Sündenbekenntnisses sich Luthers bedeutendste Kraft geoffenbart habe. Die Katholiken Denifle und Grisar schließen aus solchem Bekenntnis, er sei ein ungewöhnlich schlechter Charakter gewesen und haben darauf ihre Biographien aufgebaut. Sie mögen es ungeheuerlich finden, wenn Luthers Naturalismus sich austobt, oder abstoßend, wenn sich bei ihm gegen den Papst eine fast krankhafte und blinde Wut entlädt, aber daß bei seinem Schuldbekenntnis etwas Rührendes und Zartes zu Tage tritt, dieser Einsicht sollen auch die Feinde sich nicht verschlossen halten.

Es ist nicht nötig, Bekanntes und Bestätigtes aus dieser Entwicklung zu wiederholen; es genügt auf die Höhenpunkte hinzuweisen. Sie liegen da, wo Luther in den erhabensten Betätigungen, die der menschlichen Selbstbestimmung möglich sind, das Verderben herausfühlt. Es geschieht mehrmals, daß er von den Gefahren der Ungerechtigkeit ein zusammenhängendes Bild entwirft, wobei er psychologisch vom leichter erkennbaren zum verdeckteren Feind fortschreitet. Die gewöhnlichen, in Leichtsinn und gemeiner Ungebundenheit begangenen Verfehlungen, dann die eitle, törichte oder heuchlerische Einbildung guter Werke, die nicht da sind: das sind die ersten Stufen, deren Beobachtung und Ver-

Digitized by Google

meidung ihm für jedermann möglich erscheint. Dann aber greift er weiter zum Heroismus. Es gibt Menschen, sagt er, die sich durch hervorragende Leistungen im Dienste Gottes auszeichnen wollen. Er unterscheidet sie ausdrücklich von den Falschspielern, die nur den Schein solcher Qualität hervorzurufen suchen. Jene Menschen weiß er von wirklicher unverfälschter Gottesliebe getrieben. Dennoch, sagt er, fallen sie ins Verderben.

In diesen Schilderungen hört man das Selbstbekenntnis. Er kennt offenbar eine schmerzvolle Zeit seiner Vergangenheit, in der er sich nur vom reinsten Willen beseelt wußte und doch aus Vorwürfen, Gebundenheit und Qual nicht herauskam. Er warnt davor, aus guten Vorsätzen und heiligen Entschlüssen sich Hoffnung zu machen. Der Sturz komme doch, ja, er komme eben um des Vorsatzes, um des heiligen Entschlusses willen, so gewiß man ein Mensch sei. Sein Rat ist, man solle denn vom Vorsatz lassen, diesem Irrlicht, das einen Weg vorgaukle, den zu gehen die Natur selbst verbiete. Den Augenblick, in dem Luther diese seine entscheidende Lehre fand, gilt es zur Anschauung zu bringen. Der Fortschritt seiner Ueberzeugung vollzog sich im Gebet. Sammlung und Rückschau und neuer Anfang sind ja in jeder Form, wenn es sich um die Heiligtümer des Menschen handelt, ein Beten. Dabei muß es gewesen sein, daß sich ihm die Kette von Windung zu Windung dichter schlang, mit der er an der Vergangenheit schleppte. Es war seine Natur, daß sein Geist zur Katastrophe drängte. Er erreichte das Ende. Wie ein Todesblitz erhellte ihn die Gewißheit, daß nichts mehr geschehen könne. Die Kraft war aufgezehrt. Sie stand vor der Unmöglichkeit. Er gab sich hin in die Vernichtung. Das war ein Augenblick nicht des Lahmwerdens, sondern des Aufhörens, ein Augenblick, in dem weggewischt war, was der vorhergehende vom ganzen Leben enthalten hatte, ein Augenblick, in dem der Wille nicht mehr war, das Ich sich nicht mehr wußte. Aber nur ein Augenblick. Luther blieb nicht tot. Als er die Augen aufschlug, strömte neues Leben durch ihn; ein Strom, in dem nichts war als Zu-

Digitized by Google

kunft, nichts als Können. Auch nur einen Augenblick. Schon umdüsterte sich die Hoffnung, da sie fühlte, daß auch dieser Lebensmoment wieder im Vergehen, wieder im Wandeln sei. Aber jetzt war die Furcht gewichen. Die Vernichtung war durchlebt und wurde nicht mehr gefürchtet. Mochte das Können auch dieses Momentes nachlassen, man war bereit, auf ihn zu verzichten und sich von der Kraft des nächsten, vom neuen Leben des nächsten, durchströmen zu lassen. Sie war hingesunken, die Angst vor der Pflicht; denn jetzt machte man sich nicht mehr den einen Augenblick zur Pflicht des nächsten und nicht mehr zur Fessel und nicht mehr zur Qual; dem Ersterben der Kraft konnte man entgegenlachen, da man wußte, daß es nie anders mehr gehen würde, als durch Sterben des Augenblicks zum Leben des Augenblicks.

Es ist wunderbar, wie sich alle Ströme in Luthers Geist auf diesen Quell zurückführen und alle schillernden Lichter seiner Worte in diesem Brennpunkte fangen lassen. Insbesondere lösen sich die Widersprüche, in denen der Protestantismus sich verfangen hat. Die neue Gerechtigkeit ist eine Tat. Sie besteht in der Abschüttelung der Vergangenheit; in dem Verzicht auf Pflichterfüllung; ja in der Einsicht, daß Pflichten dem göttlichen Leben hinderlich sind. Diese Gewißheit, jeden Augenblick die Vergangenheit mit allen Taten und Vorsätzen ausschalten zu dürfen und dabei doch gewinnen zu müssen, das ist die Errungenschaft, die Luther mit dem Einsatze von Leben und Ehre verteidigte. Sie war ihm etwas Gottgewirktes, denn er hatte sie nur wie durch Zufall entdeckt; und doch war sie eine bewußte Bewegung des Geistes, war Wille und Leistung. Sie bedeutete auch eine neue Pflichterfüllung, da sie der einzigen Menschpflicht, zu leben und zu wirken, genügte, in der alle Vorsätze vergehen und neu werden. So konnte Luther sagen, Pflichterfüllung bestehe in Pflichtenbrechung. Er wollte aber nicht die Auflösung. Er suchte Zusammenhang, harmonisches Auswirken des alten und harmo-

Digitized by Google

nisches Einsetzen des neuen Willens, Beherrschung des Lebens als eines Ganzen; und er hatte die Sehnsucht, dieses Ganze des menschlichen Daseins zu erneuern. Sein Grundsatz blieb, des Lebens Grundform sei die Lösung des in seiner Vergangenheit gefesselten Willens.

Als er vor der Sünde nicht mehr bangte, durchforschte er das Gebiet der sogenannten guten Werke mit neuem Scharfblick, Er fand jetzt für ihr Wesen einen eigentümlichen Grundbegriff. Die Ueberlieferung bot ihm das Wort vom Suchen des eigenen Ich. Sein Erlebnis hatte ihm mit der Pflichtenüberwindung das Vergessen seines Ichs gebracht. Nun sah er, wie in jedem Vorsatz, in jedem Begriff von Ehre und Pflicht, ein Bild und Suchen des Ich, d. h. der eigenen Person, sich findet, wie man sie haben möchte oder glaubt, daß sie sein müßte. So kämpfte er gegen die Ich-Sucht, die Eigenliebe, indem er gegen die Pflichten kämpfte; und eine gewaltige Gedankenkette der Tradition schlug mit seinem Erleben zusammen. Wenn aber in Pflichterfüllung und Vorsätzen das Verderben lag, so konnte er als seiner Erfahrung letzten Schluß in Augenblicken trotzigen Bekenntnismutes sagen: Der Vorsatz nicht sündigen zu wollen, ist die Sünde; willst du frei werden vom Verderben, so sündige tapfer. Luther, er allein vor Nietzsche, hat es gewagt, im Namen des höheren Lebens das moralische Gesetz zu zerbrechen. — —

In einem nie ganz zu durchdringenden Helldunkel der Sprache kommt all das zum Ausdruck; die überquellende Kraft des Gefühls läßt das mächtigste Wort unzugänglich erscheinen. Genug, daß es Luther gelang, sich verständlich zu machen. Er mußte ja ein Erlebnis beschreiben, das er auch schreibend immer suchte und erjagte. Nur das Glück ungeheurer prophetischer Tage, ja prophetischer Minuten, konnte ihm das Glück der Selbstdarstellung schenken; Systeme aber hat niemals ein Prophet gebaut, und Dunkelheit und Widerspruch ist prophetische Natur.

Digitized by Google

Luthers Gerechtigkeit war und ist wirklich eine Gerechtigkeit; ist geistige Bewegung, Wille und Tat, ohne Pflicht und Schuld und Vergangenheit: allein aus dem Glauben.

Phantasus

Von Arno Holz

Auf einem Berg aus Zuckerkant,
unter einem blühenden Machandelbaum,
blinkt mein Pfefferkuchenhäuschen.

Seine Fensterchen sind aus Goldpapier,
aus seinem Schornstein raucht Watte.

Im grünen Himmel, über mir, strahlt die Weihnachtstanne.

In meinem runden See aus Staniol
spiegeln sich alle ihre Engel, alle ihre Lichter!

Aus einer geheimnisvollen,
irgendwo unter mir versteckten, winzigen Spieluhr
tönt
eine sanfte, silberne, zauberhafte Musik.

Die kleinen Kinder stehn rum
und staunen mich an.

Ich bin der Zwerg Turlitigu.

Mein dicker Bauch ist aus Fragant,
meine Beinchen Streichhölzer,
meine listigen Aeugelchen
Korinthen!

Digitized by Google

Mir vis-à-vis im Lichterglanz,
unter dem größten Goldschaumapfel,
zwischen zwei trommelnden Hasen und einem livrierten Chokoladenaffen,
in spitzem Mieder,
mit koketten Kreuzbandschühchen,
das leichte, luftig lila Röckchen mit blanken Röschen zierlich aufgesteckt,
hängt,
an einem majantaroten Seidenschnürchen,
eine eßbare Prinzessin!

Ihr drollig auflackiertes Kirschenmäulchen,
ihr Näschen,
ihr schlankes Hälschen, während sie sich flinkernd dreht,
ihr niedlich aufgekämmtes, schwarzes Tuschhaar,
ihre blauen Waldseeaugen
schmelzen mein Tragantherz.

Oh! Gottogott!

Zum ersten mal in meinem kurzen Zuckerleben
seufze ich.

Wie sonderbar ist doch die Welt!

Wir kannten uns schon,
als wir noch unbemalt waren.

Sie lag mit mir zum Trocknen auf dem gleichen, geölten Kuchenblech,
das linke Schülterchen vertrauensvoll an meine rechte Seite geschmiegt,
und war ein kleines, blasses, unscheinbares Aschenputtelchen, dem man noch
garnichts ansah.

Hätte ich mir je träumen lassen,
konnte man ahnen, durfte man hoffen, daß sie sich so entwickeln würde?

Ich starre sie unverwandt an.

Die Kinder,
die sich schon gar nicht mehr um uns kümmern,
spielen in der großen Hinterstube Kasperletheater.

Digitized by Google

Ob sie mich wohl mag?
Ob ich ihr in meinem knappen, violetten, mit gelben Ringelchen betupfelten Leibhabit unter meinem kleidsamen Purpurhütchen gefalle?
Ob sie mich .... äh .... erhören würde?

Ich nehme allen meinen Mut zusammen.

„Pst!
Kousinchen?"

Sie rührt sich nicht.

„Estrellchen?"

Sie nimmt nicht die geringste Notiz von mir!

Hat sie mich noch nicht wiedererkannt? Weiß sie nicht, wen sie vor sich hat?
Ist es bloß ihre holde, berechtigte, jungfräuliche Sittsamkeit und Scham?

Ich werde kühner.

„Darf ich mit Ihrem durchlauchtigsten Fräulein Tante sprechen? Ich habe bereits dero angenehme Bekanntschaft gemacht.
Ich hege die ernstesten Absichten!"

Hm.
Seltsam!

Sie tut, als hörte sie mich nicht!

Sie behandelt mich geradezu wie einen Zudringlichen!

Sie setzt ihr ungnädigstes Gesichtchen auf,
dreht mir schnippisch den Rücken
und bespiegelt sich in einem gläsernen Eiszapfen!

Und dabei sind wir doch aus ein und derselben Lebküchnerei,
aus ein und demselben Teig gebacken,
und der Konditor Knorr hat uns aus ein und derselben bunten Papierschnipfelkiste gepackt!

Digitized by Google

Ha!!.... Seelenlose!!

Oder.... ä....?
Sollte man mir schon.... zuvorgekommen sein?

Bin ich nicht.... der Einzige?

Hat sie ihr zartes, unerfahrenes Herzchen
bereits an einen.... Unwürdigen verschenkt?

Verrat!!!

Sie schult nach dem kanonenstieflichen, weißhosigen Löwenbändiger aus Papiermaschee,
der im verschnürten Dolman,
in der durchlochten, rechten Faust die lange Zirkusreiterpeitsche,
die linke lachhaft in die abenteuerliche Taille gestemmt,
auf einem rundem, grünen Holzklotz,
ein Bein vor,
mit aufgewichstem Schnurrbart,
großpratschig vor seiner albernen Menagerie steht!

Ich....
Schicksalsgeschlagner!

Schmach!! Wut!! Rache!! Ohnmacht!! Verzweiflung!!

Meine Streichholzbeinchen knicken, mein Baßbuffo verröchelt,
ich.... taumle!

Oh.... der.... Schande!!

Sie glaubt, daß so ein hohler, hergelaufner Gauch,
bloß weil er sich in seinem blöden, aufgeputzten Talmipoesentum von aller Welt beglotzen und bemaulaffen läßt,
Auch gleich schon Wunder was für ein hoher, hehrer, freislicher Mann und Held wäre!

Der Fadling!

Digitized by Google

Was der ihr wohl für eine Zukunft bieten kann!

Ein Stück Troddelschnur ist ihm schon hinten abgeplatzt,
statt wie unsereins mit Rosenwasser
ist der erbärmliche Tropf und Wicht
mit einem neumodisch übelriechenden Firnis parfümiert,
und man kann ihn nicht mal essen!

Wäre das eine Mesalliance!

Onkel Nußknacker,
der ihr verwerfliches Treiben mit diesem höheren Stallknecht zornfunkelnd beobachtet,
hat vor Aerger und Aufregung schon ein ganz puterrotes Gesicht.

Er nickt mir zu, daß sein Schopf knackt:

„Du wirst sie schon kriegen!"

Das arme, liebe, betörte Ding!
Er würde das süße Geschöpfchen ja bloß unglücklich machen!

Der Lump! Der Lapp! Der Lüdrian!

Mich
täuscht man nicht!

Ich sehe durch sieben dicke Pappdeckel!

Er würde sich ihr ehelich bloß aus öder, schnöder, emporkömmlingshafter Eitelkeit und Berechnung anverbinden lassen!

Rettung! Mitleid! Hilfe! Gnade! Erbarmen!

Mein Mehlblut stockt, meine schwindelnden Sinne verwirren sich, meine schluchzende, zitternde Mandelölseele
will mich fast verlassen!

Er hält es heimlich drüben dort mit jener Balleteuse,
die aus Asbest in ihrem Flitterstaat, auf einen fingerlangen Draht gespießt,

Digitized by Google

unter einem schon tropfenden Wachslicht,
vor allem Pöbel schamlos ihre Künste zeigt!

Er würde sie betrügen und verstoßen! Er würde sie prügeln und — —

Himmel, was war das?

Götter, der Blick!

Träume ich? Wache ich? Darf ich es glauben?
Ist es kein Blendwerk? War es kein Trug?

Hat sie den treuen, trauten Gefährten ihrer fernen, unschuldigen Kindertage
endlich,
endlich wiedererkannt?

Sie mustert mein Häuschen!....Wahrhaftig!....Sie lächelt!
Ihr Blick sucht mich nochmal!
Sie errötet!
Sie nickt!

Ja doch, mein Liebling! Ja ja doch! Ich bins!

Sie kichert und knixt.

Sprühteufelchen!

Ich flamme! Ich flattre! Ich flackre! Ich fliege! Ich werfe ihr mein feurigstes
Kußfingerchen zu!

Sie erwidert es schämig.

Tor, der ich war!

An ihrer keuschen, rührenden Makellosigkeit
auch nur einen einzigen, ruchlosen Atemzug lang verblendet zu zweifeln!

Mein lauteres, argloses Mannesgemüt
mit solchem schimpflichen Wahn zu beflecken!

Digitized by Google

So giftig, so garschtig, so garksch zu sein!

Wie konnte ich bloß!

Ich brummelnder Brummelbär! Ich Barbar!
Ich habe dem entzückenden Tausendsassachen
bitterstes Unrecht getan!

In meinem tremolierendsten, schmelzendsten Flötenfalsett
bitte ich ihr alles, alles ab!

Du Kleine! Du Feine! Du Reine! Du Eine! Du....
M....m....meine!

Sie lupft ihr Röckchen,
plinkert mir zu
und belustigt sich über den Dummen,
vor seiner kläglichen Tierbude neidisch vor Scheelsucht und Mißgunst fast berstenden
Dompteur!

Schelm!

Ich schlage ihr wirbelnd meinen graziösesten Entrechat!

Sie liebt mich! Sie liebt mich! Wie soll ich es fassen?
O, welch ein Umschwung?
Welch ein Glück!

Ich juble, ich jauchze, was uns auch trennte —
wir waren vom Schicksal
uns vorbestimmt!

Glöckchen höre ich klingen! Engelchen höre ich singen!
Kinderchen sehe ich springen!
Lauter
kleine Turlitipus!

Pupperle! Schnuckerle! Zuckerle!

Digitized by Google

Ich kann mich kaum halten! Ich kann mich kaum lassen!
Sie sieht zu schrecklich appetitlich aus!

Zwölf!

Durch die Gardinen in den Weihnachtsbaum
scheint der Mond.

Alle Engelchen glitzern.

Im weißen Kleidschen schluchzt die Braut
wir halten Hochzeit.

Katerlieschen ist unsre Großmama,
unser Großpapa heißt Rumpelstilzchen.

Eine uralte Familie!

Alle porzellanernen Badepüppchen, alle Bleisoldatenleutnants,
sämtliche Marzipanschweinchen
sind geladen.

Leise,
knisternd,
seinen Segen,
singt der Weihnachtsstern.

Ungeeignete Frauenberufe

Von Martha Voß-Zietz

Die durch die Umformung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Neuzeit entstandenen ökonomischen Zustände sind für viele Zeitgenossen noch immer etwas Unfaßbares. Nirgends zeigt sich das schroffer, als auf dem Gebiet der Frauenarbeit. Das Dienen des Weibes in Schillerscher Auffassung ist ihnen zwar ein geläufiger Begriff, doch nicht die Arbeit der Frau im Bureau, in der Industrie, auf wissenschaftlichem Gebiet. Weil nun aber den Frauen der

Digitized by Google

Gegenwart der ihnen aufgezwungene Kampf ums Dasein durch solche schiefe Beurteilung der Wirklichkeit erschwert wird, da sie die so notwendigen Reformen, deren Grundlage die soziale Gesetzgebung vor allem zu schaffen hat, verhindert oder doch oft genug hinausschiebt, so muß man immer wieder auf die Folgen des harten, wirtschaftlichen Kampfes hinweisen, unter denen die Frau leidet und ganz besonders leidet, wo die Gesetze sie nicht genügend schützen.

Wie oft ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Zahl der erwerbstätigen Frauen fast ein Drittel aller weiblichen Volksgenossen ausmacht. Das statistische Jahrbuch vom Jahre 1912 zeigt, daß nach der Berufszählung des Jahres 1907 von den Personen, welche sich bei der Aufnahme als im Hauptberuf tätig bezeichnet haben, 9 492 881 weiblichen Geschlechts waren, das sind 30,4% aller weiblichen Wesen in Deutschland; diesen gegenüber stehen 61,1%, nämlich 18 599 236 arbeitende Männer. Im Jahre 1895 standen nur 6 379 942 Frauen im Erwerbsleben, gegenüber ungefähr 14 Millionen Männern, der Prozentsatz der arbeitenden Frauen wird also ein immer größerer, das wird besonders klar, wenn man auch noch Zahlen der Berufszählung des Jahres 1882 hinzuzieht; in dem Zeitraum von 1882—1895 stieg der Prozentsatz der arbeitenden Männer um 20,7%, der der Frauen um 28,6%. Da die übrigen europäischen Länder und die Vereinigten Staaten von Nordamerika fast alle im Jahre 1900 und 1901 eine Berufszählung vorgenommen haben, so kann man den Prozentsatz der dort arbeitenden Frauen schwer mit den deutschen Verhältnissen vergleichen, doch ergibt sich aus einer Gegenüberstellung, daß Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und Deutschland die höchsten Ziffern erwerbstätiger Frauen aufweisen. Stehen nun die deutschen Arbeiterinnen alle in solchen Berufen, die vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus als einwandfrei anzusehen sind, d. h. mit anderen Worten, wird der Körper der Frauen nicht zu Arbeiten gezwungen, die zu schwer sind, die einen verderblichen Einfluß auf die Frau selbst und auf die kommende Generation üben? Denn wenn man den Rückgang der Geburtenziffer vom nationalökonomischen Gesichtspunkt aus jetzt mit ängstlichen Augen betrachtet, so hat man anscheinend alle Ursache, sein Augenmerk auf einen lebenskräftigen Nachwuchs und auf Verlängerung der Lebensdauer der Menschen zu richten. Obgleich die deutsche Säuglingssterblichkeit auch in den letzten Jahren, wie in fast allen Kulturländern, etwas zurückgegangen ist, so steht sie doch nach der Statistik des deutschen Reiches und den Mitteilungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes vom Jahre 1910 noch immer mit den 16,2% mit an der Spitze und wird hauptsächlich nur von Rußland, Oesterreich-Ungarn und Rumänien überholt.

Von den Mitgliedern einiger politischen Parteien wird die Mitarbeit der Frauen auf geistigem Gebiet, z. B. als Juristin oder als Geschäftsinhaberin

Digitized by Google

mit Zutritt zur Börse als vollkommen ungeeignet angesehen und jene Kreise sehen für die „Weiblichkeit" eine Gefahr in solchen Berufen, dahingegen haben sie nie ihre Stimmen erhoben, um die Frauen von der Arbeit in Bergwerken, Salinen u. s. w. zu befreien. Und doch handelt es sich hierbei nicht um einzelne Ausnahmen, wie es bei den geistigen Berufen sein würde, sondern um Tausende von Frauen. Nach den Angaben des statistischen Jahrbuches waren in Betrieben mit mindestens 10 Arbeitern und den diesen gleichgestellten Betrieben im Bergbau, Hüttenwesen, in den Salinen und in der Torfgräberei 17 021 weibliche Arbeiterinnen tätig, davon 7435 im Alter von 16—21 Jahren, 1142 im Alter von 14—16 Jahren und 20 Mädchen, sowie 130 Knaben unter 14 Jahren. In der Industrie der Steine und Erden wurden 47 340 weibliche Personen beschäftigt und zwar 42 918 über 21 Jahre alt, 24 422 im Alter von 16—21 Jahren und 7311 von 14—16 Jahren; von den 1184 Kindern unter 14 Jahren waren 365 Mädchen. Auch die Beschäftigung im Baugewerbe, auf Zimmerplätzen und Bauhöfen gilt in Deutschland, wo man die Frauen dem rauhen Wesen des politischen Lebens unter keinen Umständen aussetzen möchte, als eine weibliche Beschäftigung, in der 899 Frauen ihren Unterhalt finden; 179 davon sind im Alter von 16—21 Jahren, 720 sind über 21 Jahre alt, 11 im Alter von 14—16 Jahren. Der Lohn der weiblichen Arbeiter im Kohlenbergbau beträgt im Steinkohlenbergbau in Oberschlesien 1,25 ℳ auf eine Schicht, im Dortmunder Bezirk 1,60 ℳ, im Braunkohlenbergbau im Bezirk Halle 1,99 und im Jahre 1911 — 2,10 ℳ. Im Erzbergbau verdienten die Frauen zur Schicht im Jahre 1910 im Oberharz 0,99 ℳ, im folgenden Jahre nur 0,78 ℳ, wozu in beiden Jahren eine Brotkornzulage von 0,10 ℳ resp. 0,12 ℳ pro Schicht gerechnet wurde. Etwas höher sind die Löhne im Salzbergbau; in diesem Beruf verdienten die Frauen im Jahre 1910 im Oberbergamtsbezirke Halle 1,83 ℳ, im nächsten Jahre 2,00 ℳ, im Oberbergamtsbezirke Clausthal gar 2,34 ℳ resp. 2,93 ℳ.

Diese Arbeit von Frauen in schweren Betrieben verträgt sich schlecht mit unserer steigenden Kultur. Vielleicht ist in diesem Widerspruch eine der Ursachen zu finden für die steigende Zahl der Selbstmorde weiblicher Personen, während die Selbstmorde überhaupt prozentual fast gar nicht steigen. Im Jahre 1905 hatten wir in Deutschland auf 100 000 Einwohner 21,3 Selbstmörder, 1910 waren es 21,6, doch kamen im ersteren Jahre nur 29,2 weibliche Selbstmörder auf 100 männliche, im letzteren Jahre jedoch 31,8. Es stieg die Zahl der weiblichen Selbstmörder von 2897 auf 3361, die der männlichen von 9913 auf 10 574. Es stieg die Zahl der weiblichen Selbstmörder in der Zeit von 1905—1910 gerade in jenen Provinzen der schweren Frauenarbeit, nämlich in Schlesien von 27,8 bei 100 männlichen Selbstmördern auf 30,9, in Sachsen

Digitized by Google

von 32,3 auf 37,3, in Posen von 34,6 auf 48,2, in Braunschweig von 30,8 auf 42,5, während die Zahl in den Großstädten, wo die Erwerbsmöglichkeit der Frauen eine vielseitigere ist, zum Teil fiel, wie z. B. in Berlin von 40,8 auf 38,7. Auch die thüringischen Staaten mit der schlechtbezahlten Frauenarbeit in der Heimindustrie stellen einen großen Prozentsatz zu der Zahl der weiblichen Selbstmörder.

So enthüllt uns die Statistik in ihren trockenen Zahlen ein trauriges Bild deutschen Frauenlebens, das die alten Redensarten von der zarten Weiblichkeit, die vor jedem Hauch des öffentlichen Lebens behütet werden soll, zerstört, vor der auch die Ansicht: die Frau gehört ins Haus, jämmerlich Fiasko macht. Denn es ist nicht anzunehmen, daß die Frauen zur Befriedigung ihres Ehrgeizes in solche Berufe gehen, denen ein weiblicher Körper nicht standhalten kann; es müssen schon zwingendere Gründe sein, Gründe, die in unserem wirtschaftlichen Leben beschlossen sind und die sich mit solchen Phrasen nicht aus der Welt schaffen lassen. Aber vielleicht erwägen unsere männlichen Gesetzgeber einmal, ob man den Frauen nicht immer neue, für sie geeignete Berufe erschließen soll, um sie diesen alten, die an der Kraft unseres Volkes zehren, zu entreißen.

Regentage

Von Hermann Hesse

Der scheue Blick an allen Enden
Stößt sich an grauen Wänden,
Und „Sonne" ist nur noch ein leeres Wort.
Die Bäume stehn und frieren naß und nackt,
Die Frauen gehn in Mäntel eingepackt,
Und Regen rauscht unendlich fort und fort.

Einst als ich noch ein Knabe war,
Da stand der Himmel immer blau und klar
Und alle Wolken waren goldgerändert;
Nun seit ich älter bin,
Ist aller Glanz dahin,
Der Regen rauscht, die Welt hat sich verändert.

Digitized by Google

Die politische Blamage der U. S. o. A.

Das harte Urteil Englands über die mexikanische Politik des Präsidenten Wilson, als offensichtliche Blamage der Vereinigten Staaten, als Versagen des Experimentes, einen doktrinären Idealisten an die Spitze eines Weltstaates berufen zu haben, wird nun auch im eigenen Lager als zutreffend empfunden. Nur die Union konnte sich den Versuch erlauben, einmal an Stelle praktischer business-Männer einen Präsidenten ins weiße Haus zu setzen, aus der Gelehrtenwelt, der mit keinem Fuß den korrupten Boden amerikanischer Wirklichkeit berührend, seinen idealen Anschauungen von Demokratie und Weltordnung nachging, Katheder-kollegen auf alle wichtigen Staatsposten berief, einen akademischen Staat aus dem Land wilder Dollarspekulation machen wollte. Beim ersten Schritt ins Weltpolitische hat der Doktrinär jedoch versagt. W. Wilson, der jede imperialistische und Annexionspolitik aus ethischen Gründen verwarf und als theoretischer Demokrat das Selbstbestimmungsrecht des mexikanischen Nachbarvolkes dadurch wahren wollte, daß er den Usurpator Huerta nicht anerkannte, ignorierte von seiner Katheder-regierung aus, daß die Politik seiner Amtsvorgänger, die auf realpolitischem Boden standen, zu großem Teil die Zersetzungsfermente in Mexiko lebendig erhalten hat. Der amerikanische Realpolitiker wußte eben genau, daß die Potemkindörfer von der inneren Wiedergeburt Mexikos, wie sie der alte Diaz den Europäern vorgaukelte, unecht waren, daß die Mexikaner von Jahr zu Jahr mehr die Eignung einbüßen, sich neben dem „angelsächsischen Amerika auch nur halbwegs „selbständig" geltend zu machen. Sie wußten, daß nicht nur ein Geldstrom, sondern auch ein mächtiger Zufluß an menschlicher Arbeitskraft nötig sei, um das Land lebensfähig zu erhalten. Der Anschluß an die Union hätte sich dann nahezu schmerzlos vollzogen. Und wenn auch Wilson sich für diesmal noch vor dem Selbstdementi und der Verleugnung seiner Prinzipien salvieren, den militärischen Einmarsch in das durchwühlte Mexiko vermeiden kann, lange wird diese Abstinenz doch nicht mehr dauern. Die Dekadenz dieses lateinischen Amerikateiles ist zu weit vorgeschritten, um eine Restaurierung ohne angelsächsische Blutvermischung wahrscheinlich zu machen.

Europa könnte dieser politischen Laboratoriumsarbeit von Washington ruhig zusehen, wenn es nicht einerseits finanziell mit einer halben Milliarde Dollars (der allerdings eine ganze Milliarde amerikanischer Herkunft entgegensteht) in Mexiko interessiert wäre, auch zahlreiche Staatsangehörige dort zu schützen hätte, andererseits aber durch die Monroedoktrin der Vereinigten Staaten verhindert wäre, seine Interessen direkt zu wahren. Schon aus diesem Gesichtswinkel wird Wilson seine ideale Doktrin nicht aufrechterhalten können.

Zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, hat die Washingtoner Regierung die strengere Grenzsperre für Waffen und Munition, sowohl auf der Land- wie auf der Seeseite für Mexiko, beschlossen, um den Mexikanern die Mittel zu beschränken, die Parteigängerkriege, die übrigens von Räuberaktionen nicht zu unterscheiden sind, gar so bequem führen zu können. Aber die Erfahrung lehrt, daß solche Sperren niemals wirksam sind. Man weiß z. B., daß Japan — aus greif-

Digitized by Google

baren Gründen — nach Mexiko so viel als nur möglich an Munition und Waffen über den Stillen Ozean schafft.

Schließlich wird der Kathedermann Wilson, der Verfechter der demokratischen Unantastbarkeit, trotz sittlicher Entrüstung den Blutgeneral Huerta anerkennen oder den Bundestruppen den Befehl zum Einmarsch in Mexiko geben müssen.

Das ist nur eine Frage von Wochen, Monaten — kaum von Jahren....

v. S.

Bayern und das Reich

Die „Kölnische Zeitung" schreibt in einem Rückblick auf das Kelheimer Fest, daß in Bayern, „dessen klerikalen Volkskreise jahrzehntelang dem Reichsgedanken innerlich ablehnend gegenüberstanden", eine erfreuliche Entwicklung der Dinge zu bemerken sei, was Anlaß gebe, mit Dank des trefflichen Wittelsbacher Fürsten zu gedenken, der „rastlos bemüht sei, sein Land dem Verständnis dafür zu gewinnen, daß die Bundesstaaten das Einigende und Gemeinsame voranstellen müssen u. s. w. u. s. w."

Der Weihrauch steigt beizend in die Nasen und er ist auch für einen deutschen neuzeitlichen Festartikel zu stark.

Es ist sehr schön, wenn man in Köln so viel Bewunderung für unseren Regenten hegt, aber man kann sich dort der Ueberzeugung hingeben, daß Bayern dem Verständnisse für die Notwendigkeit der Einigung nicht erst gewonnen werden muß.

Für dieses Verständnis ist vor 42 Jahren das Entscheidende gesagt und getan worden, und den Esel, der heute noch an die Auflösung der Versailler Verträge denkt, mag die Kölnische Zeitung anderswo suchen, als in Bayern.

Die „rastlosen Bemühungen" für den Reichsgedanken liegen ein halbes Jahrhundert zurück; sie gingen nicht von fürstlichen Persönlichkeiten aus, aber sie führten zum Ziele und wir wollen es uns endlich verbitten, die bayrische Reichstreue als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben zu hören.

Kein ernsthafter Mensch wird durch Festlichkeiten und Festreden dem „Reichsgedanken" gewonnen; diese Wirkung erzielt jeder Waggon Kohlen, der von Norden kommt, mindestens ebenso kräftig und hier zu Lande wünscht Niemand hinter neu errichteten Zollschranken am Hungertuch zu nagen. Allerdings, dafür mag die Kölnische Zeitung dem Prinzregenten Dank aussprechen, daß er gewissen Klerikern — nicht klerikalen Volkskreisen — die Möglichkeit genommen hat, seinen Namen für partikularistisch gewürzte Hetzereien zu mißbrauchen. In den Kreisen wird ja wohl, wenn es zweckdienlich erscheint, immer noch ein Wort gegen das protestantische Kaisertum gefunden und es wiegt dann ebenso schwer, wie der Blödsinn, der für Wiederaufrichtung des Kirchenstaates geschwätzt wird.

L.

Die Mißverstandenen

Zehn Tage lang haben sie still gehalten und sich bekämpfen, begrüßen, beglückwünschen, bejubeln lassen — dann tritt der Dr. Schweighoffer an die Rampe, räuspert sich und sagt: ‚ein Irrtum, meine Herrschaft, wir, Zentralverband, Bund der Landwirte, Mittelstandsverband haben uns gar nicht verbündet, das in Leipzig war so zu sagen ein unverbindlicher Austausch der Gefühle'. Und er verlangt, daß

Digitized by Google

man es glaubt. Die Mittelstandsleute stolpern hintendrein und sagen ihr Abendgebet: nie, niemals, gar nie haben wir mit Parteipolitik etwas zu tun gehabt. Der Bund der Landwirte aber — ja, in der Tat, er ist so ehrlich und kriegts nicht ganz fertig, die Sache aus der Welt zu buchstabieren. Das Gesicht, mit dem Dr. Oertel die Schweighofferschen Berichtigungen gelesen hat, mag wenig geistreich gewesen sein: ja, will er uns denn übertölpeln?

Die Leitung des Zentralverbands mag sich andere Leute suchen, die ihre ungenügende Regiekunst als eine Quelle der Mißverständnisse bewerten. Was in Leipzig gesprochen wurde, war deutlich genug. Ein Redner hat zum Ueberfluß ja mitgeteilt, daß man vorher schon gemeinsam verhandelt. Thesen lagen bereit. Und so naiv wird niemand sein, das Zusammentreffen des Herrn Schweighoffer mit dem Herrn Aus dem Winkel und den parallelen Charakter ihrer Kundgebung als Kongreßzufälligkeit anzusehen.

Wir nehmen nun die Sache schon so, als sie auch von Dr. Oertel genommen würde. Der Zentralverband könnte es sich schenken, die deutschen Zeitungen mit Zuschriften und Berichtigungen zu langweilen. Nicht nur sein Zuspätkommen macht mißtrauisch — wir sahen vorher auch zu deutlich, daß die neue Leitung aus den Kreisen der Mitgliedschaft desavouiert war.

Das ist des Pudels Kern.

Politische Verträge beurteilt man zu dem nicht nach der Wortschnitzelei von „Berichtigungen", sondern nach dem Schwergewicht ihrer offenbaren Tendenzen.

Theodor Heuss

Das Gemeindebestimmungsrecht

Der Aufsatz „Fuselplebiszite" von Max Adler darf nicht unwidersprochen bleiben und zwar gerade aus Feindschaft gegen die Nüchternheit der Philister, über die ein Alkoholrausch für einen Augenblick hinwegtäuscht, niemals aber hinausheben kann.

Irgend ein Plebiszit — ganz gleich welches — wäre überhaupt an sich schon ein Segen, den jeder konsequente Demokrat ersehnen muß. Was wäre für eine Erweiterung der Volksrechte schon rein agitatorisch gewonnen durch Einführung und praktische Durchführung eines Plebiszites! Hätte unser Volk für sich das demokratische Recht der Volksbestimmung, — die Hauptgarantie für seine Souveränität, — so hätte es ja doch auch damit schon das Gemeindebestimmungsrecht. Das souveräne Volk kann alles beschließen. Beschlösse es wirklich, den Weg zu seinem moralischen Tode zu gehen, — (das wäre jeder Weg, der zur Nüchternheit führt, zweifellos!) — so wäre dieser Beschluß der instinktive Ausdruck eines unrettbar dekadenten Todeswillens und daher geheiligt. Wäre der Weg aber ein Irrtum, das Volk würde sicher schließlich den anderen wiederfinden. Man glaube entweder an die gesunden Instinkte des Volkes, oder man gehe zu zu den Konservativen, denen Fleisch und Volk, fast identisch, „böse von Jugend auf" und Wurzel alles Uebels sind, wenn man ihnen souveräne Rechte gibt.

Wie sollte übrigens praktisch durch das Gemeindebestimmungsrecht das Alkoholverbot in München, Heidelberg oder irgend einem deutschen Bier- oder Weinstädtchen eingeführt werden? Käme dort eine dreiviertel Majorität gegen den Alkohol zu stande, — dann

Digitized by Google

müßte es aber auch schon die allerhöchste Zeit dafür sein.

Wenn jemand die Menschen wirklich vorurteilslos beobachtet, — ohne von eigenen Schwächen und lieben Gewohnheiten sich beeinflussen zu lassen, — so muß er eingestehen, daß, sozial gesehen, der Alkohol gerade im Sinne der Nüchternheit wirkt. Der Alkohol ist in dem Sinne nicht bloß ein Gift für die Jugend. Man beobachte doch das ganze Leben der Menschen, die gewiß nicht saufen, aber — nun gerne im Kreise ihrer Freunde sitzen. Was sollen sie da anders tun als Bier trinken! Sie merken es selber gar nicht, wie sehr sie dabei verphilistern, wie das Bier ihre geistigen Interessen niederhält, sie hemmt. Ich betone es noch einmal: Der Augenblick der Alkoholerhebung täuscht sie nur hinweg über die tatsächlich fortschreitende Ernüchterung ihres Geistes. Wer schämt sich, mit mir zu bekennen, daß wir in den Zeiten, wo wir am wenigsten tranken, den einzig natürlichen Rausch der Jugend und der Liebe in uns am stärksten, jedenfalls am tiefsten, feinsten und unmittelbarsten fühlten?

Und die Lyriker? — Ich glaube nicht an die Gesundheit der Produktion in der Alkoholbegeisterung. Die „Anakreonitiker" des 18. Jahrhunderts mußten im Leben — das lag an den Zeitumständen — nüchterne Philister sein. Sie tranken kaum mal über ein Gläschen hinaus. Ihre Lieder aber waren eine allzukrampfhafte Flucht aus der Nüchternheit ihres Lebens. Liliencron und Reuter „besangen" ihren Suff aus leicht begreiflichen Gründen nicht. Sie kamen aus einer Not dazu, die sie ertränken wollten. Im einzelnen Falle gelingt einem solchen ein Trinklied, weil er die Kraft seines Geistes noch wirklich erheben kann über seine Not. Der starke Geist vergeistigt schließlich alles. Alles Vergängliche wird ihm „nur ein Gleichnis." — Für die „Kunst" eines Scheffel danke ich. Ein Bierbaum wurde Temperenzler „aus Gesundheitsrücksichten." War aber Wilhelm Busch als radikaler Temperenzler ein Nüchternheitsfanatiker? —

Wir, die wir uns gesund und jung fühlen, lieben eine Flasche guten Weins über alles, wenn sie zur rechten Zeit vor uns steht. Ich will gar kein Guttempler werden! — Aber für eine Notwendigkeit zum Rausche halte ich den Wein nicht. Im Gegenteil! Die Feste, die ihren „Aufputz" n u r durch Alkoholeinverleibung hervorbringen können, sind nicht nur nicht notwendig, sondern direkt schädlich. Es sind die Feste von Philistern und Hurrapatrioten, die diese Menschheit über ihre Hohlheit hinwegtäuschen, statt das Gute, das Jugendliche in ihr zu wecken, lebendig zu erhalten und zu stärken für den Alltag. Für die anderen Feste ist der Alkohol keine Notwendigkeit, höchstens eine Annehmlichkeit. Wie könnte überhaupt eine menschliche „Glücksmöglichkeit" durch etwas anderes gestaltet werden als durch den Geist selber, der den Stoff, die Materie zum Werke seines Glücks immer finden wird, wenn er stark genug ist! — Man braucht aber keine Angst zu haben! Kein auch noch so gewaltiger Volksbeschluß (eine Gewalttat wird stets kurze Beine haben!) kann unsere Jugend und unsere Trunkenheit nehmen. Wer aber für die Trunkenheit und Jugend seines Geistes den Alkohol n ö t i g hat, wenn auch in noch so kleinen Mengen, an dessen Trunkenheit und Jugend glaube ich nicht mehr.

Erich Busch (Bonn)

Digitized by Google

Illusionisten.

1. Goldmacher.

Seit dem Wehrsteuergesetz ist ihre Phantasie unrettbar entzügelt. Die Alchymie des neuesten Deutschland ist nicht, wie die alte, wenigstens an den Stoff gebunden; sie schlägt das Gold aus dem Nichts, und ihr einziges Werkzeug ist der Bleistift. Mit ihm erneuern die modernen Schatzfinder das Faschingswunder des Doktor Faustus von Tag zu Tag. Ihr Geheimnis ist: sie kehren die Logik des Erwerbslebens um; sie beweisen nicht die Steuerfähigkeit aus dem Reichtum, sondern den Reichtum aus der Möglichkeit neuer Steuern. Abgaben werden unter ihren Händen zu Vermögen, sie überschütten das deutsche Volk mit buchmäßigen Geschenken: Das Glanzstück waren die „fingierten Vermögen." Ihre letzte Beschwörung aber ist — der „Umsatz." Dies ist der Weg ins Grenzenlose. Das Zwanzigmarkstück, das, fünfzigtausendmal umgedreht, eine Million wert ist. Die Lösung.

In . . . Moselschilda beschlossen kürzlich die Stadtväter eine Gewerbesteuer. Zwei Promille des Umsatzes; mit den Zuschlägen vier bis fünf vom Tausend. Einigen stiegen doch Bedenken auf, und sie beantragten als Höchstgrenze eine Steuer von 3 Prozent des Ertrages; das fertige Werk ging zur Begutachtung an ein Bankhaus, das in genannter Ortschaft eine Filiale hat. Die Bank rechnete den Gesetzgebern vor, daß sie nach uneingeschränkter Umsatzberechnung im ganzen — — 50 Millionen, gleich dem Sechsfachen ihres Bruttogewinnes, würden zu zahlen haben. Was sie dann einsahen.

Etwas früher legte die antisemitische „Deutsch-völkische Rednerschule" dem Reichstag den Plan einer Börsenumsatzsteuer vor. Auf 2000 Milliarden gut und gern sei der Umsatz der großen deutschen Börsen zu schätzen. Bei einem Steuersatz von „nur" fünf Promille macht das 10 Milliarden. Sechsmal soviel, als sämtliche Reichseinnahmen bisher erbrachten; und dabei schmerzlos. Was will man mehr? Sämtliche Steuern können abgeschafft, Heer und Flotte ins Aschgraue vermehrt und der Nation Milliardendividenden herausgezahlt werden. Freilich sind zehn Milliarden der vierte Teil des ganzen deutschen Volkseinkommens. Aber sie stammen aus dem Umsatz. Also vom Himmel.

Ich schlage eine Besteuerung der Großbanken nach den gleichen bewährten Grundsätzen vor. Einhalb Prozent des Umsatzes der Deutschen Bank erbrächte ziemlich 600 Millionen. Dreihundert behält der Staat, dreihundert bekommt die Bank zurück, die dadurch ihren Gewinn vervielfacht. So ist beiden geholfen.

Oder die Fisci verhundertfachen (buchmäßig) ihren Beamten das Gehalt, besteuern die Summe mit fünf Prozent und vergüten das Einkommen in seiner bisherigen Höhe zurück. Ein Kind kann den Vorteil berechnen.

2. Das Blutopfer.

Die Landwirtschaft behauptet, nicht unzutreffend, das neue Wehrgesetz lege ihr fühlbar Opfer an Menschenkraft auf. Sie setzt, unzutreffend, hinzu, die Hauptlast der neuen Dienstpflicht liege auf ihr. Wie steht das?

Im Jahr der Festmilliarde liebt man die runden Zahlen. So sind wir nicht sonderlich überrascht, zu hören, der Landwirtschaft entziehe das Wehrgesetz „hunderttausend" Arbeiter. Das russische Ministerium des Innern, heißt es, habe sich diese Erkenntnis zu eigen gemacht und die slavischen Wander-

Digitized by Google

arbeiter auf die Vorteile der Konjunktur hingewiesen. Wird geglaubt.

Nach der Vorlage beträgt die Erhöhung der Bestände im Zeitraum von zwei Jahren: 117 000 Mann, nebst 15 000 Unteroffizieren. Geht man selbst auf die Präsenz des Jahres 1911 zurück, so müßte, bei einem Gesamtzuwachs von 170 000 Mann, der Anteil der Landwirtschaft immer noch 60 Prozent betragen. Künftig treten 350 000 Rekruten jährlich ins stehende Heer; nach dem erwähnten Prozentsatz würden 200 000 von ihnen aus der Landwirtschaft stammen. Bei 17½ Millionen landwirtschaftlicher Bevölkerung ist aber, wie sich leicht berechnen läßt, ein ganzer Jahrgang dienstpflichtiger junger Männer nur etwa 155 000 Köpfe stark. So daß dann von 100 Landwirten immer 130 dienen müßten.

Tatsächlich ergibt sich nach der Kopfzahl des landwirtschaftlichen Volksteils und unter voller Berücksichtigung seiner höheren Tauglichkeitsquote, eine Höchstziffer von 60 000 Arbeitskräften, die durch das Wehrgesetz der Landwirtschaft entzogen werden. Die Industrie wird mit etwas mehr (65 000) beteiligt sein. Die restlichen 45 000 entfallen auf die übrigen Berufsgruppen.

Hermann Friedemann

Der wehrlose Luther

Luther ist bekanntlich lange tot, und weil sich tote Leute nicht wehren können, ist ein Herr Paul Kägi hergegangen und behandelt, wie er selbst sagt, den Bibeltext als „Rohstoff". Ueber die anfänglich beabsichtigte Modernisierung des Luthertextes wurde er bald „naturnotwendig" herausgetrieben, sagt er, und man erfährt nun aus umfangreichen Proben, was er aus der Bibel und Luthers deutscher Sprache gemacht hat. Einige ganz kleine Sätze seien wortgetreu zitiert:

„Was hast Du hier noch zu suchen?" sagte Davids Bruder, „mach, daß Du heimkommst zu Deinen Schafen!" — „Je", murrte David, „darf man denn da gar nichts mehr sagen!" —

„Du Dummkopf", schrie Saul, „Dein Königsstuhl wackelt, so lange David lebt!" — „Her mit ihm, jetzt muß er sterben."

Abigail sprach: „Jetzt gibt es etwas! Sieh, was Du tun kannst, Dein Mann läßt nicht mit sich reden!" —

So ist denn glücklich der Anfang gemacht, in das alte umständliche Deutsch Luthers einen flotten modernen Ton hineinzubringen. Es paßt auch ganz schön in unser Jahrhundert der Burgenrestaurierung. Aber warum denn so schüchtern, verehrter Herr? Räumen wir doch gleich mit der ganzen verstaubten Geschichte auf und schreiben sie in einen temperamentvollen Stil um, daß Sherlock Holmes und Nick Carter vor Neid erblassen. Wie wäre es z. B. mit der Goliathgeschichte in dieser Art:

„Der Kuhjunge David steckte sich einen Revolver ein und ging geradenwegs auf die Hütte des Riesen Goliath los. Goliath rauchte sich eine Pfeife an, als er den Knirps plötzlich vor sich sah.

„Mariaundjoseph", sagte er, „was willst Du denn hier, Du Lausejunge?"

„Sie", sagte David, „den Ton verbitt' ich mir. Mein großer Bruder ist mit dem König befreundet, und ich bin Leutnant in der Pfadfinderkompagnie!" —

„Scher Dich weg", schrie Goliath erbost, „sonst mach ich Beefsteak aus Dir!" —

Digitized by Google

„So siehste aus", lachte David, „jetzt werde ich Dich zunächst mal verhaften, Hands up!" —

Der Goliath griff wütend nach seinem Säbel, aber David war fixer, zog seinen Revolver und schoß den langen Kerl glatt über den Haufen. Dann telegraphierte er seinen Sieg sofort an Saul." — — — —

Wie ich schon sagte, Luther ist tot. Und er kann sich leider in seiner herzerfrischend deutlichen Art nicht mehr dazu äußern.

Jan Vefferkorn

Ein neuer Wertheim

Messels Nachfolger ist ein peinvolles Kapitel neudeutscher Architekturentwicklung. Die Mehrzahl derer, die sich nach seinem Tode als seine Schüler girierten, hat sich als ein ästhetisches Bauspekulantentum schlimmster Art entpuppt. Es genügt, auf die Anbauten des Wertheim-Warenhauses und der Nationalbank zu verweisen. Umso mehr wird man das neueste Wertheim-Haus, das zum Herbst im südlichen Berlin, am Moritzplatz, eröffnet wird, zu feiern haben. Es ist wahrhaft aus dem Geist Messels herausgeboren; Messel selbst hätte diesem kühnen, großstiligen Bau des jungen Eugen G. Schmohl die Anerkennung nicht versagen können. Schmohl hat sich an das bewährte Vertikalsystem gehalten. Er wußte, daß eine so natürlich gegebene Lösung nur durch eine Gewaltsamkeit hätte ersetzt werden können und begriff, daß man daraus ohne Orginalitätshascherei einen Organismus zu entwickeln habe. Die Situation war ihm günstig. Der Moritzplatz ist wie alle diese Berliner Plätze nichts als eine Kreuzung verkehrsreicher Straßen. Er hatte wie sie alle keine Physiognomie und hat nun durch den Bau eine bekommen. Der entfaltet sich als ein gewaltiges Blickzentrum nach drei Fronten; das Auge folgt den geruhigen Rhythmen, die von dem Platz aus sich weithin in die Seitenstraßen zu entwickeln scheinen. Der Mittelteil ist — was an den Ecken eine prachtvolle Ueberschneidung ergab — etwas vorgezogen; ihn krönt ein in breiter Fläche ansteigendes Dach, auf dem ein hübsches Türmchen des Nachts seine Reklameleuchtfeuer spielen lassen wird. Der Bau ist wohl der Billigkeit halber in dunkel gebrannten Ziegeln aufgeführt, was zur Folge hatte, die aufsteigenden Vertikalen breiter und flächiger zu halten. Schmohl hat dann sehr geschickt diese Pfeilermassen zu vereinen gewußt, indem er sie unter dem Dachfirst als Rundbogen zusammenlaufen ließ. Lisenen, die für das Gefühl diesen Bewegungsdrang noch unterstreichen, und horizontale Bänder, die die einzelnen Etagen gegen einander absetzen, sind in Karlsruher Keramik eingelassen, die mit ihrem graurötlichen Ton prachtvoll zu dem Backstein steht. Die feinfühlige Kunst des vor 2 Monaten zu früh abgeschiedenen Bildhauers Amberg hat auf diesen Streifen ein höchst anmutiges Spiel entwickelt. In dem großen Lichthof, der durch seine zentrale Lage imposant wie ein gotisches Kirchenschiff wirkt, sind noch einmal diese keramischen Künste aufgeboten. Hier konnte neben Amberg der nicht weniger geschickte Kunath sein Talent entfalten. Noch sind bei der Niederschrift dieser Zeilen viele Dinge nicht an ihrem Platze; aber der Eindruck des Architektonischen, der gewaltige Aufbau, die mit einem erstaunlichen Instinkt entwickelten Räume sind da. Man spürt die formende Hand eines schöpferischen Geistes; man sieht eine schöne Aufgabe machtvoll und

Digitized by Google

würdig gelöst. Dieser neue Wertheim-Bau, das ist kein Zweifel, wird in einem zukünftigen Baedeker Berlins nicht weniger Sterne haben als das Messelhaus am Leipziger Platz.

Paul Westheim

Pariser Künstlerromane

In diesem Sommer dürften zwei neue Romane an der französischen und belgischen Küste von mancher lässigen Hand durchblättert werden, die auch bei uns eine kurze Anzeige verdienen. Sie spielen in der gleichen Welt, gleiche Resignation erfüllt sie, sie sind beide sorgfältig geschrieben und sehr angenehm zu lesen: Strandkorblektüre sympathischer Art.

* * *

Frau Lucie Delarue-Mardrus bezeichnet mit Douce Moitié die „bessere Hälfte" eines jungen Malers, die den begabten, willensschwachen Mann nicht hindert, Trost zu finden bei seinen mondänen Modellen. In den Tagen der Armut wie später in den Tagen des Wohlstandes ist diese geheiratete Jugendliebe das Bleigewicht am Fuße des Künstlers, der sich seine eigentliche Sehnsucht, eine mäcenatische Dilettantin namens Judith Langlade, stets erneut und schließlich endgültig entgleiten sieht.

* * *

Diese Frau Langlade hat viel Aehnlichkeit mit der reifen Malerin Hélène Joussin, die Paul Reboux in seinem Sittenroman Le Jeune Amant an dem fast mondänen Leben zwischen der Place de l'Etoile und der Place Pigalle teilnehmen läßt. Der spätherbstliche Sonnenschein, den der sexuell triebunsichere „junge Freund" Marcel Target in Frau Joussins Dasein trägt, und vor dem sie bald fröstelnd und früh alternd zu ihrem vorher vernachlässigten Sohne flüchtet, ist flott und licht wie ein Pastell erfaßt. Unter Paul Reboux' kritischen, poetischen und gern das Milieu wechselnden erzählenden Werken ist uns sein neuer Roman deshalb lieb, weil der neuartige Stoff, der hier so taktvoll gestaltet ist, in anderer Hand ein sensationslüsternes Buch zur „Reiselektüre" ergeben hätte, und nicht dieses liebenswürdige Werk, das schöne Frauen im Strandkorb lesen mögen. Will der Kritiker etwas daran bemängeln, so mag er sagen, daß trotz des Titels Frau Hélène die Heldin, ihr Altern der seelische Inhalt des Romanes ist, und er wird für den unbedeutenden kleinen Mimen, der ihr die Erkenntnis ihrer vierzig Jahre, des Abstiegs, des Verfalls vermittelt, noch weniger übrig haben als sein Erdichter...

Aber den Sittenschilderer lockte es, die Atmosphäre jenes Faschingsballes festzuhalten, wo geschminkte, dekolletierte „Männer" trotz muskulöser Arme, grober roter Hände und flacher, etwas behaarter Brüste über ihr Geschlecht zu täuschen suchen. Aber es freute ihn ebenso sehr, Rivieralandschaften, eine Theaterprobe, eine Zusammenkunft der „Sensationisten", pariser Ateliers uns vorzuführen, wie auch immer wieder in das Herz einer Frau der oberflächlichen Welt zu leuchten, die fühlt, daß sie „était une femme qui ne compte plus".

Werner Klette

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27. Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Freie Advokatur oder numerus clausus?

Von Rechtsanwalt Dr. Ludwig Haas-Karlsruhe,
Mitglied des Reichstags

Seit Jahren beschäftigt sich die deutsche Anwaltschaft mit der Frage, ob die freie Advokatur unbeschränkt, wie bisher aufrecht erhalten werden könne, ohne dadurch die Anwaltschaft selbst ernsthaft zu gefährden. In den letzten Wochen und Monaten beginnen auch weitere Kreise außerhalb der Anwaltschaft dieser Frage Interesse entgegen zu bringen. Dieses Interesse ist erfreulich und notwendig. Für die Rechtspflege ist eine gute, einwandsfreie und angesehene Anwaltschaft von außerordentlicher Bedeutung. Der Streit ob freie Advokatur, ob numerus clausus ist also keineswegs nur eine anwaltschaftliche Standesfrage; es ist eine Frage, die die Rechtspflege und damit unser öffentliches Leben in starker Weise berührt. Die Erörterung des Problems außerhalb der Anwaltschaft beweist aber auch, daß sich allmählich die Erkenntnis durchringt, daß die materielle Lage der deutschen Anwaltschaft irgend welche Reformen nötig macht. In den eingeweihten Kreisen weiß man längst, daß die Einkommensverhältnisse vieler Anwälte ungenügende sind. Diese Tatsache beweist noch nicht, daß die Anwaltschaft überfüllt ist; sie beweist aber, daß der Anwalt für seine Arbeitsleistung nicht genügend entlohnt wird. Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß für die Gebühren der deutschen Anwälte im Wesentlichen die Normen maßgebend sind, die ein Gesetz vom Jahre 1879 geschaffen hat. Der Wert des Geldes ist seither gesunken. Die Mark des Jahres 1913 ist nicht mehr die Mark des Jahres 1879; die Lebenshaltung hat sich verteuert; der Bureaubetrieb hat sich nicht nur infolge der berechtigten höheren Anforderungen der Gehilfen und der gesteigerten Mieten verteuert; der ganze Bureaubetrieb selbst wurde infolge der viel

Digitized by Google

intensiveren modernen Arbeitsmethoden, vielleicht auch infolge der Nervosität unserer Zeit, ein anderer und kostspieligerer. Der Klient des Jahres 1913 verlangt eine andere Berichterstattung und eine andere Rücksichtnahme, als der Klient des Jahres 1879. Allen anderen Ständen hat man das Recht eingeräumt, ihre Einkommensverhältnisse zu verbessern; nur der Anwaltschaft mutet man zu, sich mit den Gebühren zu begnügen, die im Jahre 1879 berechtigt waren, die aber eine angemessene Entlohnung in unserer Zeit nicht mehr darstellen. Auch der vollauf beschäftigte Anwalt, der infolge seiner starken Arbeitsleistung sich früh verbraucht, der also in der Lage sein sollte, für sein Alter entsprechende Rücklagen zu machen, wird nicht so entlohnt, wie es angemessen und gerecht wäre. Einer der hervorstechendsten Uebelstände der Gebührenordnung ist insbesondere der, daß sie — durchaus plutokratisch — bei hohen Streitobjekten unverhältnismäßig niedrige Gebühren festsetzt. In einem Prozeß erwachsen, wenn Beweise erhoben werden, normaler Weise drei Gebühren. Sie betragen bei einem Streitwert von ℳ 1000.— ℳ 84.—, bei einem Streitwert von ℳ 100 000.— ℳ 663.—, bei einem Streitwert von ℳ 200 000.— ℳ 963.— und bei einem Streitwert von ℳ 1 000 000.— ℳ 3363.—. Es bedarf keiner Ausführung, daß das kein vernünftiges Verhältnis ist. Außerhalb der Anwaltschaft, wo man überhaupt die merkwürdigsten Anschauungen über die Gebührenordnung hat, wo häufig noch der Glaube besteht, daß der Anwalt an einer langen Dauer des Prozesses interessiert sei, hat man die Vorstellung, daß der Anwalt bei hohen Objekten wirklich reich entlohnt werde. In Wirklichkeit entsprechen die Gebühren bei großen Objekten in keiner Weise der Gerechtigkeit, wenn man doch einmal — und eine andere Lösung wird nicht möglich sein — im Wesentlichen die Höhe des Objektes zur Grundlage der Gebührenberechnung macht.

Die Aufhebung der freien Advokatur würde nun an den Einkommensverhältnissen zunächst nichts ändern. So groß wird die Zahl der zugelassenen Anwälte immer sein müssen, daß die

Digitized by Google

Bevölkerung eine wirklich freie Auswahl unter den Anwälten hat. Auch dann wird es Anwälte mit einer sehr großen Praxis und auf der anderen Seite unbeschäftigte Anwälte geben. Gewiß würde, wenn nun längere Zeit neue Anwälte nicht mehr zugelassen werden, rein rechnerisch auf den einzelnen Anwalt eine größere Anzahl Mandate entfallen; sie verteilen sich aber wieder ungleichmäßig; die stark beschäftigten Anwälte werden noch stärker beschäftigt sein; auch die mittlere Praxis wird zunehmen; dort, wo aber die Klagen über mangelnde Beschäftigung mit Recht erhoben werden, wird eine Aenderung kaum eintreten. Man darf es ruhig aussprechen, daß eine große Zahl deutscher Anwälte zu stark beschäftigt und überlastet ist; viele müssen, um den einzelnen Fall pflichtgemäß zu behandeln, Raubbau mit ihrer Gesundheit treiben und die Nacht zum Tag machen; vielen fehlt die Möglichkeit, den einzelnen Fall wirklich ruhig durchzuprüfen und sich wissenschaftlich fortzubilden. Bei der jetzigen Gebührenordnung ist der Anwalt, der kein erhebliches Vermögen besitzt, gezwungen, wenn er angemessen leben will, eine für sich und für die Sachbehandlung unvernünftige Arbeitslast auf sich zu nehmen. Nicht nur der Anwalt mit der großen Praxis, auch der Anwalt der mittleren Praxis ist so beschäftigt, daß er vollauf in Anspruch genommen ist. Er, der morgens plädierend und wartend auf dem Gericht sein muß, der den Mittag für die Sprechstunde braucht, dem am Tage kaum Zeit bleibt für die Vorbereitung der Prozesse, hätte gar nicht den Wunsch nach vermehrter Arbeit, wenn seine Arbeitsleistung nicht zu schlecht entlohnt würde. Eine wirkliche Hilfe für die Anwaltschaft kann meines Erachtens nur durch eine verständige Reform der Gebührenordnung geschaffen werden. Die Aufhebung der freien Advokatur aber würde keine Hilfe bringen; sie hat aber, selbst wenn man von ihr Hilfe erwarten würde, so schwere Bedenken, daß sie trotzdem abzulehnen wäre. Wer die Vorbildung zum Anwalt hat und Lust und Liebe zur Anwaltschaft, dem soll die Anwaltschaft offen stehen. Daß das bis jetzt so war, hat immer wieder neue wert-

Digitized by Google

volle Kräfte der Anwaltschaft zugeführt. Daß der einzelne seine ganze Kraft einsetzen muß, um auf der Höhe zu bleiben oder um in die Höhe zu kommen, hat die Anwaltschaft frisch und stark erhalten. Bedauernswerte Ausschreitungen, die jeder Kampf um die Existenz mit sich bringt, sind Einzelerscheinungen geblieben und werden auch in einer zünftlerisch organisierten Anwaltschaft nicht ausbleiben. Aber das geistige und moralische Niveau der deutschen Anwaltschaft in ihrer Gesamtheit ist hoch geblieben. Die Anwaltschaft wird an Wert verlieren, wenn ihre Grundlage bureaukratisch wird, wenn nicht mehr die Freude zum Beruf und der Mut der freien Betätigung zur Anwaltschaft führt, sondern der Glaube oder der Aberglaube an eine gesicherte und staatlich garantierte Existenz. Wenn man dann die Zulassung nicht von der Willkür irgend welcher staatlicher Instanzen abhängig macht und damit politischen, religiösen und gesellschaftlichen Erwägungen Einfluß auf die Zulassung einräumt, so müßte man irgend welche ganz bestimmte Normen über die Zulassung schaffen; dann entscheidet vielleicht irgend ein Zufall über die Zulassung. Es wird dem, der eine Zierde der Anwaltschaft gewesen wäre, die Anwaltschaft gesperrt und irgend eine Mittelmäßigkeit findet das Tor noch offen. Die Anwälte, die aus Lust und Liebe Anwalt geworden sind, waren wohl immer ein Glück für die Anwaltschaft; Bedenken erregen aber die, die man mit Gewalt in die Anwaltschaft hineingepreßt hat. Das geschieht aber in den letzten Jahren in sehr starkem Maße. Nach der Rechtsanwaltsordnung kann zur Anwaltschaft nur zugelassen werden, wer die Fähigkeit zum Richteramt erlangt hat. Dieser Grundsatz gilt in der Praxis nicht mehr. Man läßt eine große Zahl von Referendaren das zweite Staatsexamen bestehen; der Staat händigt ihnen ein Stück Papier aus, auf dem geschrieben steht, daß sie zum Richteramt befähigt seien. Der Justizminister erklärt ihnen aber, daß sie nach seinen Begriffen allerdings zum Richteramt nicht befähigt seien und daß sie auf Beschäftigung in der Justiz nicht rechnen könnten. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Kandi-

Digitized by Google

daten haben jeweils ihr Examen so bestanden, daß sie nach Meinung der Staatsverwaltung zum Richteramt nicht befähigt sind.

Man erklärt die aber offiziell für befähigt und öffnet ihnen damit die Tür zur Anwaltschaft. Das sind nun häufig Leute, die nicht Anwalt werden wollen, aber, weil sie der Staat zurückweist, Anwalt werden müssen. Es entsteht dadurch auch die Gefahr, daß die Anwaltschaft an Wertschätzung verliert, wenn ihr Personen zugeführt werden, die der Staat selbst im Richteramte nicht verwenden wollte. Ich weiß, daß einer ein schlechtes Examen gemacht haben kann und daß er trotzdem vielleicht in der Praxis ein viel viel besserer Jurist ist, als der Primus im Examen. Ich weiß, daß Zufälligkeiten über den Examenausfall entscheiden und daß es gegen den einzelnen eine Grausamkeit ist, ihm nicht nur die Richterlaufbahn, sondern auch die Anwaltschaft zu sperren. Aber die Interessen eines ganzen Standes sind wichtiger, als die Interessen einer einzelnen Person. Wenn das Gesetz bestimmt, daß nur der Anwalt werden kann, der zum Richteramte befähigt ist, so sollte es damit aus guten Gründen in jeder Beziehung die Gleichheit zwischen Richter und Anwalt schaffen. Dann geht es aber auch nicht an, die Personen, die die Justizverwaltung ablehnt, weil ihr Examen nicht gut genug war, auf einem Umweg in die Anwaltschaft einzuführen. Würde durch eine Aenderung der bisherigen Praxis eine Reform der Art der Examen notwendig werden, so wäre das auch aus allgemeinen Gründen ein Glück.

Wiederholt hat die deutsche Anwaltschaft, getragen von starkem Idealismus, sich für das Prinzip der freien Advokatur ausgesprochen. Wenn sich wirklich in der letzten Zeit in der Stimmung der deutschen Anwaltschaft ein Wandel vollzogen haben sollte, so beweist das nur, daß die Sorge um die Zukunft in der deutschen Anwaltschaft mit Recht eine immer größere wird. Die deutsche Anwaltschaft darf verlangen, daß ihr Hilfe wird. Das aber wird nie möglich sein, jedem einzelnen Anwalt ein ausreichendes Arbeits-

Digitized by Google

gebiet zu sichern, weil auch innerhalb der durch den „numerus“ beschränkten Anwaltschaft die Wahl frei sein muß. Aber darauf hat die Anwaltschaft ein Recht, daß sie für die einzelne Arbeitsleistung angemessen entlohnt wird und daß man die Gebührenordnung in Uebereinstimmung bringt mit den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen.

Der Fall Münsterer

Von Ludwig Thoma

Er ist nach der Verurteilung des Pfarrers von Ponndorf nicht erledigt, sondern könnte auch den Ultramontanen noch lange Stoff zum Nachdenken geben. Münsterer gehört zur Spezies politisierender Geistlicher und wenn wir auch Untreue und Diebstahl nicht als ihr Kennzeichen betrachten wollen, so ist doch manche Vorbildung, die eben hier im Einzelfalle zum Verbrechen führte, sehr charakteristisch.

Da ist einmal die ungesunde und törichte Machtstellung, die klerikalen Heißspornen eingeräumt ist. Sie fußt auf einer tiefsitzenden Angst vor der ultramontanen Partei, die allen kirchlichen Vorgesetzten eingeprägt ist, und die auch wohlwollende Pfarrer abhält, dem politisierenden Herrn Cooperator Zügel anzulegen.

Die Jünglinge stürzen sich, noch lange vor sie hinter den Ohren trocken werden, in den Streit. In den Organisationen des Zentrums, in Arbeiter-, Gesellen- und Burschenvereinen finden sie viel zu früh Gelegenheit, sich in Haß und Unduldsamkeit einzuleben und der junge Herr, der sich täglich schamrot sagen müßte, wie wenig er dem rührenden Vertrauen der Mühseligen und Beladenen zu geben hat, schnüffelt Gesinnungen aus, schwätzt

Digitized by Google

dumme Leitartikel der ultramontanen Presse nach, lebt und webt im Kleinkrieg und ist von seiner ungeheuren Wichtigkeit überzeugt.

Natürlich schreiben die meisten. Die vielen kleinen Provinzblätter sind angefüllt mit den flegelhaften Stilübungen der Cooperatoren. Aus jeder Zeile der schlechten Schulaufsätze schaut der Pennäler heraus, aber auch der in die Künste einer verlogenen Dialektik hineinwachsende Pfaffe.

Niemand erinnert die Jungmannschaft der Kirche an die im Evangelium geforderte Menschenliebe und Herzenseigenschaften werden nicht geprüft. Politik ist alles. Schreibt er nur im Dienste der Partei, dann kann sich der Herr Cooperator und später der Herr Pfarrer nach Herzenslust ausflegeln und gewiß sein, daß ihm keine Roheit verübelt wird.

Münsterer hat in der Verhandlung gesagt, daß Niemand gewagt habe, ihn zu kontrollieren und daß er noch viel mehr hätte unterschlagen können. Das beruhte nicht nur auf Vertrauen, es beruhte auch auf der Angst, die Revisoren wie Vorgesetzte vor dem rücksichtslosen priesterlichen Journalisten hegten.

Heute weist kein Bischof mehr einen politischen Heißsporn in die Schranken zurück; man hat die „Salberer" mores gelehrt.

Dann aber, und das ist wohl das Bedenklichste, muß der Zwiespalt, der zwischen den wirklichen Aufgaben des priesterlichen Berufes und der politischen Hetze besteht, verderblich wirken.

Der Geistliche, der uns einen heiligmäßigen Wandel, christliche Milde und Liebe recht augenfällig vorführt und dabei aus heimlich geschürtem, infernalischem Haß nicht herauskommt, der lebt in einer giftigen Atmosphäre von Verlogenheit, die jeden Charakter verderben muß.

Diese Verlogenheit hat den Pfarrer von Pondorf nicht zufällig zum Verbrecher geführt, denn ein wahres Sprichwort sagt: Wer lügt, der stiehlt.

Digitized by Google

Oesterreichs gute, alte Zeit

Von Richard Charmatz

Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben. 1788/1819. Erinnerungen aus Oesterreichs großer Welt. Georg Müller, München, 2 Bde.

Ein Buch des Lebens, ein lebensprühendes Buch sind die „Erinnerungen aus Oesterreichs großer Welt". Als Verfasserin wird uns die Gräfin Lulu Thürheim vorgestellt, die den Pinsel und den Kiel meisterhaft zu führen verstand. Sie brauchte keine Handlung zu ersinnen und ihre Phantasie nicht sonderlich anzustrengen. Das Dasein der Dame aus der vornehmen Gesellschaft verlief abwechslungsreich und amüsant genug, um munter geschildert, eine anregende Lektüre zu bieten. Die Gräfin hatte Verstand und Witz, und sie plauderte gerne. Ihre Augen blickten frisch umher, ihren Ohren entging keine lustige Anekdote. Dabei hatte die zwar nicht schöne, aber dennoch fesselnde Lulu ein Herz, das eher einem Bienenhause als einer uneinnehmbaren Festung glich. „Wenn ich die Wahrheit eingestehen soll" — lesen wir in den Memoiren, — „so muß ich sagen, daß ich in meinem Leben nichts Süßeres wie die Liebe, nichts Amüsanteres gefunden habe als die Koketterie. Das ist gewiß nicht moralisch, aber es ist wahr." Wer würde diese Aufrichtigkeit nicht achten? Und wer wollte noch zweifeln, daß auf den Blättern, die von der Gräfin Thürheim vollgeschrieben wurden, die Langweile keinen Platz fand? Was die französischen Memoiren lesenswert und immer anziehend macht: Geist, Witz und die Lebhaftigkeit der Beobachtung, findet sich in diesem österreichischen Buch, dem auch nicht der großartige Hintergrund fehlt, der sich den Franzosen bei der Schilderung ihres eigenen Lebens von selbst darbietet. In die Kindertage der Gräfin Thürheim klang der Sturmgesang der Marseillaise hinein; die französische Revolution entwickelte sich zum blutigen Drama. Dann kam

Digitized by Google

die unruhevolle Zeit der napoleonischen Eroberungskriege, und schließlich senkten sich die Schatten der Restauration auf das müde, gehetzte Europa nieder. Der Postwagen rollte wieder durch das friedliche Land; statt des Außergewöhnlichen herrschte dumpfe Alltäglichkeit. In Oesterreich war in den großen Jahren die Begeisterung erweckt worden, um nachher erstickt zu werden; der Patriotismus, der sich zur hellen Flamme entzündet hatte, wurde mit bitteren Enttäuschungen heimgezahlt. Die Flut der gewaltigen Ereignisse trug Männer in die Höhe und vernichtete manchen rasch erworbenen Ruhm. Es war eine Abwechslung ohnegleichen, und die Gräfin Lulu Thürheim füllte ihre Tagebücher mit emsiger Gewissenhaftigkeit.

Ihre Aufzeichnungen werden viel gelesen werden. Man wird sich der unterhaltenden Redseligkeit freuen und die charakteristischen oder pikanten Geschichtchen in froher Gesellschaft erzählen. Aber diese Memoiren sind mehr als ein Zerstreuungsmittel, sie bilden kulturhistorische Dokumente, sie gehören zu den Büchern, die nicht bloß genossen, sondern auch überdacht werden sollen. Die Gräfin Lulu Thürheim durchmaß — lächelnd meist, doch bisweilen seufzend — eine Epoche, die man vielfach die gute, alte Zeit nennt. Wer damals in einer gräflichen Wiege zur Welt kam, stand auf der Sonnenseite des Lebens und war durch seine Herkunft schon zur Herrschaft bestimmt: im Kleinen oder im Großen, im gutsherrlichen Bezirke oder im Staate. Die Persönlichkeit wurde zum Massenschicksale, die Veranlagung eines Aristokraten zum Glück oder Unglück der untertänigen Menge. Das muß man bedenken. Bei den vielen hochgestellten Menschen, denen wir in den Memoiren begegnen, und die wir als Schwerenöter oder Streber kennen lernen, fragt man sich immer, wie ihre Art auf ihre Untergebenen abgefärbt hat. Der Vater der jungen Lulu war ein gutmütiger, aber jähzorniger Mann, der die Peitsche als nützliches Erziehungsinstrument hoch in Ehren hielt und oft über den zarten Rücken seiner Kinder schwang. Er zeigte sich dem Volke als gnädiger Herr und freute sich in hellen Stunden

Digitized by Google

des Guten, das er tat. Wie war es aber, wenn die Leidenschaft ihn erfaßte, wenn die Selbstbesinnung schwand? Die Erfahrungen mit dem Vater haben in der Gräfin Thürheim den Glauben an die alleinseligmachende Kraft des Feudalismus einigermaßen erschüttert. „Die Feudalität hat etwas Rührendes" — schrieb sie — „soferne der Gutsherr sie väterlich ausübt; sie wird die irdische Vorsehung für die Untertanen. Ebenso wie man sagt, ein guter Fürst ist die beste Konstitution, könnte man behaupten, die Knechtschaft ist der mildeste Zustand unter wohltätigen Herren. In Wahrheit, wären die Menschen alle gut, so ginge auch alles vortrefflich. Aber eben weil sie es nicht sind, müssen gerechte und feste Schranken die Rechte jedes Einzelnen beschützen." Diese Bemerkung steht in den Aufzeichnungen übrigens ganz vereinzelt da. Mit sozialpolitischen Erwägungen beschwerte man sich in der guten, alten Zeit das Gemüt nicht gerne. War ein „Pfleger" — heute würde man sagen Verwalter — ein treuloser Diener seines Herrn, dann wurde ihm mit verdientem Grolle heimgezahlt. Doch daran, daß derselbe Mann, der sich seinem Brotgeber gegenüber verwerflich benahm, für die Untertanen zum Richter wurde und in ihr Schicksal tief eingreifen durfte — daran dachte man nicht. Diese Begrenztheit des Interesses ist kennzeichnend für die Ausartung des Standessinns, und es soll der Gräfin Thürheim nicht gezürnt werden, weil sie die Dinge nur so sah, wie sie sich ihr von der Höhe ihrer sozialen Stellung aus zeigten.

* * *

Die Verfassung war in Oesterreich schon erstritten, als der scharfblickende und aufrechte Führer der Liberalen Dr Berger mit epigrammatischer Wucht den Gedanken ausdrückte, daß den Staat eigentlich einige Bischöfe und Adelsfamilien regieren. Man kann sich vorstellen, über welche Macht da die Aristokratie gebot, als der arme Untertan noch nicht zum freien Bürger geworden war. Doch die Adeligen haben sich meistens in Verschwiegenheit ge-

Digitized by Google

hüllt, ihr Wesen und ihre Gedanken der Nachwelt mit Schleiern verdeckt. Wohl ließen sich die Wirkungen beobachten, die von der Kastenherrschaft ausgingen, aber es war bisher ungemein schwierig, sich von dem Innenleben der großen österreichischen Gesellschaft, von der geistigen Verfassung dieses Staates im Staate, der zugleich über dem Ganzen stand, ein zutreffendes Bild zu machen. Nun dürfen wir uns der Gräfin Lulu anvertrauen, die zwar eine böse Zunge hatte, trotzdem jedoch im allgemeinen das Richtige getroffen haben mag. Sie war ganz das Produkt ihrer Umgebung; sie durchbrach nicht die Wälle des standesgenössischen Vorurteils und gehörte gewiß nicht zu den Freigeistern und aufrichtigen Volksfreunden, die dann und wann aus den Schlössern und Burgen mitleidsvoll zu den Massen herabstiegen. Den demokratischen Geist nannte sie „den Sohn des Neides und des Stolzes". Daß der Bauer für seinen Gutsherrn robotete, schien ihr wohl eine von Gott gewollte Ordnung zu sein. Nur einmal finden wir einen ganz leisen, leichthin angedeuteten Zweifel an der Richtigkeit der ererbten Einrichtungen. In Galizien hörte sie, daß eine Allee mit großen schattigen Bäumen in einer Nacht errichtet worden war, weil ein Graf seiner Geliebten, die sich über den Mangel kühler Wege beklagte, eine Freude bereiten wollte. Wie erstaunt blickte die Holde des Morgens auf die grünen Wipfel. „Derart sind in Polen die Wunder der Liebe und der Frone", bemerkte Lulu Thürheim — das und nicht mehr. Ihre Memoiren kann man also wahrlich nicht der gehässigen Voreingenommenheit bezichtigen. Nichts spricht dafür, daß die adelige Dame ihre Standesgenossen mit zu düsteren Farben gemalt hat.

Wie ist nun der Eindruck, den man von dem österreichischen Adel empfängt, der in einem langen Zuge durch die Memoiren schreitet? Es fehlt fast keine der Familien, die dem Reiche seit Jahrhunderten Feldherren, Staatsmänner und Verwaltungsbeamte gegeben haben, die aus dem Verdienste oder aus dem Glücke in der Vergangenheit das Recht auf Bevorzugung in der Gegenwart ableiten. Wofür begeisterte sich die hochgeborene

Digitized by Google

Jugend, die sich um die Gräfinnen Thürheim sammelte, wovon schwärmten die Alten? Man kann nur sagen, was Lulu erzählt, ist wenig schmeichelhaft. Die gewaltigen Probleme der Zeit wurden in den Gesprächen kaum berührt, die Unterhaltung klebte am Boden. Liebesabenteuer folgten auf Liebesabenteuer, und dazwischen regte sich bloß das Verlangen nach einer möglichst guten Versorgung, nach einer angenehmen Stellung. Der österreichische Adel hatte im 18. Jahrhundert seine geistige Blütezeit, als die Philosophie der Aufklärung die Köpfe der Aristokraten erfaßte, ihren Sinn veredelte und zu großzügigem Denken — wenngleich nicht immer zu weitherzigem Handeln — anregte. Als das 19. Jahrhundert sich abzurollen begann, war bereits eine erschreckende Dürre eingetreten. Der Geburtsadel gehörte nicht mehr zum Geistesadel, wobei die Regel die Ausnahmen nicht ausschloß. „In der Aristokratie" — so lesen wir — „hat die Unwissenheit und ein Ekel vor wissenschaftlicher Bildung der früheren Schöngeistigkeit Platz gemacht, der Materialismus vertrat die Begeisterung, Vergnügungssucht und Trägheit ersetzten die edlen Gefühle." Man könnte ja einwenden, daß die Gräfin Lulu nicht fähig gewesen sei, das Große zu erfassen. Dagegen spricht aber ihr Enthusiasmus für den Grafen Capo d'Istria, für jenen nach Rußland verschlagenen Griechen, der von der Freiheit seines Volkes träumte und ihrer Erkämpfung seine besten Kräfte lieh. „Wenn ich Capo d'Istria so zuhörte, wie er über die Aussichten seines Landes sprach, so schienen sich mir die Jahrbücher der zukünftigen Geschichte zu öffnen oder vielmehr ich vermeinte, in der Werkstätte zu sein, wo man die Zukunft der Völker macht." In Oesterreich gab es nicht wenige Nationen, die der Erweckung aus dem Schlummer harrten. Warum begegnete der Gräfin Thürheim kein vaterländischer Capo d'Istria? Gewiß, es lebten auch hier solche Männer, aber sie verschwanden im Meer der Bedeutungslosigkeit.

Ueberhaupt mögen die Erfahrungen, die die Memoirenschreiberin in ihrer Umgebung gewann, nicht sehr erfreulich gewesen sein.

Digitized by Google

Bemerkte sie doch einmal: „Ein Philosoph behauptete, daß alle Laster aus der Roheit entspringen; wahrscheinlich hat er in Oesterreich gelebt.“ Hinter der äußerlichen Glätte, hinter dem Schliff der guten Erziehung scheint sich kein entsprechender innerer Reichtum verborgen zu haben. Die vollendeten Manieren waren nicht vollendeten Menschen eigen. Von einem starren Kämpfer für das ancien régime erzählt die Gräfin Thürheim, daß er einmal bei einem heftigen Regen den Damen mit dem Hute in der Hand in den Wagen half. Als man ihn aufforderte, den Kopf zu bedecken, antwortete er mit feierlicher Miene, während ihm der Regen ins Gesicht klatschte: „Madame, le siècle de Louis XIV. me le défend.“ Aeußerlichkeit, nicht mehr! So sah es selbst mit der Ritterlichkeit in der guten, alten Zeit aus.

* * *

Wenn man die Memoiren der Gräfin Thürheim aufmerksam durchliest, dann kann man sich erst erklären, wieso es kam, daß einzelne geistig hochstehende Aristokraten mit zäher Kraft gegen das Adelsregiment kämpften und umsomehr den Fähigkeiten vertrauten, die im Schoße des Volkes ruhen. Fürst Kaunitz schrieb schon im Jahre 1763: „Ich kann nicht dafür stimmen, den Adel und die Stände in die Höhe zu heben. Ich selbst bin von böhmischem Adel und Gutsbesitzer, aber meine Pflicht gegen Eure Majestät steht obenan. Wie gefährlich die Machtbefugnisse des Adels sind, hat sich in Ungarn, Siebenbürgen und in den Niederlanden gezeigt. Ich muß vor Gott und Eurer Majestät bekennen, daß ich die Wiedereinführung der Regierung durch den Adel für ein Werk ansehe, das auf einmal alle Hoffnungen und Verbesserungen abschneidet und der allerhöchsten Macht den empfindlichsten Stoß versetzen würde.“ In demselben Sinne ging ungefähr ein Jahrhundert später Graf Franz Stadion, der weitherzige Staatsmann des Mittelstandes, vor. Aber jene, die von der guten, alten Zeit schwärmen, wollen sich zu dieser Einsicht nicht aufschwingen. Beim Irrtum beharrend, predigen sie ihre falsche Erkenntnis.

Digitized by Google

Sie sollten nun die Memoiren der Gräfin Lulu Thürheim mit Nachdenklichkeit lesen, nicht um sich zu unterhalten, sondern um sich zu belehren. Die Autorität, die sie der bürgerlichen Ansicht absprechen, werden sie der gräflichen Mitteilsamkeit nicht streitig machen können.

Der Tod des Edgar Allan Poe

Von Hermann Koch

Als Poe den Zug bestieg, um sein Wohnhaus in Fordham zu erreichen, hatte er noch nicht die Absicht, in Baltimore auszusteigen.

Er hatte in der letzten Zeit überhaupt keinerlei Absichten. Sein Hirn war an Gedanken und Projekten ganz leer und zwar in einem Grade, daß er diese Leere völlig körperlich empfand. Sein Kopf schmerzte ihn und machte ihn glauben, daß sein Hirn bis auf eine ganz kleine Kugel vertrocknet war, die unaufhörlich im Hohlraum herumkollerte. Mitunter wurden die Schmerzen so arg, daß er der Versuchung, die dünne, sich über ein Nichts spannende Schädeldecke an einer Wand aufzupochen, nicht widerstehen zu können glaubte.

Am 3. Oktober 1849 fühlte er sich eben um einiges besser. So kam es, daß er sich der Eisenbahn überantwortete. — Es war nach Mitternacht, als er sein Wagenabteil betrat. Es war schwach und qualmig beleuchtet. Poe drückte sich in eine Ecke. Ihm gegenüber saßen drei Personen, die ihn von Zeit zu Zeit mit wässerigen Augen abtasteten, schließlich nacheinander in kurzen Intervallen den Mund aufklappten, um ihm einen Blick in ihr Innerstes zu gewähren. Er war müde und abgespannt. In früherer Zeit hätte er es nicht vermeiden gekonnt, um diese Situation herum einen verruchten Mordplan zu spinnen. Er hätte daran gedacht, diese Menschen, die ihm natürlich nie etwas taten, mit starrem Blick des eigenen Willens zu berauben, sie dann auf die Platt-

Digitized by Google

form hinauszuführen, zu knebeln und sie mit den Füßen ans Trittbrett gebunden, vom Zuge zu Tode schleifen zu lassen. Er selbst würde klug einen hypnotischen Schlaf vortäuschen, den Anschein erwecken, als verdanke er einem Zufalle die Rettung. Er schuf sich gerne derartige Albträume, um sich als den Verkommensten aller Menschen fühlen zu können.

Seine Gegenüber schliefen nun, furchtlos und tief. Er stand auf und trat aus dem Wagen. Es war eine undurchdringlich schwarze Nacht. Ein dünner Eisregen zerstach sein Gesicht.

Dieselbe Strecke war er zuletzt mit Virginia gefahren. Mit heldenmütiger Anstrengung verbarg sie damals ihren Schlaf. Schließlich, als sie ein starker Hustenanfall sehr erschöpfte, ließ sie doch ihren hübschen Kinderkopf an seine Schulter sinken. Es hatte nur kurze Zeit gewährt — und auch der Rest ihrer Lunge und ihres Lebens war dahin. Zu schnell war Virginia, die er als Cousine, Gattin und Kind dreifach liebte, verlöscht. Jemand hatte ihm zugetragen, daß Rufus Griswold Gerüchte verbreitete, nach denen er Virginia Clemm zu Tode gequält hatte, um Stoff für den „Raben" herauszuschlagen. Wenn sonst nichts, war dies wenigstens einleuchtend. Seit jenen fürchterlichen Nachtwachen am Bette Virginias, da Schmerzen, Kälte, grausame Verzweiflung ihn an den baldigen Zusammenbruch jeden Daseins glauben ließ und dennoch nichts geschah und er weiterlebte, seit jenen Nächten hatte er sich mit seinem eigenen Tode nicht beschäftigt. Kaum mit seinem Leben, das er, wie er einsah, damit zugebracht hatte, seine innerste Natur, die nach Leben schrie, die den ganzen Kreis von Lust zu Schmerz und von Schmerz zu Lust abrasen wollte, zu betäuben und abzutöten.

Sonst haßte und fürchtete er das Dunkel; da es ihn aber nun aus seiner Lethargie zu reißen versprach und ihn wenigstens mit Widerwillen erfüllte, anstatt ihn wie alles andere gleichgültig zu lassen, liebte er es. Wieder fühlte er seine Existenz .... Es muß Mutter Clemm gewesen sein, die ihn mit ihrem Gelde aufpäppelte! Ihn ohne sein Zutun ernährte! Hier muß eine Wen-

Digitized by Google

dung eintreten! Doch wie? .... Ein Gedanke trat in den Vordergrund, der nur auf die erste beste Gelegenheit gewartet haben mochte, ihn neuerdings in Fessel zu schlagen. Die Idee, eine kritische Zeitschrift, den „Stylus" zu gründen, wurde schon oft hervorgezogen und beiseite geschoben. Wieder durchdachte er alles. Würde es nötig sein, wie damals, von Ort zu Ort zu ziehen, Sälen mit tausend Lücken „aus dem Innersten gerissene Stücke" vorzudeklamieren, all den Ekel in Kauf zu nehmen, den ihm die zur Schau gestellte Ergriffenheit der Krämerseelen verursachte? „Den Raben" noch einmal, noch einmal den „Raben"!" Und er tremolierte mit düsterster Grabesstimme: „.... said the raven nevermore ...." Einstmals hatte es ihn gereizt, für sein Können den Lohn zu fordern, die Anerkennung dafür, daß das Gedicht gut gemacht sei, mit Tüchtigkeit und unter Beobachtung aller Kunstregeln. Nein, sie blieben dabei: „Du bist ein Dichter, ein Genie, Gott gab dir deine Kunst, möge er dir auch zu essen geben." — Also erhob Poe den „Stylus" zur Parole. In Baltimore wollte er aussteigen, den Verleger Cortz besuchen und das Weitere erleben. Er begab sich wieder in den Wagen zurück, wo er alles fand, wie er es verlassen hatte. Nur einer von den Dreien war vom Sitz herabgerutscht und schnarchte in unbequemerer Stellung weiter. Poe zog den Mantel über den Kopf, um ungestört zu bleiben.

Als der Zug in Baltimore ankam, war die Nacht noch nicht gewichen. Es war halb acht morgens, doch neblig und finster. Poe trat aus der Bahnhofshalle gleich in den dichsten Wasserdunst. Ein paar verglimmende Laternen schwebten in diesem und von Zeit zu Zeit sprang eine Person in sein Gesichtsfeld und wieder heraus. Vor neun Uhr konnte er nicht zu Cortz gehen! Ziellos schritt er weiter. Nach einer halben Stunde bereiteten ihn ein paar Anzeichen auf den Ausbruch neuer Schmerzen vor. Er zog eine Flasche aus der Tasche, aber fand sie leer. So mußte er sich bequemen, einen Alkoholladen zu suchen. In der üblen Gegend, in der er sich befand, tauchte bald eine solche Schenke

Digitized by Google

auf. Hastig trat er ein, zerriß sich an einem Haken den Mantel, was ihm nicht weiter auffiel, und verlangte zu trinken. Er bekam eine schmierige, mit schwarzen Krusten bedeckte Flasche, wie sie hier auch die Anderen hatten. Die Gesellschaft fand er aus Fuhrleuten, Arbeitern und Säufern zusammengesetzt.

Seine Zeitschriftenprojekte würden für alle Fälle eine Unmenge von Energie und körperlicher Leistungsfähigkeit erfordern und er ahnte, daß er die niemals mehr wird aufbringen können. Es war ganz gleichgültig! Seine Schmerzen, die nie nachließen, oder nur für so kurze Zeit, um ihn auch die Angst vor neuen Anfällen fühlen zu lassen, diese Schmerzen würden jede andauernde Arbeit am „Stylus" vereiteln. Er trank in kleinen Schlückchen, und glaubte schon den Segen der Betäubung zu fühlen. Ein Individuum neben ihm trank ihm zu. Poe hob mit Mühe das Glas. Nun rückte der Mensch näher und begann mit rauhen Worten ein Gespräch. Poe wollte nicht sprechen, hätte es auch gar nicht gekonnt, so übersah er den Andern. Anfänglich merkte der nichts davon; als er einmal eine direkte Antwort forderte und keine bekam, fand er dies ungehörig und wurde, als Poe weiter schwieg, anzüglich, wütend und versuchte am Ende handgreiflich zu werden. Da sprang Poe auf, ergriff ein paar Flaschen, schwang sie drohend um den Kopf seines Angreifers und musterte alle zum Entsatz des einen herbeieilenden Kerle. Schließlich warf er die Flaschen gegen die Wand, ließ unbesehen eine Menge Münzen auf den Ladentisch rollen und ging hinaus. Als er die Türe erreicht hatte, taumelte er ein wenig, doch hielt er sich aufrecht und ging weiter.

Es war vorübergehend heller geworden. Poe hatte das Scharmützel aufgerüttelt. Schmerzen fühlte er keine. An den Wohlgefühlen, die ihn nun durchströmten, war jedenfalls der Alkohol stark beteiligt. Sein Geist schien jede Fessel abgestreift zu haben, schien ihn zu heben, hinanzuführen, zu vergrößern. Ihm war als hätte er niemals zuvor in diesem Maße die Welt verstanden. Niemals. Kaum als er „Heureka" schrieb. Als wäre er Gott,

Digitized by Google

sah er in das Weltgetriebe. Die Begriffe „groß" und „klein" verschwanden. Nie zuvor begriff er so klar, daß jedes Atom wieder eine Welt, ein Universum ist. Er nahm seine Uhr zur Hand. Auch sie war eines. Jedes Atom darin kreiste um ein anderes. Jedes wieder war ein System für sich, jedes bestand aus Sonnen, Planeten und Trabanten.... Und überall gibt es Leben..... Was wäre dabei, die Uhr fallen zu lassen? Nicht! Die Sonnen, Planeten darin würden weiter kreisen, die Lebewesen fortdauern. Es ist alles ewig und alles hält die Liebe zusammen, die gewaltige Liebe eines Atoms zum anderen.... Und ist es paradox anzunehmen, daß wir, die Erde, die Sonne, die Fixsterne, das Milchstraßensystem irgendwo im Hirn oder Magen eines höher organisierten Wesens stecken. Was wissen wir....

Er ging hastig ohne Ziel Straßen ein und aus. Wieder war der Nebel dichter geworden und wieder begann es in seinem Kopfe zu hämmern. So rannte er hier und da an einen Laternenpfahl an, an einen Passanten, ohne sich im Laufe aufhalten zu lassen. Als die Kopfschmerzen immer heftiger wurden, blieb er stehen, ohne zu hoffen, sich noch lange aufrecht halten zu können. Er versuchte sich an einer Mauer weiterzutasten. Auch darin bestand kein Trost. Er setzte sich auf eine Stufe und stützte den Kopf in die Hand. Da begann die Umgebung im Kreise zu wirbeln, er selbst versank, tiefer und tiefer. Als er auf der Wange eine nasse Kälte fühlte, hatte er noch die Kraft zu konstatieren, daß er mit dem Gesichte auf dem Pflaster lag. Er konnte sich jedoch nicht erheben und zudem, es war ja so gleichgültig....

* * *

Dieser Zustand ging in eine Ohnmacht über, die auch im Hospital, wohin man ihn brachte, nicht wich, und die erst der bald eingetretene Tod beendete.

Digitized by Google

Der Haß gegen Schönberg

Von Richard Specht

Zwei aufeinanderfolgende Tage in Arnold Schönbergs Leben, deren Wesen fast die Kraft eines Symbols hat.

Am Sonntag. Der große Musikvereinssaal in Wien ist übervoll. Schönbergs „Gurrelieder" sollen aufgeführt werden; sein größtes Werk, vor zehn Jahren begonnen und fertig skizziert, im ersten der drei Teile auch instrumental vollendet, dann in bitterer Entmutigung und wohl auch in dem zwangvollen Suchen nach ganz anderen tönenden Bereichen liegen gelassen und erst vor Jahresfrist, gelockt von diesem süß-schmerzlichen, in holder und gewaltiger Fülle prangenden Rufen und Klingen aus banger Jugendzeit, ganz zu Ende gebracht. Ein Publikum harrt dieser Schöpfung, in dem sich nicht nur alle Musiker, alle Snobs und alle Kunstsehnsüchtigen zusammengefunden haben, sondern auch jene gewissen angenehmen Menschen, die nicht die Sache, nur die Sensation oder auch den Skandal suchen und denen insonders die Aufführung eines Schönberg'schen Werks immer im Zeichen einer „Hetz" zu stehen scheint, die sie sich beileibe nicht entgehen lassen dürfen und in der, nebenbei gesagt, nichts weniger als die gutmütige Wiener Spottlust und das Vergnügen am Spaßmachen über das Fremdartige zum Ausdruck kommt; sondern das tückische Sichwehren gegen Ungewohntes, dessen Ernst zur Auseinandersetzung zwingt; der Haß gegen Solche, die unbekümmert und trotzig ihres Weges gehen, ohne durch Zugeständnisse zu schmeicheln und die es nicht ertragen, sich für die Vielzuvielen aufzureißen und zu erschließen; und nicht zuletzt die Beschämung, die solches Beispiel weckt und der Neid und die Wut gegen diese hoffärtigen Künstler, die es wagen, so frei und verachtungsvoll zu leben und der Andern und ihrer Zustimmung nicht zu bedürfen. So war es bei Mahler, war es bei Klimt, ist es bei Schönberg. In hundert Augen lauert schon die Schadenfreude, — heute wird man's ihm wieder einmal „zeigen", ob er sich's wirklich erlauben darf, zu komponieren wie er will und nicht wie die Anderen es ihm vorgemacht haben. Aber schon die ersten Takte bringen eine Enttäuschung: dieses Glitzern und Schweben, diese duftvoll zarte Dämmerstimmung in Tönen, in denen müde Meereswellen träumend an das von letzter Sonne beschienene Ufer zu schlagen scheinen, in denen die ruhevoll atmende Erde ihr Abendlied singt und deren leise rauschende, matt aufblitzende Einförmigkeit gleich einem köstlichen Naturlaut wirkt, und dann der erste Gesang König Volmers, der zu Tove ins Gurreland reitet und in dem ein solch herrliches Stillwerden der Seele in lichter, fast heiterer Ergriffenheit zu leisem

Digitized by Google

Klingen wird — schon dieser Beginn schlägt alle in den Bann einer Selbstvergessenheit, die immer befreiender und immer beglückender alles Schwere und alles Unreine fortschwemmt. Man fühlte sofort: hier ist ein ganz hoher Sinn in reine und wundervolle Zusammenhänge gebracht; fühlte die durchaus erlebte, durchaus notwendige, in Stolz und Pracht aufflammende Tonsprache eines Künstlers, den Wagner das Reden gelehrt hat, aber der es nicht nötig hat, nachzuahmen und in dem die ordnende Kraft lebt, die einem geistigen Inhalt die in ihm latente Form schafft. In diesen herrlichen, romantisch blühenden und schwärmenden Liebesgesängen Volmers und Toves lebt der ganze Schönberg, der jetzt auf solch einsamen Pfaden die tödlichen Abenteuer einer ungewissen Zukunft sucht und der einmal gesagt hat: Kunst kommt nicht von Können, sondern vom Müssen. Er hat auch hier gemußt, so heftig und so widerstandslos, wie er heute „muß". Nur daß dieses innere Gebot ihn damals noch nicht so weit weg von allem Ererbten geführt hatte; daß sein Neues in den „Gurreliedern" weniger in der Art dieser trunken lohenden, unsäglich bezwingenden Melodie liegt als in dem Zauber der Persönlichkeit, die sie in solch unvergeßlich reicher und großartiger Fülle ausspricht. Eine Persönlichkeit, die hier noch gleichsam im Kostüm geht, und vor allem eine, die sich noch nicht von allem lossagt, was sie als „formalistisch" oder verstandesmäßig empfindet (so wenig formalistisches und verstandesmäßiges in diesen „Gurreliedern" zu finden ist) und die in jungem, verheißendem Vertrauen an das Leben glaubt und in der Sonne wandelt; sie weiß noch nichts von den unheimlichen Stunden der Angst vor den dunklen Rätseln des Daseins, von den traumwachen Augenblicken, in denen die Stimmen der Nacht ertönen und in denen ihr die Schrecknisse abgründiger Geheimnisse zu gespenstigen, tönenden Visionen werden. Hier singt noch die große Liebe in ihrer Seligkeit und ihren Schmerzen ihr ewiges Lebenslied ....

Aber die Enttäuschung der „Hetzsucher" dauerte weiter: das jubelnde Rufen, das schon nach dem ersten Teil losbrach, stieg zum Tumult nach dem dritten, als nach dem spukhaften Tripelchor der schauerlich hinsausenden wilden Jagd und der dämonischen Scherzo-Burleske des Klaus-Narren in dem genialsten Melodram, das je geträumt worden ist, „des Sommerwindes wilde Jagd" in ein Klanggespinnst eingefangen ward, in dem die große Symphonie zu klingen begann, die jeder hört, der wachen Herzens zur Julizeit im sonnenheißen Grase liegt: ein wehendes, fliegendes Tönen in seltsam betörender Harmonie: das Tönen luftdurchrauschter Wipfel, flüsternder Wiesen, funkelnder murmelnder Quellen, das Singen und Summen goldener reifer Felder, in die sich der Wind legt, um wie durch feine Orgelpfeifen zu fliegen. Und als dann der machtvoll aufbrausende Sonnenaufgangsgruß des Chors vorüber war,

Digitized by Google

in dem die Harmonik des Beginns, ja das dort wie vorahnend vorübergehende Ges-dur (hier in einer überwältigenden Fis-dur-Episode gleich einer metaphysischen Erfüllung wirkend) in solch erlöstem, prunkvollem Glanz wiederkehrt, kannte das Jauchzen keine Grenzen mehr; mit tränennassen Gesichtern wurde dem Tondichter ein Dank entgegengerufen, der wärmer und eindringlicher klang, als es sonst bei einem „Erfolg" zu sein pflegt: er klang wie eine Abbitte. Ein paar junge Leute, die ich nicht kannte, kamen mit schamglühenden Wangen und gestanden mir: sie hätten Hausschlüssel mitgebracht, um zu Schönbergs Musik die ihnen angemessen dünkende hinzuzufügen — und nun seien sie so ganz zu ihm gezwungen worden, daß sie nun nichts mehr von ihm abbringen könne. Ihre Beschämung und ihr Bedauern war der schönste Triumph, den der leidensvoll ringende, unverzagt alle Schmerzen des Eroberers auf sich nehmende Künstler sich wünschen mochte.

III.

Am nächsten Tag: Prag, bei der Aufführung des „Pierrot lunaire". Ein Auditorium, zu allem Guten gerüstet; eines, das Schönbergs „Pelleas" vor wenigen Wochen mit bereiter Begeisterung empfangen hat und das seinem Schaffen mit wachem und ernstem Anteil gefolgt ist. Und nach diesen tönenden Impressionen, ja *während* diesen mit der Willkür des Traumhaften wirkenden, wirr phantastisch berührenden, in ihrer inneren Ordnung noch nicht erkennbaren Klangfarbensymbolen: wüste Insulten, tobendes Pfeifen, beschimpfende Unterbrechung, ja Bedrohung der Ausführenden. Und genau so fünf Wochen später, als er in Wien Werke seiner Schüler aufführte. Sicher, solch aufreizende, ja revoltierende Wirkung kann nur einem Genie oder einem irrsinnigen Hochstapler eigen sein. Aber trotzdem: da sich der Tondichter der „verklärten Nacht", des „Pelleas", der „Gurrelieder" längst als ein von der Not des Berufenseins getriebener offenbart hat — woher dieser wütende Haß, dieser erbitterte Tumult gegen einen, der selbst dann, wenn er irrt, nichts anderes will, als eine neue Schönheit oder zumindest eine neue Wahrheit in die Welt tragen, der mit allem Ernst, aller Würde und vor allem mit allem Leid des Künstlers seinen inneren Gesichten Form und Ausdruck geben will?

IV.

Ich glaube: hier ist ein anderer Haß, als bloß der des Allzubequemen gegen das aufscheuchende Neue. Ein gefährlicherer vielleicht, weil er unphilisiröser ist; sicher aber ein anderer und ernster zu nehmender. Weil er auch bei jenen aufbrennt, denen sonst das Aufgerufenwerden aus dem Hergebrachten eine Lust ist; weil er von solchen kommt, die sich mit dem Neuen auseinandersetzen wollen und noch nicht können: der dazu zwingt, steht schon auf der anderen Seite des Abgrunds, den er mit ungeheurer Todesverachtung übersprungen

Digitized by Google

hat, aber über den weder das Gefühl noch der Verstand Brücken bauen können. Vor dem Nachspringen hält die meisten ein Etwas zurück, das nicht gerade Feigheit zu sein braucht. Die drüben sind, locken und rufen: dort sei das Land der Sehnsucht erreicht. Die anderen ballen in ohnmächtigem Zorn die Faust.

Eine sonderbare Tragik: so lange Schönbergs Kunst im Kostüm ging (oder geht), hat sie ergriffen und entzückt. Wenn sie nackt geht, weil sie nur sich selber zeigen und sich nicht mit Lauten oder Begriffen des konventionellen Uebereinkommens ausdrücken will, sondern einzig durch die ihr immanenten — dann weckt sie Empörung oder Abscheu. Das kann nicht nur daran liegen, daß in jenen früheren Werken Taglieder erklingen und in den letzten fast nur mehr grausige Nachtstücke; daß dort eine Jugend in Blütenprangen steht, die sich noch der äußeren Welt hinzugeben vermag, zu der noch die Zeichen der Sinnenwelt sprechen und der sich diese Zeichen in Töne wandeln: während jetzt alles reale Leben abgestreift scheint, alle Lüge des Alltagsdaseins, alles Bewußte, Sinnfällige, alles Allzuwache verblaßt ist und nun jenes — vielleicht einzig wahre — Leben da ist, in dem das Unbewußte laut wird, die drohenden Stimmen der Finsternis, die angstvoll beklemmenden Nachtgefühle, die Welt des Traums, die tiefe Furcht der Kreatur vor allem Dunklen und Unbekannten.

Aber das ist es nicht allein: denn auch andere sind schon in dieses Bereich eingedrungen, haben es zu gestalten versucht und sind dafür nicht mißhandelt worden. Es liegt an der Art dieser Gestaltung.

In jeder Kunst und in der der Musik zumal, gibt es Symbol-Kondentionen, die aus bestimmten, ganz unbewußt geschlossenen Abmachungen kamen oder zu ihnen führten: seit Beethoven werden Liebe oder Zorn, heroische Trauer oder Stolz oder Idyllisches, ja selbst spezielle Vorgänge und Bilder, Gewitter, rauschende Wässer, Jagdzüge, Elfentänze, Bauernlustbarkeiten, in gewissen Tonkomplexen, in besonderen Rhythmen dargestellt; in Klängen, wie sie — nur in viel differenzierterer Harmonik, in überlegen geformten, aus breiten Melodien, ja Melodiengruppen gebauten kontrapunktischen Gebilden und mit einer inneren Einheit, die sich nicht nur in Erinnerungsmotiven, sondern in thematisch-metaphysisch verwendeten Instrumentalfarben und Tonarten ausdrückt — Schönberg in den „Gurreliedern" noch kennt. Späterhin aber nicht mehr: auch diese Konvention, nicht nur die der Tonalität und der „horizontalen" melodischen Linie hat er hinter sich geworfen, hat auf alle Ausdrucksmittel verzichtet, die dem — vom eigentlich „malerischen" unabhängigen — Anekdotischen, dem „Literarischen" der Malerei entsprechen, durch das die meisten erst zur Empfindung des malerisch-Wesentlichen (der Symbolik der Farbe und Linie und ihrer unmittelbaren Gefühlswirkung) zu gelangen vermögen. Diesem Anekdotischen und Literarischen entsprechen in der Musik nicht nur die eben

Digitized by Google

erwähnten „Symbolkonventionen"; vielleicht ist auch das, was die Kunstfremderen unter „Melodie" verstehen, nicht viel anderes: ein Kunstmittel, durch das erst auf das Wesentliche der Musik hingeleitet wird. Sicher ist ja, daß die spezifische „Musik"wirkung, das eigentlich Suggestive, im tiefsten zu unserem Unbewußten und zum Seelischen Sprechende viel weniger in der melodischen Substanz eines Werkes liegt, als in seiner Rhythmik und Dynamik, in seinen besonderen Klangfarben, in jähen Steigerungen, verschwimmenden Tönen, — in dem „Melos" des Ganzen, der unendlichen Melodie, wie Wagner es nannte und die sehr verschieden ist von jener „Melodie", die, nach Schumanns Wort, „das Feldgeschrei der Dilettanten" ist. (Wem das paradox erscheinen mag, der untersuche mit ehrlicher Selbstprüfung und mit schweigendem Vorurteil ein Meisterwerk, wie Beethovens dritte „Leonore" auf jene entscheidenden Stellen hin, die sich unauslöschlich einprägen: man wird finden, daß es nicht die spezifisch melodischen oder thematischen sind, sondern ganz andere: die ungeheure Steigerung und die Wucht und Knappheit der Orchesterschläge vor dem Trompetensolo; die aufwühlende und erregende Spannung vor Eintritt der Reprise, die dann als Befreiung empfunden werden muß — auch wenn ihr Thema minder herrlich wäre; der Sturmlauf der Geigen vor der Coda-Stretta — fast durchwegs dynamische und Klangfarbenwirkungen. Dies alles natürlich als Formulierung, bloß schematisiert genommen.) Daß Schönbergs Entwicklung so radikal geworden ist, daß er fast ohne Uebergänge dorthin gelangt ist, wohin die anderen eine jahrelange Evolution brauchen, und daß er seine Loslösung von allem Herkommen nicht nur auf einem Gebiete, sondern in zäher Konsequenz auf allen zugleich vollzogen hat: dem der Melodik, der Harmonik, der Thematik — das macht seine letzten Werke so unzugänglich. Bei den anderen Neuerern findet man doch einen Zugang: das Neue der Straußschen Harmonik ist durch die Art seiner melodischen Erfindung erschließbar geworden, die Tonsprache Mahlers durch den Riesenbau seiner symphonischen Architektur. Nichts von alledem beim „letzten" Schönberg. Daß er all das vermag, daß er thematisch auf das Meisterhafteste gliedern und auftürmen kann und daß ihm die strahlendste Melodie gefügig ist, wenn er sie ruft, hat er in den Gurreliedern bewiesen. Dann aber hat er das alles hinter sich geworfen und all die Pforten zu dem, was wir „Erben" Musik nannten, sind hinter ihm zugefallen. Es wird sich zu zeigen haben, wer der Eingekerkerte ist, er oder wir; ob wir nicht hinaus können, oder nicht zu ihm hinein. Wie dem immer sei — schon allein durch seine sittliche und schöpferische Kraft und durch die unerbittliche Logik, mit der er sich von allem Herkömmlichen abgewandt hat, ist er einer der Verehrungswürdigsten und einer der Einsamsten zugleich geworden.

Digitized by Google

V.

Ich glaube an Schönberg. Auch dort, wo alles in mir sich gegen ihn wehrt. Ich glaube, daß einer, der ein kostbares Werk wie die „Gurrelieder" geschaffen hat, die jeden stürmisch erschüttern, und der dann an Leib und Geist in solch stolzer Gesundheit prangt, eine Gesundheit, von der eines der lebendigsten, glühendsten, von genialer Produktivität überströmenden Dokumente, die die Kunst kennt, nämlich Schönbergs „Harmonielehre", Zeugnis ablegt, — daß solch einer nicht plötzlich zu faseln beginnt oder verrücktes Zeug schafft. Sondern daß er im Recht ist; daß der Zwang, unter dem er steht, Entwicklungen überspringt und daß wir zu warten haben, bis sich sein letztes Schaffen uns enthüllt. Wie hoch dieses ganze Schaffen steht, wird erst eine Zeit wissen, der seine neuen Probleme sich deutlicher offenbart haben als jenen von uns, die (gleich mir) mit hingebendem Gemüt und doch vergebens nach solcher Offenbarung ringen. Mag sein, daß ihm die Größe mangelt, die sich in solch heftigem und erlauchtem Willen zur Monumentalität in Mahlers Symphonik aufreckt; daß er mehr Miniaturistist — und auch, daß er nichts von jenem gleichsam kosmischen Humor hat, der das Werk der Größten so wundervoll durchleuchtet. Aber vielleicht sind wir auch dafür noch verschlossen. Und sicher: wer durch Werke wie die Gurrelieder bereichert worden ist, wird in Ehrerbietung harren, bis sich ihm auch das noch Fremde erschließt und wird nie mehr an dem Schöpfer solchen Werks irre werden können. So lange wenigstens nicht, ehe ihn Tatsachen des Lebens anders belehren. Schönberg mag heute noch so aufreizend und noch so rätselvoll unverständlich sein; er mag in seinen Wagnissen fehl gehen — aber in allem, was er tut, hat er Anspruch auf Achtung und ernsten Anteil. Denn seine Kunst kommt wirklich vom Müssen, nicht nur vom Können. Das Können kann täuschen. Aber das Müssen behält immer recht.

Die Bogenlampen

Wie Riesenfrüchte, die umflossen
Von einer heißen Sonne fremdem Funkeln,
Dem gleichen, überschlanken Stil entsprossen
Hängt zwischen Eisenband und Trossen
Der Bogenlampen Dreigestirn im Dunkeln.

Der hohe Kandelaber, den sie kränzen,
Steigt einsam über breitem Platz empor.
In violettem Samt durchwebt den feuchten Flor
Der grünen Nacht ihr mattes Glänzen.

Digitized by Google

Sie baden lächelnd in dem lauen Licht
Der Menschen Antlitz, dran das Dunkel klebt,
Daß rein es leuchtet, aber keiner hebt
Zu ihnen flüchtig dankend sein Gesicht.

Sie wachen einsam, wenn tief unten
Das Leben tausendtönig gellt,
Die Woge wimmelnden Verkehrs im bunten
Bewegten Spiele brandet und zerschellt.

Sie wachen, — sehen das Verbrechen schauern,
Das mit der Sünde über menschenleere Märkte schleicht,
In ferne Moderwinkel sich zu kauern,
Sie sehn, wie über mondenbleiche Mauern
Ein dunkler Riesenschatten streicht. — —

Sie wachen noch, wenn kühler Hauch die Stadt belebt,
Die große Feindin sich aus Purpurbetten hebt,
Und mit den Feuerhänden ihren Glanz verwischt.
Der Flammenkuß, der laut in ihnen aufgezischt,
Als grauer Abend rann, verbebt,
Und ihres Leibes glühendes Geheimnis lischt.

Sie schwanken einsam in dem grauen Tag,
In gleichem Takte, unter rauhen Ostwinds Schlag.
Und blassen Riesenblüten gleich,
Die tief im Wasser wuchsen, glasig-bleich,
Darinnen schwarzen Kelches Rundung trauert:
So blicken sie aus ihrem öden Reich
Die kleine Insel an, die ihren Fuß ummauert.

Verstoßen, wenn des Tages Leuchte flammt,
Danklos zum Dienste harter Nacht verdammt,
Darin sie tatenlose Stunden büßen,
Betrauern die Erloschnen nicht'ges Gestern — —
Doch meine heimatlosen Augen grüßen
Die drei verlassnen, königlichen Schwestern.

Digitized by Google

„Gebärstreik"

Die Parole ist gut: knapp und ein nicht mehr unbeliebtes Gebiet berührend. Sie liegt durchaus in der Linie der Entwicklung des sozialen Bewußtseins, das nach und nach wieder alle, auch die „privatesten", Betätigungen des Menschen in den Dienst der sozialen Gemeinschaft stellen will.

Einige stark nach der Gemütsseite begabte sozialdemokratische Aerzte predigen ihren Parteigenossen seit einiger Zeit diese gesetzlich noch nicht faßbare Form des Massenstreiks. Sie haben in ihrer Praxis zu oft gesehen, wie im Galopp einander folgende Schwangerschaften 30jährige Frauen zu Ruinen machen und doch nur zum frühen Tode einer großen Zahl der so Geborenen führen. Ihr gutes Herz in Ehren!

In Ehren auch ihre soziale Tendenz! Sie meinen, dem Militarismus die Rekruten, dem Kapitalistentum die Arbeitslosenreserven entziehen zu können.

Aber auch sie wissen ihre gute Absicht (wie Goethes Storch) nun durch eine löbliche Tendenz zu beweisen. Als Rechner sind sie schwach, als Sozialisten schwächer, als Sozialhygieniker am schwächsten.

Als Rechner: ihnen hätte doch auffallen müssen, daß eine Verminderung des Rekrutenkontigents erst in etwa 20 Jahren eintreten würde, daß sie auch (siehe Frankreich), so lange die Militaristen die Macht haben, durch Verlängerung der Dienstzeit ausgeglichen werden kann. Dasselbe gilt für die Arbeitslosenverminderung: auf die Weise würde der Kuli-Import bald lohnend! Und was wird in der Zwischenzeit? Arbeitslosigkeit im Textilgewerbe, in der Spielzeug- und Nährmittel-, in der Schuhwarenindustrie, kurz in all den Gewerben, die von der Konsumption der Masse von 0 bis 20 Jahren leben. Die Wirkung auf den Arbeitsmarkt müßte vernichtend sein. Sie sind auch schlechte Sozialisten. Sonst hätten sie über die Folgen ihres Unternehmens das Nötige bei einem gewissen Marx lesen können. Aber auch ohne Literaturkenntnis (die doch wenigstens der Agitator nicht gar zu kraß in der „Partei der Wissenschaft" zeigen sollte) müßten sie sich sagen, daß diese Parole, wenn überhaupt, so nur vom sozialistisch-gewerkschaftlich-genossenschaftlich organisierten Proletariat befolgt werden würde. Ein regelrechter Klassenselbstmord also, der (bei vierzig Jahren durchschnittlicher menschlicher Lebensdauer) zum Wohle des übrigen Proletariats das Klassenbewußte bis zu dem Zeitpunkt, wo er für Unternehmer und Militaristen fühlbar wird, halbiert haben würde. Die Fortführung des Klassenkampfes durch Beseitigung der Kämpfer: wahrlich ein Gipfel sozialpolitischer Einsicht. (Warnende Beispiele: Frankreich, Amerika).

Und schließlich: die Herren sehen selbst, welche Elendsexistenzen in Massen gegenwärtig in die Welt kommen und das Heer der Epileptiker, Potatriern, Landstreicher rekrutieren. Wir sind allmählich auf den Weg gekommen, der uns zu der Möglichkeit führen wird, Eltern, die solche Nachkommen erwarten lassen, herauszufinden und mit harmlosen Mitteln unschädlich zu machen. Sollen die nicht mehr weiter Menschen produzieren, so muß das Manko der Bevölkerungsbilanz durch Mehrproduktion gesunder Nachkommen ausgeglichen werden. Dazu taugt weder der Gebärstreik, noch die bisherige „Gebärmaschinen"arbeit der Frau, sondern eine gesunde Mutterschaft.

Digitized by Google

Und dann: die Industrie frißt Menschen wie ein Krieg. Das Land ersetzt den Schaden wieder und wieder. Innere Kolonisation allein kann es vor dem Aussterben schützen. Hat nicht gerade die klassenbewußte Arbeiterschaft ein brennendes Interesse daran, daß sie es ist, die die Kolonisten unseres Ostens liefert? Oder wie denkt man sich sonst die Sozialisierung der Landbevölkerung?

Deshalb darf die Parole nicht lauten: Gebärstreik! sondern: Gesundung der Mutterschaft! Befreiung der Liebe von den Banden materieller Sklaverei, der Mutterschaft, von der Schädigung durch Berufsarbeit, durch allzu schnelles Tempo der Geburtenfolge, durch soziale Infamierung der „Kinder der Liebe". Schutz der Mutterschaft, Gesundung der Mutterschaft ist die Parole des sozial Fortschrittlichen, der ein Parteigänger der Hoffnung ist. Der Gebärstreik ist das Mittel einer an ihrer Zukunft verzweifelnden Arbeiterklasse.

Noch eins: mir scheint, daß die Sozialdemokratie daran interessiert ist, daß wohlwollende Reichsverbandsgenerale ihr diese Propaganda nicht aufs Konto setzen können. In Berlin haben hervorragende Genossen bereits das Ihre getan. In München aber begegnete man der dortigen Aktion zur Verbreitung dieses Lichtes der Freiheit aus dem Norden mit der Taktik des Totschweigens. Gerade im Süden sollte man aber vorsichtiger verfahren: Die agrarische Entwicklung des süddeutschen Sozialismus könnte durch den Verdacht der Mitschuld der Partei an der Gebärstreik-Propaganda ernstlich gefährdet werden. Deshalb sollte die Partei, wie in Berlin, auch in München, Farbe bekennen und nicht den Kopf ins dichte Gefieder der Wählerstimmen verstecken. Denn gerade in der Politik gilt auch heute noch die (wenn auch lateinische) Regel: Qui tacet, consentire videtur.

Hermann Kranold

Der denkende Mörder

Sich die Psyche eines Mörders zu zerlegen ist eine billige Arbeit. Am billigsten wenn er, wie der Lehrer Wagner in seinem Briefe an das „Neue Stuttgarter Tagblatt", sich selber zerlegt und vorführt. „Seit sechs Jahren ist mein stetiger Gedanke Mord; er erwachte mit mir und legte sich nieder mit mir." Das Bild ist einfach; verwickelt wird es höchstens für den, der gerade in dem Gerank der Hemmungen, die den Mordtrieb zurückdämmten und in immer größere Verwicklungen drängten, das Motivische sucht. Ein psychologischer Dilettantismus, der sich in den Zeitungen pünktlich zu jedem berühmten Falle einstellt.

Der Mordtrieb ist in uns allen. Er ist ein Zweig des Selbsterhaltungstriebes, eine der vielen Konkurrenzformen der Lebewesen. Er erleidet seine Rückbildung nicht etwa aus dem sogenannten Entwicklungsprinzip der Zweckmäßigkeit, sondern einzig durch die Vergeistigung des Lebens. Durch die Einsetzung vernunftgemäßer, in letzter Absicht mechanischer Ziele für die rein triebhafte — im mechanischen Sinne blinde, in Wirklichkeit aber einzig lebenserhaltende Behauptung des Einen gegen alle.

Beim gesund geborenen Kultursprossen sind die Hemmungen organisch hinreichend befestigt, die Rudimente des Mordtriebes zu geringfügig, um diesen in den Konflikten des Individuums eine ernsthafte Rolle spielen zu lassen. Selbst im Affekt klafft zwischen einer ausgeführten Mißhandlung, die doch einem flüchtig auf-

Digitized by Google

wallenden Vernichtungswillen entspringt, und der Möglichkeit, ihn durch Mord zu verwirklichen, eine unüberbrückbare Welt von ererbten, kulturentstammten Widerständen, die organisch geworden sind. Mordgelüst ragt wohl bisweilen in das Spiel unserer Gedanken hinein, mag sich in mancher starkbeschäftigten Phantasie bis zum Ausmalen grausamer Einzelheiten versteigen — um in Wirklichkeit vielleicht schon vor einer Fliege Halt zu machen. Es hat keinen größeren Tatwert, als der nie ausgeführte Selbstmord (von dem niemand verschont bleibt!) oder das sonstige Reich der äußerlich leicht ausführbaren Wünsche, die an inneren Hemmungen scheitern. Man kann nicht einmal sagen, es sei abgelenkt, oder besänftigt, oder umgebildet; es ist einfach unentwickelt zur Welt gekommen durch das Vordrängen der geistig-mechanischen Kulturerbschaften, wie irgend ein anderes außer Gebrauch gesetztes Organ.

In der Psyche des Mörders etwa zu lesen, daß dieses rudimentäre Organ durch die „Verbrechen der Gesellschaft" oder den Einfluß politischer Hetzerei oder Schundlektüre nachträglich großgezogen worden sei, ist verfehlt. Der Mordtrieb ist von ihm eben nicht rudimentär, sondern in einer der Urform genährten rückfälligen und handlungsfähigen Form mit zur Welt gebracht worden. Die Geschichte seiner anfänglichen Unterdrückung und schließlichen Ausgestaltung gibt kein Bild von gesellschaftlichen und kulturellen Wirkungen; nicht einmal ein treues Negativ. Wir sehen nur das Maß der von ihnen gegen den unaufhaltbaren Trieb aufgebrachten Widerstandskraft. Der normale Mensch mit zurückgebliebenem Mordtrieb wird auf die „Verbrechen der Gesellschaft" oder der Kultur mit Selbstmordgedanken, schlimmstens mit Ausführung des Selbstmords reagieren, einen Mord höchstens in vollkommener geistiger Zerrüttung, und auch dann nur an den mit ihm leiblich und seelisch verbundenen, durch die gleichen Qualen mißhandelten Wesen ausüben.

Selten hat ein Mörder das so klar gestellt, wie der Lehrer Wagner in seinem Briefe. „Daß ich meine Familie töten mußte, ist klar. Wer das nicht versteht, mit dem rechte ich nicht." Dieses Gebot lebt in ihm, es ist jeder Begründung enthoben. Andere Mörder umgeben aus Eitelkeit oder Furcht gerade ihr inneres Mordgebot mit einer Fabel, sie machen sich selbst zum Opfer, zum Gegenstand des Mitleids, das ihnen der zeilenschindende Reporter auch im weitesten Umfang gewährt. Sie sind „Opfer" der Gesellschaft, der Lebensnot, der falschen Erziehung und so weiter. Sie pochen mit vorübergehendem Erfolge an das aufgeweckte soziale Gewissen. In weniger humanen Zeiten urteilte man einfacher und richtiger aus dem natürlichen Instinkt heraus: Der Mörder ist eine Bestie. So wie es Wagner von sich selber ohne Umschweife darstellt, jedem Mitleid als einem Irrtum hohnlachend.

Als denkfähiger Mensch, mit offenen Augen in den Bluttraum versinkend, sucht er zwar auch nach einer außer ihm wirkenden Schuld. Nach der Erklärung seines ihn quälenden Mordgedankens aus einem Recht auf Rache. Aber er nimmt es aus seinen allernächsten Erlebnissen. Es ist auffallend, wie er allgemeinen Gedanken aus dem Wege geht, außer dem einen, daß jeder Mensch nur wert ist, ermordet zu werden. Gegen die blutumschriebene Enge seines Horizontes erscheint die Welt jenes anderen denkenden Mörders, des Straßer in München, wie

Digitized by Google

ein wohlgesetztes anarchistisches Programm. In Wagners Sprache sind noch die Mittel eines wohlgeschulten Denkens erkennbar, aber sein unter dem Druck der Mordlust ersterbendes Interesse beschränkt sich auf die kleinen Reibungen, die er als unentschlossener Heger seiner furchtbaren Pläne im Voraus erlebt und — genießt. Kümmerlich und außer jedem Verhältnis zur schließlichen Tat sind seine vorgeschobenen Rachemotive. Zuletzt versinkt alles Motivische hinter der reifgewordenen bloßen Mordlust, die sich unwählerisch auf alles stürzt, was atmet.

Sein Bild läßt sich nicht einmal als Negativ unserer gesellschaftlichen Zustände verwerten, was freilich üblichermaßen auf manchen Seiten kein Hindernis sein wird, es dennoch zu tun. Es ist ganz einfach ein Negativ der Kultur überhaupt, und ein unvollständiges obendrein. Aus den Trümmern dieser vom Brande des Mordtriebes verschlungenen Intelligenz scheint hier und da ein Fetzen von allgemeiner Schuld hervorzuschimmern. Aber wären das wirklich Motive des Mordes? Leiden nicht wir Alle? Leidet nicht jeder Besondere von uns, und jedes Besondere in uns unter dem Allgemeinen?

Möchte darum die Tat des Ernst Wagner nicht wieder, wie alle bisher, mit dem Unfug des Motivsuchens verklärt werden. Das Maß an Ueberlegungskraft, das er an Plan und Ausführung gewandt, darf nicht das einfache Bild des angeborenen Triebes verwischen, aus dem allein sich das Warum erklärt.

Hermann Gottschalk

Die „Zeitung der Zeitungen"

Wenn Berlin „amerikanisch" kommen will, wie sich Herr Artur Kirchhoff in seinem neuesten Projekte einer „Zeitung der Zeitungen", einer täglichen Weltübersicht der internationalen Politik, Kultur und Wirtschaft, versucht, dann hängt der betreffenden Gründung, wenn nicht schon der Vater des Gedankens die Lebensfähigkeit seines Kindes a priori negierte, doch sicher der Mühlstein der Amtsstütze, der gesuchten Regierungsunterstützung in „Brief" und „Geld" — um den Hals. Es soll so etwas für die breite Oeffentlichkeit werden, zu Nutz und Frommen des Volkes, indem es der außerdeutschen Welt eine richtigere, bessere Meinung über deutsches Wesen beibringt, wendet sich aber nicht an die interessierten Milliarden der Oeffentlichkeit, sondern an die paar braunen Scheine, die ein Ministerium für solche Zwecke übrig hat, weil dieses Kleingeld rascher und müheloser liquid wird. Und der Weg, das schöne Ziel zu erreichen, die Außenwelt zugunsten Deutschlands zu beeinflussen, indem die ausländischen Zeitungen veranlaßt werden, die „europäischen" Nachrichtenbriefe des Herrn Artur Kirchhoff abzudrucken, führt wieder über das Auswärtige Amt, über Botschaften und Konsulate ꝛc., kurzum über die Obrigkeit. Daß die „Zeitung der Zeitungen" überdies 300 Mark jährlich an Abonnement kosten soll, dabei auf alle telegraphische Berichterstattung verzichtet und daher auch auf alle Aktualität, offiziös parfümiert und veraltet, einfach unbrauchbar für die auswärtige Publizistik wäre — sieht jeder Presseſäugling ein.

Die vorliegende Probenummer dieser Weltrevue, der die deutsche

Digitized by Google

Handelswelt, die deutsche Politik eine Besserung der oft so bedauerlichen Mindereinschätzung der guten deutschen Absichten im Ausland, verdanken sollen, bestätigt vollinhaltlich das Urteil, das der größte Teil der deutschen Presse über die Gründung gefällt hat. Daß es sich hier nur um die Gründungsaktion und nicht um die Sache handelte, daß das Werk ganz falsch angepackt wurde und daß nur im Interesse der guten Idee zu wünschen ist, das neue Blatt möge höchstens „einmal hintereinander" erscheinen....

v. S.

Amerikanischer Zirkus

Gewiß: es ist blamabel, es ist unwürdig, meinethalben dem Ansehen des Staates nachträglich, aber es ist doch auch nett. Es steckt Humor in der Sache. Und wir können uns das so behaglich ausmalen, daß man unseren Kanzler Theobald oder seinen Jünger Delbrück in den Zirkus Busch oder zu Schumann schicken wollte, daß sie dort zwischen Schulreitern, tanzenden Giraffen, Drahtseilkünsten und Dialekthumoristen als Schlager dienten. Wobei freilich zu befürchten, daß keiner der Unternehmer mit ihnen oder doch auf länger ein Engagement abschlösse. Denn auch bei diesem Publikum sind steife Leinen aus der Mode gekommen: Bryan ist da eher der Mann dazu. Er folgt auf eine echte oberbayrische Zither- und Jodlergesellschaft und behauptet seinen Applaus, selbst in dem Amerika, das ein Vorland von Garmisch-Partenkirchen wurde. Er tritt ohne Herzklopfen zwischen eine Masse, die noch eben einem Brillantschützen zugejubelt hat und lenkt Aufmerksamkeit und Dank auf seine Worte. Er ist der größte Entwerter des gesprochenen Wortes, er, der ein paar Jahrzehnte als Kandidat alle Rederekorde, selbst Rooseveltsche, schlug. Er stellt sich neben den Bajazz. Die berufsmäßigen Versammlungsredner mögen ihn verklagen.

Immerhin hat der Mann mildernde Umstände. Er soll jetzt, in leidlichem Alter, noch anfangen, ernsthafte Politik zu treiben, nicht mehr bloß zu reden, sondern zu handeln. Das geht nicht. Erstens kann er es nicht, denn sein Gehirn lernt das Neue nicht mehr, und zweitens hält er das gar nicht aus. Soll der gute Professor Wilson, dem er geholfen, die Würde wahren. Der kann es, Bryan kann es nicht, konnte es nie. Mit seiner besonderen Bryanschen Politik holt er sich keine Lorbeeren, denn da siehts etwas dürftig aus. Also kehrt man zum alten Metier zurück. Spaß muß sein.

Brecht nicht den Tugendstab über diesem Mann! Die Diplomaten ärgern sich wohl, denn er hat keine Zeit mehr für sie und muß in die Arena und die auswärtige Politik der Union bewegt sich zwischen Schminke und Kulissen. Aber vorderhand hat noch niemand den Beweis, daß sie damit schlechter fährt. Kann nicht ein guter Diplomat auch dort die Schule seiner Talente finden? Seiltänzer, die sich auf dem dünn gewordenen Faden ihres Kredits behaglich breit setzen, Kunstschützen, deren ganze Soldatenwut sich am Zusammenschießen von Seifenblasen entlädt, Unterröcke, die manches Geheimnis der höheren Politik bewahren sollen, witzlose Lärmmacher, kaltblütige Leiterequilibristen, Männer, die in die Höhe kommen, indem sie sich auf die Schultern der anderen stellen. Und sie gewöhnen sich auch an die dummen Auguste der offiziösen Presse.

Bryan ist nicht mehr allein: sie rücken heran aus den Kabinetten und

Digitized by Google

Ministerien, Roosevelt vor allem tritt mit seinem populärsten Lachen zu dem alten Gegner und zerbricht Geldstücke zwischen den Daumen. Delcassé schlingt Säbel und Feuer hinunter, Poincaré stellt antike Statuen, Podbielski bringt dressierte Schweine und Tisza zeigt athletische Tricks. Bülow verjüngt sich wieder zum Charme der liebenswürdigsten Balleteuse. Majorescu sammelt ein Volkstrachtenbild vom Bukarester Frieden. Hertling produziert mit wechselndem Gelingen die volkstümlichsten Stücke der schwarzen Kunst und Bethmann singt mit schüchternem Ernst das Lied von der Panke.

Fridolin

Die Botschaft für Washington

Die reichlich dritthalb Hundert zählenden Entwürfe für den Neubau der deutschen Botschaft in Washington ordnen sich ganz von selbst in drei Gruppen: sie sind pathetisch oder sie sind lebemännisch oder sie sind sachlich! (Die „Romantiker" fehlen nicht durchaus, treten diesmal aber zurück!)

Die „Pathetiker" können sich die Repräsentation der deutschen Regierung und der deutschen Baukunst in Washington nur laut, dröhnend und fanfarig denken. Deshalb operieren sie mit wahren Säulenwäldern. Die Säule ist übrigens diesen Künstlern nicht die reine und so völlig unsentimentale Säule der Antike, sondern eine moderne Abart, in die eine nicht geringe Dosis von Schwere, ja Dumpfheit künstlich hineingebracht worden ist! Offenbar glaubt man, die Säule dadurch „germanischer" gemacht zu haben, und wenn man „Germanentum" mit starrer Unlebendigkeit, mit ewig blondgelockter Martigkeit übersetzt, wird man auch Recht haben. In Wahrheit hat man sich mehr um assyrische oder ägyptische Eigentümlichkeiten bereichert, als um modern-deutsche Qualitäten!

Man wird den Gedanken nicht ganz los, als ob der Reichtum an pathetischen Säulenkünstlern in unserem Falle nicht ohne Beziehung zu der Tatsache ist, daß unter den Preisrichtern Peter Behrens fungierte. Die Petersburger Botschaft dieses Künstlers ist jedenfalls für fast alle Pathetiker das verbindliche Vorbild geworden, nur daß sie den dort angeschlagenen Ton, der für mein Gefühl eine Steigerung unter keinen Umständen zuläßt, noch verstärkt haben! Und wo die Anlehnung scheinbar bis zur Sklaverei geht, hat sich bei den Nachempfindern das Maß von vornehmer Ruhe, das die Behrenssche Botschaft trotz allem besitzt, unseligerweise verloren. Die Petersburger Botschaft ist ein Aeußerstes. Die Nachempfinder machten den Fehler, sie zum Ausgangspunkt zu nehmen, indem sie ihr System hier verlängerten, dort knickten, oder es gar bogen — konkav und konvex! — Das Verdienst darf der Jury nicht verkürzt werden, daß sie an der Schar der Markigkeit forcierenden Paukenschläger glatt vorübergegangen ist.

Eine andere Gruppe entschloß sich für die unpersönliche Eleganz des „Palais". Die Konventionellen, höflichen Formen französischer Herrensitze scheinen diesen Künstlern die angemessene Ausdrucksform eines Diplomatenhauses zu sein, in dem es nach ihrer Meinung äußerst leise, höflich und verbindlich zugehen muß. Der Diplomat ist ihnen offenbar das Ideal des vornehmen Lebemannes! Sahen die Pathetiker das Heil im Auftrumpfen, so sehen es diese Architekten in der

Digitized by Google

opulenten und sammetweichen Allerweltsphrase. „Unpersönlichkeit" heißt ihre Parole, und sie erreichen ihr Ziel so sicher, daß man bei vielen Projekten glaubt, man hätte dieses Hotel in Harzburg oder in Wiesbaden schon einmal gesehen!

Was bleibt, ist die ganz kleine Gruppe der Künstler, die sachlich zu wirken vermögen. Das Haus des deutschen Botschafters ist natürlich kein privates Landhäuschen. Ein gewisses Maß von Repräsentation, das durchaus nicht zu niedrig gegriffen werden muß, ist sachlich bedingt. Dennoch ist es möglich, ja das einzig Richtige, einen menschlichen Ton festzuhalten. Wir sind doch darüber hinaus, die Menschen, die unsere Vertreter im Auslande sind, als kleine Bismarcke in Kürassierstiefeln zu wünschen, und auch der geschmeidige Hofmann in Glacees will uns nicht mehr behagen. Wir denken, daß ein ruhiger, klarer und absolut sachlicher Mensch am meisten geeignet ist. Ohne starke menschliche Qualitäten wünschen wir die Vertreter des deutschen Reiches nicht! Das menschliche Problem und das künstlerische Problem fallen auch hier im Grunde zusammen!

Es sind nur wenige Künstler, die ihre Aufgabe in der Richtung des Menschlich-Sachlichen gesehen haben und leider haben sie bei den Preisrichtern keine Beachtung gefunden. Die Entwürfe, die von den Furoren (Schwechten, Behrens, Spindler, Münigbrodt, Saran, Thiersch, von Jagow, Graf Bernstorff, Kettner) ausgezeichnet worden sind, stellen sich im allgemeinen als Vertreter der zweiten Gruppe dar, deren Art bei dem vierten Preisträger, Bruno Möhring, zwar in das Einfache, aber auch in das Trockene, bei Thyriot in das Ausstellungsmäßige und bei Dülfer in das Dekorative gewendet erscheint. Der Entwurf von Engler und Scheiberer (4. Preis) wirkt von den gekrönten als der sympathischste! Alles in allem sind die ausgezeichneten Arbeiten nicht ohne Qualitäten und Vorzüge, aber an Eigenart, Kraft und Treffsicherheit stehen sie nicht in der ersten Reihe. Wie es bei Konkurrenzen mit einer vielköpfigen Jury stets geschieht: gesiegt hat der Kompromiß, das Unpersönliche, die Konvention. Bedauern muß man, daß von den, wie gesagt nicht eben zahlreichen, aber doch vorhandenen Entwürfen, die einen eigenen Ton anschlagen, die der Konvention die Sachlichkeit gegenüberstellen, nicht einer die Beachtung der Furoren gefunden hat.

Möglich, daß der Verfasser des schönen Entwurfes „Diana", in leichter Anlehnung an altitalienische Landsitze, um ein ganz geringes Maß unter dem Charakter einer Botschaft geblieben ist. Dennoch ist sein Projekt, das auch im Grundriß befriedigt, eines der allerbesten; es steckt voller Empfindung und wirkt gegenüber der billigen Kraftmeierei ringsum wie eine Erlösung. Durchaus getroffen ist der Charakter dann in der Arbeit „Das blaue Band". Ein vornehmerer Ausdruck repräsentativer Würde unter Vermeidung aller konventionellen Formen ist nicht leicht zu denken. Dazu drückt die Außenarchitektur, die nur durch die Fenster gegliedert worden ist, das Innere des Organismus in überzeugender Weise aus! Bei wenigen anderen Arbeiten läßt sich der Grundriß so klar aus dem Aufriß erkennen! Sehr viel Qualität steckt auch in dem sehr zurückhaltenden Entwurf „Liber". Das Projekt mit der „deutschen Flagge" könnte ausgezeichnet sein, wenn es sich nicht durch den schweren, säulengeschmückten Mittelteil die leichte

Digitized by Google

und freie Musik des Anfangs zerstörte. Die Arbeit „Cercle" bezeichnet dann bereits wieder die Grenze, hinter der die Säule ihre Trümpfe ausspielt.

Daß auch unter den mehr konventionellen Säulenbauten manche tüchtige und anständige Leistung ist, sei ohne weiteres zugegeben. („Mac Allan", „Kontrast", „Imperator VI.".) Eine Sondergruppe wiederum sind die italienisierenden Palazzi, die in Projekten wie „Viereck" oder „Imperator V." gleichfalls nicht ohne alle Qualität erscheint!

Die Regierung ist nach dem Wortlaut der Bedingungen nicht gehalten, die Arbeit des ersten Preisträgers oder überhaupt eines Gekrönten ausführen zu lassen. Das Auswärtige Amt hat nur „in Aussicht genommen, mit dem Verfasser einer der preisgekrönten Skizzen wegen Aufstellung des genauen Bauentwurfes in Verbindung zu treten."

Adolf Behne

Das schweizer Beispiel

Die Politik der kleinen Staaten hat in der letzten Zeit die westeuropäische öffentliche Meinung sehr intensiv beschäftigt. Man darf wohl behaupten: das Problem der Kleinstaaterei ist besonders wichtig geworden. Die politischen Ereignisse haben aber die kulturelle Bedeutung der Bildung von unabhängigen Kleinstaaten wesentlich beeinträchtigt. Dies macht einen Blick auf die Politik der Schweiz so lehrreich.

Gemäß seiner Natur und seinen geistigen Anlagen und vor allem seiner politischen Erfahrung ist der Schweizer ein vorzüglicher Politiker. Die Schweiz kann als Hochschule für innere Politik gelten, in der nicht nur Theorie gelehrt, sondern gute Praxis gezeigt wird. Die Bevölkerung ist nach Sprache, Abstammung und Religion aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Während solche Verschiedenheit anderwärts oft zu Bürgerkriegen führt, die den Staat gefährden, sehen wir hier in dieser Verschiedenheit friedliches Nebeneinander, eine solidarische Einheit des Schweizerlandes. Der Grund offenbart sich bald genug. Die Schweiz ist ein demokratisches Staatswesen, ein Volksstaat, ein Land der Freiheit, das sich wesentlich von den Schwesterrepubliken unterscheidet. Der Demokratismus der Vereinigten Staaten mästet den Kapitalismus, der Dollar ist der Selbstherrscher; in Frankreich ist ein großer Teil der Bevölkerung royalistisch gesinnt. Ganz anders in der Schweiz: der Demokratismus ist jedem Schweizer angeboren, er ist für ihn die Luft, ohne die man nicht atmen kann. Die Schweiz ist zudem ein Referendumstaat, die Volksabstimmung übt einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Gesetzgebung. Solche Voraussetzungen müssen zu einer Ausgleich- und Versöhnungspolitik führen, scharfe Linien zu ziehen, verwehrt sich, eine Realpolitik ohne Doktrinarismus wird Selbstverständlichkeit.

In den letzten Jahren ist über die Beziehungen zwischen Politik und Wirtschaft viel geschrieben worden. Gewiß bilden die Politik und die Wirtschaft die allgemeinen Grundlagen des modernen Kulturlebens. Man hat oft behauptet: alle Politik wird von der Wirtschaft bedingt. Für die Schweiz ist aber dieser Satz unzutreffend. Das erhellt aus einem Blick auf den schweizerischen Parlamentarismus.

Die herrschende Partei im eidgenössischen Parlament, die Mehrheitspartei, ist die freisin-

Digitized by Google

nig-demokratische. Sie bildet in wirtschaftspolitischer Beziehung eine bunte Karte. Landwirtschaft, Großkapitalismus und das Kleingewerbe, oder anders gesprochen, Agrarier, Kapitalisten und Mittelstand sind wirtschaftspolitisch ganz verschiedene Kategorien, deren entgegengesetztes Interesse mehr oder weniger in jedem Parlament zum Ausdruck gelangt; es kristallisiert sich in einem gewissen politischen Programm, und demgemäß werden diese Interessenkategorien von verschiedenen politischen Parteien vertreten, von verschiedenen politischen Gruppen befürwortet. Ganz anders im eidgenössischen Parlament. Die genannte Mehrheitspartei setzt sich zusammen aus Vertretern (wenn nicht aus allen, so doch aus mehreren) der Landwirtschaft, des Großkapitalismus und des Kleingewerbes, Gruppen, die wirtschaftlich entgegengesetzten Programmen huldigen, sind in politischer Beziehung vereinigt.

Diese bunte wirtschaftliche Zusammensetzung hat auch ihre ökonomische Erklärung. Die „Agrarier" in der Schweiz sind keine ostelbischen Junker und keine Landlords, sondern bilden einen ländlichen Mittelstand, der im Schweiße seines Angesichts arbeitet. Es ist eine Verkennung von Tatsachen, wenn man in der Schweiz von „Agrariern" im allgemein üblichen Sinne spricht. So wird es begreiflich, daß der Gegensatz zwischen Landwirtschaft, Industrie und Kleingewerbe nicht zu einem so schroffen Ausdruck in der Politik gelangt, wie in anderen Ländern; auch fehlt der scharfe Besitzgegensatz. Andererseits aber ist die Idee der Zentralisation, des Ausbaues des Bundesstaates auf dem Wege der Vereinheitlichung, ein Gebiet, auf dem die Mehrheitspartei große Verdienste aufzuweisen hat, die den Zusammenschluß verschiedener wirtschaftspolitischer Interessengruppen zu einer einheitlichen politischen Partei bedingt. Denn die Zentralisation ist ökonomisch für die verschiedenen Interessengruppen wichtig und aus diesem Grunde ist auch ihre politische Zusammengehörigkeit begreiflich und erklärlich.

Bedeutsam ist die kluge und rücksichtsvolle Behandlung des romanischen Teils. Das deutsche Element bildet der Bevölkerungszahl nach die Mehrheit. Die obere Bundesbehörde besteht aus sieben Mitgliedern und verfassungsmäßig ist ein Sitz im Bundesrat der romanischen Schweiz garantiert. Trotzdem waren bis vor kurzem drei Mitglieder von der romanischen Schweiz im Bundesrat vertreten. Nach dem Tode eines romanischen Mitgliedes war ausgemacht, als Nachfolger wieder einen Romanen zu wählen, falls sich die romanische Schweiz auf einen Kandidaten einigen sollte. Diese Einigung mißlang und die Romanen verloren ihren Sitz. Die Rücksichtnahme hatte freilich noch einen besonderen Grund. Es galt im Interesse der Mehrheitspartei die romanische Schweiz nicht zu verbittern und für die Proporzbewegung, die gegen die Mehrheitspartei gerichtet ist, nicht den Boden zu bereiten.

Die Taktik der ausschließlichen Versöhnungspolitik hat natürlich auch ihre Schattenseiten, insbesondere in sozialpolitischer Beziehung. Die wirtschaftliche Rücksichtnahme auf Einzelgruppen, namentlich des Mittelstands, macht es, daß hier manches versäumt wird. Hier setzt darum auch erfolgreich die sozialistische Kritik ein.

Immerhin wächst innerhalb der Mehrheitspartei die sozialpolitische Einsicht. Sie kommt zum Vorschein in der Entwicklung der „Jungfreisinnigen"

Digitized by Google

und in der Richtung von „Wissen und Leben", die von Professor Bovet in Zürich getragen wird.

Bern F. Lifschitz

Der angestellte Erfinder

Früher, in den Zeiten der Empirie und Tradition war Erfinden eine Erleuchtung, ein gewaltiger, schicksalsvoller Sprung auf ein neues, höheres, technisches Niveau. Man erfand wenig, aber jede Erfindung war Revolution und Ereignis.

Heute, wo Tausende konstruktiver Gehirne tagaus tagein bewußt und berufsmäßig an der Weiterbildung aller technologischen Gegebenheiten arbeiten, hat das Erfinden den Charakter des Außerordentlichen und Revolutionären verloren. Gewiß — es gibt immer noch Jahrhunderterscheinungen unter den Erfindern und Erfindungen. Aber sie treten zurück vor der Masse braver, tüchtiger Kleinarbeit, die die Technik an unzähligen Stellen Schritt vor Schritt weiterbewegt.

In dem Maße, in dem das Erfinden häufig und gewöhnlich ward, reihte es sich von selbst in die normalen wirtschaftlichen Verkehrsbeziehungen ein. Die Erfindung, die Eigentumscharakter und Eigentumschutz erhielt, wurde Kaufs- und Verkaufsobjekt und sie wurde sehr bald auch Objekt des dauernden Verteilungsstreits zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Der Arbeitgeber erklärte, er habe die Leistungen des Arbeitnehmers ohne Beschränkung um festen Lohn gekauft. Seien sie origineller, schöpferischer, wertvoller als man in der Regel erwarten könne — umso besser für den Käufer. Aber gekauft und bezahlt seien sie einmal. Wenn jemand ein Feld erwerbe und nachträglich stelle sich heraus, daß darunter eine Goldader verlaufe, dann sei sie eben sein.

Lange Zeit ließ man diese Argumentation ruhig gewähren. Der Gesetzgeber sprach achselzuckend von Vertragsfreiheit. Und die Angestellten, die unter dauernder Ueberfüllung ihres Arbeitsmarkts litten, ballten grollend die Faust in der Tasche, unterschrieben die Erfinderklausel, die der Unternehmer präsentierte, und sahen zu, wie dieser den Wurf, der ihnen gelungen war, auf seinen Namen schützen ließ und für seine Tasche ausnutzte.

Erst die Berufsvereine, in denen sich die Angestellten schließlich zur Kräftigung ihrer Arbeitnehmerposition zusammenschlossen, schlugen Lärm. Sie verlangten grundsätzliche Anerkennung des Rechts des wirklichen Erfinders und einen fairen Teilungsmodus für den Gewinn. Ein Nutzungsvorrecht möge der Unternehmer haben, wenn die Erfindung im Rahmen der normalen Dienstätigkeit des Angestellten liege, also vermutlich bis zu einem gewissen Grade durch diese und durch das ganze Betriebsmilieu angeregt sei. Aber ein Drittel oder ein Viertel des Gewinns, den der Unternehmer aus der Erfindungsnutzung ziehe, solle dem Angestellten gehören, der ja schließlich doch die letzten, entscheidenden Schlußfolgerungen und Zusammenhänge aus Eigenem beigesteuert habe.

Darauf erklärten die Unternehmer, erstens sei der Anteil des Erfinders an der Erfindung gar nicht so groß; die Anregungen und Assoziationen sprängen hin und her, das Individuum sei nichts, die Betriebstradition, die Betriebsorganisation, der Kontakt mit den Mitschaffenden alles. Und zweitens könne man den Gewinn nicht teilen, weil man ihn nicht genau berechnen könne. Also müsse es beim

Digitized by Google

bisherigen Zustande sein Bewenden haben.

Die Parteien konnten einander natürlich nicht überzeugen und liefen zum Kadi, das heißt zur hohen Reichsregierung. Die überlegte eine Zeitlang und urteilte dann also:

Die Angestellten haben recht, wenn sie unter allen Umständen eine Vergütung für ihre Erfindungen verlangen. Es soll deshalb festes, „unabdingbares" Prinzip sein, daß sie sie erhalten. Aber auch die Unternehmer haben recht, wenn sie den Anteil der Angestellten an der Erfindung verkleinern, und wenn sie behaupten, der Gewinn sei oft nicht exakt zu ermitteln. Ihnen soll es deshalb überlassen bleiben, wie sie ihre Angestellten entschädigen wollen, ob besonders oder allgemein durch höheren Lohn, ob in bar oder durch „nicht pekuniäre" Vorteile, als da sind: höhere Leitungsbefugnisse, größere Freiheiten im Dienstverhältnisse.

Die Unternehmer finden diese Lösung in doppeltem Sinne „billig" und sind zufrieden. Aber die Angestellten wollen Revision einlegen.

Erwin Steinitzer

Besinnung

Mein Bruder sprich: Was soll
die Hast auf Deiner Reise.
Du bleibst — stürm noch so toll —
doch stets in Deinem Kreise.

Wohin Dein Weg auch wich —
er *scheint* nur gerad und krumm:
Du gehst doch stets durch Dich,
gehst nur um Dich herum.

Richard Riep (München)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. *Theodor Heuß* in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27.
Druck der *Schell*'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die dreijährige Dienstzeit und die französische Volkswirtschaft

Von Albert Thomas,
Mitglied der französischen Abgeordnetenkammer

Der französische Sozialist A. Thomas hat bei den Verhandlungen im Palais Bourbon wiederholt sehr wirksam die wirtschaftliche Bedeutung des Drei-Jahr-Gesetzes vorgetragen. Wir baten ihn, im „März" zum Wechsel des militärischen Jahrgangs seine Argumente darzustellen.

In einigen Tagen werden die zweihundertundzwanzigtausend jungen Franzosen, die den Jahrgang 1912 bilden, mit ihrer lärmenden und lebhaften Masse alle Bahnhöfe des Landes füllen. Während die kleinen Bretonen oder die normannischen Burschen ängstlich und verlassen die Straßen der Hauptstadt durchziehen, wird die große Bahnhofhalle der „Gare de l'Est" vom Gesang der Pariser aller Klassen und sozialen Stufen widerhallen. Das ist die Jahresklasse, die einrücken muß. Aber der Jahrgang, der heimkehren soll, der Jahrgang 1910, der seine Zeit abgedient glaubte, der kehrt nicht heim.... Er wird erst im November entlassen, wenn dann noch einmal 150 oder 200 000 Jünglinge, Zwanzigjährige — der Jahrgang 1913 — ihrerseits die Fahrt zu den vergrößerten Kasernen antreten.

So werden also 400 000 ausziehen und nur 200 000 kehren heim in die Büros, in die Werkstätten, in die Fabriken, in die Läden und auf die Felder. 200 000 Arbeitskräfte bleiben ohne Ersatz. Kein Volk, mag es noch so reich an Menschen sein, noch so fruchtbare Mütter haben, kann ohne Mühe ein solches Opfer tragen. Es gibt kein Volk auf Erden, für das es mühseliger wäre als das französische.

Die Volkszahl Frankreichs entspricht nicht mehr seiner wirtschaftlichen Spannkraft. In den Bergwerken könnte man drei- bis fünftausend Menschen jährlich mehr beschäftigen. Wenn

Digitized by Google

20 000 neuer Arbeiter sich meldeten, so würden sie eingestellt werden. Nach der Katastrophe von 1906 wurden die unglücklichen Fischer der Bretagne, die keine Sardinen mehr fingen, sofort durch die Société de Courrieres herangezogen. Nach dem Untergang des Bergwerkes von la Clarence sind innerhalb von 8 Tagen alle Arbeiter von den benachbarten Gesellschaften angeworben worden, die sie sich geradezu streitig machten. Heute geht man nach Algerien, um Kabylen zu holen. Die schwere Eisenindustrie hat den gleichen Menschenhunger. Es gibt in den Eisengruben des Departements Meurthe-et-Moselle 55 000 fremde Arbeitskräfte.

Und trotzdem sind alle Landesteile entvölkert worden. Alle jungen, lebenshungrigen Kräfte haben die verödeten Felder verlassen. Trotz seines Festhaltens am Gewohnten hat der kleine Bauer seine Zuflucht zur Maschine genommen, weil die Menschen fehlen. Mehr noch, der Großgrundbesitz der Brie und der Beauce kann nicht mehr auf seine gewohnten Wanderarbeiter rechnen, die Blämen, die alljährlich kamen, um die Ernte zu schneiden oder Rüben zu hacken: die verlockenden Bergwerke im Norden haben sie unterwegs weggeschnappt. So kommt es, daß auch Frankreich nun nach polnischen Arbeitskräften ruft.

Dieser Industrie, dieser Landwirtschaft, die sich die seltenen Arbeitshände wegstehlen, sollen weitere zweihunderttausend Menschen geraubt, 60 Millionen Arbeitstage entzogen werden. In dem Augenblick, da die Chauvinisten den Feldzug gegen die fremden Arbeitskräfte, die fremden Unternehmungen eröffnen möchten, wird durch einen wunderlichen Widerspruch unsere Industrie und unser Handel in die Zwangslage kommen, nach ausländischen Arbeitskräften zu rufen, um ihre Leistungsfähigkeit auf der Höhe zu halten.

Das ist die klare Tatsache, der erste brutale Schlag, den in wenigen Tagen alle spüren werden, die Arbeit nehmen oder Arbeit geben. Aber wieviel nicht bekannte, aber unabwendbare Rückschläge müssen wir noch erwarten! Werden unsere Kunsthandwerker, diese Träger der ruhmreichsten französischen Tradition,

Digitized by Google

nicht befürchten müssen, in drei Jahren ein wenig von ihrer feinen Hand einzubüßen? Wird die französische Wissenschaft, die französische Geistesbildung nichts verlieren, wenn die akademische Jugend drei Jahre in den Kasernen festgehalten wird? Das sind schwere schmerzliche Fragen, die die Gegner der dreijährigen Dienstzeit aufgeworfen haben. War ihre Kritik übertrieben? Sind ihre Befürchtungen begründet? Seltsam! Keinen Augenblick scheint das Parlament, scheint das Volk ernstlich die Vorteile, die man der dreijährigen Dienstzeit zuschreibt, gegen die wirtschaftlichen Lasten abgewogen zu haben, die sie der nationalen Arbeit auferlegt.

Wenn je einmal die Minister, die parlamentarischen Berichterstatter der Vorlage, die dem Projekt günstig gestimmten Abgeordneten von „neuen, von der Nation geforderten Opfern" sprachen, so geschah es mit einigen unbestimmten und schwungvollen Phrasen, wie um eine neue Gelegenheit zu benutzen, den Patriotismus des Volkes zugleich zu bewundern und anzufachen. Kein Protest hat sich erhoben, keine Klage, weder bei den Industriellen noch bei den Kaufleuten oder bei den landwirtschaftlichen Vereinen. Niemand hat dem Losungswort der Regierung zu widersprechen gewagt.

Wie erklärt sich diese erstaunliche, fast einstimmige Annahme? Sicher ist, daß sie keineswegs durch Kriegsbegeisterung verursacht wurde. Es handelt sich hier nicht um das Zusammenwachsen eines ganzen Volkes, das sich einer erhabenen nationalen Sache aufopfert.

Das französische Volk ist friedliebend, ohne den Willen zur Vergeltung durch Gewalt. Wir wollen nicht müde werden, es zu wiederholen, denn es ist die Wahrheit. Mit Recht oder Unrecht — mit Unrecht, wie wir glauben, — hat es sich überzeugen lassen, daß die deutsche Regierung kriegerische Absichten hatte, daß sie mindestens über Europa eine Art militärischer Hegemonie ausüben wollte, die gefährlich werden kann, und so, um sich sofort das Gefühl der Sicherheit zu geben, hat es die Lösung

Digitized by Google

akzeptiert, die seine Techniker, sein Generalstab ihm anboten, hat es die dreijährige Dienstzeit angenommen, das heißt nach unserer Auffassung, die drückendste, die kostspieligste, die wenigst wirksame Lösung. Um die Sicherheit zurückzugewinnen, die bedroht schien, hat es sich versagt, die Opfer abzuwägen, hat es sich sogar versagt, auf die zu hören, die versuchten, sie zu bemessen oder zu verringern.

Schließlich und vor allem ist es ein echt französisches Gefühl, das auf dem Grund dieser scheinbaren Gleichgiltigkeit schlummert. Jenes im Volk wie in der Armee so verbreitete Gefühl, daß man sich immer herauswinden kann — „on se débrouillera" — und wirklich gelingt es dem Franzosen ja oft genug, sich herauszuwinden. Wie hart die Lehren auch sein mochten, die uns manchmal auferlegt waren, unser Volk bewahrt ein instinktives Vertrauen in sich selbst: „on se débrouillera". Nach 1871 hat alle Welt einmütig anerkannt, daß die Wiedererhebung des besiegten Frankreich Größe hatte.

Unser Volk hat mit Leichtigkeit die drückendsten militärischen Lasten getragen. Vor nicht zu langer Zeit haben die französischen Universitäten, von der zweijährigen Dienstzeit betroffen, die auf die einjährige gefolgt ist, es fertig gebracht, weiter zu leben und weiter zu arbeiten. Wie viel Bluff auch in der Bewegung der studierenden Jugend zugunsten der dreijährigen Dienstzeit enthalten sein mag, es wäre unrecht, ihr starkes Vertrauen in die eigene Kraft und die eigene Arbeit gering zu schätzen; sie glauben, die dreijährige Dienstzeit auf sich nehmen zu können, ohne in ihren Leistungen Schaden zu erleiden. — „On se débrouillera." — Ja, vielleicht! Aber es gibt Fälle, wo der Scharfsinn und der natürliche Verstand, wo die Großmut des Herzens nicht ausreichen. Unsere Nation hat dies auf manchem Gebiet erfahren. Die moderne Industrie ist unerbittlich. Sie fordert Menschen, Hilfsmittel, sie braucht methodische Schulung und Fleiß. Möge unser Volk vor einer grausamen Enttäuschung bewahrt bleiben!

Digitized by Google

Deshalb, weil wir trotz dieses schönen Vertrauens auch weiterhin die wirtschaftlichen und geistigen Folgen der dreijährigen Dienstzeit für unser Volk fürchten, weil die Verteidigung eines großen friedlichen Volkes durch weniger kostspielige Mittel besser gesichert werden kann und muß, weil unser Vorrat an Menschen besser ausgenutzt werden kann für Güter des Friedens und der Kultur, deshalb setzen wir auf beiden Seiten des Rheins den Kampf fort um Verkürzung der Dienstzeit, um Organisation des Volksheeres .... und auch und vor allem um die Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland, das gleichfalls unter den Lasten des Militarismus seufzt, kämpfen wir um eine Politik, die die Völker nicht länger verhetzt und sie in Kriegsängste stürzt, die den Reichtum der Wenigen schaffen durch das Elend der Vielen.

Bismarck und Carlyle

Von Georg Hecht

Aus dem Nachwort zur neuen Herausgabe des Briefwechsels von Goethe und Carlyle (Einhorn-Verlag, Dachau).

Als die Zeit reif geworden war und das neue Deutschland entstand, da fand dieses wichtige Geschehen in Carlyle natürliches Verständnis und Mitgefühl. Die Einigungskämpfe und die Entstehung des Deutschen Reichs erschienen ihm als letztes Zeichen und Frucht einer Anstrengung, die mit Luther begann, ihren Fortführer in Friedrich den Großen fand und im Geistigen ihr Ziel bereits im Werk Goethes und des Weimarer Kreises erreicht hatte.

In Bismarck, der schaffenden Persönlichkeit dieser deutschen Epoche, sah Carlyle den Erwecker und Vollender einer neuen Zeit des Glaubens. Die Niederlage Frankreichs war nur der offenkundige Beweis einer Periode des Unglaubens. Darum

Digitized by Google

durften die Deutschen nicht nur mit dem Recht der Macht und des Sieges, sondern mit einem gleichsam sittlichen Recht vermöge ihrer moralischen Kraft ihrem neuen Reiche Elsaß-Lothringen einverleiben.

Als darüber in England der Unmut immer größer wurde, veröffentlichte Carlyle in den „Times" seinen berühmten „Brief über den Deutsch-französischen Krieg". Er beschwichtigte die Aufgeregtheit und wandte die öffentliche Meinung zugunsten Deutschlands. So unmittelbarer Wirkung ist Literatur selten gewesen.

Ob Bismarck Carlyles goethischem Ideal von der schaffenden, heldenhaften Persönlichkeit in jedem oder auch in den meisten Punkten fernerhin noch entsprach, ist hier nicht zu untersuchen. Doch steht fest, daß Carlyle selbst seine Verehrung nicht veränderte.

Fischer, der Herausgeber und Uebersetzer von Froudes englischer Biographie über Carlyle — sie ist indessen veraltet und auch sonst nicht rühmenswert — weiß zu berichten, daß Carlyle die besondere Gunst der Kaiserin Augusta fand, als sie im Jahre 1872 England besuchte und sich die bedeutendsten Männer vorstellen ließ.

Das Kabinettschreiben, das Fischer veröffentlicht, beweist gleichsam, daß Carlyles Autorität auch von der deutschen Regierung anerkannt wurde, daß man ihn für besonders geeignet hielt, „die Interessengemeinschaft seines Vaterlandes und Deutschlands bei seiner tiefen Kenntnis beider Länder und seiner Unparteilichkeit durch die Autorität seines Namens günstig zu vertreten und das gegenseitige Verständnis zu befördern."

So konnte es nicht fehlen, daß er einen Orden bekam; er wurde zum Ritter des Ordens Pour le mérite gewählt oder ernannt, — vermutlich auf Anregung der Kaiserin selbst. Diese Auszeichnung verdient erwähnt zu werden; denn ihr ging die Ablehnung eines hohen englischen Ordens voraus. Er lehnte die Gabe des „konservativen" — in Anführungsstriche setze ich das Wort wegen seines vom deutschen ganz verschiedenen Inhalts — Lord Beaconsfield ab und nahm die des konservativen Fürsten Bismarck an.

Digitized by Google

Hier zeigt sich doch wohl der Fehler von Carlyles Historio-Optik, die schon gegenüber den Absichten Mazzinis hervortrat und ihm die Wahrheit verschleierte.

In Froudes deutscher Carlyle-Biographie bedauert der Herausgeber den Dankbrief Carlyles nicht wiedergeben zu können. Der Bereitwilligkeit des zuständigen Amtes verdanke ich eine Abschrift, die ich hier einrücke. Der Brief, der an den Freiherrn von Loën und L. v. Ranke gerichtet ist und das Datum des 14. Februar 1874 trägt, lautet:

„Durch den deutschen Gesandten ward mir die Ehre, gestern abend die hohe Botschaft zu empfangen, die Seine Kaiserliche und Königliche Majestät geruht hat, mir durch Sie zu übermitteln; meine Antwort kann nur die demütige und dankbare Annahme sein und der glühende Wunsch, eine solch hohe Auszeichnung besser verdient zu haben.

Ihnen selbst danke ich vielmals für die freundliche Pünktlichkeit, die Sie mir bei der Uebermittlung dieser Urkunden und Insignien bewiesen, ebenso für die liebenswürdigen und angenehmen Dinge, die Sie mir bei dieser Gelegenheit sagen. Vielmals Dank. Ich habe die mir gesandten Dokumente sorgfältig gelesen; sie sind mir hoch willkommen; letztens habe ich mich bemüht, Ihren Fragebogen genau zu beantworten und ich übermittle ihn Ihnen unverzüglich und zugleich.

Mit vielem Dank und Wohlwollen, und stolz darauf, auf diese Art in einer Gesellschaft mit Ihnen zu sein, habe ich die Ehre, Ihr ergebener und gehorsamer Diener zu sein."

Bezeichnender als diese Ordensgeschichte ist der Brief des Fürsten Bismarck zu Carlyles Geburtstag im Jahre 1875. Dieser Briefwechsel ist wichtig und den gegenwärtigen Deutschen wird er interessant genug sein, so daß es sich wohl verlohnt, ihn aus der verschlafenen Stille der deutschen Biographie von Froude wieder ins wache Leben zu bringen. Bismarck schrieb:

„Hochgeehrter Herr! Die Feier Ihres achtzigsten Geburtstages geht auch Deutschland an, und Ihnen darf ich das ja in meiner Muttersprache sagen. Wie Sie bei Ihren Landsleuten Schiller eingeführt, so haben Sie den Deutschen unseren großen Preußenkönig in seiner vollen Gestalt, wie eine lebende Bildsäule, hingestellt. Was Sie vor langen Jahren von dem „heldenhaften" Schriftsteller sagten, er stehe unter dem edlen Zwange, wahr sein zu müssen, hat sich

Digitized by Google

an Ihnen selbst erfüllt; aber glücklicher als diejenigen, über welche Sie damals sprachen, freuen Sie sich des Geschaffenen und schaffen weiter in reicher Kraft, die Ihnen Gott noch lange erhalten wolle. Empfangen Sie mit meinem herzlichen Glückwunsch die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung."

Carlyles Antwort lautete:

„Sir! Sonnabend Morgen, an meinem achtzigsten und höchst wahrscheinlich letzten Geburtstage wurde ich durch einen Brief geehrt, der bei weitem der merkwürdigste, am wenigsten erwartete und der erfreulichste war von allen, die mich bei der Gelegenheit erreichten. Es ist dies der edle, weise, aufrichtige und großherzige Brief, den Sie die Güte hatten, mir zu schreiben und den ich mit großer Ueberraschung und mit großer und anhaltender Freude gelesen habe. Erlauben Sie mir zu sagen, daß mir keine Ehre hätte widerfahren können, die ich höher geschätzt oder die länger und freundlicher in meiner Erinnerung gelebt haben würde, so lange mir in dieser Welt noch zu leben vergönnt ist. Was Sie von meiner bescheidenen Geschichte Ihres großen Königs Friedrich zu sagen belieben, scheint mir die treffendste und schmeichelhafteste Aeußerung zu sein, die ich je über diesen Gegenstand vernommen, und sie macht mich aus dem Munde eines solchen Mannes wahrhaft stolz.

Ich danke Ihnen auf das herzlichste und aufrichtigste für Ihre Freundlichkeit und wünsche Ihnen fernerhin, wie seit langem, alles Glück und Gedeihen auf Ihrem großen und edlen Lebensweg. Möge Gott Ihnen Jahre und Kraft verleihen, das großartige und gedeihliche Wirken, in welchem Sie vor den Augen der ganzen Welt bereits so Großes erreicht haben, zu vollenden und wider alle Stürme sicher zu befestigen!"

Die Mannheimer Bewegung ein kommunales Gestaltungsideal

Von F. Wichert

Der Grundriß Mannheims ist bekannt. Man weiß wenigstens, daß in dieser Stadt sehr viele Straßen rechtwinklig zu einander verlaufen und daß man sich in dieser Rechtwinkligkeit nicht durch Straßennamen, sondern mit Hilfe eines Systems von Buchstaben und Zahlen zurechtfinden muß. Man meint dann gewöhnlich, diese

Digitized by Google

Eigentümlichkeit sei modern, nennt Mannheims Grundriß amerikanisch und gefällt sich darin, kein Mensch weiß warum, diese Anlage als langweilig zu bezeichnen. Es ist aber alles anders.

Zunächst stammt die rechtwinklige Anlage der Stadt aus absolutistischer Zeit. Auch die Literierung ist älteren Datums. Vor allem aber — und darüber sind sich unsere Stadtbautheoretiker ja wohl alle einig — ist dieser Grundriß sehr schön, ausnahmsweise schön sogar, und das einzige, was von jenen vagen Allgemeinvorstellungen vielleicht nicht falsch sein dürfte, ist die Tatsache, daß wir es hier mit einer Gestaltung zu tun haben, die das zielbewußte, organisatorische und zusammenfassende Wesen unserer augenblicklichen und besonders vielleicht unserer zukünftigen Kultur aufs allerbeste zum Ausdruck bringt. Vielleicht hat die Form des Stadtbildes schon lange, ohne daß einer es merkte, am Geist der Mannheimer Bevölkerung gearbeitet und ihn zur Heiterkeit, Energie, Sozialität und Zielstrebigkeit entwickelt. Denn, so wahr der Mannheimer Grundriß eine wunderbare Einheitlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit besitzt, so wahr sind jenes wirkliche Eigenschaften der Mannheimer Bevölkerung. Es könnte also ganz gut sein, daß der Grundriß Mannheims die Bewohner dieser Stadt schneller als andere hat modern werden lassen.

Eine mächtige, die ganze Ausdehnung des Planes durchziehende Hauptstraße. Rechtwinklig zu ihr Nebenstraßen. Von Zeit zu Zeit ein großes Sammelbecken, zu dem sich die Hauptstraße erweitert. Dort stehen Monumentalbauten und bilden Mittelpunkte: ein Forum der Politik (mit dem Rathaus), ein Forum der Kunst (mit dem Rosengarten und dem Museum). Das ist das Schema und dieses Schema ist geradezu das Sinnbild leichter Organisierbarkeit. Wer hier zur Hauptsache will, hat nur zwei richtige Entschlüsse nötig, einen in der Nebenstraße, damit er zur Hauptstraße gelange, einen in der Hauptstraße, damit er zum Sammelbecken, zum Forum gelange. Wir leben zudem in einer Zeit, die konstruiert, nicht langsam wachsen läßt. Diese

Digitized by Google

imperative Seite unseres Wesens haben wir mit dem absolutistischen Kurfürsten gemein, dem Mannheim seine Anlage verdankt. So hat der Grundriß den Ausdruck der späteren Entwicklung Mannheims vorweggenommen, sofern er diese nicht selbst bedingte.

Aus der absolutistischen Residenz, die gleichzeitig ein Mittelpunkt der Künste war, wurde nach einer Periode stiller Unbedeutendheit, zunächst ein gewaltiger Mittelpunkt des Handels und der Industrie. Im alten Theater indessen, das die Erstaufführung von Schillers Räubern gesehen hatte, glimmte aber auch die ruhmreiche Tradition der Kunstpflege fort. Diese fand zudem bald in einem immer reicher sich entfaltenden und zur Gründung eines großen Konzertgebäudes führenden Musikleben ihre Ergänzung, und als auf einen leitenden Bürgermeister, der ein wirtschaftliches Genie gewesen war, ein Bürgermeister von hervorragender Bedeutung für alles Künstlerische und Kulturelle folgte, da ergab es sich fast von selbst, daß die alte Einheit „Macht und Schönheit" nun in vollem Umfange und in der gleichen innigen Verschmelzung wieder herzustellen unternommen wurde. Es verwirklichte sich der soziologische Gedanke, daß das aufkommende Zeitalter des organisatorischen Industrialismus in seinem Kräftespiel der Form des absolutistischen Merkantilismus zur Zeit des Barock und Rokoko in hohem Maß vertraut sein müsse.

Als man also daran ging, in Mannheim neben der Fürsorge für Theater und Musik auch dem Leben der bildenden Kunst den Boden zu bereiten, lebte in dieser Stadt eine Bevölkerung von etwa 190 000 Einwohnern (inzwischen auf 220 000 gestiegen); davon zählten 160 000 als Erwachsene, 80 000 als Erwerbstätige. Von diesen 80 000 Erwerbstätigen waren etwa 50 000 Arbeiter. Dies ist zu beachten, will man die Mannheimer Kunstpflege richtig verstehen.

Wie der Grundriß draußen als langweilig, das Stadtbild als schmutzig und rußig verschrieen war, so wurde auch der Geist

Digitized by Google

der Bevölkerung als materiell und höherer Regungen bar taxiert. Wer sich aber entschließen konnte, diesem Bausch- und Bogenurteil nicht zu folgen, vielmehr die wahre Wesenheit des Mannheimers aufzuspüren, der mußte — gerade bei der Organisation idealistischer Bewegungen — seines Erfolges sicher sein.

Vier Mannheimer Wesensseiten lassen sich unterscheiden. Da ist zuerst die Genußfreude. Sie ist ein vollkommen klar ausgesprochener Charakterzug des Mannheimers. Ob sie aus der Natur des Pfälzers stammt oder ein Nachklang ist der Herrlichkeit und Lebensbejahung kurfürstlicher Zeit, es bleibt sich schließlich gleich. Und sie ist keineswegs nur materiell bestimmt. Wer wüßte aber nicht, daß es oft nur eines geringen Anstoßes bedarf, um Genußkräfte vom Materiellen herüberzuwerfen zum Ideellen, Gesinnungen umschlagen zu lassen; wie ja auch der Karneval am Ende nichts anderes ist, als umgeschlagene Alltagsmisere.

Die zweite Mannheimer Eigenschaft ist Arbeitsgeist, Zähigkeit des Wollens, Zielstrebigkeit. Ist auch sie vielleicht pfälzisches Wesen, entwickelt etwa in der Zeit kommerziellen und industriellen Aufschwungs? Die harte Entschlossenheit, das Ziel zu erreichen, belebt in gleicher Weise Geschäftsmann, Fabrikant und Arbeiter. Und wenn sie auch die Gegensätze innerhalb des industriellen Wirtschaftslebens zu starker Spannung steigert, so bringt sie indirekt doch auch ein gutes mit sich, eben durch diese Spannung. Das ist die dritte wichtige Eigenschaft, die der Mannheimer Kunstbewegung förderlich war: das soziale Gewissen. Wer Kunst propagiert und hat keine Empfindungen für die seelischen Bedürfnisse des Volkes, der hat auch das Wesen der Kunst als einer prometheischen Gabe noch nicht begriffen. Die vierte wesentliche Eigenschaft ist Gemeinschaftssinn, ausgesprochen als Bürgerstolz. Der Mannheimer weiß den Wert der städtischen Gemeinschaft zu schätzen. Er liebt seine Stadt. An ihrem Werden und Wachsen hat er innigen Anteil, und weil

Digitized by Google

sie einen starken Pulsschlag hat, ist er ihrem Wesen auch nicht in Lauheit verbunden.

Genußfreude, Willenskraft, sozialer Sinn und Bürgerstolz, das ist die „vierfache Wurzel" der Mannheimer Kunstbewegung. Als diese Bewegung mit der Wiedereröffnung der Kunsthalle Ende 1909 begann, kam es darauf an, Fühlung mit der Bevölkerung zu nehmen. Das geschah durch Führungen und Vorträge. Fast an jedem Sonntage wurden Gruppen von 40—100 Besuchern geführt. Gesangvereine, Eisenbahner, katholische Bezirksvereine, kaufmännische Angestellte, Gewerkschaften, Lehrer, Schüler, Studenten, Privatleute. Tausende sind auf diese Weise veranlaßt worden, sich den Bildern der Galerie, anstatt trübselig mit abgewandter Schulter daran vorbei zu wandern, Aug in Auge gegenüber zu stellen. Jetzt drängt es sich am Sonntag in die Halle hinein. 1000 ja 2000 Besucher innerhalb vier Stunden ist keine Seltenheit. Es ist ein Bild, das keiner vergessen wird, so reich ist es an beglückenden und hoffnungweckenden Einzelheiten. Und nirgends vielleicht, in keinem Großstadt-Museum kann man den Arbeiter so häufig unter den Besuchern bemerken wie hier.

So sehr nun aber auch Führungen und gelegentliche wohlgelungene Ausstellungen — die große Meisterausstellung 1909/10 und die graphische Meisterausstellung 1911 z. B. — zur Verstärkung des Kontakts zwischen dem neuen Museum und der Bevölkerung beigetragen haben, so freudig auch die Einrichtung eines kunstwissenschaftlichen Instituts mit abends geöffneten Lesesälen begrüßt und in Gebrauch genommen wurde, das alles war nicht entscheidend. Entscheidend und mitbestimmend — vielleicht für die ganze zukünftige Wesensgestaltung der Stadt — waren zwei große Ereignisse: Die Gründung des freien Bundes zur Einbürgerung der bildenden Kunst am 27. April 1911 und im Januar 1913 die großartige Reißstiftung, durch welche ein Mannheimer Bürgerpaar, Carl und Anna Reiß ihr ganzes mehrere Millionen betragendes

Digitized by Google

Vermögen für die Kunstbestrebungen der Stadt in Bereitschaft stellte.

Hier die Chronik der Ereignisse:

Zum 27. April 1911 wurde die Mannheimer Bevölkerung ohne Unterschied in den größten Saal der Stadt eingeladen, um einen Vortrag über die Zukunft der Mannheimer Kunstpflege zu hören. Die Ankündigung war kräftig. Auf jedem Stuhl des nahezu 5000 Personen fassenden Saales lag ein Zettel. Er enthielt gedruckte Leitsätze für eine zu gründende freie Vereinigung, einen freien Bund zur Rettung und Wiederbelebung der Kunst und — neben Angaben über die Einrichtungen, die die neue Organisation ins Leben rufen sollte — einen Vordruck zur Namensunterschrift und Beitragsbemessung. Trotz der ungünstigen Witterung füllte sich der Saal, so daß etwa 3000 Personen anwesend waren. Das Publikum war in buntester Weise zusammengesetzt. Arbeiter, Fabrikanten, Offiziere, Lehrer, Frauen, Männer, alles saß in wechselvoller Reihe durcheinander. Und dies ist auch jetzt noch das Publikum des freien Bundes.

Die Gründungsrede, die vom Verfasser dieses Aufsatzes gehalten wurde, enthielt etwa den folgenden Gedankengang:

> Niemals ist es der Kunst schlechter gegangen als heute. Trotz des großen Lärms, der um sie gemacht wird, trotz der Flut von Büchern, die über sie erscheinen, leben wir nicht mit ihr, trägt sie nicht zu unserer Lebenserhöhung und Wesensformung bei.
>
> Die Zeichen dafür sind mannigfach. Betrachtet den melancholischen Museumsbesucher, oder den bösen selbstgerechten Ausstellungsbesucher, oder das Innere vieler bürgerlicher Wohnungen, oder die schrecklich zerrissenen Straßenfronten. Ueberall Mangel an Einheitlichkeit und Stil, und statt ihrer Zerrissenheit, Geschmacklosigkeit, Unkultur ....
>
> Die Gründe für diese Erscheinung, die alle übrigen Formen unseres Lebens mitbetrifft, sind nicht minder mannigfach. Sie liegen in der Entwicklung, die das naturwissenschaftliche, technische, intellektualistische Zeitalter nehmen mußte. Diese Entwicklung hat den Gemeinschaftssinn und die Tradition und endlich die objektive und subjektive Kultur zerstört. Besonders aber die subjektive Kultur, das heißt die Persönlichkeit ....

Digitized by Google

Wie kann hier geholfen werden? Ein einzelner vermag nichts. Stellt er sich dem feinen mechanistischen Getriebe entgegen, das sich die Zivilisation zur Regelung ihrer Kräfteverhältnisse gleichsam als vorläufigen Notbehelf geschaffen hat, so wird er zerrieben, gleichviel ob er pädagogische, kirchliche oder wirtschaftliche Reformen bezweckt. Nur durch die Masse, durch einen neuen Gesamtwillen ist der Umschwung herbeizuführen. Nur ein idealistischer, von vornherein auf Dank verzichtender und zur Tradition erwachsender Massenwille kann die Wirkungen des subjektivistischen Materialismus, der Stoffherrschaft, die die Kunst zerstört hat, überwinden.

In solchem Massenwillen und zur Massenhandlung als einer Gemeinschaftstat auf rein idealistischer Grundlage, sei hiermit aufgerufen. Nur so können wir wieder Kultur erzeugen .... Wir müssen Selbstgestaltung pflegen .... Laßt uns dazu einen Bund bilden ....

Wenn nun der Bund da ist, so werden Einrichtungen zu schaffen sein, an denen sich der Massenwille betätigen kann. Welches sind diese Einrichtungen?

Zunächst ein Vortragsunternehmen. In einem vornehmen Saal sollen womöglich ein über den andern Tag Vorlesungen mit Lichtbildern stattfinden. Diese werden nach drei Gesichtspunkten angeordnet. Erstens Einführung in die Betrachtung der Kunst und Ueberblick über den großen wertvollen Kunstbestand. Zweitens Pflege der Heimatwerke und Vorbereitung des Reiseerlebnisses für nah und fern. Drittens Besprechung aller gegenwärtigen und neu entstehenden Kunstform wie überhaupt aller modernen Gestaltungsfragen. Die Vorträge sind auf solche Weise zu einem großen Plan zu vereinigen, daß im Laufe einiger Jahre umfassende und tief eindringende Kenntnis entsteht.

Zur Ergänzung des Vortragswesens, das „Akademie für Jedermann" heißen soll, sind sogenannte didaktische Ausstellungen zu veranstalten. Didaktisch zum Unterschied von ästhetisch. Gute Kunst, besonders die Fortschritte des neuen Kunstgewerbes sind in gediegen aufgebauten, mit vielen erklärenden Beischriften versehenen Ausstellungen vorzuführen ....

Aber das Wissen um die Kunst genügt noch nicht. Wir müssen mit ihr leben. Es hat keinen Sinn, Kunstwerke wie Tiere im Zoologischen Garten im Museum zu bestaunen und zu Hause Barbarei zu treiben. Die Kunst ist gut. Sie könnte — richtig in Gebrauch genommen — das ganze Volk beglücken. Aber, wo bleibt sie? In die Häuser kommt sie nicht. Dort hängen höchstens Reproduktionen. Und doch schafft erst der Besitz eines

Digitized by Google

guten Kunstwerkes Liebe und Verständnis. Man muß dafür sorgen, daß die zeitgenössische Kunstproduktion in die Häuser geleitet werde. Dies soll eine neuartige Verkaufsorganisation bewirken, durch welche vorerst Zeichnungen, Studien, Radierungen, kurz die beweglicheren Mappeninhalte der Künstler zur Verbreitung kommen sollen.

Gibt die Vortragsunternehmung theoretische Klarheit über die Kunst und neuzeitliches Kunstwollen, die Einrichtung der didaktischen Ausstellungen anschauliche Belehrung, die der Verkaufsorganisation einen Anfang von allgemeinem Kunstbesitz, so vollendet eine Rat- und Auskunftsstelle für Kunst in Handel und Gewerbe sowie im täglichen Leben den Kreis der Einrichtungen, die dem Bund zunächst zum Ansetzen seiner Hebelkraft bereitstehen sollen.

Solche Einrichtungen gibt es auch anderswo. Es ist aber ein Unterschied. Hier sind Menschen und Institution durch eine idealistische Regung verbunden. Man wird nach dem Gebotenen mit Frömmigkeit greifen ....

Was ist nötig um dieses Werk durchzuführen? Zweierlei: Geld und Interesse. Wer das eine nicht geben kann, soll das andere geben. Die Mittel werden da sein, wenn die Bewegung ihre Kraft bewiesen hat. Deshalb gehört jeder zum freien Bunde, der dazu gehören will. Schon 50 Pfg. genügen, um die Mitgliedschaft zu erwerben. Jeder wird aber geben, was er kann. Also benutzt den weißen Zettel auf Eurem Sitz und zeichnet Euch ein. Und wenn Ihr es tut, wenn Ihr diese idealistische Gemeinschaft bildet, auf einen bloßen Aufruf hin, der Kunst zu helfen, Euch zu Hunderten, vielleicht zu Tausenden zusammenschließt, so ist eine gewaltige Tat getan. Denn diese idealistische Gemeinschaftshandlung würde nichts anderes bedeuten, als eine Epoche. Als einen der wunderbaren Beweise dafür, daß die Zeit umgeschlagen hat, daß die Stoffherrschaft zu Ende geht und die Geistes- und Gefühlsherrschaft beginnt. Auf! Es gilt das Glück des Einzelnen, die Größe und den Ruhm unserer Stadt, die Wiederbelebung der Kunst!!

An diesem ersten Abend traten schon über tausend Teilnehmer dem Bunde bei, er ist seither auf eine Mitgliederzahl von 6000 Personen angewachsen, die insgesamt einen mächtigen Jahresbeitrag zahlen. Leiter des Bundes ist der Direktor der Kunsthalle, der frei über die eingehenden Mittel verfügen darf. Ein rechnungsverständiger Beamter steht ihm zur Seite. In nichts drückt sich das idealistische und schöpferische d. h. frei gestaltende Wesen des freien Bundes reiner aus, als in dieser Verfassung.

Digitized by Google

Ein großes Gemeinschaftswerk wird geradezu auf die Leistungsfähigkeit und Ueberzeugungskraft einer einzigen Persönlichkeit gestellt. Die Erscheinung des Bundes auf solcher Grundlage ist vollkommen neu. Sie ist eine neue Form, demokratisch, ohne konstitutionell zu sein. Allgemeinverständlich und doch im höchsten Grade persönlich.

Der Appell an den Idealismus hat seine Wirkung getan. Die Mittel flossen. Im zweiten und jetzt im dritten Jahr seit Bestehen der Gemeinschaft wurden die Mitgliederbeiträge vielfach freiwillig erhöht. Nicht lange nach jener großen Versammlung wurden von kunstfreundlicher Seite sehr beträchtliche Mittel durch Stiftung bereit gestellt, und es entstand in einem Anbau an die Kunsthalle der etwa 700 Personen fassende Saal der „Akademie für Jedermann". In diesem Saal wurden genau nach dem ersten Plan im ersten Jahr 30, im zweiten nahezu 60 Vorträge abgehalten, die insgesamt von über 40 000 Personen besucht waren. Die Leute, die an diesen Abenden den edlen Raum füllen, sind allerdings von einem ganz besonderen Geist beseelt. Sie sind warmherzig, aufmerksam, dankbar. Sie sind denn auch keine Hörer im üblichen Sinn, sondern eine Art Gemeinde. Dieselbe eindringliche Gefühlsbereitschaft ist an den Besuchern der didaktischen Ausstellungen wahrzunehmen. Solche Ausstellungen sind bis jetzt 18 veranstaltet worden. Die Besucherzahl belief sich auf im Ganzen etwa 30 000. Die schönsten dieser Vorführungen waren eine große Plakat- und Reklamekunst-Ausstellung, eine Buchkunst-, eine Theaterkunst-Ausstellung und eine Ausstellung neuer Ausdrucksplastik. Für den kommenden Winter sind wiederum fünf große didaktische Ausstellungen vorgesehen. Natürlich hat sich durch die Tätigkeit des Bundes — die Führungen werden nach wie vor fortgesetzt und betrugen in diesem Jahr schon über 60 — der Besuch des Museums gewaltig gesteigert. Im ersten Jahre seit Wiedereröffnung der Galerie wurden 30 000 Besucher gezählt, in diesem Jahr wird die Besucherzahl auf 80 000 steigen, den vieltausendköpfigen Hörerkreis der Vorträge nicht gerechnet.

Digitized by Google

Langsam dringt die Kunstarbeit der großen Einbürgerungsorganisation vorwärts. Die an ihr wirken, wissen: es ist erst ein Anfang, Rückschläge können kommen, manches wird wieder in nichts versinken, aber schließlich ist es ja auch viel besser, wenn sich die Einsenkung so vieler Wurzeln mit stetiger Sicherheit vollzieht.

Das zweite große Ereignis der Mannheimer Kunstbewegung ist die Reißstiftung. Es war schon gesagt worden: ein Museum ohne Kunstleben ist nichts. In der Allgemeinheit müssen die Wurzeln liegen, aus denen der fruchttragende Baum einer Kunstbewegung hervorsprießen soll. Vom Museum geht die ausstrahlende Wirkung zur Allgemeinheit, von dieser wieder zurück zum Museum. Wie steht es aber in den meisten Fällen um die lebendige Mitwirkung der Allgemeinheit bei der Tätigkeit der Kunstinstitute jeglicher Art? Mannheim mit seinen Arbeiterscharen könnte wohl kaum von einem allgemeinen Kunstleben sprechen, wenn diese 50 000 abseits stünden. Und zu den Arbeitern treten viele, viele Andere.

Im übrigen handelt es sich nicht darum, Wissen zu verbreiten. In unserer von der Ueberfülle der Erscheinungen und Gedanken gepeinigten und verwirrten Zeit wäre es fast frivol, die Allgemeinheit noch weiter in der bekannten gedankenlosen Weise mit Wissensstoff zu mästen. Bildung im Sinne von Geformtheit verlangt nach anderer Praxis. Wir müssen wieder auswählen, urteilen, bauen, mit einem Wort gestalten lernen. Das lehrt ja gerade die Kunst. Aber auch diese Einsicht nützt uns wenig, wenn wir nicht noch eine weitere Fähigkeit zurückerobern. Die Fähigkeit, richtig zu erleben. Der Intellektualismus hat uns das tiefe, starke, wesenbestimmende Fühlen ausgetrieben oder vergessen lassen. Was heißt es, alle Madonnen Raphaels an den Fingern herzählen können, was höhere Töchter fertig bringen, oder alle Selbstporträts von Rembrandt nach ihrem Standort kennen, wenn wir die Lebensquellen, die in solchen Werken verborgen liegen, nicht richtig zu erschließen wissen.

Digitized by Google

Und doch werden wir nicht eher wieder zu Kultur gelangen, ehe wir wieder zum Erlebnis gelangt sind. Wer sich persönlich gestalten will, muß die Werke der Gestaltung, vor allem die der Künste erleben können. Welchen bestimmenden Einfluß wir hierbei der Kunst beimessen, möge ein Beispiel verdeutlichen:

Spezialisierung und Arbeitsüberlastung trennt die Tüchtigen und läßt sie vereinsamen. Das menschlich Verbindende sind die Gefühle. Diese werden von den Künsten in Formen festgelegt. Es gilt also, die Formen zu verstehen.

Ein Architekt errichtet in einer belebten Straße ein schönes Haus in Verhältnissen, welche Größe, Adel, Ruhe, Klarheit und Kraft ausdrücken. An diesem Hause gehen alltäglich vorüber der Arzt, der Lehrer, der Fabrikant, der Soldat, der Arbeiter, kurz Vertreter aller Stände und Berufsgattungen. Sie empfinden das Haus, sie lesen seinen künstlerischen Inhalt. Die Eigenschaften, die kunstvoll in ihm aufgespeichert sind, werden ihnen zum Erlebnis. Geschieht dies in der richtigen Weise, so wird jeder von den Vorübergehenden in den genannten Eigenschaften bestärkt und gefördert. Oder diese Eigenschaften werden erst geweckt. Und der Arzt und der Lehrer und der Pfarrer ꝛc., sie werden in ihren Handlungen, selbst in der Ausübung ihres Berufes mehr Größe, mehr Adel, mehr Ruhe, mehr Klarheit und Kraft beweisen als bisher. So wird der Inhalt des Kunstwerkes zur Form der gesamten Lebensbetätigung, der Berufsausübung, ja selbst der Pflichterfüllung. Immer vorausgesetzt, daß die Sprache des Kunstwerkes auch wirklich verstanden wird.

Da die geschilderte Wirkungsweise allen Künsten, der Musik, der Literatur und der bildenden Kunst bis hin zum Kunstgewerbe, eigen ist, so kommt es darauf an, der Allgemeinheit alle diese Künste wieder verständlich zu machen.

Von solchen Gedanken ausgehend ist die Reiß'sche Stiftung erfolgt. Für zwei und einhalb Millionen soll ein herrliches neues Museum erstehen. Für weitere Millionen

Digitized by Google

soll den auf alle Künste erweiterten Bestrebungen nach Art des freien Bundes ein Haus mit Vortragssälen und Leseräumen erbaut werden. Dieses Haus, in dem unter anderem die Konzerte im Rosengarten und die Neuaufführungen des Hoftheaters von geeigneten Rednern vorher besprochen und interpretiert werden sollen, ist gedacht als eine Stätte zur Anregung des allgemeinen Wesensaufbaus durch Literatur, Musik und bildende Kunst.

Die bis ins Einzelne schon jetzt ausgearbeitete und festgelegte Organisation — wir können sie hier unmöglich noch beschreiben — berücksichtigt die verschiedensten Grade von Vorbildung. Fünf nach ihrer Faßlichkeit abgestufte Gattungen von Vorlesungen oder Einführungskursen werden unterschieden, und jede wird bei ihrer öffentlichen Ankündigung genau bezeichnet. Natürlich wird auch der Kinematograph nicht fehlen, der wissenschaftlichen, kulturgeschichtlichen Zwecken, aber auch der reinen, jedoch wohlkontrollierten Kinounterhaltung dienen soll.

Wie der freie Bund jetzt einige Tausend kunstliebende Mannheimer in Bewegung setzt, so soll das Reiß'sche Haus Zehntausende zum Formstudium anregen. Es wird ein „Volkshaus" sein. Nur ist dabei „Volk" in einem anderen als dem üblichen Sinn zu denken. Die Zerlegung in „Bessersituierte" und Volk dürfte falsch sein. Nicht in horizontaler, sondern in vertikaler Richtung ist der Schnitt durch die Besitzklassen zu legen. Demnach bedeutet „Volk" die Besten, die Wollenden aller Stände, bedeutet denjenigen Teil der Gesamtbevölkerung, der durch seinen guten Willen und seine Begabung fähig wäre, den Begriff der nationalen Einheit als einer Kulturgemeinschaft zur Beglückung aller zu verwirklichen. Schlägt der Betrieb des großen Anregungshauses in ähnlicher Weise ein wie die Tätigkeit des freien Bundes, so läßt sich sein Einfluß auf die Gestaltung der Stadtpersönlichkeit gar nicht ermessen.

Digitized by Google

Es ist noch eins hervorzuheben. Das ausgedehnte Werk, welches hier beschrieben wurde, dessen sorgfältiger Ausbau wohl auch noch Jahre rastloser Arbeit erfordern wird, wäre keinesfalls so weit gediehen oder gar überhaupt zu Stande gekommen, hätte es sich nicht von allem Anfang an der tatkräftigen Fürsorge der Mannheimer Stadtverwaltung und ihres obersten Leiters zu erfreuen gehabt. Ganz besonders war es dieser Leiter, Oberbürgermeister Paul Martin, einer der Starken und Unbeirrbaren vom badischen Oberland, der sich der großen Sache mit unvergleichlicher Liebe angenommen hatte. Zum Schmerz aller seiner Freunde ist er am 13. August ganz unerwartet gestorben.

Martin besaß außer wahrem Kunstverständnis und echter Kunstbegeisterung einen unerhört klaren Blick für Entwicklungsfragen. Er wußte genau, was die großstädtische Einheit für den Aufbau der neudeutschen Kultur bedeutete. Mit voller Schärfe erkannte er, welche Rolle die Kunstpflege und besonders die Gestaltung der optischen Welt hierbei spielen mußten in einem Zeitpunkt, in dem sich mit fast allgemeiner Bewußtheit eine Wesenssynthese vorbereitet.

Aus solchen Erkenntnissen entnahm er — ohne doch im geringsten das wirtschaftliche Wohl der Stadt aus den Augen zu verlieren — Richtlinien für seine kulturfördernde Tätigkeit. Die günstigen Umstände eines aufblühenden Gemeinwesens und die außergewöhnliche Begabung dieses großen Verwaltungsbeamten waren einander entgegengewachsen. Ihr Zusammenklang hätte klassische Gültigkeit erlangt.

Wie Martin sich den Vorgang etwa dachte, läßt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen: Der den Deutschen innewohnende Idealismus im Verein mit der Gabe der Organisation gibt uns Hoffnung auf die Entstehung einer neuen deutschen Kultur. Bei der Bildung dieser Kultur wird die Großstadt als ausschlaggebende gesellschaftliche Einheit bestimmend sein. Deshalb gilt es, ein Kommunalideal zu entwickeln, das

Digitized by Google

der Kulturmission der Großstadt in höchstem Maß entspricht. Nur dasjenige Gemeinwesen darf auf dauerndes Gedeihen rechnen, in welchem nicht nur Produktion und Umsatz materieller Güter, sondern auch Erzeugung und Leben ideeller Werte bedeutend sind, in welchem ideelle und materielle Leistungsfähigkeit ein harmonisches und besonders ein werbekräftiges Verhältnis bilden.

Bei der Verwirklichung jenes Kommunalideals gibt es jedoch zwei Gesichtspunkte. Zunächst entsteht ein Wettkampf der Großstädte untereinander, die — man möchte sagen physische — Form des Großstadtideals, der gültige Typus. Neben der Vollkommenheit der wirtschaftlichen und politischen Organe bedarf die Stadt einer geschlossenen Reihe lebenerhöhender und lebenerleichternder Einrichtungen. Dazu gehören u. a. Theater, Museen, vornehme Konzerthäuser, höhere und niedere Lehranstalten und Schwimmhallen, aber auch ausgedehnte Parks und ein einheitlich gebildetes schönes Stadtbild. Dies alles gibt Werbekraft.

Indessen ist das Vorhandensein solcher Einrichtungen noch kein vollgültiger Beweis für die Vitalität der Stadt. Anhäufung von Wissen gibt weder Verstand noch persönliche Kraft. Es will zur lebendigen Einheit verschmolzen sein. So kommt es auch bei der Städtebildung darauf an, aus der typischen kommunalen Form, die große einmalige kommunale Persönlichkeit zu entwickeln. Dies geschieht einmal, indem ich möglichst viel schöpferische Naturen in die Stadt hineinziehe, sie wohl auch an die Spitzen der Aemter stelle, dann aber auch, indem ich der Bewohnerschaft selbst den Gedanken der Selbstgestaltung zum Bewußtsein bringe und ihr gleichzeitig Gelegenheit gebe, diesen Gedanken praktisch zu üben.

Daß Martin die gewünschte Gelegenheit in der intensiven Pflege der Künste sah, beweist wiederum nur die Klarheit seines Blickes. Denn — hundertmal sei's gesagt — die Kunst ist kein Luxus! Sie ist — als schöpferische wie als nachschaffende

Digitized by Google

Tätigkeit — eine unerläßliche Lebensfunktion. Und wer glaubt, er könne ohne sie auskommen, oder sein Leben könne ohne sie beglückende Form erhalten, der wird diesen Irrtum über kurz oder lang am eigenen Leib zu büßen haben.

Auch die Persönlichkeit der Großstadt wird durch die Kunst geformt, denn alle Kultur ist schließlich nichts anderes als ein Kunstwerk der Gemeinschaft. Der Mann, der dieses durch die Tat erhärten wollte, ist tot; sein Werk indessen muß sich selbst vollenden.

Der König von Münster

Eine Legende von Wilhelm Schmidt-Bonn

Während vor den Mauern die Geschütze schlugen und die Angreifenden und die Verwundeten gleicherweise schrieen, saß Jan Bokelson, der König von Münster, der ehemals ein Schneider gewesen war, in seinem goldenen Stuhl, roten Wein in der Hand. Um ihn, unter tönenden Schellen, tanzten seine siebzehn Frauen. Zum letzten Mal. Heute war der letzte Tag, an dem die Stadt dem Feind standhalten konnte, der letzte Tag dieses seit vier Monaten erhitzten und schnell abrollenden Lebens. Jetzt schon so bleich im Gesicht, wie er erst morgen im Tode hätte zu sein brauchen, mit einer vom Krampf erhöhten Stimme, hieß Jan alle Frauen die Kleider abtun. Mit immer nur langsam gelösten Augen folgte er der Bewegung der weißen Leiber. Er ließ die Fenster mit roten Tüchern verhängen, daß alle Leiber durch eine blutige Dämmerung leuchteten. Er ließ die roten Tücher mit blauen auswechseln, daß nur noch gespenstische Schatten tanzten. Er hieß alle zusammenstehen zu einem einzigen Leib, mit verklammerten Armen und Beinen. Seine irren Augen traten aus dem Kopf, seine Stirn brannte, als bedecke die dünne Haut nur noch rotes Feuer,

Digitized by Google

aus seinem Mund fiel dampfender Speichel, der wie Säure in das Gold des Stuhls Löcher brannte.

Jan schritt in seinem grünen Kleid und seinen goldenen Schuhen zu diesem einen Leib von Leibern hin, schlug die Arme darum, soweit er reichte, schob die Zähne so breit er konnte, und vermochte doch nicht mehr, als seine Zähne in einen kleinen runden Fleck an einem der siebzehn Leiber hineinzudrücken. Er vermengte die Haare aller siebzehn miteinander, wühlte sein Gesicht hinein. Er bog den Kopf zurück, schlug mit den Fäusten gegen den Leib, voll Zorn, daß er die Wollust der siebzehn Leiber nicht auf einmal besitzen konnte, und taumelte geschlagen, gebückt und kleiner geworden, in seinen Stuhl zurück, saß da, mit geschlossenen Augen, während die siebzehn, ohne sich zu lösen und in der Erregung der eigenen Sinne keuchend, zu dem König hinsahen. Die zehrende Hinneigung zu dem einen Manne und die gemeinsame Traurigkeit, daß sie nicht vermochten, dem Freund den letzten Wunsch der Sinne zu erfüllen, machte wenigstens aus den siebzehn Seelen eine einzige. Das Verlangen, den Schönen, Schwarzlockigen, Glühenden, der morgen der Starre des Todes verfallen war, noch einmal zu besitzen, noch einmal von ihm besessen zu sein, brannte in allen in gleichem Maße hoch. Sie drängten Leib an Leib, Arme in Arme, wollten erzwingen, ineinander zu verschmilzen.

Zugleich traf draußen die Sonne, die bisher hinter Wolken gesteckt hatte, unvermutet auf die Fenstertücher, so daß das Blau im Saal ganz unirdisch aufflammte. Da, wie unter der Wirkung des blauen Lichtes, wuchsen die siebzehn Leiber wirklich ineinander. Schulter griff in Schulter, Knie in Knie, Haut löste sich und wuchs auf Fremdes hinüber, das zusammenströmende Blut rauschte hörbar und hell. Ein ungefüger weißer Block bildete sich. Der Block formte sich hoch, tat zwei Arme und zwei Beine aus, bildete ein Gesicht. Eine neue Frau stand da, die, mit der Glut von siebzehn Lieben angefüllt, eine nicht mehr menschliche Schönheit zeigte.

Digitized by Google

Die Gestalt errötete unter den geweitet starrenden Augen des Königs und stand, ihn erwartend, der vom Stuhl herunterkam, sonderbar schwebend, als trete er nicht über festen Boden. Er sah in die neuen Augen, über die Stirn, den Hals, die Hüften, die Füße hin und erkannte in jedem Teil eine Schönheit wieder, die er an einer der siebzehn bewundert hatte. Obwohl es ein neues Wesen war, erschien ihm nichts fremd daran, schien ihm der Klang der Stimme die tausend Seligkeiten der vergangenen Tage, an denen doch nur immer eine der Siebzehn teilgenommen, insgesamt wieder lebendig zu machen. Im Uebermaß des Gefühls, das über ihn hereinschlug, fiel er in die Knie. In Furcht wollte er fliehen. Aber die neue Frau streckte die Hände nach ihm aus, die das Verlangen und die Kraft von so vielen Händen in sich vereinten, und zog ihn an Brüste, an deren allzu herrlicher Rundung seine Augen plötzlich weiß wurden und erloschen. Entsetzt aufschreiend und doch in die Fülle des seligsten Gefühls sich hineinstürzend, verbrannte er an dem atmenden Fleisch dieses Leibes wie an einem feurigen Ofen, daß nichts von ihm übrig blieb als ein Häuflein gelber Asche auf dem schwarzen Marmor der Erde.

Das neue Wesen aber schien an seiner eigenen Brunst höher zu wachsen, schritt riesenhaft durch den Saal zur Treppe auf den Markt. Mit ungeheuer gewordenen Händen griff es nach Männern, die es, als ob sie Holzscheite oder Bausteine seien, übereinander zur Erde warf. Aber, als ob hier nicht Liebe, sondern Haß tätig sei, lagen die Männer über Männern zerschmettert und tot auf dem Pflaster. Bis ein Turm, der von einem Geschoß des Feinds einstürzte, die Riesin selber begrub.

Digitized by Google

Die Demokratisierung der Justiz

Von Lothar Engelbert Schücking

II.

s ist ein tagtäglicher Vorgang vor dem Landgericht, daß ein Beklagter auf die Ladung hin vor Gericht erscheint und Ausführungen machen will. Der Vorsitzende erklärt ihm, er müsse einen Anwalt haben. Der Beklagte, der bei einer verwickelten Sache nicht selten daran zweifelt, daß ein Anwalt die Sache so beherrschen könne, wie er selbst, muß auf eignen Vortrag verzichten und in seiner Gegenwart ergeht Versäumnisurteil. Der Anwaltszwang ist etwas durchaus undemokratisches, eine Bevormundung der Partei, die bei hochgebildeten Parteien geradezu lächerlich wirken kann. Für das Gericht selbst hat der Anwaltszwang unendliche Vorteile. Der Prozeßstoff wird in juristische Formen gepreßt. Der Anwalt untersteht der Disziplinargewalt der Anwaltskammer. Er wird sich also in seinen Ausführungen oft mäßigen müssen. Das hat allerdings auch Nachteile. Nie kann in der Praxis der Betrogene mit der ehrlichen Entrüstung, die ihm die Sache selbst gibt, das ganze Tatsachenmaterial vortragen. Denn wenn auch eine Bestimmung existiert, daß die Partei selbst im Prozeß auf Verlangen gehört werden muß, so macht die Praxis davon doch nur höchst selten Gebrauch. Und den meisten Vorsitzenden ist es viel zu lästig, die Partei selbst anzuhören und sich äußern zu lassen. Der Anwalt aber wird und muß alles vom juristischen Standpunkt aus ansehen und vortragen. So manches Illustrierende fällt dann fort und muß fortfallen. Das Formale und *juristisch* Erhebliche rückt in die erste Reihe. So werden allerdings unendlich viel Klagen vermieden, aber es herrscht auf der ganzen Linie das Juristenrecht, das nicht immer zur Verwirklichung der Gerechtigkeit führt. Ohne den Anwaltszwang hätte sich die Freirechtsschule wahrscheinlich längst durchgesetzt. Ohne den Anwaltszwang würde die Justiz fortgesetzt zur Korrektur der Verwaltung dienen. Jedes Verwaltungsunrecht würde von den Betroffenen zu einer gerichtlichen Klage verdichtet, was jetzt der Anwalt nur selten wagen kann. Ohne den Anwaltszwang würde es zu einer ganz anderen Fortbildung des Rechts durch Gewohnheitsrecht kommen, denn der Laie würde sich nicht darum kümmern, ob das Reichsgericht für seinen Fall eine Klage zuläßt und die vielen angestrengten Klagen würden den Gerichten Gelegenheit geben, den Rechtsschutz zu erweitern. Bis zu einem gewissen Grade hindert das alles der Anwaltszwang. Er steht also der Verwirklichung des Rechtsschutzanspruchs in gewissem Sinne entgegen. Andererseits

Digitized by Google

läßt sich auch nicht verkennen, daß er dem Rechtsstreit urbanere und würdigere Formen gibt.

Das aber wieder hebt das Ansehen der Gerichte. Die Kunst des Anwalts, über Tatsachen und Personen unter möglichster Vermeidung von Werturteilen zu verhandeln, versachlicht zweifellos den ganzen Rechtsstreit, verdunkelt ihn aber auch nicht selten, denn mancher, der mit einem schlechten, lediglich formalen Rechte ficht, dringt in Folge der rein sachlichen Verhandlungen damit durch, weil in Folge des Anwaltszwanges das Gericht alles persönliche ausscheidet und deshalb das Unrecht, in dem sich der Kläger befindet, gar nicht so empfinden kann. Das sind doch auch schwerwiegende Nachteile. Wenn heutzutage immer mehr die Gerichte zur Einrichtung des sogenannten Sühnetermins greifen und die Parteien selbst anhören wollen, so beweist das doch nicht nur das Bestreben, Vergleiche herbeizuführen, sondern auch die Einsicht von der Unmöglichkeit, allein mit den Anwälten das Recht zu finden.

Alles das erscheint aber nicht so verderblich, wie die Bevormundung des Staatsbürgers durch den Anwaltszwang. Der Staatsbürger, der sonst das Petitionsrecht hat, der vor dem Oberverwaltungsgericht sogar persönlich verhandeln kann, und selbstverständlich vor jedem Bezirksausschuß, darf vor dem Landgericht nicht ohne Anwalt stehen. Bei den eignen Prozessen des Anwalts, die er bei anderen Landgerichten führt, bei Patentprozessen, in denen der Erfinder selbst auftreten, in Urheberrechtsprozessen, in denen der Künstler seine Gedanken entwickeln will, erscheint das oft geradezu grotesk. In den anderen aber lädt es dem Anwalt selbst nicht selten unerträgliche Lasten auf. Man bedenke den Umfang von Tatsachenkomplexen, die oft einem Rechtsstreit zu Grunde liegen. Das Gericht hat das Recht, hin und her das Fragerecht auszuüben. Und ist eine Frage falsch oder unvollständig beantwortet, was sich oft gar nicht vermeiden läßt und von der Partei nicht selten stillschweigend im Zuschauerraum konstatiert wird, dann handelt es sich um die Haftpflicht des Anwalts, der für den Verlust des Prozesses verantwortlich gemacht wird. Dann rächt sich die Bevormundung der Partei, die man selbst nicht ausführlich reden läßt.

Eine andere unangenehme praktische Folge des Anwaltszwanges ist die, daß der Prozeß der Partei selbst aus der Hand genommen ist und zwar mit der Klage schon. Die Partei kann im Prozeß selbst so gut wie gar keine Anträge stellen ohne den Anwalt. Die Folge ist, daß sie den Anwalt zwingen muß. Das aber kann wieder zu unerquicklichen Streitigkeiten zwischen Partei und Anwalt führen. Ein neuer Anwalt verursacht doppelte Kosten. Der Prozeß ist also beim Landgericht praktisch der Partei in einer Weise entzogen, die oft höchst unerwünscht ist. Es ist zuzugeben, daß die Lösung nicht so einfach ist, wie im

Digitized by Google

Strafprozeß, wo Angeklagter und Verteidiger Anträge stellen können. Der Civilprozeß ist formaler, die Erforschung materieller Wahrheit wird durch das sogenannte Verhandlungsprinzip gelähmt. Im Civilprozeß gibt der Gerichtshof eigentlich nur Antwort auf die Frage, ob ein Anspruch besteht oder nicht. Aber ist das nicht das Unglück unseres Civilprozesses. Der Partei kommt es doch nicht auf diesen Anspruch, sondern auf die Zwangsvollstreckung an. Der Partei sind beim Prozesse die Anordnungen des Gerichts in Bezug auf den Streitgegenstand die Vollstreckbarkeitserklärung des Urteils und eine etwaige Arrestanordnung das wichtigste. Weshalb das Gericht dazu kommt, ist der Partei gleichgültig. Das fiat executio, das vor Jahrzehnten der Richter unter das Urteil schrieb, ehe er es dem Gerichtsdiener zur Vollstreckung übergab, wäre der Partei auch heute noch viel lieber, als diese edle Zurückhaltung des Gerichts, das die Zwangsvollstreckung dem Parteibetrieb überläßt, aber während des ganzen Landgerichtsstreits die Partei durch den Anwalt bevormundet. Diese gesetzliche Bevormundung durch den Anwalt im Landgerichtsprozeß fällt im Amtsgerichtsprozeß fort. Bei Streitigkeiten unter 600 Mark ist der Staatsbürger völlig selbständig. Auch das ist ein Beweis für die Ueberflüssigkeit der Bevormundung im Landgerichtsprozesse. Selbstverständlich kann und wird es immer Prozesse geben, bei denen die Verhandlung durch Anwälte nützlich und sogar notwendig ist, auch Amtsgerichtsprozesse. Wie wird in diesen jetzt verfahren. Der Amtsrichter gibt den Parteien den guten Rat, sich Anwälte zu nehmen und sie pflegen sich zu fügen. Ebenso könnte man für die Landgerichtsprozesse den Anwaltszwang aufheben und dem Gericht die Befugnis geben, in der einzelnen Sache Anwaltszwang anordnen.

Man kann auch nicht behaupten, daß dies zu Klageänderungen führen und kostspielige Klageabweisungen zur Folge haben werde. Die Partei weiß oft selbst am besten, was sie will. Und es schadet den Gerichten gar nichts, wenn mehr naive Parteianträge an das Gericht herantreten. Nur durch den Anwaltszwang ist die Kluft zwischen Gericht und Publikum so groß geworden. Das Publikum wird sich auf den Präjudizienkultus und die Anbetung von Reichsgerichtsentscheidungen nicht einlassen, ebenso wenig aber auf solch unmoralische Prozeßprinzipien wie das Verhandlungsprinzip, die Vergleichsnatur des Eides und andere Errungenschaften der Prozeßordnung. Der Richter wird werden, wie der römische Prätor und bei einem Unrecht, das zum Himmel schreit, den Anspruch für klagbar erklären. Nicht braucht mehr jeder Tatbestand durch Juristen in eine Form gegossen werden, auf die eine Reichsgerichtsentscheidung anwendbar ist. Dazu dann ein Richter, wie Adickes ihn sich dachte und unsere Justiz, die ja an und für sich besser ist, wie die mancher anderer Länder, hätte keine Schwierigkeit, es zu bleiben.

Digitized by Google

Massenstreik

Die Sozialdemokratie hat in Jena wieder eine Massenstreikdebatte erlebt, von deren Zweckdienlichkeit niemand recht überzeugt sein mag. Es hat eine Abstimmung gegeben, die in gewissem Sinn eine Temperamentsbemessung war: zwei Resolutionen liefen parallel, ähnlichen Inhalts. Die „radikale" erhielt 142, die diplomatische des Vorstands, in der mit gleichmütiger Diplomatie Hüh! und Hott! gerufen wurde, vereinigte 333 Delegierte auf sich. Aber auch wenn das Zahlenspiel umgekehrt gefallen wäre, hätte die Abstimmung nicht mehr angezeigt als eine jener Barometerschwankungen, denen jedes große Parteigebilde ausgesetzt ist. Politisch ist die Aussprache ohne Bedeutung.

Warum? Die theoretische Diskussion des Problems ist, nach den Anregungen der Holländerin Roland-Holst, vor acht Jahren schon ausführlich und breit gelaufen — damals war man noch mehr bemüht, den Vorschlag innerhalb der marxistischen Gedanken anzubauen. Heute fiel das Theoretische unter den Tisch und wurde auch von den schärfsten Dialektikern nicht heraufgeholt — aber indem man den Massenstreik als eine Angelegenheit nicht des Prinzips, sondern der Taktik und Entschließung behandelte, sprach man in eine dumpfe und taube Luft.

Denn die Atmosphäre des Lohnproletariats ist seit Monaten mit anderen Sorgen und Ueberlegungen geschwängert als mit der Frage freiwilliger Arbeitsniederlegung für einen außerwirtschaftlichen Zweck. Es ist, strategisch, militärtechnisch, keine glückliche Orientierung, die Wochen einer langsam niedergehenden Konjunktur mit dem Schlachtruf einer unbekümmerten Offensive zu erfüllen, und Massenstreikrufe konnten sich schwer vertragen mit einem so ernsten und ernsthaften Stoff wie Arbeitslosenfürsorge. Diese beiden Themen, Tag an Tag gereiht, mußten sich logisch auslöschen.

Die innere Situation der Sozialdemokratie ist dabei seltsam verlagert. Die Idee des politischen Massenstreiks ist von Männern in die Höhe gehoben worden, die sonst als Wortführer eines parlamentarischen Opportunismus sans phrase gelten mochten; sie haben dabei „impressionistisch" gehandelt. Der laue Verlauf der preußischen Landtagsbewegung war ihnen so unerträglich als ihnen der Elan des belgischen Generalstreiks überwältigend wurde. Die große Aktion müßte, so war die Ueberlegung, durch das große Wollen und die Spannung des großen Opfers die breiten, auch die noch dumpfen Massen des Proletariats mit fortreißen, befreien von dem Gefühl schwerer Stagnation; zugleich aber sollte eine solche Massenbewegung den schwankenden Bau des preußischen Wahlrechts erschüttern, umstoßen, und damit die entscheidende Etappe für eine Demokratisierung Deutschlands zurücklegen. Hier ist der Massenstreik nicht als der Auftakt der großen Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Lohnarbeiterschaft, sondern als ein Teilmanöver im preußischen Verfassungskampf verstanden. Das belgische Beispiel!

Wahrscheinlich wird es richtig sein, mit dem Zitieren Belgiens eine gewisse Zurückhaltung eintreten zu lassen. Zwar hat jener Generalstreik, der, wie man sich erinnert, gegen Vanderveldes Stimme beschlossen worden, technisch aufs beste funktioniert — aber was ist erreicht? Das Versprechen, in kommissarische Verhandlungen über Aenderungen des Wahlgesetzes wieder einzu-

Digitized by Google

treten, ein Versprechen, erreicht durch die Vermittlungen städtischer Körperschaften. Der Ablauf in Preußen würde völlig anders sein. Der belgische Staat ist ein noch jugendliches politisches Kunstprodukt auf nationaldemokratischer Basis, der Staat Preußen ist etwas anderes und nicht so rasch in Konzessionen an die Demokratie. Aber auch die preußische Sozialdemokratie würde sich mit solch einem flauen Versprechen nicht abspeisen lassen können, nach ihrer ganzen Art, wie die belgische — und darum erhebt sich hinter dem wirtschaftlichen Konflikt die Gefahr der Katastrophe. Der Katastrophe für die organisierte Arbeiterschaft.

Denn der so politisch gedachte Massenstreik würde nicht nur dadurch gehemmt sein, daß immerhin Hunderttausende Lohnarbeiter in besonderen Verbänden organisiert sind, die den Massenstreik ablehnen. Nehmen wir an, sie gehen in ihrer Mehrzahl mit und die preußische Wahlrechtsfrage wird im Proletariat tiefer und brennender empfunden, als es der zweite Vorsitzende der Generalkommission, Bauer, wahrhaben will — das preußische Wahlrecht wird von der Masse nur in Preußen und in den Städten unmittelbar in seiner ganzen Ungerechtigkeit empfunden. Nicht auf dem Land, wo sich der Groll nicht zur Wärme reiben kann. Nicht in den anderen Bundesstaaten, wo das bessere Wahlrecht vorhanden ist.

Hier liegt ein offenbarer Trugschluß der Massenstreikfreunde, ob sie sich sonst radikal oder revisionistisch nennen wollen. Ein Münchener oder Karlsruher Arbeiter streikt wegen des preußischen Wahlrechts so wenig wie ein Chemnitzer oder Banter. Er weiß freilich: die preußische Wahlrechtsfrage ist eine deutsche Frage. Aber er weiß es nicht instinktiv, unmittelbar, sein Gefühl muß zuerst durch die Röhren des Verstandes geleitet sein. Er wird wegen des Berliner Parlaments nicht in Opferstimmung kommen, er als Masse nicht. Aber ein preußischer Spezialstreik ist in einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet kein Massenstreik. Fangen die Preußen allein an, so ist ihre Position schwach. Die anderen machen aber freiwillig nicht mit; sie wissen vielleicht, daß der Krieg nicht durch die Genossen, wohl aber durch die ungeheuer stark verbündeten Arbeitgeber in ihr Land getragen werden kann. Daß auch der politische Massenstreik nicht zuerst Geheimräten aus dem preußischen Ministerium des Innern begegnet, die vielleicht (vielleicht!) vor ihm tief erschrecken, sondern kaltblütigen Sekretären von Industriellenverbänden. Und daß in deren Hand die Gewalt liegt, über preußische Grenzen hinweg Aussperrung zu erzwingen, d. h. die Führung dieses Kampfes den politischen Arbeiterführern zu entwinden.

Die Gewerkschafter kennen diese Nebenwirkungen. Sie waren in Jena fast verblüffend eifrig, die Massenstreikidee zu ersticken. „Die Gewerkschaften haben keine Veranlassung, sich mit dieser Diskussion zu beschäftigen." Sie fürchten, daß das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens in ihren Reihen erschüttert werde. Dagegen wehren sie sich, denn sie sehen das Gespenst des Syndikalismus vor ihren Türen.

Theodor Heuss

Sydow

In der preußischen Kollegenschaft ist er der Einzige mit Klappkragen. Das erfordert ruhige Würde in der Kopfhaltung. Etwas Pedanterie darf dabei sein. So ist Sydow. Ein alter Herr mit bestem Beamtengewissen. Pflicht-

Digitized by Google

uhr. Doch nicht ohne Fähigkeiten. Er kennt die Funktionen der Ressortmaschine und sorgt für das Gleichmaß im Gang. Ein freundlicher Mann mit Liebenswürdigkeitsgrenzen. Neben der Befolgung von Vorschriften unverkennbare Grundsätze, die ihre Wurzel im Biedern haben. Beim Verfechten der Grundsätze kein Hitziger, nichts Sturmähnliches, immer Geheimrat: Das ist keine Verurteilung. Der Typ ist nützlicher als der Gestenminister ohne Tatkraft. Dernburg hatte Explosionen und konnte nicht realisieren. Sydow ist nicht explosiv, aber im Zielstreben, dauerhaft und, wo es nottut, kühl. Beherrschung ist noch immer eine der besten Verhandlungsqualitäten. Der preußische Handelsminister hat sie des öfteren schon bewiesen. Prachtvoll im Kampf mit den Magnaten des Kohlensyndikates. Das war kalt genossene Rache für die Hibernia-Blamage. Kein Zweifel: der Bergfiskus ist unter dieser geheimrätlichen Exzellenz eine wuchtige Macht geworden. Sie wird umwedelt. Wer hätte das zur Zeit der Möllerimpotenz geglaubt? Der Jetzige ist weitgehend affirmativ, aber er hat auch das Veto bereit. Läßt sich nicht an den Karren rennen, weiß was er, in den Fähigkeitsgrenzen, will. Nur ein Manko: Kann das Tagungsreden nicht lassen. Fühlt sich verpflichtet, jeden Wirtschaftskongreß oratorisch zu eröffnen. Prosperitätsfanatiker. Von einem Optimismus, der nur durch gehäufte Fakta zu ersticken ist. Der beste Haussemacher Preußens. Unentwegter Anbeter der Außenhandelsziffer. Wenn die nur steigt. Unter Berücksichtigung der Aeußerlichkeitsunterschiede zu seinen Gunsten könnte man ihn dem Börsenmanager der Deutschen Bank vergleichen. Auch ein unfehlbarer Danebenprognostiker. Man macht das Gegenteil — und gewinnt. Im Februar 1913 geht die Konjunktur kaput. Sydow feiert ihren glanzvollen Aufschwung. Gibt Wunderperspektiven. Im Frühjahr liegt die Unternehmungslust im Winterschlaf. Sydow doziert seinen Tagungskindern aus der Zifferntafel das Märchen vom Reichwerden als eine Realität. Im September ist die Konjunktur schon ganz und gar nicht mehr aufzurütteln. Sydow konstatiert, daß sie „nunmehr zu Ende ginge." So was darf ein Handelsminister nicht begehen. Aber die Institution ist unmodern. Sie schöpft aus Dezernaten, die weit von der Wirklichkeit sind. So muß das Gesamturteil schief werden. Konjunktur-Kritik ist eine verflucht schwierige Sache. Man lernt sie nicht aus statistischen Extrakten so wenig wie aus Kollegs. Sie setzt voraus: Dauerkontakt mit dem Leben und Kombinationsgabe. In England wäre ein Brüll- und Entrüstungsecho sicher. Bei uns wird schmunzelnd das Profitchen eingesackt, man dankt dem Herrn für das Gratisstimulanz und sagt: Mach' man so weiter. Carnifex

Der Weg des Felix Holländer

Felix Holländer ist des Landes entflohen. Bei Nacht und Nebel, ohne — wie es doch sonst ihm liebe Gewohnheit war — mit offenen Briefen die Blätter zu überschwemmen. Vielleicht sah er selbst, daß auch die rührendste Erzählung in diesem Fall keinen Hund vom Ofen locken würde. Holländer hat gerade in letzter Zeit so viel Sentiments von sich gegeben, daß er wenig Aussicht haben würde, das Publikum noch einmal mit gefühlvollen Ergüssen zu interessieren und für seine Retraite in kritischer Situation Verzeihung zu erwirken. Selbst lar-

Digitized by Google

moyanteste Schilderungen der Empfindungs-Zwiespältigkeiten und Leidenschaften, unter denen er handelte, würden nicht vergessen machen können, daß Holländer seine privaten Angelegenheiten leichtfertig über die Sache eines großen Gemeinwesens, das ihn mit deren Wahrung betraut hatte, zu setzen vermochte, — in einem Augenblick, da diese Sache durch ihn selbst dem Ruin nahe gebracht worden war! Keine Liebe hinterläßt Felix Holländer in der alten Reichsstadt, kein Bedauern; — nur ein peinliches, erbittertes Erinnern und ein in fabelhaft kurzer Zeit zerrüttetes Theater.

Er hat es bunt getrieben! Erinnern wir uns: — der sensationellen Nachricht, daß er zum Frankfurter Intendanten erkoren sei und diesem Rufe folgen werde (wiewohl ihm die Trennung aus dem bisherigen Wirkensbereich unendlich schmerzlich sei!); des pompösen Absagebriefes wenige Tage darauf (weil besagter Schmerz als unüberwindlich sich erwiesen hatte!); des plötzlichen Vertragsabschlusses drei Monate später (der Schmerz war jetzt gewichen!); der geschwollenen Versprechungen; des rührseligen Antrittsspeeches (der Schmerz tauchte wieder auf, aber auch Goethe .... Reinhardt .... das süddeutsche Kunstzentrum ..... das Hintanstellen persönlicher Rücksichten und Gott weiß was alles sonst!); erinnern wir uns alles dessen!

Damals schon mußte man den Kopf schütteln. Manneswort sei kein Federballspiel; Entschlüsse, so schwungvoll bekannt, seien genug motiviert, nicht in Wochenfrist wieder umgestoßen werden zu müssen! Immerhin —: man dachte an das Motto, das eine süddeutsche Zeitschrift jüngsthin für Herrn Holländer gewählt hatte: „Betrieb muß sein.“ Vielleicht daß man unter diesem Gesichtspunkt das Geschehene noch billigen konnte: Betrieb, Reklame. Nicht schöner zwar, doch aber eines Sinnes nicht ermangelnd! Nunmehr jedoch? Herr Holländer hat sich seitwärts in die Büsche geschlagen! (und wäre nicht sein Roman ihm selbst Veranlassung gewesen, Empörung hätte ihn bald gezwungen!). Er floh, nachdem er — wir wollen offen sein! — den ehrwürdigen Karren der Frankfurter Schauspielbühne in einen Dreck hineingefahren, den auszumisten Andere vielleicht Jahre brauchen werden. Wie anders das Ende, wie anders der Beginn!

Der war erfüllt von wohlklingenden Prinzipien. Aber Prinzipien sind oft Utopien; an der Wirklichkeit scheitern sie; harte Notwendigkeit gibt ihnen den Rest. Und wer sich trotzdem an sie klammert, wird bald lächerlich! Auch über Herrn Holländer möchte man lachen, — doch die Verwüstung, die er angerichtet, ist zu ernst. Er hatte sich auf Eines versteift: doppelte Ensembles, die unabhängig von einander zu proben und spielen vermögen. Zugegeben: ein guter, wenn auch nicht neuer Gedanke. Nur — doppeltes Geld erfordert er! Darum muß das normale Theater, solcher Mittel bar, auf seine Verwirklichung verzichten. Herr Holländer wollte es trotzdem erzwingen. Also warf er teure Spieler von ehedem auf die Straße und engagierte für sie die doppelte Zahl zum halben oder gedrittelten Preis. Gutes aber ist nicht billig; Billiges meist schlecht! Darum erlebten wir miserables Theater und der Versuch mußte mißlingen. Ich freue mich des Frankfurter Publikums, daß es nicht auf die bestechenden Worte hereinfiel; daß es sich überaus ablehnend und kalt verhielt, — trotz der anfeuernd arbeitenden Claque! Man hatte da unter dem alten Claar ein ruhiges

Digitized by Google

Theater, mit wackelnden Kulissen und oft langweiligen Stücken, aber auch mit routinierten Akteurs und einer soliden, sachlichen Arbeit. Man bekam unter Volkner einige sehr talentierte und einige mittelmäßige neue Spieler, gute Dekorationen und eine moderne Regie in anständigen Maßen. Herr Holländer hat fünfundzwanzig neue Mitglieder engagiert (darunter Schauspielerinnen mit 30 Mark Monatsgage!), hat Stück um Stück angenommen, hat die Trommel gerührt und die Presse bestürmt: — aber er hat dieses hochanständige Theater binnen kürzester Frist in eine Situation gebracht, die im Geschäftsleben einen vollkommenen moralischen und finanziellen Bankerott bedeuten würde, — und das war bitter! —

Felix Holländer ist wohl vorerst erledigt. Man begreift es, daß der Frankfurter Aufsichtsrat zwischen sich und dem Herrn Intendanten jetzt die Distanz zu vergrößern sucht, — daß er gar den Anschein erwecken möchte, als habe der Vielgewandte noch gar nicht seinen Posten angetreten. Das stimmt zwar nicht! Aber es läßt die ganze Reue und Verstimmung über die verkrachte Liaison erkennen. Mancher meint heute, man hätte sich mit der ersten Absage begnügen sollen. Manchem mag's schon damals würdelos erschienen sein, wiederum an die Türe zu klopfen, die vorher so vernehmlich geschlossen worden war. Manchem mag es übel geworden sein, als die lieblich pendelnde Stimmungsseligkeit des Kandidaten sich erwies. Aber selbst die Schwarzblickendsten hegten noch größere Hoffnungen, als schließlich erfüllt wurden. Herr Holländer, der als Handlanger seines Meisters gewisse Qualitäten besessen haben mag, versagte dort, wo er auf eigene Verantwortung und Intuition zu walten und wirtschaften hatte. Die Umstände seiner Flucht mit ihrer Romanhaftigkeit (die man uns so beflissen ins Bewußtsein paukt!) vermögen nicht darüber hinwegzutäuschen, daß der wahre Zusammenbruch seiner Existenz, — die künstlerische und organisatorische Blamage — schon vorher erfolgt war! Das erst gibt dem Falle Holländer seine Unerquicklichkeit!

Und darum muß man wünschen, daß Herr Holländer jetzt eine längere Frist sich ruhig verhalte, furchtbar ruhig, und seine Natur bezähme, die ihn bisher zuverlässig zu den auffälligsten Posten drängte, ihn zu den wildesten Gesten verführte, — als Dichter und Feuilletonist, als Filmautor, Geisterseher, Theatermensch und was weiß ich!

Leopold Schwarzschild

Ein Franzose über Rosegger

Daß Deutsche über bedeutsame literarische Erscheinungen der nichtdeutschen Völker eingehend und mit der größten Sachkunde geschrieben haben und schreiben, ist eine bekannte Sache. Es existieren literargeschichtlich und ästhetisch bedeutsame Werke deutscher Schriftsteller über die Literaturen wohl aller europäischen und außereuropäischen Völker. Ebenso bekannt ist es, daß die Deutschen die reichste Uebersetzungsliteratur haben. Seit einigen Jahrzehnten kann man die Beobachtung machen, daß die literarisch so sehr in sich eingesponnenen Franzosen sich ernsthaft und eindringlich mit der deutschen Literatur beschäftigen. Abgesehen von Werken, die sich mit hervorragenden Erscheinungen der deutschen Literatur befassen, z. B. Grillparzer, haben sie auch Spezialuntersuchungen von namhaften Werken geliefert.

Digitized by Google

Nun ist auch ein Buch eines Franzosen, A. Vulliod, über Peter Rosegger erschienen, das M. Necker ins Deutsche übersetzt hat (bei Staackmann in Leipzig). Es war diese Uebersetzung wohl wert. Dieser Franzose und dieses sein Buch verdienen die größte Beachtung. Vulliod ist wohl eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der französischen Gelehrtenwelt. Denn er hat sich zum Gegenstande seines Studiums einen Schriftsteller gewählt, der so spezifisch deutsch ist, daß er von vornherein romanischem Geiste fremdartig erscheinen muß. Er hat außerdem vieles im Dialekt geschrieben und auch den hat Vulliod vollständig bewältigt. Schon, daß Vulliod die Bedeutung Roseggers erkannt hat, ist keine geringe Leistung. Rosegger ist keiner jener leuchtenden Sterne am Literaturhimmel, die von vornherein die Aufmerksamkeit erregen. Es gibt vielleicht sogar nur wenige Deutsche, die die volle Bedeutung Roseggers gegenwärtig voll erfassen. Rosegger ist kein Blender. Die so tätige Reklametrommel hat nie für ihn gewirbelt. Wenn je einer, so konnte von ihm gesagt werden: Selbst erschuf er sich den Wert. Das so oft mißbrauchte Wort „schlicht" gilt von ihm im echtesten Sinne. Auch ist er ein prächtiges Beispiel dafür, daß nicht Wissen Bildung ist. Im schulmäßigen Sinne war er nicht gebildet. Wohl hat er Schulbildung, nachträglich, genossen, vieles gehört, vieles gelesen, aber das alles doch sehr unsystematisch, in gar nicht gelehrter Weise. Aber dem innerlich reichen wächst aus dem kleinsten Samenkorn des Wissens ein fruchtbeladener Baum der Erkenntnis. Obwohl er neben seiner künstlerisch-schriftstellerischen Tätigkeit über tausend Dinge von öffentlichem Interesse als Lehrer und Prediger des Volkes geschrieben hat, ist er nie ein Parteimann und doch ein von allen, mit Ausnahme der reaktionären und muckerischen Parteien hochangesehener Mann geworden. Freilich — eine Zeit lang — als der Antisemitismus bei uns in Deutsch-Oesterreich eine deutschnationale Sache war, da haben ihn die Deutschnationalen förmlich boykottiert. Denn die christliche Innigkeit Roseggers konnte den Antisemitismus nicht billigen. Damals feierte ihn die „liberale" Presse, die hieß damals und bei vielen noch heute, die Judenpresse. Später verdarb er sichs mit den Juden, als er sich weigerte, über Heine ein Urteil abzugeben: er kenne ihn zu wenig. Es ist Rosegger darin zu glauben. Das ganze ist aber so bezeichnend für unsere Verhältnisse, daß man es erwähnen muß, zumal Vulliod gerade über diese Dinge schweigt. Denn ihm ist es um den Künstler Rosegger zu tun. Und den hat er in einer geradezu bewunderungswürdigen Weise verstanden und dargestellt. Wie groß dieses Verdienst ist, kann nicht leicht abgeschätzt werden. Denn Rosegger ist nicht nur spezifisch deutsch und daher für einen Franzosen nicht ohne weiteres verständlich, er ist auch spezifisch steirisch. Es lebt in Vulliod eine ungemeine Kraft der Einfühlung, die ihn befähigte, die Persönlichkeit in ihrer Gesamtheit und in ihrer provinzialen Besonderheit ganz zu erfassen. Vielleicht ist es für uns beschämend, daß das bisher schönste und beste Buch über Rosegger nicht ein Deutscher geschrieben hat. Aber lassen wir nicht dieses Gefühl über uns Macht gewinnen. Freuen wir uns im Gegenteil über die Tatsache, daß ein Franzose einen so tiefen Blick in deutsches Wesen getan hat. Es ist nur ein Zeichen, aber eben doch ein Zeichen, daß der Nebel, der so oft den Blick hindert, den Nachbarn ganz

Digitized by Google

zu erkennen, wenigstens auf Augenblicke weicht. Die alte deutsche Demokratie ersehnte den Bund Deutschlands mit Frankreich. In der Tat, wenn diese beiden Völker und Staaten zusammenhalten, dann gibt es keine europäische Kriegsgefahr mehr. Je mehr aber Deutsche und Franzosen sich gegenseitig verstehen, desto mehr müssen sie einander näher kommen. So möchte man geneigt sein, Vulliods Buch nicht allein wegen seines literargeschichtlichen Wertes, sondern auch als ein Symptom zu begrüßen.

Engelbert Pernerstorfer

Ueber das Sonett

Wir wissen weder wo, noch wie das Sonett entstanden ist. Nur Hypothesen werfen ein spärliches Licht auf den Weg zu seinem Ursprung, und die glaubwürdigste davon erzählt, es sei in Italien geboren und aus der Vereinigung zweier altitalienischer Strophenformen, der sizilianischen Ottava und dem toskanischen Rispetto hervorgegangen, deren Reimschema mit dem der Urform des Sonettes große Aehnlichkeit hat. Im 13. Jahrhundert finden wir es schon völlig ausgebildet vor; Guittone d'Arrezzo ist der erste Sonettdichter, von dem wir überhaupt Kunde haben, und Dante und Petrarca sind diejenigen, die ihm in der Poesie seine unverrückbar feste Stellung anweisen: auf das „Neue Leben" und die Sonette an Laura gehen alle späteren Versuche in dieser Dichtform letzten Endes zurück.

Der Name Sonett stammt aus dem Italienischen, und sonetto ist Diminutiv von suono, der Ton, welches Wort wiederum mit suonare, auf einem Instrument spielen, zusammenhängt. Damit ist gesagt, daß die Sonettform ehemals musikalisch empfunden worden sein muß, daß zwischen ihr und gewissen Grundformen der Musik eine nahe Verwandtschaft besteht. Leider läßt uns die Geschichte mit Beweisen für die Gültigkeit dieser Annahme im Stich, aber bei genauerer Betrachtung der Form selbst können wir immerhin noch einiges darüber ermitteln. Ich denke nicht so sehr an das Reimgeklingel — dessen akustische Absichten greifbar genug sind —, wie vielmehr an die eigentümliche Struktur des Gedichtes, vor allem an die Teilung in Oktave und Sestett. (Die weitere Scheidung in Quatrinen und Terzinen hat nebensächliche Bedeutung). Es wird jedem Unbefangenen auffallen, daß die beiden Strophen ungleich lang sind: diese Ungleichheit läßt sich nur aus dem Geiste der Musik befriedigend erklären. Nehmen wir an, das ganze Sonett sei ein gerader musikalischer Takt, meinetwegen ein Allabreve, und Oktave und Sestett seien die beiden Taktteile. Nun haben bekanntlich die einzelnen Taktschläge für unser Ohr niemals die nämliche Stärke, sondern gute Teile wechseln mit schlechten, betonte mit weniger betonten. Dieses selbe Verhältnis besteht zwischen den beiden Stücken des Sonettes. Die Oktave ist der umfangreichere und stärker akzentuierte Teil, das Sestett der kürzere und schwächere, ihre Verbindung eine natürliche Einheit. Wie der Takt trägt auch das Sonett der rhythmischen Anlage unseres Bewußtseins Rechnung; es ist kein Zufallserzeugnis, keine willkürliche Schöpfung, sondern etwas organisch Gewachsenes, Gesetzmäßigkeit durch und durch; es ist die Woge, die langsamer und schwerer heranrollt als sie verebbt.

Dafür aber, daß wir in der Folge von Oktave und Sestett wirklich die Urform des Sonettes haben, sind der

Digitized by Google

Beweise mehrere. Die mutmaßliche Entstehung aus Ottave und Rispetto könnte als der beste gelten, wenn sie eben nicht bloß Mutmaßung wäre; sichereren Anhalt gewähren die Ordnung der Reime und die von den Italienern schon früh erprobte und geforderte innere Zweiteilung in Satz und Gegensatz, Frage und Antwort, Problem und Lösung. Das gewöhnliche Reimschema ist ja dieses: abba abba — cde cde, und da den Reimen in erster Linie bindende Kraft innewohnt, so muß die Hauptzäsur dorthin fallen, wo sich nach dem verschlungenen Spiel von a und b die Bindung für einen Augenblick lockert, zwischen die achte und neunte Zeile.

Aus alledem ergibt sich, daß der Dichter die Sonettform nicht einfach als eine leere Hülle ansehen darf, die mit Gefühlsresten und Gedankenabfällen nach Belieben vollgestopft werden kann — gleichgültig, ob hier oder da eine Naht reißt oder ein kahler Raum übrig bleibt. Er soll sie füllen wie der Mann von Geschmack sein edles Weinglas füllt, vorsichtig abwägend, mit einer sachten Zärtlichkeit; er soll ihr den Inhalt sorgsam anpassen und so ein Kunstwerk schaffen, das Einheit atmet. Gewiß ist das Sonett wegen der gegebenen Größen und Verhältnisse eine Art Rechenexempel, dessen Lösung vorwiegend dem Verstand obliegt, aber wieviele Lösungsmöglichkeiten bieten sich in dem engen Rahmen, wieviel Freiheit birgt noch die Beschränkung! Der Dichter mag den Inhalt so verteilen, daß der gedankliche Schwerpunkt auf die Oktave rückt, er mag synkopisch das Sestett hervorheben oder beide gleichmäßig behandeln oder gar die Terzinen nur als Coda hinterdrein flattern lassen: eines ist so fruchtbar wie das andere. Es hindert ihn auch niemand, das Sonett einstrophig zu bilden, zu enjambieren und die Zahl der Reime zu vermindern, wie Shakespeare es tat; nur muß er dann den Inhalt dementsprechend gliedern und alle Wirkung gegen den Schluß hin zusammenziehen, damit man nicht überm Lesen die Phantasie abspannt und unversehens einschläft. Denn das Sonett hat keine schlimmere Feindin als die Langeweile. —

Gegebene Größen, Rechenexempel, Verstand: daraus ergibt sich noch eine Forderung für den Sonettisten. Philipp Witkop urteilt: „Im Sonett ist es entweder das Gefühl, das sich in der Reflexion ergreifen läßt, oder es ist ein rein gedanklicher Vorgang, der sich zur klaren Anschaulichkeit durchsetzt. Immer muß der innere Vorgang so beherrscht, so wenig unmittelbar und eruptiv sein, daß er der kühlen Ueberlegung und Eigenartigkeit dieser Form zugänglich bleibt." Gehen wir ruhig noch einen Schritt weiter: Gefühle, in Reflexion getaucht, sind stets verwässerter Aufguß und sollten im Sonett dem Gedanken, der hier mit der wundervollsten Präzision ausgeprägt werden kann, überhaupt den Vorrang, wenn nicht die Alleinherrschaft einräumen. Das „Inkommensurable" des Gefühls, um dessentwillen wir es oft allein lieben und dem die freie Ode wohl willig ist, verliert im Gedränge der vierzehn Zeilen jedweden Zauber.

So kommt dem Sonett als architektonisch strenger Gedankendichtung in der Lyrik eine Eigenstellung zu. Man darf sagen, Sonette wollen nicht gefunden oder gedichtet, sondern gearbeitet sein. Das Sonett ist edelstes Handwerk; fragen wir nur seine Meister. Von Dante Gabriel Rossetti wissen wir, daß er seine Sonette zunächst nur dem Inhalte nach im groben entwarf und dann Wörterbücher,

Digitized by Google

Reimlexika und Synonymiken zu Rate zog, um die Ausführung möglichst vollendet zu gestalten und das Doppelantlitz der Form, the twofold facet of a single tought or emotion, so blank und scharf herauszuschlagen wie die beiden Schauseiten einer Münze. Sonett aber waren ihm Inhalt, Gedanke, reine Form als Spiel und Widerspiel, niemals Worte oder Reime; und dieser Begriff des Gedichtes haftet nicht an Geist und Sprache eines bestimmten Volkes. Es ist ganz töricht zu behaupten, die deutsche Sprache dulde kein Sonett, weil sie zu arm an Reimen sei. „Als wenn dem Talent und dem Genie nicht jede Form zu beleben frei stünde" (Goethe), als wenn der Dichter auf das Schema abba abba cde cde vereidigt wäre! Shakespeare kümmerte sich gar nicht um Schemata und italienische Vorschriften; sehr zu Gunsten der Poesie, wie Schopenhauer meint. Es ist ein Zopf, sich mit A. W. Schlegel auf die klingenden Reime einzuschwören und das Enjambement zu verpönen: vierzehn hyperkatalektische Verse, in denen obendrein Versabschluß und Sinnesabschluß sich ängstlich umklammern, müssen einfach Langeweile erzeugen, und wenn ihr Inhalt noch so sehr von Bewegung strotzt. Der stumpfe, männliche Reim wirkt viel energischer. Vermischt man aber erst beide Reimarten mit sicherem Künstlertakt, zieht man die Verse leicht ineinander und erteilt ihnen Spannung, wählt man volltönende, vokalreiche Wörter und hält sich im übrigen — bewußt oder unbewußt — an das, was die Sonettform selber lehrt, — dann entstehen solche Prachtstücke wie Kleists Sonett an die Königin Luise oder Liliencrons „Auf eine Hand", dann gilt der Ausspruch Boileaus: „Un sonnet sans défauts vaut seul un long poème."

Friedrich Wagschal.

Rosa mystica

Blitz und Wetter! Gift und Galle!
Auch der letzten Milde bar,
Ganz nur Raubtier, gänzlich Kralle
Fraß sie Bourgeois und Zar.

Gott, wie sie sich eifrig zeigte!
Knetet, wälzt und drückt den Teig.
Aber weh! Die Masse streikte
Bei dem großen Massenstreik.

Rosa schweigt! Kassandramäßig!
Vom Revisionistenpfühl
Hebt Gesäß nun auf Gesäß sich
Und verhöhnt ihr Kampfgefühl.

Rosa schweigt! Triumph der Lauen!
Doch die fühlen peinlich scheu:
Dieses Mädchens blut'ge Klauen
Wachsen ihr verdammt schnell neu.

Schweigt sie auch gleich den Mimosen
Jetzo fräulich-sittig, still
Zählt sie doch im Geist die Hosen,
Die sie demnächst spannen will!

Absalon

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google